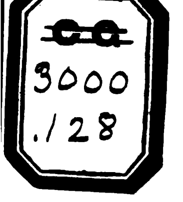
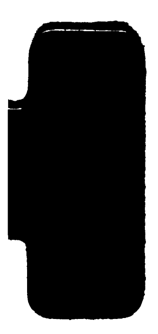
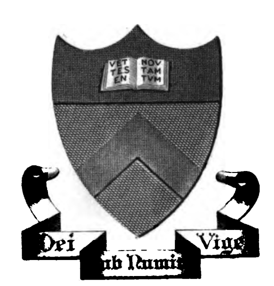

Princeton University Library
32101 063601742






VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
Vige
ub Numi



ARCHIV

FÜR DAS

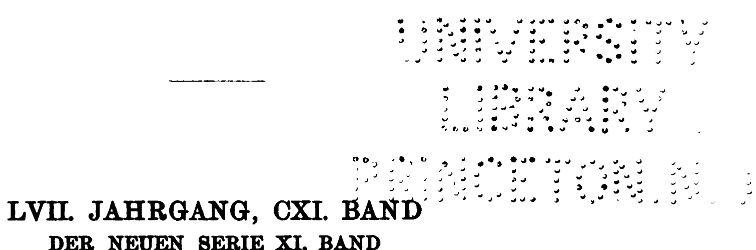
STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF



LVII. JAHRGANG, CXI. BAND

DER NEUEN SERIE XI. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1903

Inhalts-Verzeichnis des CXI. Bandes,

der neuen Serie XI. Bandes.

Abhandlungen.

Kleine Mitteilungen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Die Osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575.

(Berlin, Kgl. Bibl. Mgf 753.)

I.

Unter den Liederhandschriften des 16. Jahrhunderts ist nach dem schon von Görres ausgiebig benutzten und jedem Forscher wohl bekannten Heidelberger Codex germ. Pal. 343. fol. die sogenannte Yxemsche Handschrift, welche der Berliner Gymnasialprofessor Yxem dem in seinem Sammeleifer unermüdlichen und von allen Seiten unterstützten Freiherrn von Meusebach schenkte, und welche nun unter der Bezifferung Ms. germ. fol. 753 der Königlichen Bibliothek zu Berlin angehört, die reichhaltigste. Die Lieder des Codex Pal. zählt vollständig auf mit einigen literarischen Nachweisungen dazu Bartsch, *Die altdeutschen Handschriften d. Universitäts-Bibliothek in Heidelberg* (Katalog d. Handschriften d. Univ.-Bibl. in Heidelberg, Bd. 1), 1887, S. 95—100. Die sonst nur selten benutzte und fast ganz unbekannte Berliner Handschrift Mgf 753 hat bisher niemand etwas genauer angesehen, aufser Bolte, der daraus 'Ein Lied auf die Fehde Danzigs mit König Stephan von Polen (1576)': *Altpreufs. Monatsschr.* 25, 1888, S. 333—338, mitgeteilt und bei dieser Gelegenheit einige kurze, der Hauptsache nach völlig zutreffende Bemerkungen über die Handschrift gemacht hat.

Auf der Vorderseite des mit mannigfachem Zierat versehenen Lederdeckels eingeprefst findet man die Buchstaben GWMGW, die jedenfalls den Weihespruch 'Geh's wie mein Gott will' andeuten sollen; darunter steht die Jahreszahl 1575, darunter sieht man, die Mitte der Fläche füllend, ein weibliches Wesen mit Schwert und Wage, noch eigens gekennzeichnet durch die Unterschrift JUSTITIA. Innen stöfst man zunächst auf sechs leere Blätter, sodann auf 128 erst neuerdings durchgezählte, wovon die vorderen 96 beschrieben sind und 150 schon bei der ersten Anlage mit Nummern sorgfältig bezifferte Lieder mit spärlich dazwischen gestreuten Nameneintragungen und etlichen Sprüchen enthalten, die letzten Blätter leer sind bis auf das Bl. 122, dessen Vorderseite den Anfang eines Registers, mit B bereits abbrechend, enthält.[1] Später sind noch hinten ange-

[1] Die Lagen bestehen aus je sechs Blättern, aufser Bl. 47—50 und 117—120, sowie den beiden an die Deckelhälften vorn und hinten anstofsenden Lagen. Das Wasserzeichen hat die Form eines Wappenschildes, dessen innere Gestaltung zu erkennen unmöglich scheint.

heftet zwei gefaltete Blätter, mit einem von des Freiherrn von Meusebach Hand geschriebenen, bei Nr. 43 abbrechenden Inhaltsverzeichnis, und zwei Briefe von Yxem an Meusebach vom 22. Nov. 1832 und vom 24. Dez. 1830.

Nirgends deutet eine Spur auf die Person des ersten Stifters oder Besitzers, nirgends ist Bestimmung oder Ursprung bezeichnet, nicht einmal Yxem hat für nötig befunden, anzugeben, woher sein kostbares Besitztum stammte. Dennoch läſst sich die Heimat unserer Handschrift unzweifelhaft nachweisen. Auf der Innenseite der hinteren Deckelhälfte ganz unten am Rande in der Ecke rechts bemerkt man einige teilweise stark verwischte, kaum noch lesbare Zeichen, aus denen man mit Mühe so viel entziffern mag: *Constat daler*(*i* bezw. -*o*) *Osnab. Anno* < *75*. Diese wenigen Zeichen sind für die Frage nach der Herkunft der Handschrift sehr wichtig. Zu Osnabrück also hat jemand im Jahre 1575 das gebundene, noch nicht angeschriebene Buch für einen Taler gekauft. Daſs es dann bald nach diesem Ankauf vollgeschrieben wurde, spätestens ins Jahr 1577 hinein, beweisen die Lieder, deren keines in spätere Zeit gehört, deren eines aber, eben das von Bolte veröffentlichte, wohl unmittelbar unter dem frischen Eindruck der Zeitereignisse, bei lebhafter Teilnahme an den Tagesbegebenheiten aufgezeichnet worden ist.

Die Lieder sind von ein und derselben Hand, von der auch die den Kauf des Buches betreffende Notiz herrühren könnte, mit ungewöhnlicher Sorgfalt geschrieben. Trotz aller Sauberkeit und peinlicher Genauigkeit läſst die Schrift viel Unsicheres bestehen; so sind a, e und o selten sicher auseinanderzuhalten. Der Wortlaut ist ein beständig zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Mundart schwankender, nach verschiedenen Gegenden in mannigfachen Färbungen hinüberschillernder Mischmasch, den einer bestimmten Landschaft zuweisen zu wollen vergebliches Bemühen wäre, eine mehr persönlich zufällige denn lokal gesetzmäſsige Sprechweise, eine solche, wie sie Leuten eigen zu sein pflegt, die sich in mancher Herren Ländern getummelt und überall etwas angenommen haben. Schreibart und Sprechweise sind ganz willkürlich, schwankend und fehlerhaft. Sehr störend wirkt die häufige Verwendung von 'die', vermittelt durch niederd. 'de', für 'der'. Die geringe Schulbildung des Schreibers verrät sich besonders in der beständigen Verwechselung von 'mir' und 'mich'; letzteres wird entschieden bevorzugt.

Den Stifter und wahrscheinlich auch in derselben Person den Schreiber dieser Liedersammlung wird man, wie noch öfter, auf einem Landedelsitze suchen müssen, unter den wackeren ritterlichen Haudegen, die mit dem Schwerte besser umzugehen verstanden als mit der Feder. Dazu stimmen auch die Nameneintragungen, die sich bisweilen zwischen den Liedern finden: Georg von D a l w i g k 1576; Jo. v. D. der mitler 1576; Samuel v. D. Georg von D i n c k l a g e; H. v. D. Hnr. v. D. J. v. D. † 1588 zu Cloppenburch; Thomas v. D. † zu

Bremen, begraben zu Verden; Ewald von Hertingßhausen u. a. Alle Geschlechternamen, die vorkommen, weisen in die Gegenden von Oldenburg über Osnabrück nach Westfalen. Ebendahin wird man geleitet, wenn man die Beziehungen ins Auge faſst, in denen unsere Handschrift zu Georg Niege von Allendorf steht, und wenn man behutsam den Fäden folgt, durch welche diese Liedersammlung mit den Gedichten jenes Mannes verknüpft ist. Nieges Gedichte liegen in fünf starken Quartbänden der Königlichen Bibliothek zu Berlin unter der Bezeichnung Mgq 864 vor; diesen Wust langweiligster Poeterei durchzuarbeiten, hat sich niemand bisher entschlieſsen können. Drei Lieder daraus hat Birlinger abgedruckt: *Deutsche Lieder, Festgruſs an L. Erk,* 1876, S. 19, 21 und 39; eins gibt Bolte: Der Bauer im deutschen Liede: *Acta germ.* I, 1890, S. 258—262; den versprochenen ausführlicheren Bericht über die Person des Georg Niege sowie seinen handschriftlichen umfangreichen Nachlaſs von Gedichten scheint Bolte bisher nicht geliefert zu haben. Im dritten Bande schildert Niege seinen Lebenslauf, wobei er dem Leser zumutet, die Jahreszahlen durch umständliche Rechnungen zu ermitteln. Nach einem reich bewegten Leben wird er durch Vermittelung seines Gönners Jürg von Holle[1] Hauptmann in Diensten des Grafen Ludwig von Nassau, sodann Kommissar des Stiftes Minden, und in Diensten des Bischofs Herman von Minden Oberamtmann über das Haus zum Berge, später Commenthur zu Hervorden usw. Sein dichterischer Nachlaſs bietet die wichtigsten Belegstellen für unsere Handschrift zu den Sprüchen hinter Nr. 19 und zu Nr. 34, 120, 123, 132. Die merkwürdigste Tatsache läſst sich aber aus Nr. 14 erschlieſsen. Dieses Lied, beginnend 'Helf Gott waß schall ich syngen', verläuft in neun Strophen, wovon die ersten acht in ihren Anfängen ergeben H-i-l-m-a-r-von-Qu-. Es leuchtet ein, daſs hier ein vor seiner vollständigen Durchführung abgebrochenes Akrostichon - vorliegt. Nun führt unser biederer Hauptmann und Reimschmied Niege zuletzt unter seinen besonderen Gönnern, die für ihn sorgten, und denen er Dank schuldete, Hilmar von Quernheim auf, der ihn zum Verwalter einsetzte. Dieser Edelmann ist wohl der Verfasser des Namenliedes, und in seinem Kreise mag die Handschrift entstanden sein.[2]

Den ganzen Inhalt der Handschrift Lied für Lied und Wort für Wort wiederzugeben, würde den Aufwand an Zeit, Geisteskraft

---

[1] C. Spangenberg, *Adelspiegel* II, 1594, Bl. 257 a; *Universal-Lexikon* 13, 1735, Sp. 638.

[2] Hilmar von Quernheim, 1575 Drost zu Moringen, † 1581. Quernheim ist eine Ortschaft in Westfalen, Fürstentum Minden, Grenze von Osnabrück. Vgl. *Universal-Lex.* 30, 1741, Sp. 216. Nic. Selneccer, *Psalmen,* 1587, erwähnt in der Erinnerung an den Leser 'des frommen Hauptmanns Georgij Nigidij schöne melodeyen' und gibt S. 41 dessen Bearbeitung von Ps. 79. Mützell, *Geistl. Lieder* S. 464, gedenkt auch des G. Nigidius. Mgq 864. III. Bl. 94 'Der lauf meines lebens' bis Bl. 130.

und Kosten der Drucklegung nicht wert sein. Wo die Handschrift zu allbekannten, in zahlreichen Fassungen gedruckt vorliegenden Liedern gar nichts Neues aufser vielleicht anderen Lesarten von zweifelhaftem Wert bietet, da ist es nützlicher, die einzelnen Lieder in den literarischen Zusammenhang einzufügen und bei der Gelegenheit womöglich die sonst ermittelten Belegstellen zu vermehren und zu sichten, als immer wieder den ganzen Wortlaut vorzuführen, ohne dafs dabei Ergebnisse für die Geschichte des Liedes oder kritische Behandlung des Textes gewonnen würden. Eigenartiges aber und zugleich Wertvolles bietet die Handschrift nicht viel. Zwei Drittel des Ganzen sind anderwärts ebensogut oder besser anzutreffen. Für etwa 85 Nummern liefert allein das Ambraser Liederbuch meist bessere, nur selten minderwertige gedruckte Fassungen: Hs. 1. 3. 5. 6. 8. 9. 11. 12. 18. 19. 20. 23. 25—29. 31. 35—71. 74—76. 83. 88. 89. 90. 92—102. 110 (= A 110). 114. 115. 120. 124. 126. 129. 134. 142. 145. 146. 150. Auffällig sind bei dieser starken Übereinstimmung längere Reihen wie 92—102 und namentlich 35—71. Innerhalb solcher Ketten entspricht sich sogar im Ambraser Liederbuch und in der Handschrift beiderseits mehrere Glieder hindurch die Reihenfolge: z. B. Hs. 50 = 1582 A 55, 51 = A 56, 52 = A 57, 53 = A 58, 54 = A 60, 55 = A 61 usw. Auch der Wortlaut stimmt bei manchen Liedern beiderseits auf das genaueste sogar in seltsamen Formen und Wendungen überein. Es mufs ein enger Zusammenhang zwischen der Handschrift und einem Vorläufer der Liedersammlung vom Jahre 1582 bestanden haben, und in gewissem Sinne darf man der Handschrift selbst wohl den Wert eines Vorläufers zu jenem wichtigen Liederbuche beilegen und sie derselben vielgenannten Gruppe von Liederbüchern als gleichwertig einreihen. Vielleicht ist unsere Handschrift sogar höher zu bewerten als die bedeutendste gedruckte Sammlung, die Ambraser, und die bedeutendste handschriftliche, die Heidelberger. Wenn auf einem Gebiete für Erzeugnisse, die zum gröfsten Teil längst aus anderen Quellenschriften bekannt sind, eine zuvor nicht ans Licht gezogene Sammlung zum erstenmal vollständig durchgemustert wird, so läuft man Gefahr, den Wert dieser neuen Quellenschrift, sofern sie nicht überraschend viel Eigenartiges bringt, zu gering zu veranschlagen. Manche Mängel der anderen grofsen Sammlungen sind in unserer Handschrift vermieden. Wenn im Ambraser Liederbuch prosaische Stücke wie Nr. 233 und 234 oder 254 mit unterlaufen, wenn zahlreiche Meistergesänge darin aufgenommen sind, wenn auch die Heidelberger Hs. nicht ganz den Meistergesang (s. Nr. 66 'Ich han gelessen ein Coppey') vermieden hat, wenn diese zunächst zehn geistliche Lieder voranschickt und von jenen geschmacklosen Liedern, worin die Liebste durch einen einzelnen Buchstaben bezeichnet ist, wimmelt (wie Nr. 24 'E du mein schatz', 25 'P hochste frucht', 26 'E weiplich bildt', 27 'Ach W nit brich', und eben dieses Lied noch einmal Nr. 30 'Ach

E nit brich' usw.), wenn beide Sammlungen, Ambraser und Heidelberger, viele Lieder zweimal geben, so verlieren diese beiden gröſseren Sammlungen im Vergleich zur Berliner Handschrift schon wesentlich an Umfang und Wert. Die Berliner Handschrift kann demgegenüber auf den Vorzug besserer Auswahl und gröſserer Einheitlichkeit Anspruch erheben. Zwar fehlt es auch in ihr keineswegs an recht platten, unerquicklichen Reimereien, aber ganz ungenieſsbares, durchaus unerträgliches Zeug ist selten. Doppelt sind: 12 = 61, 71 = 124, 99 = 145, 70 ähnlich 83, 45 = Str. I—V, 146 = Str. VI—XI ein und desselben Liedes.

An eigentlich historischen Liedern trifft man im ganzen Verlaufe nur zwei, das von Bolte zum erstenmal veröffentlichte 'Hort tho wat ich will singen' (Nr. 143) und, als genügend bekannt zu bezeichnen, 'Bommey bommey ihr Polen' (Nr. 96). Daſs der Sammler nur gerade diese beiden auf Polen bezüglichen Lieder aushob, während er sonst um historische Lieder sich nicht kümmerte, dieser Umstand kann auch nur in persönlichen Verhältnissen seinen Grund haben, den unzweifelhaft nachzuweisen freilich mit den geringen hier vorgefundenen Spuren nicht möglich sein dürfte. Auch sonstige Gedichte von erzählender oder darstellender Gattung sind spärlich vertreten. Als erzählendes Lied mit historischer Grundlage läſst sich anführen Nr. 55, Albrecht von der Rosenburg, und als eins mit sagenhaftem Hintergrunde Nr. 115, eine Tageweise, die einen ähnlichen Stoff wie die Sage von Pyramus und Thisbe darstellt; beide Gedichte sind mehrfach überliefert und neuerdings oft abgedruckt. Zahlreicher vertreten sind Gedichte, die historischen Persönlichkeiten in den Mund gelegt sind und von diesen zum Teil auch verfaſst zu sein scheinen, worin jedoch nur Stimmungen, keine Begebenheiten zur Darstellung kommen, so: Nr. 5 'Mein fleiß und müh hab ich nicht gespart', Lied G. von Frundsbergs; 24 'Ach Gott mich thut verlangen', der Herzogin Sibylla zu Sachsen, 73 'Ich armes Fürstlein klage mein leidt', dem Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen, 94 'Ich schwing mein horn', dem Herzog Ulrich von Württemberg zugeeignet, u. dgl.

Das interessanteste Stück aus der ganzen Sammlung ist ein bisher in keiner anderen Fassung bekanntes, nirgend abgedrucktes oder auch nur erwähntes Lied, welches man nicht sowohl historisch als vielmehr politisch nennen kann, worin ein Edelmann seinem ehrlichen Zorn gegen das überwuchernde Gelehrtentum und die sich auf Kosten des Adels in einfluſsreichen Stellungen breit machende Schreiberzunft mit klobigen Worten wie mit Keulenschlägen Luft macht: 'Woll auf ihr Frommen vom Adel gut, | Helft schlan alle Doctorn und Schreiber zu tott' beginnt Nr. 87, ein schöner Gedanke, leider nicht zur Ausführung gekommen! Wenn dabei so recht 'ein politisch Lied' als 'ein garstig Lied' erscheint, so kann die kulturhistorische Bewertung desselben dadurch nicht beeinträchtigt werden,

vielmehr bleibt dieser dichterische Gewaltausbruch in seiner geistigen Unbeholfenheit, in seiner Neigung, mit eiserner Faust frischweg dreinzuhauen und alles kurz und klein zu schlagen, ein für jene Zeit charakteristisches Dokument allerersten Ranges. Auch werden manche deutschgesinnten Seelen nicht abgeneigt sein, diesen treuherzigen, aufrichtigen und mannhaften Rittern beizupflichten, wenn sie es bitter empfanden, sich durch elende Federfuchser verdrängt zu sehen, wenn sie darauf hinwiesen, wie es in diesem Liede geschieht und wie man's noch immer bisweilen hören kann, daſs sie für Fürsten und Volk ihr Blut niemals geschont haben, daſs sie mit Leib und Leben für das, was auf ihr Anraten geschieht, einzutreten stets bereit gewesen sind, wenn sie das arme Landvolk vor den Kniffen und Schlichen gieriger Rechtsverdreher und Wucherer geschützt sehen wollten. Es weht etwas wie ein Hauch vom Geiste des biederen Götz durch dieses Gedicht.

Sonst unterscheidet sich der Inhalt der Handschrift nicht von demjenigen gleichartiger Sammlungen. Lieder von der Liebe Lust und Leid, vom Scheiden und Meiden sind am zahlreichsten, daneben machen sich schon durch ihre Vereinzelung bemerkbar auſser den wenigen historischen und politischen Liedern ein paar geistliche und in etwas gröſserer Menge Lieder von moralisierender Tendenz, besonders Klagen über zunehmende Treulosigkeit und Falschheit in Handel und Wandel. Hoffentlich wird man jetzt nach diesen kurzen einleitenden Bemerkungen der Handschrift, welche für Geschmack und Bildungsstand des deutschen Landadels im allgemeinen und besonders im Gebiet von Osnabrück, dem angrenzenden Westfalen und Oldenburg sehr bezeichnende Stücke vereinigt, bei der Durchsicht im einzelnen ein wenig Aufmerksamkeit nicht versagen.

Eyn Hubseh Newes Leidtt: 1. **Der vorlaren Dienste vnd der seindt viell, Der ich mich allzeitt vnderwunden hab ...** 3 neunz. Str. = 1582 A 101, B 42; Forster III 1549 u. ö. Nr. 73 mit je 3 entspr. Str. Fl. Bl. Ye 64: Vier schöne liebliche Lie-|der. Das erst: Der verlornen dienst vnd der sind vil ... ... Das vierde: Hertz eini- ger trost auff erden. (Bildchen, Lanzknecht u. weibl. Wesen darst.) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch Val. Neuber. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rückseite des ersten u. d. letzten Blattes leer. Wegen des vierten Liedes s. später Hs. Nr. 69.) Basel, Universitäts-Bibl. Sammelb. Sar. 151 St. 38 'Vier Hübsche newe Lieder, Das erst, Der verlornen dienst vnnd der seind veil' o. O. u. J. (3 Str.). Handschriftlich oben stehendes Lied noch Berl. Hs. 1568 Nr. 41; 1569 bezw. 1575, v. Helmstorffsche, Nr. 21; Liederhs. f. Ottilia Fenchlerin zu Straſsburg v. J. 1592: Birlinger, Alemannia 1, 1873, S. 50 fälschlich in 5 statt der überall nur vorhandenen 3 Strophen (die beiden ersten Abschnitte bilden zusammen eine Strophe, der fünfte Abschnitt gehört gar nicht zu diesem Liede). — Görres S. 86 (Pal. 343 Nr. 22).

Ein ander. 2.

Hertzlich wunsche ich mich bey ihr
allein zu sein mitt freuwden,
die ich vor alles guden begere,
kein Minsche schall sie mir nicht leitten,
dan alleine der Todt,
vnd sunst keine noeth
schall sulche liebe nicht schieden.

Ob ich nicht allzeitt bey ihr sey,
darumb schalstu Hertzlieb nicht truren,
ich laße bey ihr hertz mueth vnd synne,
rede ich ohne alles löghen,
mein jungs hertz
bleibtt stedes jegen ihr vnuorkertt
in rechter liebe vnd treuwe.

Der Liebe Gott muße ihr beschutzer sein,
vnd sie bewaren vor liede,
eß bringet meinem hertzen schwere peine,
daß ich mich von ihr mueß schieden,
darumb spare sie Gott gesundt,
zu aller stundt,
hilff vns zusamende mit freuwden.

Nach dieser Probe mag man sich ein Urteil bilden über die trostlose Verwilderung, der die meisten Lieder innerhalb vorliegender Handschrift anheimgefallen sind. Die Liebste wird bald in zweiter Person angeredet, bald wird von ihr in dritter Person gesprochen; Reim und Maſs wollen durchaus nicht stimmen. Pal. 343 Nr. 136 ebenfalls in 3 Str.

Str. I Z. 1 ‘ihr’ im Reim auf Z. 3 ‘begere’; es stand ursprünglich niederd. ‘by ehr’ im Reim auf ‘begehr’.

Z. 4 ‘leitten’ im Reim auf Z. 2 ‘freuwden’, Z. 7 ‘scheiden’; zu lesen ist wahrscheinlich ‘leiden’ im Sinne von ‘verleiden d. i. abwendig machen, leid machen’.

Str. II Z. 1 ‘sey’ im Reim auf Z. 3 ‘synne’, l. ‘bin’ : ‘sinn’.

Z. 2, 4, 7 Reimworte: ‘truren, löghen, treuwe; ursprünglich schlossen die Zeilen wahrscheinlich mit ‘rüwe, schüwe, trüwe’.

Z. 5 u. 6 ‘hertz’ im Reim auf ‘unvorkert’; l. ‘hert’. Diese Stelle ist besonders geeignet, darzutun, daſs vorliegendes Lied aus niederdeutscher Mundart abzuleiten ist.

Str. III Z. 2, 4, 7 Reimworte: liede, schieden, freuwden; liest man ‘leiden, scheiden, freuden’, so stimmen die Reime wohl zusammen und eigentlich besser, als wenn man diese Worte mit niederdeutschem Vokalismus versieht, doch sind in den Volksmundarten die Laute stets weniger bestimmt, und zumal die Vokale schillern leichter in allen möglichen Klangfarben als in einer fest geregelten Schriftsprache.

Die Zeilen auf eine bestimmte Zahl von Hebungen zu bringen und somit auch die Strophenform in allen drei Absätzen gleichmäſsig zu gestalten, geht ohne groſse Gewaltsamkeit der Änderungen in diesem Falle wohl kaum an und ergibt selbst im besten Falle nur Wahrscheinliches, nicht Sicheres — ein Druck, der vielleicht gefunden wird, kann eher eine feste Grundlage für Besserung des Wortlautes geben. Die Form der Strophe scheint nach folgendem Schema zu gehen:

Hebungen	4	3	4	3	2	2	3	Hebungen
Reim	m a	w b	m a	w b	m c	c	w b	Reim

Der Gedankengang des Liedes, das jeglicher Eigenart entbehrt und sich durchaus in den formelhaften Wendungen und üblichen Reimen damaliger Technik bewegt, ist klar und bietet für das Verständnis keine Schwierigkeiten; es wird hier Abschied genommen unter Versicherung beständiger Treue nebst entsprechender Mahnung, auch Treue zu wahren.

Das Lied füllt wenig mehr als die Hälfte der Seite, darunter steht folgendes geschrieben:

15 A 76
G. G. W. J. B. Gnadt dir Gott.
Ewaldt von Hertingßhausen.

Gnadt dir Gott, gleichbedeutend mit: Gott sei deiner Seele gnädig, wird in dieser Handschrift wie sonst in Stammbüchern den Eintragungen später zugesetzt, um den inzwischen erfolgten Tod des Betreffenden anzudeuten. G G W J B wahrscheinlich: Gott gewähre, was ich begehre (wohl nicht: Gott getreu weil ich bin). Vgl. z. B. Löbe, *Altd. Sinnsprüche* S. 14 ‘O Gott, gewähr, ' Was ich begehr’.

3. **Salich ist der Dach, der mich das gluck vorlenet hatt ...** 8 vierz. Str. Als unzweifelhaft auf demselben Grundstock beruhend und eng damit zusammengehörig, aber nicht vollkommen gleich, sondern nur ähnlich stellt sich dar ein Lied, welches meist beginnt 'Selig ist der tag, der mir dein lieb(e) verkündiget hat' und gleichfalls in 8 vierz. Strophen verläuft; so 1582 A 95, B 40, Fl. Bl. Yd 7850. 38 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, Val. Fuhrmann (o. J.), in diesen drei Fassungen mit 8 nach Wortlaut und Reihenfolge sich entsprechenden Strophen. In einem fliegenden Blatt, das an erster Stelle Nr. 18 unserer Hs. bietet, steht an dritter und letzter Stelle obiges Lied mit 3 Strophen, entsprechend 1, 2, 5 der anderen Fassungen: Ye 453 Drey Schöner Lieder, | Das Erste, | Toll vnd Törricht nimmermehr klug ... Das Dritte, Ein Berg-reyen, Selig ist der Tag ... (4 Bl. 8⁰ o. O. u. J. Rückseite des ersten u. d. letzten Blattes leer.) Eine nach Inhalt und Reihenfolge der Strophen vollkommen mit derjenigen unserer Hs. v. J. 1575 übereinstimmende Fassung bietet eine andere Berliner Hs., Mgf 752 v. J. 1568 unter Nr. 69. Bemerkt zu werden verdient, dafs die genannten Drucke späterer Zeit ein Akrostichon 'Simson', die handschriftlichen beiden Fassungen früheren Ursprungs ein solches auf den Namen 'Sidonia' zu ergeben scheinen. Vgl. noch Melchior Franck, *Musical. Bergkreyen*, 1602, Nr. 6 in 4 Str. = 1582 I—IV. Pal. Nr. 97 u. 185 in je 7 Str.

Voriges Lied füllt nicht die ganze Seite; auf dem freien Raume darunter findet sich, offenbar und merkwürdigerweise von derselben Hand wie die Eintragung hinter Nr. 2, folgendes eingetragen:

1576
W. G. F. M. G.
Samuel v. Dalwigk.

Die Buchstaben bedeuten: 'Wie Gott fügt, mir genügt'; umgekehrt in dem Stammbuch des Freiherrn von Reiffenberg (*Souvenirs* S. 209): M. G. W. G. F. 'Mir genügt, wie Gott fügt'. Vgl. auch Hoffmann, *Findlinge* 1, 1860, S. 434 'Mir begnügt | Wie's Gott fügt'. *Alemannia* 17, 1889, S. 251 'Godt füget, daran mich genüget'. Löbe S. 5, 9, 10, 15.

Ein ander. 4.

Laeß tzu geluck mitt freuwden,
wendt mir mein noeth darin ich byn,
die Aller Schonesten ich mueß meiden,
dauon mein hertz leidet pein,
von der Liebsten mueß ich mich schieden,
geschicht alles wider meinen danck,
bringtt meinem hertzen groiß leiden,
darumb mein hertze wirtt kranck,
schaffett mennigen schweren gedanck.

In treuwen thu ich stetzs ringen
nach einer die ist hubsch vnd fein,
in ihrem dienste zu bleiben,
woltt ich allzeitt vorpflichten mich,
groß hertzeleidt thuet mich zwingen,
ich traure beide tagh vnd nacht,
ach Gott mocht eß mir gelingen,
daß ichs zum ende hette bracht
mein groß elendt vnd schwere klagh.

Ahne dich Hertzliebste vor allen,
keine stundt ich frolich leben magk,
mitt liebe wart ich vmbfangen,
do ich dich erstmals ahn sach,
mich dauchte auf alle meine treuwe,
ich sach nie schoner bildt,
freundleicher gestaltt getziret,
gantz thugentreich vnd miltt,
keine mir beßer gefeltt.

Hertz Allerliebste auf erden,
deine liebe ich billigh preisen soltt,
nhun feilet eß woll einen gelerten,
von hertzen ichs gern thun woltt,
kondt ich deine treuw ermeßen,
keine Schone ist dir gleich,
freundleicher gestaltt getziret,
dartzu gantz thugentreich,
Hertz Allerliebste vorlaß du mich nicht.

Laeß dich mein leiden erbarmen,
du Außerwelte meines hertzen troist,
loiße mich auß klagen vnd karmen,
schleuß mich ahn deine brust,
dein Diener ich woltt bleiben,
so dirs gefallen thuth,
deweill ich hab daß leben,
dahin dringtt mich die noeth,
mich erfreuwet dein mundtlein roedtt.

Auch dieses Lied ist nicht wenig von der ursprünglichen Vorlage abgewichen. Es wirtschaftet ebenfalls übermäfsig mit dem stehenden Formelkram jener Zeit, bietet nirgend einen besonderen Einfall, eine selbständige Gedankenwendung, ein lebhaftes Bild, sondern käut die bekannten abgedroschenen Stilblüten und Redensarten wieder, ja, besteht eigentlich von Anfang bis zu Ende fast ganz daraus. Bei diesem gedankenlosen Ableiern und Nachplappern stellen sich aber Abirrungen zu gleichbedeutenden Formeln gerade besonders leicht ein, und so zeigen sich auch hier die Reimworte vielfach verwischt, indem statt der ursprünglichen Wortverbindungen sinnverwandte sich unversehens eingeschlichen haben. Am deutlichsten zeigt sich dies Abirren am Schlufs der dritten und vierten Strophe. Nach den beiden ersten Strophen zu schliefsen, würde das ursprünglich beabsichtigte Strophenschema folgendes sein:

H.	3	4	3	4	3	4	3	4	4	H.
	w	m	w	m	w	m	w	m	m	
R.	a	b	a	b	a	c	a	c	c	R.

jedoch, wie die weiteren, vielleicht zum Teil anderswoher entlehnten Strophen beweisen, mit nachlässigem Einlenken in die bequemere Form:

H.	3	4	3	4	3	3	3	3	3	H.
	w	m	w	m	w	m	w	m	m	
R.	a	b	a	b	a′	c	a′	c	c	R.

Der Vorsatz, die vier Zeilen mit weiblicher Endung durch denselben Reim zu binden, war nicht ganz bequem durchzuführen, wurde demnach nicht festgehalten, sondern im weiteren Verlaufe fallen gelassen, und so könnte vielleicht schon der erste Entwurf im Strophenbau geschwankt haben und mit Bewufstsein oder unwillkürlich zu einer leichteren Form übergegangen sein.

Str. II Z. 3 u. 4 im Reime zu ringen, zwingen, gelingen: bleiben; im Reime zu fein: mich; ursprünglich mag es geheifsen haben: ich wolt in allen dingen | zu ihren diensten allzeit sein.

Str. III Z. 3 vmbfangen im Reime zu vor allen; vielleicht wäre zu lesen: mit lieb' wart ich befallen. Z. 7 geziret im Reime zu treuwe; vielleicht: Z. 5 mich daucht in allen treuwen, Z. 7 du kanst mein herz erfreuwen.

Str. IV Z. 7 geziret im Reime zu ermessen; vielleicht Z. 7 u. 8: ich kan dein nicht vergessen, | du bist ganz tugentreich.

So liefse sich das ganze Gedicht in eine regelrichtigere Form bringen durch Einsetzung anderer, damals landläufiger Wendungen; doch bleiben alle solche Mafsnahmen gewaltsam und sehr unsicher, da man bei den Dichtern jener Zeit weder in Metrum noch Reim die Sorgfalt voraussetzen darf, wie sie etwa von den Vertretern der gelehrten Dichtkunst in späterer Zeit als das höchste Ziel erstrebt wurde. Anklänge wie leben : bleiben, klag : bracht wird man als ursprünglich berechtigte Reime für voll anerkennen müssen, und im Versbau mufs man sich zufrieden geben, wenn die Silbenzahl nur stimmt. Auch dies Lied könnte zu denjenigen gehören, die, von einer niederdeutschen Mundart ausgehend, bei der Annäherung an die Schriftsprache schlimme Verrenkungen erdulden mufsten. Hier verbleibt jedoch alles bei ganz unsicheren Vermutungen, und nicht einmal das läfst sich bestimmt entscheiden, ob hier ein von Anbeginn zusammenhängendes Lied vorliegt, oder ob etwa Stücke von zwei verschiedenen, aber nach Inhalt und Versbau ähnlichen Liedern zu einem neuen Ganzen absichtlich verbunden oder zufällig zusammengeraten sind.

5. **Mein fleifs vnd muhe hab ich nicht gespart ...** 3 zehnz. Str. = 1582 A 5, B 57; Forster I 1539 u. ö. Nr. 105; *Gassenhawer vnd Reutterliedlin* o. O. u. J. Nr. 58; Goed. II² S. 29 Gerle 1532, S. 30 Ott 1534 (121 Lieder

Nr. 39 u. 40 in 3 Str.) S. 35 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7821 (Einband v. J. 1539) St. 5: Drey schöner lieder, Das | erst, Mein fleyß vnd müe. Das | ander, Mein hertz hat sich | mit lieb verpflicht. Das | dritt, Wo ich mit leib | nit kummen mag, | da ist alltag. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten Bl. und d. letzte leer. Am Schluſs: Lieb haben vnd nicht geniessen | Das möcht den teüfel verdriessen.) Yd 7821 St. 7: Drey schöne Lieder, | Das Erst, Die weyber mit den | Flöhen, die haben ein stetten krieg. | Im thon, Entlaubet ist vns der | walde. Das Ander, Wie schön | blüt vns der Maye. Das | Dritt, Mein fleyß vnd | müh, ich nie etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedrückt durch Hans Guldenmundt. [Druckort also Nürnberg] (4 Bl. 8° o J. Rücks. des ersten u. des letzten Blattes leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 47. Yd 7821 St. 37: Ein hübsch new Lied, | Mein fleiß vnd mhü jch nie | hab gespart. | Eyn ander Liede, Ich | armer Boß, bin gantz | verirt, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Getruckt zu Nürnberg durch | Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Blattes leer.) — Ye 425: Dre lede volgen: Dat Erste, Entlouet ys | vns de Walde. Dat Ander, Myn | flith vnd möy ick nü hebb gespart. | Dat Drüdde, Is ein ledt vam | Hoffleuende, vnde der Försten | vnde Heren vngnade tho | Houe, vth erfaringe | gemaket, etc. (Bildchen) Am Schluſs: Gedrücket tho Wulffenbüttel, | durch Cordt Horne. (4 Bl. 8° o. J.) Wegen des in diesem Einzeldruck ersten Liedes vgl. unten Nr. 42. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 11: Drey Schöner Lieder, | Das erst, Mein fleiß vnnd mhü, ich nie | hab gespart. Das ander, Die Sonn | die ist verplichen etc. Das drit, | So wolt ich Gott das | es geschech etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Wegen des in diesem Einzeldruck zweiten Liedes vgl. unten Nr. 53. — Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, v, 22 St. 35 (vgl. Yd 7821 St. 7): Drey schöne Lieder, | Das Erst, Die weyber mit den | Flöhen, die haben ein stetten | krieg. Im thon, Entlaubet | ist vns der walde. Das | ander, Wie schön blüt | vns der Meye. Das | Dritt, Mein fleyß | vnd müe, ich nie | hab gspart. (Bildchen) Am Schluſs: Gedrückt durch Hans Guldenmundt. [Nürnberg] (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und letzten Blattes leer.) 'Mein fleyß vnd müe' 3 Str. Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 47. — Weim. Liederhdschr. v. J. 1537, Hoffmann: *Weim. Jahrb.* 1, 1854, S. 105; Berl. Hdschr. 1569 bezw. 1575, von Helmstorffsche, Nr. 7; München, Universitäts-Bibl. Ms. 328 Bl. 79; Pal. Nr. 167. — *Wunderh.* II S. 344; Goedeke-Tittmann S. 275; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 391, *Liederh.* II S. 75 Nr. 272. — Vgl. noch A. Reiſsner, *Historia Herrn G. u. Herrn C. von Frundsberg,* 1572, Bl. 186 B (zuerst 1568 ersch.), 1620, Bl. 173 B; Spangenbergk, *Adelspiegel* II, 1594, Bl. 231 A; F. W. Barthold, *G. v. Frundsberg,* 1833, S. 70.

1578
G M H B M L S G V E
Johann von Wulkenn

Die Buchstaben mögen bedeuten: Gott mein Herr bei mir laſs sein Glück und Ehre (oder: Gott mein Herr beschere mir Leben Seligkeit Glück und Ehre), oder: Gott mein Herr behüte mir Leib Seele Gut und Ehre. Vgl. zu dieser Mutmaſsung über den Spruch noch 1582 A 124 (entspr. unten Nr. 11) 'Frisch frölich und frey' Str. 4 'bewar mich Herr, seel leib und ehr' u. Anm. dazu, Bibl. d. lit. V. 12. 1845, S. 142: 'Auf der Brust der schönen Rüstung Heinrichs von Ranzow (1526—1599) in der k. k. Ambraser Sammlung sind die Worte zu lesen: Got behuth nicht mehr den leib sehl und ehr'. Reiffenberg, *Nouv. Souvenirs d'Allem.* I, 1843, S. 214 in dem Liede 'Ach Gott, ich muß dir danken' Str. IV Z. 3: Gott wolle 'unser sele, ehr, leib und gut' behüten. Löbe S. 44; 'O Herr, behüt mir nicht mehr, | Denn Seel' Leib und Ehr'.

6. **Warumb scholdt ich nicht frolich sein, so weith als mirſs geböret ...** 5 achtz. Str. Fassung sehr entstellt, fast alle Reime zerstört. 1582 A 251 u. niederd. Lb. 89 in 5 einander entsprechenden Strophen, wovon die 3 ersten ungefähr zu den 3 ersten der Hs. stimmen, die 4. mit der 5. der Hs. zusammengehört, so daſs von der handschriftlichen Fassung die 4., von der gedruckten die 5. Strophe für sich bleibt. Nach 1582 A druckt auch Böhme das Lied ab im *Liederhort* III S. 574 Nr. 1801. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Auſsb.* 1602 S. 43 Nr. 58 ebf. in 5 Str. *Jahrb. f. niederd. Sprachf.* 26, 1900, S. 33.

Ein ander. 7.

Die Schoneste auf dußer erden,
die ich habe gesehen,
von zucht eher vnd schoneß geberde,
die warheitt die mueß ergehen,
whar vindt man jhres gleichen
in der gantzen weiten weltt,
im gantzen heiligen romischen reiche
kein Megdlein mir beßer gefeltt.

Itz wold ich gerne wißen,
offt sie jemandts tadellen konde,
ob einer mitt neith were geflißen
vnd ethweß strafflich ahn ihr wuste,
von zucht, ehr vnd schones geberde,
dartzu von schoner gestaltt,
keiner kan eß mitt der warheitt reden,
hie dede ihr große gewaltt.

Sie haet zwo falcken ogelein klare,
dartzu einen roten mundt,
mein hertz ist ihr gantz vnd gare,
meinen dienst Hertzlieb zu aller stundt,
mein lieb vnd auch mein lebendt
stehet alles in Gotts gewalt,
mein junges hertze darneuen,
Gott iß mein hoffnungh vnd haltt.

Adde du außerwelts Megdlein,
adde Hertzlieb ich mueß dauon,
scheide ich itz mitt dem leibe,
so bleibett daß junge hertze bey dyr,
der liebe Godtt wirt vns beiden woll bewaren,
kein vngeluck stoße dich nicht ahn,
damitt weß dem lieben Gott befolen,
adde Hertzlieb ich mueß dauon.

Anzeiger f. Kunde d. teutschen Vorzeit, herausgeg. von F. J. Mone, 7. Jahrg. 1838, Sp. 239: Das ist die aller holtseligst auf erden, die ich jhe gesehen han ... 3 achtz. Str. 'Aus der Pfälzer Hs. Nr. 343, Bl. 33'. Str. 2 beginnt: 'Nun wolt ich ghern wissen', vgl. oben III; Str. 3 beginnt: 'Sy hatt zwey prauner auglein klare', vgl. oben II. Die Schluſsstrophe fehlt bei Mone. Die beiden Fassungen dienen einander zu berichtigen; bei Mone Str. I Z. 2 u. 4 'han' im Reim auf 'sol', unsere Hs. gesehn : ergehn; in unserer Hs. Str. I Z. 7 u. 8 um zwei bis drei Silben zu lang, bei Mone fehlt Z. 7 'gantzen', und Z. 8 lautet: 'mir keine nit pas gefelt', wo 'nit' noch zu viel ist.

Dementsprechend vergleiche man Zeile für Zeile der handschriftlichen Fassung mit folgender bei Mone (Pal. Nr. 37):

1. Das ist die aller holtseligst auf erden,
die ich jhe gesehen han;
hübsch ist ir zucht, weiß und gheperde,
die warheit ich reden sol,
man findt nit ires gleichen
in disser ganzen welt,
im heyligen römischen reiche
mir keine nit pas gefelt.

2. Nun wolt ich ghern wissen,
wer mir sie scheiden khundt,
werdt dan auß neit geflissen,
ob er etwas unrecht an ir fundt,
hübsch ist ir zucht, weiß und geperden,
ist alles an irer gestalt,
anderst darf niemandts reden,
er thuet uns beiden gewalt.

3. Sy hatt zwey prauner auglein klare,
dar zue ein roten mundt,
der hatt mein junges herz umbfangen
jetz und zue aller stundt,
mein leib und auch mein leben
stet ganz in irem gewalt,
mein treu hab ich ir geben,
sie meins herzens ein auffendthalt.

8. **Itz scheiden bringtt schwer, vnd maket gantz traurigh mir ...** 3 achtz. Str. = 1582 A 12, B 64; niederd. Lb. 80; hierzu zahlreiche Nach-

weisungen aus Liederbüchern, Einzeldrucken und Handschriften im *Jahrbuch f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 31. — Vgl. noch ferner Wackernagel, 1841, S. 855. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 54 ‘Zwey hübsche newe Lieder’ (J. F. S., d. i. Jacob Frölich, Strafsburg, als Drucker), an zweiter Stelle: Yetz scheyden bringt mir schwer ... 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 33 Drey schöner Lieder. Das | Erst, Zart schöne Fraw, etc. Das | ander, Jetz schayden bringt mir | chwer [!]. Das drit, Ich | bin schabab macht | mich nit grab. | (Bildchen) Am Schlufs: Getruckt zu Augspurg, Durch | Hans Zimmermann. (4 bezw. 3 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten Bl. u. das vierte leer.) Jetzt schaiden ... 3 Str. Wegen des ersten Liedes vgl. unten Nr. 29. Pal. Nr. 137 in 3 Str.

9. **Vngnad begher ich nicht von ihr, ich hoffe dafs mir, sulches nicht wirt zugemefsen** ... 4 vierzehnz. Str. 1582 A 1, B 53 in je 3 Strophen (letzte fehlt); *115 Liedlein,* Nürnberg, Joh. Ott, 1544, Nr. 19; *Otth Sigfriden Harnisch Newe lustige Teudsche Liedlein,* 1591, Nr. 30; Melch. Franck, *Opusculum Etlicher Reuterliedlein,* 1603, Nr. 1; vgl. Goed. II² S. 39, 56 u. ö. Niederd. Lb. 24: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 15. — Fl. Bl. Berlin, Kgl. Bibl. Yd 9476 ‘Zwey schöne Lieder, Das Erst, Vngnad beger ich nit von jr’ ... Nürnberg, Wachter, o. J. 3 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 44 ‘Vier Hüpsche nüwe Lieder’ ‘Getruckt zu Bernn, by Samuel Apiario 1563’ zweites Lied in 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 37 ‘Drey Hüpscher newer Lieder’ ‘Getruckt zu Augspurg, durch Matth. Francken’ o. J., drittes Lied in 3 Str. — Handschriftlich Berl. 1568 Nr. 30, Weim. 1537 (*Jahrb.* 1, 1854, S. 104) in je 4 der Hs. v. J. 1575 entspr. Str. München, Univ.-Bibl. Ms. 328 Bl. 39 in 3 Str. Pal. Nr. 65 in 3 Str. — Vgl. noch Wackernagel, *Kirchenl.,* 1841, S. 849; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 475 Nr. 1673.

Ein ander. 10.

Ich weiß mir ein Megdlein ist hubsch vnd fein,
daß wolte mein stedige treuwe sein
in zuchten vnd in eheren,
deweill ich habe daß lebendt mein,
ehr Diener ich will sein.

Ehr mundlein rodt wie ein robyn,
eher ogelein klar wie der helle sunnen schein,
rosenfarb syn ehre wengelein,
darinne dragett sie zwo ogelein,
wie konden sie schoner sein?

Ehr lieff ist gerade vnd woll gestaltt,
ehr gemute vorendertt sich nicht baldt,
stanthafftigh ist ihr gemute,
mitt adeleichen tugenden getziret,
ei wie konde sie schöner sein.

Der Reuter schwanck sich auf sein pferdtt,
ehr gordett vmb sich sein schmales schwerdtt,
sein roßlin dede einen sprunck,
damitt schiedet ehr von dannen,
nu spar ine Gott gesundt.

Nu rydt daß dich der liebe Gott bewar
vnd dich in adeleichen tugenden spar,
biß daß du widerumb kumpst
vnd bringst mein hertz auß traurent schwer,
nicht liebers ich begher.

Die drei ersten Strophen in wesentlich besserer Fassung bietet Hoffmann, *Gesellschl.* I² Nr. 10 nach Rosth, *30 Galliardt* 1593. Die beiden letzten Strophen stehen in keinem inneren und notwendigen Zusammenhang mit den voraufgehenden, sie gehören zu jenen formelhaften Wendungen des Volksgesanges, die zur Füllung und zum Ausputz in mancherlei verschiedenartigen Liedern, wo sie zum Inhalt irgend pafsten, und bisweilen auch sehr überflüssig und sogar störend aufserhalb jeglichen Sinnes und Zusammenhanges eingeschoben oder angehängt wurden. Die vierte Strophe findet sich mit ähnlichem Wortlaut in dem Liede ‘Ich habe so lang gestanden’, s. Hs. unten Nr. 70.

Ein ander. 11.

Frolich und frei,
nicht stolz dabey,
schwich und lydt,
alle boßheit meidt,
weß still und fromb
und sich dich woll umb,
die welt ist geschwindt,
an eheren blintt,
viell dusent list drifft Adams kindt.

Mitt gudt und geltt
triumphierett die welt,
woll daß nicht haet,
voret keinen staeth,
viel trotz und pracht
hatt alles macht,
fromicheitt und eher
wirt wienigh geacht,
die Reichen dryven großen pracht.

Hoffnungh ich drage,
eß kommen die dage
und bringt die zeit
die beiderley maket queidtt,
frommicheit und ehr
wertt gelten meher,
alse auch furwar
aver dusent jar
vor allen dingen ein ider sein ehr bewar.

Dan dußer vall
itz uberall
befunden wirt
auf dußer erdt,
daß man nicht acht
und weinigh betracht
waß volgen will
ahm lesten zill,
dadurch geschehen der sunde viell.

Eß kumpt die zeit
und ist nicht weith,
daß unser Gott
der Gottlosen spott
geschwindt und behendt
wirt machen ein endt,
den glovigen syn
[zu trost und gewin]
wirt geven daß ewige levendt fein.

Darumb hab acht,
ein ider woll betracht
daß lebent sein,
daß ehr eß allein
zu Gotts eher
und Christi leher
gebrauche recht
wie ein treuwer Knecht,
mit leve den Negesten nicht vorletz.

Alle sonstigen Fassungen verkürzt und im einzelnen viel stärker noch verdorben als vorstehender Wortlaut, so 1582 A 124, B 132, nd. Lb. 107 in je 4 Strophen; aus einer westfäl. Handschr. Mone: *Anzeiger. f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 7, 1838, Sp. 78; nd. Lb. 16 in 3 Strophen, entspr. den 3 ersten Strophen der Hs. v. J. 1575 und der beiden Liederbücher v. J. 1582, deren 4. bezw. letzte Strophe für sich steht und mit den 3 letzten Strophen der Hs. nichts Gemeinsames hat. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 391, Goedeke-Tittm· S. 178. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 13.

1578
. . . .
Georg : v : Dincklage
Omnibus adde modum, modus est pulcherrima virtus:
Wehr dys wol halten kan, wirth geachteth ein weyser Man: Aber dyse fyndt men ghar selten.

Ein ander. 12.

Herzlieb mochte ich stedes bey dyr sein,
nicht lebers woltt ich begheren,
du bringst große freuwde dem herze mein,
kein lieber hab ich auf erden,
heimlich und stille,
daß ist mein wille,
dich Herzlieb dienen zu gefallen.

Ach guder Geselle woll auf deine wortt
kan ich dich kein anthwurtt geben,
eß getzimpt sich nicht ahn dußen ordt
mitt dir in frouwden zu lieben,
eß brechte groß gefeher
meiner zucht und eher,
dich Herzlieb dienen zu gefallen.

Der Heltt der war von frouwden also holtt,
sie ist mich wertt vor alles goltt,
ehr kußet sie auf ihr wengelein roedt,
sie kan mich erretten auß aller noeth,

lob eher und zucht,
du mein eddeles frucht,
du bringst mir groß heimlich leident.

Diß leidt sei dyr Herzlieb gemacht,
und dir zu gefalle[n] gesungen,
adde adde tzu guder nachtt,
huet dich vor falsche zungen,
und gedenk ahn mich
gleich ich ahn dich,
so kan uns niemandt scheiden.

1582 A 67, und noch einmal 154, B 135 in je 4 der Hs. entsprechenden Strophen, bei Verstümmelung der dritten Strophe. Fl. Bl. Yd 7850 St. 5: Drey schöne newe Lieder, Das | Erste, Nun grüß dich Gott, mein | Mündlein rot. Das ander, Kein Lieb ohn | Leyd, mag mirs nicht widerfahren. | Das dritte, Schönes Lieb | möcht ich bey dir | geseyn. | (Bildchen, ein Paar darstellend.) Am Schlufs: Lieb haben in Ehrn, | Soll mir niemand wehrn. | Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Fuhrmann. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 48. Das dritte Lied entspricht den beiden Liederbüchern v. J. 1582 auch in der Verstümmelung der dritten Strophe. Ye 43: Drey schöne Newe Lie-|der. Das erste, Nun grüß dich Gott, | ... | (Bildchen, ein Paar darst.) Am Schlufs: Lieb haben inn Ehren, | Sol mir niemand wehren. | Gedruckt zu Nürnberg, | durch Valentin | Newber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) Es liegen in diesem Einzeldruck dieselben drei Lieder vor, die der vorgenannte Druck von Fuhrmann enthält. Das zweite dieser Lieder unten Nr. 48. — Berl. Hs. 1568 Nr. 125 in 3 Str. — Dieses Lied kommt in unserer Hs. noch einmal vor, ebenfalls in 4 siebenzeiligen Strophen, Nr. 61, beginnend 'Schons Lieb mocht ich bey dir sein, nichts liebers woltt ich mir begeren' ... — Auch in des P. v. d. Aelst *Blumm u. Aufsbund,* Dev. 1602 S. 131 [Nr. 138], e. vierstr. Lied 'Mocht ich feins Mägdlein steths bey dir sein, nicht liebers wolt ich begeren', wovon die beiden ersten Strophen den sonstigen Fassungen entsprechen, doch die Strophen überhaupt zu zehnzeiligen erweitert sind, indem das metrische Schema von Z. 5—7 noch einmal gesetzt ist. — Vgl. dazu des Val. Holl Hdschr. 1526 (Nürnberg, German. National-Mus.) Bl. 123 B: Feins lieb möcht ich bey dir gesein, nit mer wolt ich begeren ... 5 zehnz. Str. — 'Heimlich und stille, das ist mein wille' kommt in Liedern und Sprüchen und auch für sich allein mehrfach vor; es gehört zu den stehenden, sprichwörtlichen Redensarten damaliger Zeit. *Niederrh. Liederhdschr. v. J. 1574,* Bl. 108 A: Gedenck der iahr, | Du weiß woll wahr. | Heimlich vnnd still, | Das ist mein wil ... 1582 A 49 und noch einmal 248 'Ey wie (so) gar freundlich, lieblich erzeigstu dich', vgl. B 101, Schlufs: 'heimlich und still, | das ist schöns lieb allzeit mein will'. 1582 A 203 und noch einmal 249 'Jung schön von art, lieblich und zart, bistu herzlieb ob allen', vgl. B 163, Str. II Schlufs: 'heimlich und still, | wer es dein will, | wie möcht mir bas geschehen'. Liederhdschr. d. Herzogin Amalia von Cleve: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 399: 'Stede vnd stylle | dat ist myn wylle'. Weim. Lhs. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 132; Lhs. f. O. Fenchlerin 1592: *Alemannia* I S. 22; Löbe S. 75 usw.

Ein ander. 13.

Kein freuwd ohne leidt wirt erfunden,
deß byn ich wurden inne,
mein freuwd ist mir vorschwunden,
krencktt mir hertz mueth vnd sinne,
bringtt mir ein schweres leiden,
daß ich muß trauren beide tagh vnd nacht,
ach Gott wie wehe thut scheiden,
geschach meinen hertze nie so leide,
wiewoll ichs niemandt klage.

Geluck laß dich erbarmen,
meinen kummer vnd schwere klage,
vorlaß mich nicht mich armen,
gib mir dein hulffe vnd schein,
ich byn so hartt vorwundet,
nach einen zartten mundlein rodt,
mitt Venus flammen entzundet,
so hartt mitt der Liebe durchgrundett,
ach Gott hilff mir auß sulcher noeth.

Trostleicher hortt oben alle,
deine schonheitt, weise vnd getzir
die thun mir so woll gefallen,
woll in dem hertze mein,
ihr schonen ogelein klar,
die geben ghar hellen schein,
golttfarbe seind ihre hare,
ihr wengelein seind wiß vnd klare,
ihr munttlein ist wie ein rodt robyn.

Ich ermane dich ahn die stunde,
do ich dich zum ersten maell sach,
daß ist dir noch woll kunde,
in eheren daß alles geschagh,
ich bitte laß eß alß bleiben
alstetz bey dem alten gesetz,
von dir will ich nicht weichen,
ich hoffe noch gnade zu erreichen,
ach du mein edler schatz.

Ahn dir ist nichts vorgeßen,
du bist von edler artt,
deine tuget steit nicht zu ermeßen,
wie freundlich lieblich vnd wie zartt,
soll ich dein lob außpreisen,
daß ich doch nicht vormagh,
ich redeß bey alle meinen thagen,
schoneß Megdlein vornim mein klagen,
daß ich zu dir in meinem hertzen trage.

Treuwe Liebe stedes in Ehren
soltu finden Hertz Lieb bey mir,
nicht liebers wolte ich begeren,
legge du alle falscheitt von dir,
byn ich nicht deines gleichen
von gewalt, pracht, gelt vnd großem gudt,
so will ich noch nicht von dir weichen,
ich hoffe noch deine hulde zu erreichen,
mein hertz dich allzeitt preisen thut.

Nicht laß mich feinß Megdlein setzen
all mein vortruwend vmb sunst,
thu mich meines leides ergetzen,
nicht wende von mir deinen gunst,
daß ich dich zuuortruwe,
gunne dir gudes vor allen,
eß wirtt dir nicht gereuwen,
geluck wirt sich bald wenden
zu mir in kurtzer frist.

Vgl. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsbund* 1602 S. 146 Nr. 156 'Kein lieb ohn leyd wirt funden' (fehlt, wie schon im Register von 1602, so auch bei Goedeke II² S. 43), in 6 Strophen, die sonst zu der handschriftlichen Fassung stimmen, aufser dafs die hier befindliche 4. Strophe bei P. v. d. Aelst fehlt und sodann jede Fassung ihre besondere Schlufsstrophe hat.

1575
W W W W W
Jürg Ketteler.

Ein ander. 14.

Helff Gott waß schall ich syngen,
vntreuw nimpt die auerhandt,
deith mennigen zu troren dwingen,
daß mein ist Godt bekant.

Iß doch schier kein treuw auf erden
in dußer gantzen weltt,
daß kan nicht beßer werden,
deweile vntreuw behalt daß feltt.

Lebede ich den dagh vnd stunde,
so wurde mein hertz fro,
daß alle falsche munde
von vntruw wurden stum.

Mein hertze muß sich leiden
vnd dulden ehren fenein,
viell frouwde muß ich meiden,
Daß bringtt meinem hertzen groß pein.

Ach daß ich konde wunschen,
daß vntreuw breke sein bein,
waß wurde man mennigen Minschen
von vntreuw hincken sehen.

Richte ich nach ehren willen
doch alle sache mein,
doch konde ich sie nicht stillen,
so gyfftigh ist ehr fenein.

Von idelen großen schmertzen
vorwar singe ich diß leidt,
daß thuth mich wee im hertzen
schwer ich bey meinem eitt.

Queme doch die zeitt vnd daß gelucke,
daß man erkennen kondt,
die hinder frommer Leuthe rucke
alle eher zu schanden wendt.

Diß leith hab ich gesungen
auß traurichem wider mueth,
Gott schende alle falsche zungen,
sie seind von Judas Bluth.

Die Anfangsbuchstaben der Strophen ohne die letzte: H I L M A R Von Que — geben unverkennbar ein allerdings nicht ganz vollständiges Akrostichon, das aber unzweifelhaft zum Namen Hilmar von Quernheim ergänzt werden mufs und nur auf jenen Gönner und Beförderer († 1581) des Hauptmanns Georg Niege bezogen werden kann.

Ein ander. 15.

Der wynter will uns dwingen,
dartzu der kalte schne,
ich horde die vogelein singen,
darnach kumpt uns der mey,
ich merchs bey dem feure,
daß holz ist hie dure,
groen loeff en brenth nicht ballt,
eß seindt beschloßene mehre,
eines andern Mannes sehre
dar hinkt nema[n]dts ahn.

Ich habe horen sagen,
waß nu und offt geschicht,
man schall nicht offte kommen,
dar man einem gerne sicht,
woll ein Herzlieb hatt außerkaren,
der schall auch recht erfaren,
wie ehr sich halten soll,
seinen schimph schall ehr behuten
bey andern frembden Leuten,
so bringet ehr sich nicht in last.

Woll nach zucht und eher will ringen
umb seines Bulen willen,
ob ehme den waß wurde gelingen,
darmitt ehr schweige still,
ist ehr von sulcher glöse,
daß ehr nicht viele en köese,
und rede von nemandts quadt,
so magh ehr freuwde bedriuen
bey andern schonen Leuthen,
dar ihme sein hail nach steith.

Nhu hab ich horen sagen,
was nu und offte geschicht,
daß sich menniger thut berhumen,
daß ehr doch nicht begeitt,
waß halte ich von sulchen affpen,
die stedes leigen und klaffen
und melden ehr egene bicht,
dieselben scholl man schelten,
nicht tellen mangk gute gesellen,
sey sein eß wirdigh nicht.

Eß geschagh in jennem jhare,
in jenner sommer zeit,
daß mir wart offenbare,
daruon singh ich ein leidt,
daß leidt daß sey gesungen
dem Alten alß dem Jungen,
die hier nach hören will,
der sehe zu zu seinem zill
und riße der boßen nicht zu viell
so hatt ehr gewunnen spill.

Ein ander. 16.

Sie hatt mein herz getroffen,
die reine ist wolgemueth,
zu ihr so will ich hoffen,
eß wirt noch allzeitt gudt,
sie liebet mir die reine
woll in dem herze mein,
sie ißet und die ich meine,
ihr Diener ich will sein.

Wehr mich unkundt ihr hulde,
daß wher mich warlich leidt,
daß red ich woll auf mein schulde
und redes bey meinem eidt,
daß mich doch alle meine thage
ihres dienstes nie vordroeth,
deß muß ich armer Heltt klagen
meinen kummer und große nodt.

Noch will ich tzu ihr setzen,
herz mueth und alle mein syn,
ich hoffe sie wirt mich deß ergetzen,
muchte ich stedes bey ihr sein,
stedigleichen bey ihr zu bleiben
und nummer von ihr gelan,
mein unmueth muß sich wenden,
mein trorent muß sich lhan.

Der hoffnungh der ich liebe
die hat mich offt ernert,
wirt sie mich keinen trost nicht geben,
so werd ich bald vortzertt,
und alle mein trost auf erden
daran hatt sie den theil,
daß wunsch ich der Aller schonesten
viel glucks und alles heil.

Aus einer westfälischen Handschrift mitgeteilt, findet sich das Lied in vier nach Wortlaut und Reihenfolge entsprechenden Strophen bei Mone: *Anzeiger* 7, 1838, Sp. 83. Schon im Augsburger Liederbuch v. J. 1454 trifft man das Lied, Bolte: *Alemannia* 18, 1890, S. 203 Wolckenstainer. Sy hat mein hertz getroffen, die schön, die wolgemut ... 6 achtzeilige

Strophen, wovon die erste und, mit Übergehung der zweiten und dritten, die vierte bis zur letzten Strophe den beiden anderen Fassungen entsprechen. Unter den Liedern des Osw. v. Wolkenstein († 1445, Gedichte herausgeg. von Beda Weber 1847) findet sich vorstehendes nicht, vielleicht hat sich der Name, der auch über der unmittelbar folgenden Nummer des Augsburger Liederbuches, und zwar an dieser zweiten Stelle mit gutem Recht, steht, nur versehentlich nach unserem Liede verirrt. Vgl. noch Frankf. Archiv 3 (1815) S. 272; Pal. 184 in 3 Str. Die Fassung bei Bolte lautet:

Sy hat mein herz getroffen,
Die schön, die wolgemut,
zu ir so wil ich hoffen,
es würt noch alles gut,
so frey ich mich der rainen
woll in dem herzen mein,
ich waiß woll, wen ich mainen,
der aigen wil ich sein.

Wölt sy sich noch bedenken,
die hubsch, die seiberlich,
von ir wolt ich nicht wenken
ymmer und ewynklich,
gar stat bis an mein ende,
on alles abelon,
süst muß ich sein ellende,
weil ich das leben han.

Ob ich mit schimpfen, mit scherzen
an anderen ende [bin] fro,
bey ir bin ich in herzen
und anderst [n]inderß swo,
in rechter lieb und trew[en]
ich ir doch nie vergaß,
eß must mich ymmer rewe[n],
trug sy mir dar umb haß.

Würd mir [verkert] ir hulde,
eß wär mir ymmer laid,
eß geschuch an all mein schulde,
schwer ich auf meinen aid,
das ich bey meinen tagen
ir liebe nie verkoß,
so must ich aber clagen
und wer mein unmut groß.

Doch will ich von ir nit lassen,
sy ist mein hochste[r] g[w]ynn,
an sy so will ich setzen
herz, mut und all mein sinn,
ob es sy wolt erparmen
mein trauren, das ich trag,
schlüß sy mich an ir arme,
vergangen wer mein clag.

Der hoffnung will ich leben,
sy hett mich dick ernert,
würd mir kain trost gegeben,
so han ich gar verzert
zwar all mein freud auf erde,
dar an hat sy ein tail,
doch wünsch ich ir ye bey der weyllen
gelück und alles hail.

Ein ander. 17.

Ach Godt wem schall ichs klagen,
daß ich so trourigh byn,
hab ich doch alle meine thage
keine lieber hatt in meinen syn,
wie schold ich sulchs vorgeßen,
herz trost und zuversicht,
deweil ich habe das lebend,
will ich gedenken ahn dich.

Herzlieb ich thu dich fragen,
du woldest mich recht vorstahen,
schold ich noch lenger jagen,
ehr ich dich konde fahen,
ich habe dich außerkaren
woll in daß herze mein,
sagh Schons Lieb scholdest sein vorlaren,
trouren moste mein eigen sein.

Nach ehren schaltu ringen,
Herzlieb in stedigkeit,
keine ander schall dich vordringen,
wher eß allen Kleffern leith,
und horstu waß von mich sagen,
daß dich in zweiffell brochte,
darnach schalstu nicht fragen,
du schalst mich die Leveste sein.

Ich wolde auch gerne wißen,
gib mich der warheit ein schein,
keme ich auß deinen augen,
schold ich vorgeßen sein,
ach nein du bleibest eß alleine,
und werstu noch so weith,
keinen andern will ich lieb haben
dan dich Herzlieb allein.

Ein wordt hab ich gehoret
auß deinem rotermundt,
kondt ich deiner treuwe geneißen
auß deines herzen grundt,
in frouden woltt ich leben,
in deinem dienste bereitth,
bey dich so wold ich bleiben,
gundt eß Gott, in ewigkeit.

1576
D. M. S. L.
Cha. Vincke.

Die beiden ersten Strophen des Liedes entsprechen den beiden ersten von Nr. 29 im nd. Lb. und von Nr. 141 im Antw. Lb. 1544 (Hoffmann, *Hor. Belg.* XI S. 210). Alle diese Fassungen scheinen stark verkürzt und entstellt zu sein aus einem langen Wechselgespräch, das vollständig zweimal mit 16 Strophen geboten wird in des P. v. d. Aelst *Blumm und Aufsbund* (Dev. 1602) S. 150 Nr. 159 und S. 176 Nr. 179. Vgl. dazu *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 16.

18. **Dull vnd toricht, nimmer mher klugk, die welt ist getziret mit grofsem homuth** … 5 elfz. Str. = 1582 A 125, B 3; Ye 453 'Drey Schöner Lieder' (Beschr. s. oben zu Nr. 3) an erster Stelle mit 5 Str. Niederd. Lb. 105, vgl. *Jahrb.* 26 S. 36. Die Hs. weicht von den Drucken in der Strophenfolge ab, indem die sonstige zweite Strophe hier erst an vierter Stelle zu finden ist.

19. **Kher wider gluck mitt freuwden, vnd treib vngefall von mir** … 3 siebenz. Str. = 1582 A 35, B 88; Goed. II[2] S. 27 Schöffer 1513, S. 28 Bergr. S. 36 G. Forster (III 1549 u. ö. Nr. 25) u. a. Demantius, *Conv. delic.* 1608 Nr. 13 in 3 entspr. Str. Fl. Bl. Yd 7821. 26: Drey hübsche Lieder, | Das erst, Wort laß jch nit be-|kümmern mich. | Das ander, Jch rew vnd klag, das | jch meyn tag. | Das dritte, Ker wider glück mit | frewden, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg | durch Künigund | Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 74. 'Ker wider' 3 den sonstigen Fassungen entspr. Str. — Yd 9126: Ein hübsch lied, Mein | eynigs A. | Ein anders, So wünsch | ich jr ein gutte nacht. | Ein anders lied, Ich hab | verschüt mein habermuß, des muß. | Noch ein liedlein, Lieb-|lich hat sich gesellet, mein. | Item noch ein anders | liedlein, Ker wider glück mit freüden. | Am Schlufs: Gedrückt zu Nürenberg | durch Jobst Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) 2. So wünsch … s. unten Nr. 39; 4. Lieblich hat sich … Nr. 92; 'Ker wider' in 3 entspr. Str. — Ye 22: Drey Schöne Lieder, | Das erst, Tag vnd nacht leid ich | groß not. Imm thon, Nach | willen dein, etc. | Das ander, Ich rew vnd | klag, das ich mein tag. | Das dritte, Ker wider | Glück mit frewden, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Neuber. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 74. 'Ker wider' 4 Strophen; Schlufsstr. mehr, beginnend 'Dem klaffer dem geschicht layde'. — Im Sammelbande Basel, Sar. 151 St. 42, befindet sich ein verstümmelter Druck, der als viertes Lied (und wahrscheinlich letztes) enthält 'Keer wider glück mit fröuden' 3 Strophen. — Einen niederdeutschen Einzeldruck aus Tübingen, Univ.-Bibliothek, führt an A. v. Keller, *Fastnachtsp.* 3 (Bibl. d. lit. V. 30) S. 1471. — Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 23 bietet das Lied mit drei den anderen Fassungen entsprechenden Strophen, aufserdem aber Nr. 2 ein Lied gleichen Anfangs mit fünf ebenso gebauten, inhaltlich davon verschiedenen siebenzeiligen Strophen. Pal. 162/3 in 8 u. 3 Str. — Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 467 Nr. 1662.

Quam ducturus es habeat P quinque puella,
Sit proba, sit prudens, pulchra, pudica, pia,
Pecuniosa quoque.

Die du wiltt nemen zu der Eh'
Soll haben drey H drey F drey G,
Daß ist, sie soll ohne falschen Schein
Fromb Freundlich vnd Fursichtich sein,
Godtfurchtig, Gehorsamb vnd Getreuw,
Hubsch, Hurtich, Heußlich kumpt hie bey,
Ein R, daß sie ahn guetenn Reich,
So findt man selten Ihres gleich.

Bei Georg Niege, Berl. Mgq 864, IV. Bl. 129 B, findet man: Dem Freier. | Die du wilt nemen zu der Eh | Sol han drey F, drey H, drey G ... 12 Zeilen; Bl. 130 A: Der Freierschen. | Den du wilt nemen zu der Eh | Sol han drey F, drey H, drey G ... 12 Zeilen. — Das *ABC c. not. var.* 1703 S. 74: L. A. M. v. W. Zeitvertr. Quam sis ducturus teneat P quinque puella ... (3 Distichen) ... Misand. l. c. p. 1111.

20. **Schon byn ich nicht, mein hohester hordt, lafs mich dafs nicht entgelden** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 181, B 137; Berl. Hs. 1568 Nr. 108 ebf. in 3 entspr. Strophen, doch Schlufs der letzten Strophe nach demjenigen der zweiten abirrend. Fl. Bl. Yd 7821. 33 'Drey schöne newe Lieder' Nürnberg, Kunegund Hergotin, o. J. 2. Lied 'Schön bin ich nit mein höchster hort' 3 entspr. Str. Yd 7850. 7 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, Val. Fuhrmann, o. J. 3. Lied 'Schön bin ich nicht, zu gleich wie du' in 3 zehnzeiligen, genau so wie bei vorgezeichnetem Liede gebauten Strophen, doch dem Wortlaut nach ganz davon abweichendes, besonderes Lied. — *Des Knaben Wunderh.* 3, 1808, S. 77 'Schön bin ich nicht, mein höchster Hort' 22 Zeilen; Z. 9 'Ihr findet in Geschichten | Vom Fisch Delphin genannt ...'. Als Quelle dieser seltsamen Zusammenklitterung verschiedener Lieder wird angegeben '*Schöne Lieder Henrici Finkeis* (! statt Finkens) 1536'. Vgl. Goed. II[2] S. 33 (in London, Brit. Mus., auch ein Exemplar von Fincks Liedern). Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 14, gibt das Lied mit 3 den sonstigen Fassungen entsprechenden Strophen aus Nic. Rosth, *Ander Theil Newer Lieblicher Galliardt,* 1593. Vgl. Goed. II[2] S. 56. Goedeke-Tittm. S. 13 steht das Lied mit 3 Strophen unter Berufung auf 1582 A 181 und Th. Mancinus Nr. 29; dieses Helmst. 1588; vgl. Goed. II[2] S. 57.

Ein ander. 21.

Auf erden lebt ihres gleichen nicht,
der ich mich hab ergeben,
fromb ist sie und seuberlich
und furet ein zuchtigh lebend,
freundlich dabey,
darumb liebe ich sey
allein vor die andern alle,
all ihr begirtte
erfulle ich gerne,
ihr zu liebe und freundleichem gefalle.

Von herzen grundt byn ich erfrouwt,
verschwunden ist mir all mein leidt,
itz kumpt die froleiche sommerzeit,
ich hoffe eß glucke uns beiden,
daß wir offt
zusamen kommen
unser leith mitt scherz zuvertreiben,
dein freundleichs angesicht
erfrouwet mich,
dein will ich sein und bleiben.

Allein zu dir mein hoffnungh stehet,
dich hab ich mich ergeben,
von dich wend mich kein liebe oder leith,
ohne dich kan ich nicht leben,
kein augenblick
entkumpstu mich nicht
auß meinem jungen herze,
du bist mein wunne,
mein trosterinne,
du wendest mir alle meine schmerzen.

Hofflich steith all ihr geberde,
freundlich thut sie sich ertzeigen,
ich thu alles waß ihr jungs herz beghiert,
ich gebe mich ihr zu eigen,
kein ungefall
mich schieden sall
von ihr auf dieser erden,
thu deß gleichen
du Erenthreiche
und laß dich nemandt lieber werden.

Verschieden hiervon sind Lieder wie 'Ihrs gleichen lebt auff erden nicht, der ich mit lieb verpunden bin' *65 Lieder,* Straßburg, Schöffer u. Apiarius, o. J., Nr. 22; Forster I 65; vgl. Goed. II[2] S. 32 u. 35; oder 'Ihrs gleichen lebt auff erden nicht, der ich mich hab mit lieb verpflicht' P. v. d. Aelst, *De arte am.* 1602 S. 42; Fl. Bl. Yd 7850. 10 'Drey Schöne Lieder' o. O. u. J., 3. Lied; u. dgl. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 88 das Lied nach P. v. d. Aelst.

†
15 * * * 76
A G H M
J. v. Dincklage gnadt
der Junger dyr Gott
Anno ~ 88 ~ den ~ 5 ~ Augusti zur Cloppenborch gestorben

A G H M wohl zu vervollständigen: Ach Gott hilf mir!

Ein ander. 22.

Ich erfrouwe mich einer abendstunde,
merch auf feins Megdlein wie ichs myene,
mir ist eine froliche bottschaft gekomen,
mein Bole schlefft heut alliene,
ach Gott wher ich der bottschaft fro,
und meinem schonen Bolen wher also,
davor neme ich kein sylber noch rotes golt
robyn und edelgesteine.

Ach Megdlein wie whar dir zu muthe,
do dich der alte Man kußde,
mich dauchte wie ich schlehen aß,
in einem dornen strauche ich saß,
zu gueter nacht, daß Megdlein sprach,
wir zwo wir mußen uns scheiden.

Ach Megdlein wie whar dich zu muthe,
do dich der Jungh Gesell kußde,
mich dauchte wie ich Sucker aß,
in einem rosen garten ich saß,
zu gueter nacht, daß Megdlein sprach,
wir zwo wir lebdten in freuwden.

Eß felt kein baum ahm ersten streich,
man muß ihn dan trostlich vellen,
ach Megdlein du bist hubsch und fein,
du tragest einen schwachen glauben zu mir,
darumb ist eß zeit,
daß ich dich meith
und wir zwo uns schieden.

1575
Quicquid delirant reges, plectuntur Achivi.
G V S W G
H. v. Dincklage
Alius peccat Alius plectitur.

23. **Ich armes Megdlein beklage mich seher, wo schal mich nu geschehen** ... 4 neunz. Str. 1582 A 7, B 59 in 3 Strophen, ohne die letzte der Hdschr. *Gassenh. u. Reutterl.* o. O. u. J. 44 u. 45 Anfangsstrophe. *115 Liedlein,* Nürnberg Ott 1544, Nr. 47 in 3 Str. Forster III 1549 u. ö. Nr. 31 in 4 der Hdschr. entspr. Str. (III 32 Mel. II 67 anderes Lied.) P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 124 Nr. 130 ebf. in 4 Str. Goed. II² S. 30, 36, 38, 43 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7821. 10: Zwey Schöner Lieder | Das erst, Ich armes maydlein klag | mich seer. Das ander, Brinnende | lieb du haysser flamm ... || (Bildchen) Fehldruck, aufser der Titelseite nur Bl. 2 B und 3 A bedruckt mit der letzten bezw. vierten Strophe des ersten und den fünf ersten Strophen sowie den Anfangsworten zur sechsten des zweiten Liedes; dieses unten Nr. 110. — Yd 7821. 16: Ein hübsch new Lied | Ich armes maydlein klag | mich seer. | Ein ander Liede, Brinnende lieb | du heysser flamm | ... || (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg durch | Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 110. 'Ich armes maydlein' 4 Str. — Yd 9362: Ein hübsch new Liedt, | Ich armes meydlein klag | mich seer: | Ein ander hübsch Lied, | Brinnende lieb du heisser flamm | ... || (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin | Newber. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Vgl. Nr. 110; 'Ich armes meydlein' 4 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 59 'Drey hübsche newe Lieder' J. F. d. i. Jacob Frölich, Straßburg o. J. 2. Ich armes Meydlein ... 4 Str. — Pal. 138 in 4 Str. — Görres 1817 S. 125, Wackernagel 1841 S. 855 in je 4 Str. Uhland Nr. 71 in 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 67 nur die erste Strophe; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 212, *Lh.* II S. 300 Nr. 479.

24. **Ach Gott mich thut vorlangen, nach dem die ist gefangen ...** 5 sechsz. Str. Fl. Bl. Ye 3581 Drey schöne newe Lieder, | Das erste, von der Statt Magde-|burg ... | ... Das ander, Ein klaglied der | Hochgebornen Frawen Sybillen | Hertzogin zu Sachsen ... 4 | (Bildchen) | Das dritt ein klaglied zu Gott, | von allen frommen Christen, von der statt | Magdenburg ... || Am Schlufs: Getruckt zu Strasburg, bey | Thiebolt Berger. (8 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) 1. O Magdeburgk halt dich feste ... 2. Ach Gott mich thut verlangen ... 5 Str. 3. Gantz ellend schreyen Herr zu dir | Vil hochbetrübter hertzen ... 24 Strophen. (GCIRI, AKVES, EHNAV, SAPOT, ECKEr: d. i. bei Vertauschung der 12. und 13. Strophe: G. Ciriak Vesenhaus Apotecker.) Heyse, *Bücherschatz* S. 84 Nr. 1319; *Des Knaben Wunderhorn* II S. 111, Görres S. 277, Liliencr. IV S. 445 Nr. 563. Neuerdings aus einem Liederbuch, das als Vorläufer der Frankfurter Gruppe v. J. 1578, 1582 usw. zu betrachten ist, mitgeteilt von dessen Besitzer Wolkan im *Euphorion* 6, 1899, S. 649 bis 662, Nr. 61. — Pal. 62 in 5 Str. — Vgl. noch fl. Bl. Frankfurt a. M. Stadtbibl. Auct. germ. L 522 St. 10 'Zwey Schöne Lieder' 1551 o. O. 2. Ach Gott mich thut verlangen, | Nach dem der yetzt gefangen ... 3 Str. 'Durch Petrum Watzdorff'.

25. **Mein gemuete vnd gebludt, ifs gar entzund, in liebe vnd brendt, vnd ficht mitt macht ...** 6 neunz. Str. = 1582 A 63, B 110; Forster I 85 die ersten drei Strophen; Goed. II² S. 31 Gassenh. 1535, S. 35 Forster, S. 40 Nürnberger Druck v. 68 Liedern, S. 41 Bicinia 1553, S. 56 Harnisch (Liedlein 1591 Nr. 27 in 3 Str.) u. ö. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 44 'Ain schön lied mein gemüt vnd plüt ist gantz enzint' ... 5 Str. = Hs. 1575 Str. I, IV, VI, III, V (II fehlt). — Yd 9483: Zwey schöne Lieder | Das Erst, Ach lieb mit leyd, | wie hast deyn bscheyd. | Das ander, Meyn gmüt vnd | blüt, ist gantz entzint. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürmberg | bey Georg Wachter. | (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und letzten Bl. leer.) Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 38, das zweite Lied in 5 Str. entspr. Hs. I—V. — Ye 437 Sös lede volgen, | Dat erste. Wat werdt ydt | doch, des wunders noch. Dat ander, Als | wert vorkert ... ||| ... Dat Söste, | Min gemöte vnde | blot. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J.) Wegen des zweiten Liedes s. unten Nr. 91, das sechste verläuft in 6 der Hs. nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. — Handschriftl. Lb. d. Herzogin Amalia von Cleve, Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 403; Weimarische Liederhandschr. v. J. 1537, Hoffmann: *Weimarisches Jahrb.* 1, 1854, S. 105.

26. **Von edler ardt, ein Frouwlein zart, bistu ein kron ...** 3 zwölfz. Str. = 1582 A 15, B 67; *121 Lieder* 1534 Nr. 28 in 4 Str. Forster I 35 ebf. in 3 entspr. Strophen, vgl. V 20 u. 21. *Niederd. Lb.* Hamburg 1883 Nr. 71 bezw. 65: *Jahrbuch f. niederd. Sprachf.* 26, 1900, S. 28. Goed. II² S. 27, 29, 30, 31, 35, 37, 40, 41 u. ö. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 61; Yd 9755 Nürnberg, V. Neuber; Heyse, *Bücherschatz* Nr. 1017. Niederd. Einzeldr. b. Keller, *Fastnachtsp.* 3 (Bibl. d. lit. V. 30) S. 1472. Weim. Liederhandschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* 1, 105. Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 22. Pal. Nr. 187. — Wackernagel, *Kirchenlied,* 1841, S. 851; Goedeke-Tittmann S. 20; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 130, *Lh.* III S. 479 Nr. 1677.

Anno domini 1576

...

W. D. Ghelle mpp.

Daneben: Gnade dyr | Gott. | Gestorben | den 24 | Septemb. Anno ~ 76 ~

27. **Ich reith ein mall spatzieren, durch einen gronen waltt ...** 5 fünfz. Str. 1582 A 147, B 11 in je 13 Strophen; die Hs. entspricht mit

ihren drei ersten Strophen den drei ersten der Liederbücher v. J. 1582, die vierte Strophe setzt wie die fünfte ein und schlieſst wie die sechste der längeren Fassungen, die Schluſsstrophe der handschriftlichen Fassung steht für sich besonders:

Diß Leidlein sey gesungen, der hertz alderliebsten mein, von ihr byn ich vordrungen, eß kan nicht anders gesein, und wem daß Ledt nicht behaget, der stehe auf drie stund vorm dage, und hebe ein ander ahn.

Die Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 113 hat 8 Strophen, wovon I—III, VI u. VIII in der Hs. v. J. 1575 wiederkehren; Schluſsstr. 1568:

Deiß lyedtt hab ich gesungenn, So woll als ich es kan, So iemantz eß nitt behagett, Der stahe auff drei stundte für dem taghe, vnnd heb ein bessers ahn.

Wunderh. IV S. 6; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 138 u. 139, *Lh.* II S. 260 Nr. 440.

28. **Ich horde ein kummer klagen, von einem Weibs gebiltt ...** 4 siebenz. Str. 1582 A 31, B 83 nur 3 Str.; Forster III 61 in 4 Str. Bergr. 1574 Nr. 53 in 6 Str. Meiland 1575 Nr. 5 in 4 Str. Niederd. Lb. Nr. 70: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 28 in 6 Str. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 31, Yd 7850. 16 'Drey schöne Lieder' Straßburg, J. Martin (o. J.) in je 6 Str.; in letzterem Sonderdruck auch Nr. 51 u. 129 (s. unten), desgl. in Yd 9565. 66. 68. Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 38 in 3 Str. Pal. 146 in 4 Str. Hs. 1575 gibt von den 6 Strophen der vollständigen Fassung nur I, III, V und hat an zweiter Stelle eine besondere Strophe zwischengeschoben. Noch im Bergliederbüchlein des 18. Jahrhunderts (1700/10) Nr. 160 'Ich hört ein Fräulein klagen' 3 Str. — *Wunderh.* I, 1806, S. 314; Görres S. 120, Uhland Nr. 87, Goedeke-Tittmann S. 81 (vgl. 91); Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 117, *Lh.* II S. 605 Nr. 805.

29. **Zartt schone Frauw, gedenck vnd schauw ...** 3 sechzehnz. Str. = 1582 A 2, B 54; Harnisch 1591 Nr. 26; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 27 Nr. 41; P. v. d. Aelst, *De arte amandi* 1602 S. 112 u. ö. Demantius, *Conviv. Deliciae* 1608 Nr. 16 — stets in 3 entspr. Str. Goed. II[2] S. 27, 29, 31, 44, 56 u. ö. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 72: Ein schon lied. Zart schone fraw ... ebf. 3 entspr. Str. Ye 8 'Drey hübsche Lieder, Das erste, Zart schöne Frau' ... Nürnberg, Val. Neuber o. J. — Niederd. Lb. Nr. 74: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 29.

Fl. Bl. Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 39 'Vier hüpsche Lieder, Das erst, Zart schöne frouw' ... o. O. u. J. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 33 'Drey schöner Lieder. Das Erst, Zart schöne Fraw' ... Augspurg, H. Zimmermann o. J. Beschr. s. oben Nr. 8. — Weimar, Sammelb. St. 62 'Drey hübscher Lieder, Das Erste, Zart schöne fraw' ... Nürnberg, K. Hergotin o. J. (Dieselben 3 Lieder wie Ye 8.) — Bestand auch überall 3 entspr. Str.

Einen verstümmelten niederdeutschen Einzeldruck, der dies Lied an zweiter Stelle bietet, führt aus dem früher Uhlandschen, nunmehr der Tübinger Univ.-Bibl. zugehörigen Sammelbande vor A. v. Keller, *Fastnachtspiele aus dem 15. Jahrh.* 3 (Bibl. d. lit. Vereins in Stuttg. 30. 1853) S. 1472.

Berl. Hs. Mgq 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 27 B ebf. in 3 entspr. Str. Berl. Hs. v. J. 1568 Mgf 752 Nr. 14 desgl. Weim. Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 105. Pal. 63 u. 203 in je 3 Str.

Wackernagel, *Kirchenl.* 1841 S. 854; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 483 Nr. 1681.

30. **Ob mir grofs vngefall schwerlich betrubt, dafs mufs ich leiden gantz duldichlich ...** 3 zehnz. Str. = Lb. Metz, P. Schöffer 1513 Nr. 60; Forster III 1549 u. ö. Nr. 48; vgl. Goed. II[2] S. 27 u. 36.

31. **Mocht ich gunst haen, bey dir dafs kan ich nicht vorslaen ...** 3 neunz. Str. = 1582 A 190, B 147; Forster I 1539 u. ö. Nr. 52 ebf. in 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, V, 22 St. 36: Sonderdruck, 2 Lieder enthaltend, [Nürnberg] G. Wachter o. J. 'Mocht jch' an zweiter Stelle mit 5 Str.

32. **Elendt bringet pein, dem jungen hertze mein ...** 3. Str. Akrost. 'Els[a]' = Forster I 92, III 79; *65 Lieder*, Straßburg, P. Schöffer u. M. Apiarius o. J. Nr. 43; *115 Liedlein*, Nürnberg, J. Otho 1544, Nr. 76; *Gassenh. u. Reutterl.* o. O. u. J. Nr. 51; Goed. II[2] S. 32, 34, 36, 38 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9575 Vier schoner Lieder, Das | erst, Elendt bringt peyn dem jungen hertzen | mein. Das ander, Elend bin ich biß das | sie mich. Das dritt, Wie schon plüet | vnns der Meye. Das vierdt, Ich | muß vonn hinnen scheidenn. | (Bildchen) (3 bezw. 4 Bl. 8⁰ o. J. Rücks. des ersten und das ganze vierte Bl. leer.) 'Elendt pringt peyn' 3 entspr. Str. Wegen des dritten Liedes vgl. unten Nr. 47. — Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 97 ebf. 3 entspr. Str. Pal. 67 desgl.

33. **Ach vnfals neidt, so lange zeitt, hab ich mennige stund erduldet ...** 3 zwölfz. Str. Forster I 39 in 3 Strophen, die sonst denjenigen der Hs. entsprechen, aufser dafs die zweite und dritte ihre Plätze vertauscht haben. Fl. Bl. Weimar, Sammelb. St. 2: Schöner außer|lesener lieder. x. | 1 Vil glück vnd heyl. | 2 Ach vnfals neydt. | 3 Ich rew vnd klag. | 4 Ach werde frucht. | 5 Ach weyblich art. | 6 Wol kumpt der Mey. | 7 Man sicht noch wol. | 8 Mich zwingt darzu. | 9 Ein Thurnier sich er-|haben hat. | 10 So wünsch jch jr ein | gute nacht. | (Am Schlufs:) Gedruckt zu Nürnberg durch | Kunegund Hergotin. | (7 bezw. 8 Bl. 8⁰ o. J. Rücks. des ersten und das ganze letzte Blatt leer.) 2 Ach vnfals neydt ... 3 entspr. Str. Wegen des dritten und des zehnten Liedes vgl. unten Nr. 74 und 39. Fl. Bl. London, Brit. Mus. 11, 515 a 48 St. 12: Schöner auß-|erleßner Lieder | Zehen. | 1 Vil glück vnd heyl. | 2 Ach vnfals neydt. | ... | 10 So wünsch ich jr ein | gute nacht. | (Am Schlufs:) Gedruckt zu Nürmberg | durch Valentin | Neuber. | (8 Bl. 8⁰ o. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer. Vorders. des letzten Bl. enthält auch nur den Druckvermerk, sonst nichts.) 2. Ach vnfals neidt ... 3 entspr. Strophen; Anfang der dritten Strophe fehlt, indem eine Zeile des Druckes ausgefallen ist. Diese beiden Nürnberger Drucke, welche dieselben zehn Lieder in derselben Reihenfolge vorführen, finden sich erwähnt bei Goedeke II[2] S. 30; nicht erwähnt werden andere Zehn-Lieder-Sonderdrucke, wie z. B. Berl. Yd 7850 St. 2 'Zehen Schöner Lieder' Augspurg, Mich. Manger o. J. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. — Eine niederdeutsche Fassung vorbezeichneten Liedes enthält ein Sonderdruck Berl. Ye 2665 'Veer lede' o. O. u. J. 'Dat veerde. Ach vnuals nydt, so lange tyd, hebb ick mennge stund erdüldet' ... 3 der Hs. nach Wortl. u. auch Reihenfolge entspr. Str.

34. **Ich kan nicht gnugsam schelten, die Vntreuw dieser Weltt ...** 5 achtz. Str. = G. Niege, Mgq 864. IV. Bl. 7 B.

35. **Deine gesund meine freude, du mein einiger trost ...** 7 fünfz. Str. = 1582 A 68; 1582 A 151 u. B 16 haben 10 Strophen, wovon I—IV, IX, VI, VIII in dieser angegebenen Reihenfolge zur siebenstrophigen Fassung angewandt sind. Vgl. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 142 Nr. 151 'Dein gesundheit ist mir lieb' 10 Str. — Fl. Bl. Yd 9904: Zwey schöne newe Lieder, | Das erste, Frölich bin ich auß | hertzen grundt. | Das ander, Dein gsundt | mein frewdt du mein eyniger | trost, Wie offt, etc. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Valentin | Newber. (4 Bl. 8⁰ o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) Wegen des ersten

Liedes vgl. unten Nr. 67; ‚Dein gsund' 10 Strophen entspr. 1582 B 16. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 50: Zwey Hüpsche | neüwe Lieder, Das Erst, | Frölich bin ich auß hertzen grundt, | Das ander, Dein gsund mein freud, | mein einiger Trost, etc. | (Bildchen) Am Schluß: Getruckt zu Basel, bey | Samuel Apiario. | 1569. (4 Bl. 8°. Rücks. des ersten leer.) Die beiden Lieder entspr. Yd 9904.

36. **Ich reitt ein maell zu Buschwert ahn** ... 8 fünfz. Str. = 1582 A 69; A 148, B 13 in je 10 Str. Niederd. Lb. 67 bezw. 62, Hamburg 1883 S. 43: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 27, in 8 der Hs. entspr. Str.

Fl. Bl. Berlin, Yd 7850. 3: Zehen Schöne | Weltliche Lieder. | Das erste, Ach Winter kalt, wie | ... | Das ander, Was mich nicht brendt | ... Das dritt, Ich erschell mein Horn | ... | Das vierdt, Hertz einiger trost auff | Erden, etc. | Das fünffte | Es war ein wacker | Meidlein wolgethan. Das sechste, Ist mir ein kleins wald | Vögelein geflogen, etc. | Das siebend, Vntrew du thust mich | meiden, etc. | Das acht, Elendt du hast deine | weile ... | Das neundte, Man singt von schö-|nen Jungfrawen vil. | Das zehende, Ich reit ein mal zu | Buschwart an, etc. | (8 Bl. 8° o. O. u. J.) Sechs von den Liedern dieses Einzeldrucks finden sich in der Hs., 1 s. Nr. 44, 3 s. Nr. 94, 4 s. Nr. 69, 8 s. Nr. 108, 9 s. Nr. 63, 10 vorbezeichnetes Lied in 8 entspr. Str. — Yd 9876 (3 Lieder) 'Ein Schön New Liedt, Ich reytt ein mal zu Braunschweyg auß' 10 Str. entspr. 1582 A 148 u. B 13.

Fl. Bl. Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 41, Bruchstück o. T. o. O. u. J. 'Ich reyt eins mals zu Brunschweig auß' 9 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. K K 1552 St. 76 'Vier Hübsche Weltliche Lieder' 1613 o. O. 4: Ich ritt ein mal zu Braunschweig auß ... 10 Str. — London, Brit. Mus. Sammelb. 11, 515 a 53 'Vier Hüpsche Weltliche Lieder' 1611 o. O. 4: Ich ritt eins mals zu Braunschweig auß ... 10 Str. — Brit. Mus. 11, 522 df 38 (besonderes Heftchen): Ein schön News | Lied: Ich rytt eins mals zu | Braunschweyg auß etc. Von | einem Schönen brawn | Mägetlein etc. | In seiner aygnen Melodey. | (Bildchen) Am Schlufs: Getruckt zu Augspurg, | durch Mattheum | Francken. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten Blattes leer.) 'Ich ritt' 9 Str.

Antw. Lb. 1544 Nr. 84: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 127 'Ic reede een mael in een bossche dal' 6 Str. Weimarer Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 104 ebf. 6 Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 53 in 10 Str.

Uhland Nr. 154; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 429, *Lh.* III S. 193 Nr. 1307 u. 1308.

37. **Nach willen dein, ich dir allein, in trewen thu ertzeigen** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 3, B 55; Forster I 43; Öglin 1512 Nr. 26 in je 3 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 165 Nr. 171 in 8 Str.

Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 51 (offenes Blatt ohne Überschrift, links oben Bildchen) 'Nach willen dein, mich dir allein, in trewen zu erzaigen' ... 8 Str. — Yd 9299 'Drey hübsche Lieder, Das Erst, Nach willen deyn' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 8 Str. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2017 St. 13 'Drey schöne lieder, Das erst: Nach willen dein' o. O. u. J. (dieselben 3 Lieder wie Berl. Yd 9299) 'Nach willen dein' 8 Str. — Einen niederdeutschen Einzeldruck aus dem früher Uhlandschen, nunmehr der Tübinger Univ.-Bibl. einverleibten Sammelband führt an A. v. Keller, *Fastnachtspiele* 3 (Bibliothek d. lit. V. 30. 1853) S. 1472.

Die Strophen 4—8 der längeren Fassung sind schwerlich aus einem Gusse mit den 3 vordersten, die der kürzeren Fassung entsprechen. Diese 3 Strophen sind zwölfreimig, jene 5 zehnreimig, indem die Binnenreime der vorderen Strophenhälfte fallen gelassen und so statt je 2 Zeilen von 2 Hebungen eine von je 4 Hebungen vorliegt. Diese Verschiedenheit bedingt keinen Wechsel der Tonweise, viele Gedichte des 16. Jahrhunderts

gehen auch ohne weiteres von der einen zur anderen Bauart über und schwanken zwischen beiden herum; in vorliegendem Falle sind aber die 3 ersten Strophen ganz folgerichtig nach 12 Reimzeilen, die 5 anderen ebenso regelrecht nach 10 Reimzeilen eingerichtet, so dafs man genötigt ist, entweder zwei voneinander zu trennende Teile desselben Gedichtes oder zwei besondere Gedichte anzunehmen, was im Grunde auf dasselbe Ziel hinausläuft.

Berl. Hs. 1568 Nr. 5, 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 29 in je 8, 1574 Nr. 22 in 3 Str. — *Liederh.* III S. 471 Nr. 1667.

38. **Ach Lieb vnd Leid, wie hastu dein Bescheid ...** 3 vierzehnz. Str. = 1582 A 6, B 58; Forster I 97; Öglin 6; *Blumm u. Aufsb.* S. 180 Nr. 183 — überall in je 3 entspr. Str. Goed. II[2] S. 26, 27, 34, 42 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9483 'Zwey schöne Lieder Das Erst, Ach lieb mit leyd' Nürnberg, G. Wachter o. J. Beschr. s. oben Nr. 25. 'Ach lieb' 3 entspr. Str. — Frankfurt a. M., Stadtbibl. Sammelb. Auct. germ. L 522 St. 10 'Zwey hüpsche Lieder. Das erst Ach lieb mit leid' o. O. u. J. 'Ach lieb' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 58 in 3 entspr. Str. München, Hof- u. Staats-Bibl. Cgm 1137 Bl. 365 'Ach lieb mit layd wie hast dein beschaid' in 3 Str. Pal. 104 in 3 Str. — Wackernagel, *Kirchenlied* 1841 S. 860; Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 455 Nr. 1444 (l. 1644).

39. **So wunsch ich ihr eine gute nacht, zu hundert tausent stunden ...** 3 zehnz. Str. = 1582 A 10, B 62; Forster I 130; *Blumm u. Aufsb.* S. 87 Nr. 94; M. Franck, *Musical. Bergkreyen* Nr. 7 — überall in je 3 entspr. Str. *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 25 Mel. mit untergelegter Anfangsstrophe. Harnisch 1587 Nr. 11 desgl. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 64 'So winsch ich ir ein gutten nacht, zu hundert dausend stunde' 3 entspr. Str. — Yd 7821. 19: Druck v. 3 Liedern: 'Ein hübsch lied, Dein murren macht' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 3. Lied 'So wünsch ich' 3 entspr. Str. — Yd 9126, Druck v. 5 Liedern, Nürnberg, J. Gutknecht o. J. 2. Lied 'So wünsch ich' 3 Str. Beschr. oben Nr. 19; vgl. unten Nr. 92. — Weim. 'Schöner außerlesener lieder. x.' Nürnberg, K. Hergotin o. J. Lond. 'Schöner außerleßner Lieder Zehen' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. s. oben Nr. 33) 10. Lied 'So wünsch ich' in je 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 49 in 3 entspr. Str. Nürnberg, Germ. National-Mus. Val. Holls Hs. 1526 Bl. 155 B 'So wünsch ich' 3 Str. Pal. 183 in 3 Str. — Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 135; Goedeke-Tittm. S. 65.

40. **Ich habs gewagtt, du schone Magd, in rechter lieb vnd trewe ...** 3 zwölfz. Str. = 1582 A 14, B 66; Forster I 16 in je 3 entspr. Strophen. Niederd. Lb. Nr. 1: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 9, ebf. 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 9946 'Zwey Schöner newer Lieder' Nürnberg, V. Neuber o. J. 2. 'Ich habs gewagt' 3 entspr. Str. — Ye 821 'Vier Schöne Newe Lieder' Magdeburg, W. Roß o. J. 2. 'Ich habs gewagt' 3 entspr. Str. — Heyse, *Bücherschatz* Nr. 940 entspr. Ye 821. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 52 'Drey schöne neuwe Lieder, Das erst, Ich habs gewagt, frisch vnuerzagt' o. O. u. J. 3 Str. — Frankfurt a. M., Auct. germ. L 522 St. 17 'Zwey schöne newe lieder' o. O. u. J. 2. 'Ich habs gewagt, Frisch vnuerzagt' 3 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 16 'Zwey Schöner newer Lieder' Nürnberg, G. Wachter o. J. (Nürnberger Einzeldruck Yd 9946 enthält dieselben 2 Lieder) 2. 'Ich habs gewagt, frisch vnuerzagt' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 zweimal: Nr. 18 u. 20 in je 3 entspr. Str. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 19 in 3 entspr. Str. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 203, *Lh.* II S. 318 Nr. 496.

41. **So wunsch [ich] ihr eine gute nacht, bey der ich war alleine ...** 5 siebenz. Str. = 1582 A 13; B 65 nur 4 Str. (ohne die letzte), Forster

III 1552 (noch nicht III 1549) Nr. 17 in 5 entspr. Str. (V 19 Mel.). *Ander teyl der Berckreyen*, 1574, Nr. 16 in 4 Str. Franck, *Musical. Bergkreyen* 18 in 3 Str. Fl. Bl. Yd 7831. 73 (2 Lieder) 'Ein schön lied, von deß Fürsten Tancredi Tochter' Straubing, H. Burger o. J. 2. 'So wünsch ich' 5 Str. — Yd 9630: Ein schön New Lied, | So wünsch ich jr ein gute nacht, | bey der ich was alleine, etc. | Ein ander Lied, Mein | feines lieb ist von Flandern, vnd | hat ein wancklen muth, etc. | Noch ein Lied, Ich bin | versagt, gegen einer Magd, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, | durch Friderich | Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rückseite des ersten u. des letzten Bl. leer.) Das dritte Lied ist nicht zu verwechseln mit dem soeben vorgekommenen, Hs. Nr. 40, welches beginnt 'Ich habs gewagt, du schöne Magd' oder 'Ich habs gewagt, frisch unverzagt'. Wegen des zweiten Liedes vgl. unten Nr. 64. 'So wünsch ich' 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 52 'Fünff schöne newe Lieder' Nürnberg, Lantzenberger, 1610. 4. Lied 'So wünsch ich' 5 Str. — St. 56 'Drey Hüpsche Neuwe Lieder' Basel, Schröter, 1608 'So wünsch ich' 5 Str. — Vgl. zu diesen beiden Drucken auch unten Nr. 47 u. 51. — XVIII 2017 St. 9: Ein schöne Tag | weiß: Mir ist verkundt | meins hertzen ein Kron. | Ein gar schön new Lied: So | wünsch ich jhr ein gute nacht, etc. | (Bildchen) M.D.LXXXVI. (4 Bl. 8° o. O. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'So wünsch ich' 5 Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 46, beginnend 'So wunsch ich ir ein guete nacht, zu hundert thausendt stunden', nicht = Nr. 39 oben, sondern mit 5 entspr. Str. = vorbezeichneter Nr. 41; Liederhs. d. Frh. Frdr. v. Reiffenberg: *Baron de Reiffenberg, Nouv. Souvenirs d'Allem.* I S. 223, vgl. *Archiv f. d. Studium d. n. Spr.* CV S. 273. Pal. 20 in 4 Str. — *Wunderh.* I, 1806, S. 110; Görres S. 103; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 39; Uhland Nr. 73; Goedeke-Tittmann S. 71; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 435, *Lh.* III S. 187 Nr. 1300.

42. **Entlaubtt ist vns der Walde, gegen disem Winter kaltt ...** 3 achtz. Str. = 1582 A 16, B 68; Forster I 61, III 5 in je 3 entspr. Str. *65 Lieder*, Straßburg, P. Schöffer o. J. Nr. 42 ebf. 3 entspr. Strophen. *115 Liedlein*, Nürnberg, Ott 1544, Nr. 54 ebf. 3 Str. (Nr. 55 Mel. mit Str. I). Goed. II[2] S. 29 Gerle 1532, S. 32, 34, 36 u. ö. — Fl. Bl. Yd 9287, enth. 2 Lieder, Nürmberg, Künigund Hergotin o. J. 2: Entlaubet ist vns der walde ... 3 entspr. Str. — Yd 9672: Ein schön new Lied, Ich | sahe mir für einem Walde, ein fei-|nes Hirschlein stan, etc. | Ein ander schön Lied, In | einem hohen Thon zu singen, | Entlaubet ist vns der | Walde, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Friderich Gutknecht. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Entlaubt' 12 Strophen, wovon nur die erste der Anfangsstrophe der kürzeren Fassung entspricht, die elfte wie derselben dritte beginnt und wie deren zweite schlieſst. — Yd 9676: Ein Schön new Liedt, | Ich sach ... 5 | (Bildchen anders, übrigens entsprechend Yd 9672) Nürnberg, V. Neuber o. J. — Das erste Lied in diesen beiden Einzeldrucken s. unten Nr. 58. — Dieselben beiden Lieder treten auf in einem Einzeldruck zu London, Brit. Mus. 11, 522 df 46: Zwey schöne | newe Lieder: Das Erst, Ich | sach mir vor einem Walde, ein | ein feines Hirschlein stan | Das Ander. | Entlaubet ist vnns der Walde etc. | Inn einem hohen thon zu | singen. | (Bildchen) Am Schluſs: Getruckt zu Augspurg, | durch Mattheum | Francken. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) Ich sach mir ... 6 achtz. Str. Entlaubet ... 12 achtz. Str. Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 58. — Eine niederdeutsche Fassung des Liedes bietet ein Berliner Einzeldruck: Ye 425 (vgl. oben Nr. 5): 'Dre lede volgen: Dat Erste, Entlouet ys vns de Walde' Wulffenbüttel, durch C. Horne o. J. 12 achtz. Str. — Mone, *Anzeiger f. Kunde d. teutschen Vorzeit* 7, 1838, Sp. 79 aus der westfäl. Hs. des Frh. v. Haxthausen: Entlaubet ist der waldt ... 3 entspr. Str. Sp. 240 aus Cod. Pal. 343 (Nr. 114) 'Entlaubet ist

der walde' ebf. 3 entspr. Str. — Ein anderes Lied, welches mit vorstehendem nicht verwechselt werden darf, beginnt 'Der wald hat sich entlaubet'. — Uhland Nr. 68; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 4; Goedeke-Tittm. S. 152; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 257, *Lh.* II S. 549 Nr. 744.

43. **Mir ist ein feins brauns Megdelein gefallen in meinen syn ...** 5 achtz. Str. = 1582 A 24, B 76; Forster III 68 (vgl. V 15); P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 70 Nr. 78. — Fl. Bl. Yd 7831 (Einband v. J. 1566) St. 63 'Drey schöne newe lieder, Das erst, Mir ist' ... o. O. u. J. 5 entspr. Str. — Ye 15 Drey hübsche Lieder, | Das erste, Lieblich hat sich gesellet. | Das ander, Dein lieb durch dringt | meyn junges hertz. Das drit Liede, | Mir ist ein feins brauns Meydelein | gefallen in meinen sin. | (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Mir ist' 4 Str., wovon die drei ersten mit den entsprechenden der fünfstrophigen Fassung zusammenstimmen, wogegen die vierte für sich besonders steht, jedoch an die Schlufsstrophe der anderen Fassung deutlich anklingt. Wegen des in diesem Einzeldruck an erster Stelle gebotenen Liedes s. unten Nr. 92. — Ye 476 'Veer lede' o. O. u. J. 2: Mir is ein fyn bruns medelin, gefallen yn mynen syn ... 6 Str., die mit vorgezeichnetem Liede wenig gemeinsam haben. — Niederd. Lb. Nr. 22: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 15 in 5 entspr. Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 45 'Dry Hüpsche Lieder' Bernn, by Sam. Apiario o. J. 3. Mir ist ein feyns bruns Mägetlin, gefallen inn meinen synn ... 5 Str. — St. 48 'Drey Hüpsche nüwe Lieder' Bern, Sam. Apiarius o. J. 2. 'Mir ist' 5 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 31 'Drey schöne neüwe Lieder: Das erst, Mir ist' ... 'Gedruckt zu Augspurg, durch Mattheum Francken' o. J. 'Mir ist' 5 Str. Dieser Londoner Einzeldruck enthält dieselben drei Lieder wie Berl. Yd 7831. 63. — Berl. Hs. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 25, 1574 (niederrheinische) Nr. 52 je 5 entspr. Str. Pal. 168 in 4 Str. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 196, *Lh.* II S. 270 Nr. 450.

44. **Ach winter kalt, wie manigfalt krenckstu mein hertz mueth vnd synne ...** 6 neunz. Str. = 1582 A 25, B 77; niederd. Lb. 82 bezw. 71: *Jahrb.* 26, 32. Fl. Bl. Yd 7850. 3 (s. oben Nr. 36): Zehen Schöne Weltliche Lieder. Das erste, Ach Winter kalt ... o. O. u. J. Berl. Hs. 1568 Nr. 61, 1574 Nr. 47; Kopenh. Liederhdschr. des P. Fabricius: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 13, 61 — überall mit je 6 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 456 Nr. 1645. — Ein anderes Lied mit gleichem Anfange bei Goedeke-Tittm. S. 161 aus Harnisch, *Hortulus*; vgl. Goed. II² S. 56.

45. **Das ich so arm vnd elend byn, noch tragh ich einen stetigen synn ...** 5 fünfz. Str. = 1582 A 27, B 79 u. noch einmal 174 je 5 entspr. Str. 1582 A 227 längere Fassung von 20 Strophen, dieselbe lückenhaft im niederd. Lb. Nr. 52: *Jahrb.* 26, 23. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 160 Nr. 167 ebenf. in 20 Str. Forster V 49 Mel. — Fl. Bl. Yd 7831 (Einband v. J. 1566) St. 60 'Ein schön New lied, Ob ich schon arm vnd Elend bin' ... Straubing, H. Burger o. J. 20 Str. Yd 9823 'Ein schön new Lied, Ob ich schon arm vnnd ellendt bin' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 20 Str. — Strafsburg, Landes- u. Univ.-Bibl. Sammelm. I 17 'Ein schön News Lied: Ob ich schon Armm vnnd Ellend bin' Augspurg, M. Manger o. J. 20 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 57: Zwey schöne newe Lieder, | Das erst, Wiewol ich Arm vnd Ellend | bin, So trag ich doch ein stäten | sinn, etc. | (Bildchen) | Das ander, Dört fern vor jhenem wal|de, sach mir ein hirschlein stan, etc. | Am Schlufs: Getruckr [!] zu Straßburg, bey | Christian Müller. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) 'Wiewol ich' 20 Str. Wegen des anderen Liedes vgl. unten Nr. 58. —

Berl. Hs. 1568 Nr. 66, 1574 Nr. 61 in je 5 Str. Pal. 88 in 4 Str. Westfäl. Hs. bei Mone, *Anz.* 7, 1838, Sp. 80. Vgl. auch Liederhdschr. f. O. Fenchlerin bei Birlinger, *Alemannia* 1, 1873, S. 49. — Am frühesten vielleicht in der Liederhdschr. des Joh. Ketzmann (München, Hof- und Staats-Bibl. Cgm 980) Bl. 245 A 'Ein abschiedt liedt: 1551. Wiewol ich yezundt elendt vnd arm bin, so füre ich doch ein stetten sin' ... (7 Str.) ... 'Scripsi Spirae 17. Februarii, Anno 1552. J. Ketzmannus.' Jedenfalls darf Ketzmanns Fassung als die der ursprünglichen nächstverwandte gelten, da sie 7 Strophen hat, genau so viele, wie in den Einzeldrucken, die das Lied zwanzigstrophig, dabei 'gemehrt mit dreyzehn Gesätzen' bieten, als ursprünglich vorausgesetzt werden. — Görres S. 87; Uhland Nr. 72; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 101; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 431, *Lh.* II S. 552 Nr. 747.

46. **Fur zeiten war ich lieb vnd werth** ... 5 achtz. Str. = 1582 A 28, B 80; niederd. Lb. Nr. 59 bezw. 55: *Jahrb.* 26, 25; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 124 Nr. 129. — Fl. Bl. Yd 9661, enth. drei Lieder, Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 3. 'Vor zeiten' 5 entspr. Str. Yd 9953 'Zwey schöne Lieder, das erste, Vor zeyten was ich lieb vnd wert' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Str. — Basel, Univ.-Bibl. Sar. 151 St. 56 'Drey schöne Lieder, Das Erst, Vor zeiten ward ich lieb vnd werd' ... Straßburg, Chrn. Müller o. J. 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2021 St. 18 'Fünff Schöne newe Weltliche Lieder' Augspurg, Joh. Schultes o. J. 3. 'Vor zeiten' 5 Str. — Berl. Hs. 1569/75 (v. Helmstorffsche) Nr. 26, 1574 Nr. 33 in je 5 entspr. Str. Liederhdschr. f. O. Fenchlerin bei Birlinger, *Alemannia* 1, 40 ebf. in 5 Str. Pal. 53 desgl. — Görres S. 67; Goedeke-Tittmann S. 39; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 210, *Lh.* II S. 284 Nr. 462.

47. **Wie schon bluhet vns der Mey, der Sommer fhert dahin** ... 4 siebenz. Str. = 1582 A 30, B 32 u. 82; Forster III 19 bezw. 20 in 6 Str. Meilandus, *Newwe außerl. Teutsche Gesäng* 1575 Nr. 2 in 4 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 95 Nr. 102, u. niederd. Lb. Nr. 68 bezw. 63: *Jahrb.* 26, 27 in je 5 einander entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 7821. 7 (Beschr. s. oben Nr. 5) 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, H. Guldenmundt o. J. 2. 'Wie schön' 5 Str. — Yd 9575 (Beschr. s. oben Nr. 32) 'Vier schoner Lieder' o. O. u. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — Weim. Sammelb. St. 55 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 48 'Drey schöne newe Lieder' o. O. u. J. 3. 'Wie schön' 5 Str. — St. 52 (vgl. oben Nr. 41) 'Fünff schöne newe Lieder' Nürnberg, Lantzenberger 1610. 'Wie schön' an zweiter Stelle mit 5 Str. — Zwickau, Ratsschulbibl. Sammelb. XXX, V, 22 St. 35 'Drey schöne Lieder' Nürnberg, H. Guldenmundt o. J. (Beschr. s. oben Nr. 5) 'Wie schön' an zweiter Stelle mit 5 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 118 in 3, 1574 Nr. 37 in 4 Str. — Kopenh. Liederhdschr. des Rostocker Studenten P. Fabricius Nr. 74 in 5 Str. — Pal. 17 u. 193 in je 8 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 378; Görres S. 100; Uhland Nr. 58; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 139; Simrock S. 204; Goedeke-Tittm. S. 163; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 264, *Lh.* II S. 201 Nr. 390.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. Arthur Kopp.

Der Sprachatlas des Deutschen Reichs und die elsässische Dialektforschung.

Ein hochverdienter Strafsburger Gelehrter, der sich mit den Veränderungen in seiner Heimat seit 1870 nie hat befreunden können, schrieb 1890 in die Vorrede zu seinem Wörterbuch der Strafsburger Mundart mürrisch, dafs ein elsässisches Idiotikon von einem 'Eingewanderten' geplant sei. Der alte Herr ist 1895 gestorben und hat von diesem Wörterbuch der elsässischen Mundarten nichts mehr erlebt. Wenn irgend etwas, so hätte der jetzt fertig vorliegende erste Band des grofsen Werkes[1] ihn, einen langjährigen Führer heimischer Wissenschaft, wo nicht aussöhnen, so doch zur Achtung zwingen müssen vor den Ergebnissen elsässischer Volksforschung unter Leitung des 'eingewanderten' Professor Martin. In der Tat konnte vor vier Jahren die Kaiser-Wilhelms-Universität zu ihrem fünfundzwanzigjährigen Jubelfeste sich kaum eine charakteristischere Festgabe auf den Geburtstagstisch legen als die erste Lieferung des Wörterbuches. Von Söhnen des Landes aus all seinen Bezirken zusammengetragen, von einem Lehrer und einem ehemaligen Zuhörer der Landesuniversität bearbeitet, bringt es unter den neuen Verhältnissen zum Abschlufs, was unter den alten vor allem August Stöber, der Begründer der elsässischen Philologie, und sein Vetter Liebich mit ihren reichen Sammlungen begonnen hatten. Die elsässische Landesforschung, die moderne Sprachwissenschaft und die gesamte deutsche Volkskunde haben in gleicher Weise den Herausgebern für ein Buch zu danken, das in seiner Ausführung ihre Gelehrsamkeit nicht minder wie ihre vielfache Entsagungsfähigkeit bewundern läfst.

Ich hatte es übernommen, das Werk in diesen Blättern zu besprechen. Dafs dies bisher nicht geschehen ist, will ich nicht entschuldigen, obwohl ich es könnte. Jetzt aber scheint es mir richtiger, die Anzeige überhaupt noch aufzuschieben bis zu der nicht mehr fernen Vollendung des rüstig fortschreitenden Ganzen. Denn mir soll nicht daran liegen, etwa eine mühsame Nachlese zusammen-

---

[1] *Wörterbuch der elsässischen Mundarten,* bearbeitet von E. Martin und H. Lienhart, I. Band, Strafsburg (Trübner) 1899.

zustoppeln oder diesen und jenen Artikel kritisch zu zerpflücken, sondern daran, vor allem das zu versuchen, was das elsässische wie jedes ähnliche Idiotikon selbst nicht leisten kann: aus dem Reichtum des zusammengetragenen Wortschatzes das herauszuheben, was gerade und nur für das Elsafs charakteristisch ist im Gegensatz namentlich zu den Nachbargebieten. Kommen Martin und Lienhart an ihr Ziel, dann werden auch Hermann Fischer und die Schweizer Lexikographen ein gutes Stück weiter vorgerückt sein, und der Vergleich wird sich lohnen zwischen dem Bestand bei Martin-Lienhart einerseits und bei Birlinger und Fischer im Osten, den Schweizern im Süden andererseits.

Für heute aber will ich den Dank, den wir den beiden Herausgebern schulden, in eine andere Form giefsen. Es wurde erwähnt, dafs in dem elsässischen Wörterbuch u. a. der wertvolle Nachlafs des Pfarrers Liebich benutzt werden konnte, desselben, dessen elsässische Grammatik einst von der französischen Regierung mit einem Preise ausgezeichnet worden ist. Jetzt führen seine sorgsam gehüteten Fragebogen zu einem neuen Plane, mit dessen Verwirklichung die rührige Dialektforschung des Elsafs sich ein weiteres Verdienst um Heimat und Heimatsforschung erwerben will, zu dem Plane eines elsässischen Sprachatlas! Da sei mir denn, nachdem ich die rechtzeitige Besprechung des ersten Wörterbuchbandes versäumt habe, bei diesem neuen Bauprojekt elsässischen Gelehrtenfleifses gestattet, dem anderen Extrem zu verfallen und heute schon einige Gedanken darüber zu äufsern, wie sie sich von dem grofsen Wenkerschen Sprachatlas aus sofort einstellen bei dem Auftauchen eines solchen landschaftlichen Sonderplanes. Dazu kommt ein anderes: Wenkers Lebenswerk hätte in diesem Jahre (1901) sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern können. Das gibt das Recht zu einem Rundblick über seine bisherigen Ergebnisse. Die daraus fliefsenden prinzipiellen Anschauungen, die ich kürzlich bereits in einer für Historiker bestimmten Arbeit andeuten konnte, will ich hier für Philologen entwickeln. Und auf dies mehr oder weniger theoretische Exempel soll alsdann die elsässische Probe gemacht und damit zur Wegebnung für den elsässischen Sprachatlas ein bescheidenes Stück beigesteuert werden. —

Das Jahr 1876, in das Wenkers dialektstatistische und dialektgeographische Anfänge fallen, ist bekanntlich auch dasjenige Jahr, in dem jener folgenschwere Kampf innerhalb der sprachwissenschaftlichen Welt entbrannte, der diese und in erster Linie die Germanisten in zwei fanatsiche Heerlager schied, der mit geistreicher Tiefe, aber auch mit persönlicher Schärfe gefochten wurde und dauernde Parteigegensätze von seltener Schroffheit geschaffen hat.[1] Es war

[1] Es ist auch das Jahr, in dem der uns viel zu früh entrissene Johannes Schmidt an die Berliner Universität berufen wurde.

der Kampf um die Lautgesetze: 1876 ist Leskiens *Deklination im Slavisch-Litauischen und im Germanischen* erschienen mit der unumwundenen Formulierung, daſs die Wirkung der Lautgesetze ausnahmslos sei. Wir dürfen heute in Ruhe sagen, daſs es im wesentlichen ein Kampf um Theorien gewesen ist. Im selben Jahre 1876 aber schickt Wenker seine ersten Fragebogen aus und bereitet so, gegenüber jenem Streit um Theorie und Prinzip, eine sachliche Anschauung des Tatbestandes, wenigstens auf deutschem Sprachgebiete, vor. Ist dieser Zusammenfall beider Daten lediglich Zufall gewesen?

Die Sprachwissenschaft nennt sich eine Gesellschaftswissenschaft, und sie hat damit recht, wenn sie sich nach Zweck und Wesen ihrer Materie benennt. In Bezug auf ihre Methode hingegen ist die deutsche Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts gerade im Gegenteil vorwiegend eine Individualwissenschaft gewesen. Ihr Charakteristikum war die Betrachtung des Sprechens als phonetischen Phänomens, die lautphysiologische Betrachtungsweise, die Lautlehre im engeren Sinne.[1] Diese Art der Spracherklärung aber wird immer eine individuale sein, sie ist exakt möglich nur am Individuum; und wenn wir auch noch so sicher uns bewuſst bleiben, daſs das oder die Individuen hier eine gröſsere Sprachgemeinschaft vertreten, tatsächlich führt die Untersuchung, die Feststellung des Tatbestandes uns immer wieder, wie den Anatomen oder Physiologen, auf den Einzelorganismus. Alle Lautphysiologie ist also, so wenig sie es in der Regel auch Wort haben will, im Grunde eine Individualwissenschaft. Neben ihr jedoch muſs stehen, um keinen Deut minder gewichtig, das soziallinguistische Moment, das aber bisher die Sprachforscher, zumal die Germanisten, zumeist arg vernachlässigt haben. Es umfaſst alle die sprachlichen Erscheinungen und Wandlungen, bei deren Erklärung das Individuum im Stich läſst, wo vielmehr allein das Aufeinanderwirken vieler Individuen in Betracht kommt, wo mannigfache Kultureinflüsse und alle möglichen Verkehrsakte, wo vor allem Bevölkerungsmischungen zu Grunde liegen. Diese Erkenntnis einer Zweiteilung, die Auffassung der Sprachwissenschaft teils als einer Individual-, teils als einer Sozialwissenschaft hat in der Theorie freilich nie gefehlt, schon seit den Tagen eines Wilhelm von Humboldt,[2] aber über das Theoretische ist sie selten hinausgekommen,[3] und fast alle Fortschritte der Grammatik im 19. Jahrhundert liegen auf jener, nicht auf dieser Seite. Scherers

---

[1] Vgl. zuletzt Wechſsler in den *Forschungen zur roman. Philologie* (Festgabe für Suchier) S. 383 ff.

[2] Vgl. Scherer, *Jac. Grimm*[2] S. 165; ausführlicher Wechſsler a. a. O.

[3] Vgl. z. B. über Rud. v. Raumer Jellinek, *Indog. Forsch.* XII, 161 ff. Voraus waren in dieser Beziehung die Romanisten, ich nenne nur Ascoli und Schuchardt. Sonst liegen neuerdings Anläufe in einigen Arbeiten von Hirt vor und eine erste einzelsprachliche Glanzleistung in Kretschmers *Einl. in d. Gesch. d. griech. Spr.*

fundamentales Buch *Z. Gesch. d. deutsch. Spr.* hebt zwar in seinen herrlichen Widmungsworten die nationalen Gesichtspunkte der Sprachwissenschaft hervor, ist aber sonst, indem sein Wert in einer ersten systematischen Verwertung der Lautphysiologie für die Geschichte der Sprache liegt, im wesentlichen individuallinguistisch. Pauls *Prinzipien* zeigen unter ihren 23 Kapiteln zwar auch eins über Sprachspaltung, eins über Sprachmischung und eins über Gemeinsprache, alle anderen zwanzig hingegen sind in unserem Sinne vorwiegend individuallinguistisch. Die beiden Bände von Wundts *Völkerpsychologie,* die von der Sprache handeln, besprechen gar oft dem Titel des Werkes und den in seiner Einleitung betonten Kautelen zum Trotz gerade Spracherscheinungen, deren exakte und experimentelle Feststellung und Analyse, seien sie physiologisch oder psychologisch, immer nur beim Individuum, nicht beim ganzen Volke möglich ist ('Ausdrucksbewegungen', 'Gebärdensprache' usw.). Oder im besonderen die zahlreichen deutschen Dialektgrammatiken, die seit den siebziger Jahren wie Pilze aus der Erde geschossen sind, sie beschreiben die Mundart ihrer Herren Verfasser, werfen aber über deren Studierstube hinaus auf ihre engeren oder gar weiteren Heimatsgenossen nur selten einen Blick. Kurz überall eine unbestreitbare individuallinguistische Einseitigkeit, die uns zu der bewundernswerten lautphysiologischen Arbeitsweise geführt hat, über die wir heute verfügen. Und diese Einseitigkeit besteht, solange es eine indogermanische Sprachwissenschaft gibt; in Hülle und Fülle wären hierfür Einzelbelege möglich, schon von Franz Bopp an bis namentlich zu August Schleicher hin: sie lassen Leskiens Axiom von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze lediglich als letzte Konsequenz einer langen geradlinigen Entwickelung erscheinen.[1]

Was aber sagt Wenkers Massenmaterial dazu? Nun, kaum braucht hier wiederholt zu werden, dafs es die Grenzen desselben Lautunterschiedes für verschiedene Paradigmen gleicher Kategorie sich nur selten decken, dafs es vielmehr Abweichungen, kleinste und kleine, grofse und gröfste, die Regel sein läfst. Es weist vor allem darauf hin, dafs die linguistische Fragestellung bisher eine falsche, weil eben eine einseitige, war. Ein möglichst einfaches Beispiel wird

---

[1] Wechfsler a. a. O. Abseits von dieser geschlossenen Reihe steht Jakob Grimm. 'Allgemein-logischen Begriffen,' sagt er in der Vorrede zur *Gramm.* I[2] S. VI, 'bin ich in der Grammatik feind; sie führen scheinbare Strenge und Geschlossenheit der Bestimmungen mit sich, hemmen aber die Beobachtung, welche ich als die Seele der Sprachforschung betrachte. Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer faktischen Gewifsheit anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten.' Damit ist Grimm stets über den Parteien geblieben, und als später die Gegensätze sich immer schroffer herausbildeten, hat er allen Richtungen gleichmäfsig als der Vater der deutschen Grammatik gegolten, dessen sachlicher Blick durch keine Theorie subjektiv getrübt worden war.

das deutlich machen. Wenn man den Vokal in *hältst, hält* durch einstigen *i*-Umlaut erklärt, so ist diese Deutung eine abstrakte oder theoretische oder ideale, die jene Wortformen vollkommen loslöst von bestimmtem Boden, von bestimmter Dialektgemeinschaft. Konkret oder praktisch oder realiter trifft sie aber nur für bestimmte Teile des deutschen Sprachgebietes zu, keineswegs für alle, in denen jene Umlautsformen gelten. Es genügt dabei, von den verschiedenen Möglichkeiten die folgenden vier herauszuheben. 1) *Hältst, hält* beruhen in der Tat auf *i*-Umlaut in Gegenden, die einst *haltis, haltit* gehabt haben; hier genügt mithin diese physiologische Erklärung. 2) In weiten Gebieten hemmt die Konsonantenverbindung *lt* sonst den Umlaut; wenn man trotzdem hier und da umgelautetes *hältst hält* antrifft und dies nun durch Analogiewirkung etwa von *fängst fängt, fällst fällt* u. ä. deutet, so ist diese Erklärung eine psychologische. Diese beiden Fälle nenne ich individuallinguistisch, man kann sich die betreffenden Prozesse exakt nur beim Individuum vorstellen, sie experimentell nur beim Individuum beobachten. Hingegen 3) in ursprünglich dialektgemischter Gegend, also etwa in Bezirken des jungdeutschen Ostens oder auch in spät besiedelten Bezirken des alten Westens, treten zuerst nebeneinander, wie die buntsprachigen Besiedler selbst, *hältst* und *haltst* auf, und bei dem allmählichen Ausgleich zu einer neuen dialektischen Einheit siegt dann die Form *hältst, haltst* verschwindet. Oder endlich 4) ursprüngliches *haltst* wird durch schriftsprachliches *hältst* beeinflufst und verdrängt. Diese Fälle 3) und 4) nenne ich soziallinguistisch, die exakte Beobachtung an einem oder selbst an mehreren Individuen hilft zu ihrem Verständnis nichts.

Von diesen vier Fällen, die a priori überall gleichmöglich sind oder gleichberechtigt sein können, bevorzugte die sprachwissenschaftliche Praxis immer die beiden ersten: Lautgesetze (d. i. unser Fall 1) wirken ausnahmslos, Ausnahmen erklären sich durch Analogie (d. i. unser Fall 2); Fall 3) und 4) existierten eigentlich nur in der Theorie. Die Gründe hierfür liegen auf der Hand: für das Verständnis von Fall 1) und 2) reicht die Kenntnis der physischen und psychischen Fähigkeiten des Einzelorganismus aus, Fall 3) und 4) erfordern mehr, sie beanspruchen alle Augenblick die Hilfe des Historikers im weitesten Sinne, des politischen, des Territorial- und Lokalhistorikers, des Kultur- und Literarhistorikers. Und auf diese nur wenig betretenen Pfade in der Dialekt- und Sprachforschung neben den ausgefahreneren Geleisen der Individuallinguisten weist Wenkers Werk. Leskien, mit seinem Dogma von der Ausnahmslosigkeit der Typus dieser Individuallinguisten, findet in Wenker, dem Soziallinguisten mit seiner Massenaufnahme deutschen Dialektgutes, seine notwendige Ergänzung. Gegen Leskiens Dogma als den Schlufsstein einer rund halbhundertjährigen sprachtheoretischen Entwickelung bedeuten Wenkers Kartenbilder die endliche Reaktion. Nicht als ob

nicht jedes Blatt seines Atlas reichliches Material böte auch für physiologische und psychologische Spracherscheinungen, für Lautgesetz und Analogie; doch neben diesen, ebenso reichlich und ebenso wichtig, nur viel schwieriger zu erkennen, stehen jene Fälle 3) und 4). Die ganze Sprachgeschichte des jungdeutschen Ostens hat in solchen ihren Schwerpunkt. Aber auch im alten Westen begegnen sie auf Schritt und Tritt, wenn sie auch begreiflicherweise z. B. im alt und einheitlich besiedelten Elsafs nicht so ins Auge fallen als etwa in jüngeren Bezirken Ripuariens oder im bevölkerungsdurchwirbelten Thüringen. Die von Wenker gelegentlich beigebrachten charakteristischen Beispiele[1] wären leicht zu häufen. Ich beschränke mich hier auf ein elsässisches.

Die Diminutivendung des Singulars ist im elsässischen Norden *-l,* im Süden *-lə,* die Grenze zwischen beiden entspricht ganz ungefähr der zwischen den Kreisen Rappoltsweiler und Kolmar; im Norden also lautet das 'Stückchen' *ṡtìkl,*[2] im Süden *ṡtìklə;* und so immer, wenn die Diminution noch wortschöpferisch empfunden wird, wenn das Simplex neben dem Diminutiv selbständig existiert. Bei einem Worte jedoch, wo diese Ableitung nicht mehr deutlich im Bewufstsein lebendig ist, wo an das Simplex kaum noch gedacht wird, bei einem Worte wie 'bischen' liegt die Sache anders: zwar im Norden heifst es noch nach jener Regel *pìsl,* im Kreise Kolmar auch noch *pìslə,* weiter südlich hingegen tritt eine ganz andere Bildung ein: *pìtsi* heifst es dort mit dem alten *-īn-*, nicht dem *-l*-Suffix und dem auf einstige Gemination des Stammauslautes hindeutenden *z*; *pìtsi* stellt sich korrekt zu altalem. *zicki, kitzī*[3] mit demselben Suffix und gleicher Konsonantengemination, und die Belege des Wörterbuches für elsässisch *kitsi* 'kleine Ziege' (S. 254) stammen alle aus unserem *pìtsi*-Gebiet. Da finden sich nun in den Gebirgsgegenden des Westens, im St. Amarintal und nördlicher im Gregoriental,[4] Formen wie *pìtsl, pìtsələ,* also mit jenem südelsässischen *z*, aber mit der *-l*-Diminution des Nordens: zweifellos eine Mischform aus Nord und Süd. Es handelt sich um verhältnismäfsig spät besiedelte Gebirgsorte, deren keiner auf Menkes alter Gaukarte liegt: das Schlofs St. Amarin ist erst Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden, die umliegenden Ortschaften sind zum erstenmal noch viel später bezeugt; gleiches scheint trotz des hohen Alters der Benediktinerabtei St. Gregorien mit den Orten in Münsters Nachbarschaft der Fall zu sein.[5]

---

[1] *Verhandl. d. 43. Versamml. dtsch. Philol. u. Schulm.* S. 39 f.

[2] Ich wähle die Transskriptionsweise des *Wörterb. d. els. Mundarten.*

[3] Vgl. Braune, *Ahd. Gr.*[2] § 196, 3; Wilmanns, *Dtsch. Gr.* II, S. 313.

[4] Es wird sich empfehlen, beim Lesen dieses Aufsatzes eine Karte des Elsafs zur Hand zu haben, am besten gleich die unten S. 38, 1 genannte.

[5] Ich verdanke diese und alle noch folgenden Einzelheiten aus der elsässischen Landesgeschichte der vortrefflichen Publikation im 27. Heft

Jedenfalls dürfte also der dortige Lokalforscher, der sein *pìtsl* lediglich aus sich erklären, etwa gar das *z*, wie in 'kitzeln' u. ä., mit dem *l*-Suffix in Zusammenhang bringen möchte, auf falschem Wege sein; den richtigen zeigt ihm erst der Blick über seine Lokalgrenzen hinaus und auf die landschaftliche und dialektgeographische Lage seiner *pìtsl*-Enklave zwischen dem südlichen *pìtsi* und dem nördlichen *pìsl(ə)*.[1]

Die richtige Deutung dieser Dialekterscheinung ist mithin unmöglich ohne Orts- und Geschichtskenntnis. Und wie hier, so überall und zu allen Zeiten; eine und dieselbe Dialektform kann auf verschiedenen altgriechischen Inschriften ganz heterogene Erklärung fordern. Ganz und gar nicht vermag ich daher einen oft citierten Satz aus Pauls *Prinzipien* ([3] S. 5) zu unterschreiben: 'Es gibt keinen Zweig der Kultur, bei dem sich die Bedingungen der Entwickelung mit solcher Exaktheit erkennen lassen als bei der Sprache.' Das Gegenteil scheint mir richtiger. Und wenn ich die schwerwiegenden Resultate des Sprachatlas nach dieser Richtung mit zwei knappen Sätzen zusammenfassen wollte, so würden diese etwa lauten: keine Laut- oder Worterklärung darf Laut oder Wort von seinem Entstehungsort losreifsen, eine und dieselbe Laut- oder Wortform kann in verschiedenen Gegenden ganz verschiedene Ursache und Vorgeschichte haben. Das bedeutet anders ausgedrückt: Ist die Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert stark unter das Zeichen der Naturwissenschaft getreten, so möchte das Lebenswerk Wenkers sie wieder zurück zur Historie führen. Landes- und Ortsgeschichte versprechen in zahllosen Fällen die Lösung sprachlicher Probleme, wo Lautgesetzlichkeit oder Analogiewirkung versagen. Ja, man darf dies Ergebnis sogar umdrehen und behaupten, dafs Wenkers Karten für den Historiker eine wertvolle Fundgrube darstellen. Freilich nicht für alte ethnologische und stammesgeschichtliche Fragen, um so reicher aber für die Geschichte des sich neigenden Mittelalters und der anhebenden Neuzeit.[2]

---

der *Statist. Mitteil. über Els.-Lothr.* (*'Die alten Territorien des Elsafs'*, Strafsburg 1896). Das beigefügte sorgsame Ortsverzeichnis läfst jede von mir benutzte Stelle leicht wiederfinden, so dafs ich mir alle Citate sparen darf.

[1] Auch rechtsrheinisch im ganzen südlichen Baden und weiter ostwärts bis an die Iller herrschen *pìtsələ*, *pìtslə* u. ä., die auch vereinzelt im elsässischen *pìtsi*-Gebiet sich finden; sie erklären sich einfach aus der bei der Diminution so gewöhnlichen Suffixhäufung: einstiges *pìtsi* ist durch das geläufigere *-l-* oder *-l-* + *-īn*-Suffix erweitert. Dafs wir aber mit dieser mechanischen Erklärung dort bei der isolierten westelsässischen Enklave nicht auskommen, lehrt ein Blick auf Wenkers Karte. Schon hier liegt eine anschauliche Illustration zu dem gleich zu betonenden und weiter zu belegenden Satze vor, dafs dieselbe Sprachform an verschiedenen Orten leicht verschiedenen Ursprungs sein kann.

[2] Das ist letzthin ausführlich dargelegt worden in meinem Aufsatz der *Histor. Ztschr.* Bd. 88 (N. F. 52), S. 22 ff., der hier vorausgesetzt wird.

Für solche Ketzereien sei nun der Versuch einer Probe an den elsässischen Verhältnissen gemacht. Geläufig und selbstverständlich scheint die Vorstellung, daſs das Elsaſs nicht etwa bloſs ein geographischer Begriff, daſs vielmehr seine gesamte Geschichte eine einheitliche und in sich geschlossene ist. Dennoch ist das umstritten. Unter den Historikern des Elsaſs waren Schöpflin und Grandidier von der geschichtlichen, ursprünglichen und in sich begründeten Einheit des Landes überzeugt, während Pfister und Reuſs sie geleugnet haben. Jüngst hat Bloch einen interessanten und andeutungsreichen Vortrag gehalten,[1] in dem er wieder die Einheitshypothese verteidigt. Nun, daſs diese die richtige ist, lehrt auch die Sprache unwiderleglich. Schon der erste Band des Wörterbuches lehrt es mit Idiotismen, die weder für die rechtsrheinische Nachbarschaft, noch für die südlich angrenzende Schweiz von ihren Lexikographen verzeichnet, aber dem ganzen Elsaſs von Basel bis Weiſsenburg eigentümlich sind.[2] Und wie im Wortschatz, so auch in der Grammatik. Ich kenne in der Tat auf oberdeutschem Boden kein Territorium, wo der politische und der dialektgeographische Begriff sich so decken wie im Elsaſs. Man denke dabei nicht sowohl an Lauterscheinungen, die auch weiteren anstoſsenden deutschen Landschaften eigen sind, aber hier im Westen gerade die Grenze des Elsaſs zu der ihrigen gemacht haben, wie die mangelnde 'neuhochdeutsche' Diphthongierung, die anscheinend gerade am Selzbache, der einstigen Nord- oder Nordostgrenze des Elsaſs, Halt gemacht hat,[3] oder die bewahrten alten Diphthonge (mhd. *ie, uo, üe*) oder die oberdeutsche *p/pf*-Verschiebung, deren heutige Scheidelinien dort ebenfalls deutlich die alte Nord- und Nordwestscheide des Elsaſs noch erkennen lassen. Man denke vielmehr an spezifische Erscheinungen, die nur elsässisch und allgemein elsässisch sind, vor allem an den Übergang der alten unumgelauteten Länge *ū* in *ǖ* (und die ähnliche Palatalisierung des *u* in den alten Diphthongen mhd. *uo* und *ou*), der sehr alt ist, der in den elsässischen Urkunden von Anfang an zu beobachten ist,[4] den man mit den eigenartigen *y*-Schreibungen bei Otfrid in Zusammenhang gebracht hat, ja dessen Keim schon bis in das keltische Altertum des Landes zurückdatiert worden ist. Wenkers Kartenblätter lassen diese und andere spezielle Alsatica (z. B. die offenste Aussprache des alten *e* als *a* in Wörtern wie 'Feld', 'Herz', 'Pfeffer', 'Wetter' u. a.) sich augenfälligst abheben und rufen jedesmal sofort das Bild einer sprachlichen Geschlossenheit und Einheit-

---

[1] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. dtsch. Gesch.- u. Altertumsvereine* Bd. 48 (1900), S. 37 ff.

[2] Vgl. auch Martin in der *Straſsburger Festschrift z. 46. Vers. dtsch. Philol. u. Schulm.* (Straſsburg 1901), S. 37 f.

[3] Doch vgl. unten S. 42.

[4] Haendcke, *Die mundartl. Elemente i. d. els. Urk.* (Diss., Straſsb. 1894), S. 14 ff.

lichkeit hervor, die nur Reflexe einer ebenso geschlossenen und einheitlichen Landesgeschichte sein können.

Und doch: daſs auch die äuſsere Umgrenzung dieses einheitlichen Geschichtsbezirkes heute noch — von der nordwestlichen, nicht zum alten Elsaſs gehörigen Hälfte des Kreises Zabern, dem sogenannten 'krummen Elsaſs', abgesehen — so klar in die Augen springt, das liegt nicht sowohl an dieser historischen Einheit im ganzen, als vor allem an der Tatsache, daſs diese alte Begrenzung des Landes gerade auch in den letzten Jahrhunderten im allgemeinen immer dieselbe geblieben ist, vor, während, nach der französischen Periode.[1] Im allgemeinen, sage ich; denn im einzelnen haben Schwankungen stattgefunden, und es ist lehrreich, gerade diese in ihren mundartlichen Wirkungen zu beobachten. Es sei deshalb die Nordscheide näher ins Auge gefaſst, von der französischen Landesgrenze westlich von Straſsburg an bis zur unteren Lauter im Nordosten.

Im Westen zunächst ist das südlichste Stück der jetzigen elsässischen Bezirksgrenze bis nach Pfalzburg hin nicht mehr Dialektgrenze, die elsässischen Charakteristika haben vielmehr ins lothringische Land hinübergegriffen, wenn auch nur auf wenige Ortschaften. Es handelt sich dabei um Gebiete der alten Reichsgrafschaft Dagsburg und des Reichsfürstentums Pfalzburg. Hier wage ich so lange keine Erklärung, als die vortreffliche Darstellung der *Alten Territorien des Bezirkes Lothringen* nicht fertig vorliegt.[2] Nur ein paar Andeutungen. In ältester Zeit war die Grafschaft Dagsburg kirchlich geteilt zwischen den Bistümern Metz und Straſsburg, ebenso gehörte sie politisch teils zum Kalmenzgau, teils zum elsässischen Nordgau; ferner ist einerseits die elsässische Herkunft der ältesten Herren von Dagsburg wahrscheinlich, andererseits weist die spätere Geschichte des Territoriums vorwiegend nach Lothringen und Metz: sieht es da nicht wie eine dialektgeographische Illustration dieser Territorialgeschichte aus, wenn das oberste Kriterium für nördliche Abgrenzung des elsässischen Dialektbezirkes, die charakteristische und sehr konservative *pf*-Grenze, das Ländchen noch heute in eine *p*- und eine *pf*-Hälfte teilt? Und gerade die ältesten Orte, Walscheid, dessen Kirche schon um 1050 bezeugt ist, und

---

[1] So sollen auch sonst im deutschen Sprachgebiet hier und da Zusammenhänge zwischen heutigen Dialekt- und alten sogenannten Stammesgrenzen keineswegs vollständig geleugnet werden. Sie haben aber ihren Grund nicht in der Zähigkeit urwüchsiger Stammeseigenheiten, sondern lediglich darin, daſs die alten Stammesgrenzen, wie wir die Grenzen der altdeutschen Herzogtümer gern, jedoch unklar nennen, auch nach Erlöschen dieser unter irgendwelchem sonstigen politischen oder administrativen Namen bis in die neuere Zeit als Grenzen und Verkehrsscheiden fortbestanden haben.

[2] Bisher nur Teil 1 im 28. Heft der *Statist. Mitteil. üb. Els.-Lothr.* (Straſsburg 1899), noch ohne Karte und Register.

Dagsburg selbst haben unverschobenes *p-*, wie dem Sprachatlas auch durch Lienharts Material bestätigt wird; der Weiler Hub hingegen, gleich östlich bei Dagsburg und 1719 auf einer Rodung entstanden, hat bereits *pf.* Sonst scheint dort das Elsässische über das Lothringische die Oberhand zu besitzen: alle Orte der Grafschaft haben den *zischdi* statt des 'Dienstags', und nur im alten Walscheid scheint man noch auf *brūnem perde* zu reiten, während sonst des Elsaſs *brünes roſs* vorgezogen wird.

Bei dem nordwärts sich anschlieſsenden Reichsfürstentum Pfalzburg, das immer zu Lothringen, nie zu Elsaſs gehört hat, sei nur notiert, daſs die Stadt gleichen Namens, 1570 gegründet, heute Grenzort der *pf*-Linie ist: ihr einwandfreies Sprachatlasformular überliefert in den Beispielsätzen nur *p-*, als Ortsaussprache ihres Namens aber *Pfalzburri* mit *pf.*

Östlich von Pfalzburg nun zweigt von der heutigen Grenze der Bezirke Lothringen und Unterelsaſs die Grenze des alten Elsaſs ab, die bis 1789, zum Teil nicht einmal so lange, nordwärts zog und sich erst östlich von Bitsch mit der jetzigen wieder vereinigt. Das damit gen Westen abgeschnittene Stück vom heutigen Unterelsaſs, das sogenannte krumme Elsaſs, zum Kreise Zabern gehörig und die Kantone Saarunion, Drulingen und teilweise Lützelstein umfassend, zeigt nun zwar schon deutliche Dialektspuren seiner hundertjährigen Zugehörigkeit zum alten Elsaſs: das so echt elsässische *ü* statt *u* z. B. wächst in diesen Zipfel hinein, seine unsichere Umgrenzung hier auf Wenkers Blättern zeigt deutlich, wie der Prozeſs noch im Werden begriffen ist. Andere Spracherscheinungen aber halten fest an jener älteren Scheide, die — abgesehen von wenigen schwankenden Grenzorten — weder von der lothringischen Monophthongierung der alten Diphthonge *uo, ie* gen Osten, noch von der elsässischen *pf*-Verschiebung gen Westen überschritten wird. Aber die schwankenden Grenzorte sind gerade wieder interessant!

Daſs östlich von Pfalzburg St. Johann und Eckartsweiler[1] heute ganz elsässisch sprechen, obwohl sie nicht altelsässisch sind, wundert nicht, wenn man ihre isolierte Lage, die sie ganz auf den Osten und Süden anzuweisen scheint, bedenkt, ebenso die Nähe von Zabern usw. Auſser diesen beiden also nötigenfalls schon landschaftlich erklärlichen Ausnahmen — über ihre einstige territoriale Zugehörigkeit habe ich nichts feststellen können — stimmt die *pf*-Linie (und mit ihr Wenkers *brūder*-Linie u. a.) genau zur alten Elsaſsgrenze von Pfalzburg bis Lützelstein: Orte wie Pfalzweier, Eschburg, Graufthal, Schönburg, Lützelstein, als Grafschaftsdörfer der Reichsgrafschaft Lützelstein von jeher westlich der Scheide, sind auch heute noch unerschütterte *p*-Orte. Dann aber bei Lützel-

[1] Ganz leicht wird meiner Darstellung folgen können, wer die treffliche, den *Alten Territor. d. Els.* beigefügte Karte zur Hand hat.



stein verläfst die *pf*-Linie, auf die wir uns beschränken wollen, die alte Landesgrenze und zwar diesmal gen Nordost, dergestalt, dafs nun einige Grenzorte des alten Elsafs noch unverschobenes *p* haben. Dies sind: Zittersheim, Erkartsweiler, Sparsbach (dies aber schon unsicher); Wimmenau, Reipertsweiler, Lichtenberg. Die Orographie zeigt zunächst, dafs es die letzten Orte im Gebirge, deren noch keiner auf Menkes alter Gaukarte verzeichnet ist, dafs die gegenüberliegenden *pf*-Orte Weitersweiler, Weinburg, Ingweiler, Rotbach, Offweiler, Zinsweiler ebenso deutlich die Randorte der hier beginnenden Rheinebene sind: aber wie lange haben wir verlernt, solchen Naturgrenzen grofsen sprachlichen Wert beizulegen! wie oft werden nicht viel gewichtigere von den Sprachlinien ignoriert! wie sollte gerade hier die etwas jüngere Besiedelung in den Bergen sich dialektisch noch so geltend machen, nachdem politischer und sonstiger Verkehr diese kleinen orographischen Hindernisse schon Jahrhunderte hindurch überwunden hat! Und in der Tat treten ortsgeschichtliche Momente als erklärende mindestens hinzu. Die drei erstgenannten Dörfer Zittersheim, Erkartsweiler, Sparsbach bildeten, wie die genannte schöne Territorialkarte zeigt, für sich zusammen einen geschlossenen Bestandteil der alten Herrschaft Oberbronn.[1] Und die drei zuletztgenannten Wimmenau, Reipertsweiler, Lichtenberg waren zusammen allodialer Besitz der mächtigen Herrschaft Hanau-Lichtenberg, aufserdem seit französischer Zeit durch die Kantongrenze von den übrigen Teilen derselben grofsen Herrschaft isoliert, dagegen mit jenen drei Oberbronner *p*-Orten demselben Kanton zugewiesen.

Nördlich von Lichtenberg bleiben sodann zwei Orte, die heute im lothringischen Kreis Saargemünd liegen, aber früher zum alten Elsafs gehörten, dennoch wieder *p*-, nicht *pf*-Orte, Bärenthal und Philippsburg: auch sie schon in den Bergen, während die nächsten gegenüberliegenden *pf*-Orte, Ober- und Niederbronn, am Rande der Talebene liegen; dazu kommt aber wiederum, dafs Bärenthal und Philippsburg, übrigens von 1810 bis 1874 zu einer Gemeinde vereinigt, schon 1790 zum Kanton Bitsch und früher territorial zum Hanau-Lichtenbergischen Amte Lemberg gehörten, dessen ganze Vorgeschichte, wie gleich zu erwähnen sein wird, nach dem nichtverschiebenden Norden weist. Weiter nordöstlich deckt sich die heutige *pf*-Linie mit der heutigen und ehemaligen Elsafsgrenze ebenfalls nicht, Dambach und Obersteinbach im Kanton Niederbronn und Kreis Hagenau haben *p* (Dambach allerdings dem Anschein nach schon schwankend): sie bildeten mit den vorher genannten nichtverschiebenden Grenzorten Bärenthal und Philippsburg dasselbe Amt Lemberg, das bis 1570 den Grafen von Zweibrücken-Bitsch gehörte, dann mit der Herrschaft Bitsch vereinigt als herzogliches

[1] Das teilweise dazu gehörige östlichere Weinburg liegt seit französischer Zeit in anderem Kanton.

Lehen von Lothringen eingezogen und erst 1606 durch Erbvergleich an Hanau-Lichtenberg abgetreten wurde. So erklärt sich klar und deutlich aus ihrer Geschichte, daſs Ober- und Niedersteinbach, zwei heute zum selben Kanton gehörige, kaum eine halbe Stunde voneinander entfernte und durch bequeme gerade Straſse verbundene Dörfer trotz alledem dialektisch so deutlich noch divergieren!

Jetzt sind wir mit der *pf*-Linie dicht an der elsässischen Landesgrenze angelangt, und dennoch biegt jene nicht sofort in diese ein: das zwischen Niedersteinbach und Weiſsenburg mit diesen im selben Kanton und Kreis gelegene Dorf Wingen hat trotzdem noch zähe *p*- festgehalten, und es liegt ebenso auf der Territorialkarte isoliert, rings umgeben von der ausnahmslos *pf* sprechenden Herrschaft Fleckenstein, als Enklave der Herrschaft Hohenburg, deren Stammschloſsruine noch heute in seinem Gemeindebanne liegt, es stand ferner 1453 unter dem pfälzischen Amte Wegelnburg und wurde 1544 von Karl V. als Erblehen des Franz Konrad von Sickingen erklärt.

Erst jetzt stöſst die *pf*-Scheide mit der heutigen Landesscheide zusammen und folgt ihr im allgemeinen von Weiſsenburg an lauterabwärts. Im allgemeinen, nicht haarscharf! Gleich für das Dorf Rott, südwestlich dicht bei Weiſsenburg, wird uns zwar *pf* überliefert, aber hinzugefügt, daſs neben der *pflaume* selten noch die ältere *plaume* vorkomme: vielleicht eine letzte historische Erinnerung daran, daſs das Dorf (zusammen mit sechs benachbarten, die heute alle *pf* haben, wie Rott im allgemeinen auch) im 14. Jahrhundert als Pfälzer Lehen bekannt war und zu dem älteren Besitze des kurpfälzischen Hauses gehörte.

Weiſsenburg hat heute, anders als Otfrid, *pf*. Aber ich will daran erinnern, daſs östlich davon in der Pfalz ein Bezirk von 14 im Sprachatlas vertretenen Ortschaften Otfrids Lautstand unverändert zeigt,[1] nämlich *p*- im Anlaut, -*pf*- im Inlaut (*pund*, aber *apfel*). Wann Weiſsenburg sein anlautendes *pf*- erhalten hat, dafür können vielleicht folgende Daten etwas ergeben: 1353 hat sich die Stadt der elsässischen Dekapolis angeschlossen; ferner das Dorf Weiler, dicht westlich vor den Toren der Stadt, und das Dorf Schweigen, nördlich davor und heute zur Pfalz gehörig, haben ebenfalls — Schweigen sehr auffällig als Pfälzer Ort links der Lauter[2] — wie Weiſsenburg anlautendes *pf*, sie gehörten (nebst drei heute verschwundenen Dörfern) der kaiserlichen Stadt Weiſsenburg seit dem 14. Jahrhundert, wo sie von Heinrich von Fleckenstein an die Stadt verkauft wurden, was 1360 Karl IV. bestätigte. Daſs wir mit diesem verhältnismäſsig

---

[1] Vgl. *Zeitschr. f. dtsch. Alt.* 36, 136 f., 37, 295.

[2] Danach ist *Ztschr.* 36, 137 zu ändern; damals wurde nur die allein fertige *Pfund*-Karte des Sprachatlas benutzt, die Kritik des ganzen Fragebogens erfordert aber obige Änderung.

hohen Alter von also rund einem halben Jahrtausend für dies nordelsässische und unotfridische *pf* werden rechnen müssen, folgt vielleicht noch aus einer anderen Kombination. Die heutige *pf*-Grenze folgt der Lauter abwärts und greift damit viel weiter als die Grenze des alten Elsaſs, das nur bis zum Selzbach sich erstreckte. Aber zwischen Lauter und Selz lag das groſse Mundatsgebiet, die Emunitas inferior, mit der die Abtei Weiſsenburg schon durch die Merowinger ausgestattet war: dies ganze Mundatsgebiet hat also heute *pf*. Der gröſsere Teil dieses Territoriums ist aber der Abtei früh wieder verloren gegangen, an die Kurfürsten von der Pfalz, die Hohenburger und Pfalz-Zweibrücken spätestens im 14. Jahrhundert, an das Bistum Speier spätestens 1545, zum Teil früher. Bis zu den Zeitpunkten dieser Zersplitterung und der Beziehungen zum nichtverschiebenden Norden wird das *pf* als einheitliches Kennzeichen der Abtei und ihres Mundats fertig gewesen sein müssen. Ja als die jüngere 'nhd.' Diphthongierung vom Nordosten oder Osten heranrückt, ignoriert sie bereits wieder die ehemalige Weiſsenburger Mundatsgrenze und dehnt sich aus bis zu den jüngeren Grenzen des nunmehr Pfälzer und Speirer Machtbereichs, bis zum Selzbach. Noch jünger ist die 'md.' Monophthongierung der alten *uo, ie, üe,* die ihrerseits bereits diese jungen Territorialscheiden überschreiten und bis dicht an den Hagenauer Forst, eine derbe Naturgrenze, ausgreifen durfte.

Für die letzte Ausnahme, Nieder-Lauterbach auf dem rechten Ufer der untersten Lauter mit unverschobenem *p* in dem anscheinend guten und zuverlässigen Sprachatlasformular, verweise ich auf *Zeitschrift f. dtsch. Alt.* 37, 295; lokale Bestätigung bleibt abzuwarten.

Damit haben wir die Nordgrenze des alten Elsaſs in ihren Beziehungen zur *pf*-Linie oder umgekehrt die *pf*-Verschiebung in ihren Beziehungen zur alten Elsaſsscheide Ort für Ort untersucht. Wohl gemerkt: nur die Grenzen. Mit der physiologischen Erklärung des Verschiebungsaktes haben wir es hier gar nicht zu tun, nur mit der Grenzgestaltung, mit den letzten Ausläufern der Bewegung am elsässischen Nordrande, und zu deren Verständnis verhalf uns die politische Grenzgeschichte. Das will sagen: verschob sich hier die territoriale, administrative oder sonstwie amtliche Grenze, so verschoben sich auch die Bedingungen für den näheren Verkehr der betreffenden Ortschaften; Hinübersiedeln, Hinüberheiraten, Bevölkerungs-, Blut- und mit ihnen Dialektmischung nehmen eine andere Richtung an. 'Mehr noch als die stark ausgeprägte Individualität des ursprünglichen Stammes,' heiſst es einmal in Lorenz-Scherers *Gesch. d. Elsasses,* 'entscheiden in den Wandlungen der Völker und in den Mischungen der Rassen Verhältnisse von Grundbesitz und Ehe.' Folglich: das oberdeutsche *pf* in Mülhausen und Kolmar und Straſsburg erklärt sich anders als das in Weiſsenburg und Lauterburg, jenes vermutlich im wesentlichen physiologisch (unser Fall 1

oben S. 33), dieses durch Mischung von *p* und *pf* und Sieg des letzteren (unser Fall 3).

Fassen wir nun noch einmal die alte Nordostscheide des Elsaſs am Selzbach ins Auge unter Vergleich mit der schon erwähnten Grenze der nhd. Diphthongierung. Die physiologische Erklärung des Prozesses glaube ich vor einigen Jahren gegeben zu haben:[1] hier heute soll es sich wieder nur um die Grenzgestaltung im einzelnen handeln. Diese Grenze nun, d. h. die des Unterschiedes von *is* und *eis, hüs* und *haus,* die von einem Grenzpunkt östlich von Bitsch nach Selz zieht, sie ist — eine wirkliche Seltenheit im Sprachatlas — haarscharf und ausnahmslos! Ich erwähne das ausdrücklich, weil damit wieder einmal eine kleine Probe von der kostbaren Zuverlässigkeit seines Materials geboten wird. Wenkers Formulare enthalten 33 Beispiele für inlautende Diphthongierung vor Konsonant; sie alle habe ich für sämtliche längs unserer Strecke in Betracht kommenden Grenzorte, ca. 40 an der Zahl, verglichen, und sie stimmen genau: es giebt auf jedem dieser 40 Fragebogen entweder nur 33 *i, ü* oder 33 *ei, au, äu.* Sowie wir die Grenze weiter verfolgen nach Baden oder nach Lothringen hinüber, beginnen alsbald die Besonderheiten: in Baden zeigt die Linie vor Nasal anderen Verlauf als sonst usw. Wie erklärt sich jene auffällige Schärfe und tatsächliche Ausnahmslosigkeit?

Mit heutigen politischen Grenzen hat diese Lautlinie nichts zu tun; die Kantongrenzen nehmen ganz anderen Verlauf. Und wie steht es mit den ältesten? Reicht die Diphthongierung nicht ganz deutlich bis an den Selzbach, des Elsaſs älteste Scheide? Keiner der alten elsässischen Ortsnamen auf *-heim* liegt, worauf Bloch hingewiesen hat, jenseits der Selz und, wie ich hinzufügen kann, auch nicht diesseits der Diphthongierungslinie. Da aber drängt sich aus unserer vorigen *pf*-Betrachtung alsbald die Gegenfrage auf: die neuen Doppelvokale, vom Nordosten kommend, sollen im 16. Jahrhundert — denn früher dürfen wir sie hier schwerlich datieren — die alte Stammesscheide noch so respektiert, sie als so sprachtrennend empfunden haben, während einige Jahrhunderte vorher die sonst so konservative Lautverschiebung dieselbe Scheide ungehindert bis zur Lauter überschreiten konnte? Nun, sehen wir genau zu, so deckt sich die alte sogenannte Stammesgrenze, die zugleich Grenze der Diözesen Speier und Straſsburg war, doch nicht so ganz mit unserer neuen Lautlinie: Mitschdorf und Preuschdorf im jetzigen Kanton Wörth, die uns sowohl als Grenzorte der Diözesangrenze wie auch als nördlichste Lokalitäten des Pagus alsacinse gegen den Pagus spirensis oder nemetinsis überliefert werden,[2] sind nicht auch Grenzorte für die *eis-* und *haus-*Linie, die vielmehr etwas östlicher verläuft.

---

[1] *Ztschr. f. dtsch. Alt.* 39, 257 ff.
[2] Vgl. Schricker, *Straſsburger Studien* 2, 329.

Hingegen deckt sich diese vollkommen mit den Scheiden von Herrschaftsgebieten, wie sie uns durch die Territorienkarte des Elsafs jetzt vor Augen geführt sind.

Die neuen Diphthonge gelten heute in den Bezirken der Herrschaft Hohenburg (mit den Grenzorten Wingen, Klimbach, Keffenach), des zum Pfalz-Zweibrückenschen Besitz gehörigen Amtes Kleeburg (mit den Grenzorten Kleeburg, Birlenbach, Hofen), des Mundats Weifsenburg (mit Schönenburg), des dem Bistum Speier gehörenden Amtes Lauterburg (mit Oberrödern, Stundweiler), des Amtes Rödern, das zum Teil kurpfälzisch, zum Teil markgräflich badisches Lehen und früher Eigentum der kaiserlichen und von alters her unter der Vogtei der Markgrafen von Baden stehenden Abtei Selz war (mit Bühl, Niederrödern), endlich des kurpfälzischen Amtes Selz, das früher gleichfalls der ebengenannten Reichsabtei Selz gehörte (mit Kesseldorf, Selz). Die alten Monophthonge hingegen gelten heute in den gegenüberliegenden Bezirken der Herrschaften Fleckenstein-Dagstuhl und Fleckenstein-Sulz (mit den Grenzorten Lembach, Lobsann, Memmelshofen, Retschweiler, Sulz, Hermersweiler, Forstfeld), des Amtes Hatten wie überhaupt in der ganzen gröfsten und reichsten elsässischen Grafschaft Hanau-Lichtenberg (mit den Grenzorten Kühlendorf, Rittershofen, Hatten), endlich der Herrschaft Beinheim, die seit 1515 zu Baden-Baden gehörte.

Nur zwei Ausnahmen sind vorhanden, leicht erklärliche Ausnahmen mit *eis* statt *is*, nicht mit *is* statt *eis*. Die eine ist Drachenbronn im Kanton Sulz, das trotz seiner einstigen Zugehörigkeit zur Herrschaft Fleckenstein-Sulz heute diphthongiert: die Territorialkarte zeigt aber sehr deutlich, dafs es von der übrigen Herrschaft ganz nach Norden isoliert lag in einem ins Diphthonggebiet hineinragenden Zipfel; und zum Überflufs könnte erwähnt werden, dafs es 1547 an den Herzog Wolfgang von Zweibrücken zu Lehen gegeben ward. Die andere ist Leitersweiler im gleichen Kanton Sulz mit neuen Diphthongen heute, obwohl es zu dem sonst monophthongischen Amte Hatten (dem alten Hattgau) gehörte: der Ort liegt, wie die heutige Karte zeigt, durch bequeme Strafse verbunden, kaum eine Viertelstunde von dem nördlicheren, mit Recht diphthongierenden Dorfe Hofen.

Das sind in der Tat, meine ich, überraschende Zusammenhänge und für die landschaftliche Dialektforschung im allgemeinen, für die über so schönes und reiches Material verfügende elsässische im besonderen neue verheifsungsvolle Wegweiser! Hier für das übrige Elsafs nur noch ein paar weniger ausführliche Andeutungen in gleicher Richtung.

Wie schon erwähnt, ist die geschichtliche Einheit des Elsafs bestritten worden. Den Grund dafür gibt dieselbe Territorialkarte, die uns schon so treffliche Dienste geleistet hat: sie steht an Zerrissenheit

und Zersplitterung in zahllose Kleingebiete keiner anderen Provinz nach. Und wenn ich nun daneben alle inneren Sprachgrenzen, die der Sprachatlas bisher für das Elsaſs geliefert hat, auf einer Karte kombinieren wollte, so würde das dialektische Kartenbild an Buntheit und Zerfahrenheit jener Territorialkarte nichts nachgeben. Dabei fällt sofort ins Auge, daſs auf beiden Karten die Buntscheckigkeit vor allem auf ihren nördlichen zwei Dritteln herrscht, daſs das südliche Drittel, ganz roh vom 48. Breitengrade oder vom Kreise Gebweiler an gerechnet, etwas einheitlicher scheint. Auch hier ein politisch-historischer Zusammenhang? Ich glaube, ja: das südliche Drittel umfaſste einst den Besitz des Hauses Habsburg-Österreich, die beiden anderen Drittel zerfallen in nicht weniger als 41 Einzelgebietchen, deren gegeneinander gerichtete Schlagbäume auch für die Dialektentwickelung ihre Rolle gespielt haben werden. Die Habsburger aber, seit uralter Zeit im Oberelsaſs begütert, sind hier bis zur französischen Zeit hin Landgrafen gewesen. Bei der Kreiseinteilung im 16. Jahrhundert wurden Sundgau (und Breisgau) zum österreichischen Kreise geschlagen, das Niederelsaſs hingegen zu dem ebenso kunterbunten wie groſsen oberrheinischen. Ja noch mehr: wenn wir die Territorialkarte etwas genauer mit der modernen Dialektskizze vergleichen, so zeigt sich, daſs jene relative mundartliche Einheitlichkeit im Süden auſser den österreichischen Bezirken zumeist auch noch die angrenzenden Bezirke des Mundates Rufach und der Reichsabtei Murbach umfaſst, und alsbald lehrt uns ihre Vergangenheit, daſs die Habsburger hier seit ältester Zeit die Vogteien inne hatten, die, wie so häufig, für die Ausbildung des habsburgischen Territorialbesitzes im Elsaſs von groſser Wichtigkeit gewesen sind.

Kurz, immer wieder Geschichte, Orts- und Landesgeschichte! Und zwar nicht die jüngste Geschichte, aber auch nicht die älteste, sondern die mittlere. Die heutige Kreiseinteilung des Elsaſs hatte bis 1887 — da sind die Fragebogen des Sprachatlas ausgefüllt worden — noch keine greifbare Dialektwirkung geäuſsert, während in anderen Gegenden, z. B. in Hessen, gerade die Kreisgrenzen ausgeprägte Mundartenlinien darzustellen pflegen: sehr begreiflich, da die Kreiseinteilung des Elsaſs eine Neuschöpfung von 1871 ist. Andererseits versagt auch die älteste Geschichte. So vermag ich Wittes deutliche Linie zwischen den östlichen Ortsnamen auf *-heim* und den westlichen auf *-weiler* nirgends mundartlich wiederzuerkennen; sie ist zu alt, um in der jetzigen Sprache noch reflektiert zu werden, zu alt, obwohl die *-weiler*-Orte an sich jünger sind als die *-heim*-Orte, wie ein Blick auf Menkes Gaukarte sofort lehrt. Jene sind vielmehr von der östlichen Nachbarsprache assimiliert worden, etwa gerade so, wie Saale und Elbe heute keine Sprachgrenze mehr bilden, sondern ihre rechten Ufer einfach die Charakteristika der linken übernommen haben und fortsetzen. Auch im

elsässischen Wörterbuch habe ich bisher keine nennenswerten östlich-westlichen Unterschiede finden können, immer nur nördlich-südliche.

Unter den mithin vorwiegend horizontalen Mundartenlinien ist nun auch die heutige Bezirksgrenze zwischen Ober- und Unterelsafs gar wohl wiederzufinden: setzt sie doch nicht nur die frühere französische Departementsgrenze, sondern auch die uralte Scheide zwischen Sund- und Nordgau längs dem Eckenbach oder Landgraben bei Schlettstadt seit dem 9. Jahrhundert fort, die zugleich bis zur französischen Revolution die Bistümer Basel und Strafsburg getrennt hat und somit tatsächlich immer die bedeutungsvollste Innengrenze des Elsafs gewesen ist. Aber unverrückt, Ort für Ort, scheint sie doch nicht geblieben zu sein. St. Pilt z. B. gehört heute zum Oberelsafs und in der Franzosenzeit ebenso zum Departement Haut-Rhin, während es vorher, als nördlich vom Eckenbach gelegen, zum Nordgau gehörte, und dorthin weist der Sprachatlas es dialektisch noch heute, der mehr als zweihundertjährigen Verwaltungspraxis zum Trotz. Wenn andererseits Markirch im oberen Lebertale kirchlich noch zu Strafsburg und daher wohl auch politisch zum Nordgau gehörte, heute hingegen sprachlich zum Süden neigt, so liegt auch hierfür die Ursache in der Ortsgeschichte: die Gegend war bis rund 1500 noch rein romanisch und ist erst seit Beginn der deutschen Bergmanneinwanderung sehr allmählich im Laufe der Neuzeit germanisiert worden, da aber hat die französische Departementsgrenze Markirch zum Süden geschlagen.

Auch sonst bietet die alte Sundgaugrenze als Dialektscheide mancherlei Wenn und Aber. Ja wenn wir sie als solche vergleichen mit jener etwas südlicheren Grenze des erwähnten österreichischen Macht- und Interessenbezirks, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dafs für die moderne Dialektgestaltung diese letztere die bedeutungsvollere gewesen ist: in der Lautlehre Grenzen wie die zwischen intervokalischem *g* als Spirans im Norden und Verschlufslaut im Süden, in der Flexionslehre eine Grenze wie die zwischen Abfall im Norden und scheinbarer Erhaltung des Endungs-*e* bei den Femininen im Süden,[1] in der Wortbildung Grenzen wie die zwischen Imperativ *kē* 'geh' im Norden und *kaŋ* im Süden, *nix* im Norden und *nit* im Süden, *pìslə* 'bischen' im Norden und *pìtsi* im Süden, sie haben zwar alle individuellen und aufserdem anscheinend sehr unsicheren und längst alterierten Verlauf, stimmen aber trotzdem immer noch viel eher zu jener habsburgischen Territorial- als zu der nördlicheren alten Eckenbach-Grenze. Das ausgehende Mittelalter eben und seine nächste Folgezeit, sie geben immer handgreiflicher für unsere heutigen Dialektgestaltungen den Mutterboden ab, in den der Pflug der Forschung einzusetzen hat.

[1] Es ist tatsächlich schwaches **-en*.

Es wurde schon berührt, daſs bei Deutschlands Kreiseinteilung von 1512 der habsburgische Süden des Elsaſs zusammen mit dem Breisgau in den österreichischen Kreis einbezogen wurde. Wie diese Kreiseinteilung überhaupt allerorten noch einmal mit der heutigen Dialektgeographie gründlich zu vergleichen sein wird,[1] so fällt auch jene Zusammengehörigkeit des Sund- und des Breisgaus für eine ganze Reihe mundartlicher Eigenheiten des Südens, namentlich des äuſsersten Südzipfels, ins Gewicht, was ein Blick auf die betreffenden Sprachatlasblätter sofort verrät: so für den Abfall des *-n* in einsilbigen Wörtern auch nach kurzem Vokal (*mą̄* st. *man*), für diminutives *-li* statt *-la*, auch für die dialektgeographisch immer mit Recht in den Vordergrund geschobene *k/ch*-Verschiebung des Anlauts u. a. Über diese letztere noch ein Wort. Ihren Verlauf hatte ich *Anz. f. dtsch. Alt.* 23, 221 f. genau Ort für Ort beschrieben. Ohne davon zu wissen, hat sie kürzlich Bohnenberger *Alemannia* N. F. 1, 124 ff. auf Grund schriftlicher Anfragen ebenfalls Ort für Ort erkundet. Eine solche Nachprüfung war um so nötiger, als diese *k/ch*-Verschiebung den Leuten nicht so kraſs ins Gehör zu fallen scheint als die entsprechende Labialverschiebung nördlicher oder gar der *t/z*-Unterschied an der niederdeutschen Sprachgrenze; vermutlich wenden die *ch*-Sprecher dies *ch* leicht auch unbewuſst beim Schriftdeutschsprechen an. Trotzdem war das Resultat ein vortreffliches, für die Güte und Zuverlässigkeit des Sprachatlasmaterials aufs neue zeugendes. Bohnenberger hat für den ganzen Verlauf der Linie von der französischen Grenze bis zum Bodensee 87 Orte, wovon bei Wenker 9 fehlen, so daſs beiden Gelehrten 78 gemeinsam sind; und von diesen 78 Orten stimmen bei beiden 73 überein, die übrigen 5 sind unsicher oder müssen an Ort und Stelle noch einmal aufgenommen werden. Ich füge noch hinzu, daſs die 14 Ortschaften, die Lienhart für seinen Entwurf der elsässischen *kind*-Karte mitteilt,[2] sämtlich zu Wenkers Angaben stimmen. Aber für unseren hiesigen Zusammenhang ist noch wichtiger, daſs Bohnenberger bei der historischen Erklärung der Grenze zu Resultaten kommt, die den in dieser Arbeit gewonnenen analog sind. Er sagt S. 131: 'Die letzten *ch*-Orte Pfetterhausen, Niederlarg, Bisel, Feldbach, Riespach bilden die Nordgrenze der Herrschaft Pfirt gegen die Herrschaften Belfort und Altkirch. Von den drei Herrschaften gehören Pfirt und Altkirch von den ältesten Zeiten zusammen, um die Wende des 13. Jahrhunderts ist Belfort dazu gekommen, 1324 sind alle zusammen an Österreich gefallen. Zuvor führte dort die Nordgrenze des Elsgaus vorbei. Zu diesem gehörte neben Pfetterhausen aber auch noch Sept. Geht die Verkehrs- und Sprachgrenze bis auf die Gaugrenze zurück, so hat sie sich nachher im Anschluſs an die

---

[1] Vgl. z. B. *Hist. Ztschr.* 88 (N. F. 52), 39, 1.

[2] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins* 48, 62; vgl. unten S. 47.

Herrschaftsgrenze verschoben. Das Alter der Sprachgrenze ist aus diesen politischen Verhältnissen nicht entnehmbar.' Bohnenberger und ich kommen also mit unseren ganz unabhängig voneinander entstandenen Untersuchungen auf denselben Weg!

Ich breche damit ab, obwohl in gleicher Weise für die Zusammenhänge von Dialekt- und Ortsgeschichte im Elsafs noch mancherlei beizubringen wäre. Ich kehre nicht zurück zu der eingangs erwähnten *pìtsl*-Enklave im St. Amarintal, das, obwohl einst ganz vom habsburgischen Interessenkreise umgeben, doch zahlreiche dialektische Besonderheiten zeigt; es wäre sonst darauf hinzuweisen, dafs während die in der Ebene verstreuten Besitzungen Murbachs von den österreichischen Herrschaften gänzlich aufgesogen wurden und schon in einem Urbar von 1303 nicht mehr von den althabsburgischen Allodialgütern zu unterscheiden sind, hingegen das St. Amarintal im 13. Jahrhundert von der habsburgischen Vogtei losgelöst worden und seitdem unverändert bis zur französischen Revolution im Alleinbesitz des Klosters geblieben ist. Ich führe nicht aus, dafs die von Mankel behandelte Mundart des Münster- oder Gregorientals[1] mit ihren Eigenheiten nicht blofs, wie Mankel wollte, in ihrer orographischen Isoliertheit, sondern vor allem darin ihren Grund hat, dafs dies alte Gebiet der Benediktinerabtei St. Gregorien bis zur französischen Revolution reichsunmittelbar gewesen ist. Ich empfehle ferner nur kurz einer sprachpolitischen Untersuchung den etwa durch die Grenze des Landkreises Strafsburg umschlossenen Bezirk, der sich vom ganzen übrigen Elsafs durch eine Reihe anscheinend altertümlicher und zäh festgehaltener Dialektbesonderheiten auf den Karten deutlich abhebt. Usw. —

Alle diese Ausführungen wollen natürlich nicht eine Dialektgeschichte des Elsafs, sie wollen lediglich ein Programm bieten; ein Programm, das der elsässischen Philologie gerade jetzt gelegen kommen dürfte. Wie ich schon im Anfang mitteilte, ist das kostbare Idiotikon noch nicht vollendet, und schon taucht der Plan eines elsässischen Sprachatlas auf! Lienhart hat ihn vor zwei Jahren in einem Vortrage entwickelt[2] und dabei über 23 fertige Kartenentwürfe berichtet. Von diesen 23 Karten sind 19 bereits auch in Wenkers Sprachatlas fertig: wieder ergibt der Vergleich ein vorzügliches Resultat, ganz ähnlich wie einst bei Hermann Fischers schwäbischem Atlas. Wir Marburger dürfen uns ein solches Urteil erlauben; denn während Lienharts aus dem Nachlafs des Pfarrers Liebich stammendes und 1874 eingesammeltes Material sich auf 600 Gemeinden erstreckt, ist in Wenkers Sammlungen das deutsche Elsafs mit rund 900 Orten vertreten. Hält sich sonach Lienharts

---

[1] *Strafsburger Studien* 2, 113 ff.

[2] *Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. dtsch. Geschichts- u. Altertumsvereine* 48 (1900), 59 ff.

Plan in etwas engerem Rahmen, so hat er andererseits den gewaltigen Vorteil, vorhandene Zweifel oder Lücken an Ort und Stelle beseitigen zu können. Vom Sprachatlas des Deutschen Reichs sind augenblicklich 173 süddeutsche Blätter fertig; das bedeutet ebensoviele, 173, elsässische Sprachkarten, und ihre Zahl erhöht sich von Semester zu Semester. Damit werden eine Anzahl Direktiven auch für die elsässische Mundartenbegrenzung gegeben. Aber auch nur Direktiven und nur eine Anzahl. Die genaue Kontrolle Ort für Ort und die Ergänzung durch gerade spezifische Alsatica vermag nur die intimere Lokal- und Landesforschung: hier wird der Schwerpunkt des geplanten elsässischen Schwesterunternehmens liegen müssen! Und derselben Landesforschung mufs dann vorläufig auch die höhere Verarbeitung der geschaffenen Kartenbilder überlassen bleiben, ihre historische Deutung, für die diese Zeilen zu interessieren suchten, jene höhere Verarbeitung, die uns Marburgern vorläufig versagt ist. Kommt aber die elsässische Dialektforschung, anscheinend der anderer Gegenden weit voraus, zu solcher nicht nur beschreibenden, sondern auch entwickelungsgeschichtlichen Auffassung und Arbeit, dann wird sie mir gewifs in dem Satze recht geben, mit dem ich schliefsen möchte: die elsässische Mundart ist nicht blofs ein Stück der deutschen Sprache, sie ist vor allem auch ein Stück elsässischer Geschichte!

Marburg i. H. Ferd. Wrede.

Zu den altenglischen Rätseln.

Die folgenden Zeilen bezwecken eine Klarstellung der Rätsel II—IV (Grein-Wülker, *Bibl. d. ags. Poesie* III, 1, S. 184 ff.) und einen Versuch zur Lösung des lateinischen Rätsels LXXXX (ibd. S. 235).

1.

Was die Rätsel II—IV angeht, so macht ihre Lösung anscheinend gar keine Schwierigkeit. Dietrich fand sie schon im Jahre 1859 als 'Sturm' (*Zs. f. d. Altertum* XI, S. 459). Seitdem hat man sich damit begnügt. Doch nicht ganz mit Recht. Bei dieser Lösung Dietrichs, die nur im allgemeinen zutrifft, bleibt das Verhältnis der einzelnen Teile ganz im unklaren, besonders das von Rä. III zu Rä. IV, 17—35 inkl. Dietrich sieht — fälschlicherweise — in Rä. III die Schilderung eines Seesturmes und ist dann gezwungen, in Rä. IV, 17—35 inkl. die Fortsetzung davon zu sehen, also wiederum 'Seesturm', nur 'in etwas anderer Weise' (a. a. O. S. 460). Der Dichter aber stellt in seiner Zusammenfassung am Schlusse von Rä. IV, Vers 67 ff. diese beiden Teile als ebenso verschiedene Schilderungen hin, als er das beispielsweise mit Rä. III und Rä. IV, 36—66 inkl. tut — durch das jedesmalige *hwilum*. Den vier *hwilum* der Zusammenfassung entsprechen nämlich inhaltlich genau die vier mit einem *hwilum* anhebenden Abschnitte der eigentlichen Darstellung: Rä. III, 1; Rä. IV, 1; Rä. IV, 17; Rä. IV, 36 — nur die Reihenfolge ist nicht genau dieselbe (vgl. Dietrich a. a. O. S. 460); davon weiter unten. Es müssen also auch, wenn anders diese Zusammenfassung einen Sinn haben soll, n diesen Abschnitten wirklich verschiedene Erscheinungen des Sturmes geschildert werden.

In Rä. IV, 1—16 inkl., worin Dietrich richtig die Schilderung eines 'Erdbebens' erkannte, ist das Verhältnis zum Ganzen, zum 'Sturm', der ja in allen Abschnitten als *ic* spricht, am klarsten: der Sturm ist nach der Auffassung des Dichters die naturwissenschaftliche Erklärung des Erdbebens. Es lag nahe, in den anderen Teilen ein ähnliches Verhältnis zum Ganzen zu vermuten und deshalb Aufklärung in den Schriften des Mannes

zu suchen, der uns die naturwissenschaftlichen Anschauungen jener Zeit am besten übermittelt hat, ich meine Bedas.

Was zunächst diesen Abschnitt, Rä. IV, 1—16, betrifft, so schreibt Beda in seinem Werkchen *De natura rerum*[1] cap. 49 (Migne, *Patrol. lat.* 90, Spalte 275 ff.): *De terrae motu. Terrae motum vento fieri dicunt, ejus visceribus instar spongiae cavernosis incluso, qui hanc horribili tremore percurrens, et evadere nitens, vario murmure concutit et se tremendo vel dehiscendo cogit effundere. Unde cava terrarum his motibus subjacent, utpote venti capacia: arenosa autem et solida carent. Neque enim fiunt, nisi coelo marique tranquillo, et vento in venas terrae condito.* Beda gibt damit die im Mittelalter gangbarste Erklärung des Erdbebens, die er seinerseits wieder aus Isidors von Sevilla[2] gleichnamiger Schrift *De Natura Rerum* schöpfte. Man sieht, es ist genau dieselbe Vorstellung, auf welcher der ags. Dichter seine Rätsel aufbaut: der Wind, in die Erdhöhlen eingepreſst, sucht mit Gewalt nach oben zu dringen, so entsteht das Erdbeben. Das *evadere nitens — cogit effundere* bei Beda enthält das ags. Räsel in nuce.

Am Schlusse desselben Kapitels fügt dann Beda hinzu: *Fiunt simul cum terrae motu et inundationes maris, eodem videlicet spiritu infusi vel residentis sinu recepti.*[3] Dem *simul* nach zu urteilen, meint hier Beda jene oft beobachteten Begleiterscheinungen von Erdbeben, die in der Nähe der Küste stattfinden, wobei das Meer sich ohne Wind und Flut jählings erhebt und mit ungeheurer Geschwindigkeit eine gewaltige Welle ans Ufer wirft. Möglich auch, daſs er jene selbständigen Meereserscheinungen meint, die unsere heutige Geophysik unter dem Namen 'Seebeben' begreift und von den ersteren, den Begleiterscheinungen von Erdbeben, als selbständige submarine Erd-

---

[1] Wohl schon im Jahre 703 geschrieben und herausgegeben, zusammen mit dem Büchlein *De temporibus liber*; vgl. A. Ebert, *Allgemeine Gesch. der Lit. des Mittelalters* I², S. 649 und 643.

[2] In die Werke Isidors wiederum, diese Schatzkammer des ganzen Mittelalters, mündet ja das klassische Altertum so gut wie die Ansichten der christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung ein: Die wissenschaftliche Anschauung der im Erdinnern eingeschlossenen Winde als Erreger der Erdbeben geht auf Plato zurück. Die beiden anderen Erklärungsweisen des Altertums — innere Strukturveränderungen der Erde durch Einbrüche, Verschiebungen (Anaximenes von Milet) und Strömungen und Druck der im Erdinnern eingeschlossenen Wassermassen (Demokritos von Abdera) — wurden durch diese Windtheorie in den Hintergrund gedrängt.

[3] Ob Beda diesen Satz aus eigener Beobachtung hinzutut, bleibt zweifelhaft; bei Isidor, *De natura rerum* cap. 46 fehlt er. Dem Angelsachsen mochte die Erwähnung dieser Meereserscheinung ja nahe liegen. Auch hier geht das Altertum dem Mittelalter voraus; vgl. Müllenhoff, *D. Altertumskunde* I, S. 364 und G. Ehrismann in *Germania* 35, S. 56.

beben scheidet (vgl. E. Rudolph, *Über submarine Erdbeben und Eruptionen, Beiträge zur Geophysik* I, S. 133 ff.). Finden diese Seebeben bei geringer Meerestiefe statt, also in der Nähe der Küste, so zeigen sich neben den gewöhnlichen Erscheinungen — Aufwallen und Trübung des Wassers, Emporschiefsen von Schaum und Dampfsäulen — auch direkte Spuren subozeanischer vulkanischer Eruptionen, Emporwerfen von Lava und Bimsstein, verbunden mit submarinem Donner. Ein solches Naturphänomen, ein Seebeben, liegt zweifellos der Schilderung in Rä. III zugrunde. Die einzelnen Momente stimmen genau:

> *gifen biþ gewreged*
> . . . ., *fam gewealcen;*
> *hwælmere hlimmed, hlude grimmed;*
> *streamas staþu beatad, stundum weorpaþ*
> *on stealc hleoþa stane ond sonde*
> *ware ond wæge.* (Rä. III, 3—8.)

Auch die zweite Hälfte des ersten Verses: *swa ne wenaþ men* erhält bei dieser Deutung erst ihre rechte Begründung, sie soll das plötzliche, unerwartete Auftreten der Naturerscheinung malen, zugleich auch das geheimnisvolle, dem Menschen verborgene Wirken des Sturmes; beides trifft doch bei der Lösung 'Seesturm' nicht zu. Wie bei Beda, so ist auch bei dem ags. Dichter die Erklärung die nämliche wie beim Erdbeben: der Sturm, der vom Grunde des Meeres emporstrebend die Wassermassen aufwühlt. Gerade die Anschaulichkeit der Erklärung, welcher der Dichter aufser den oben angeführten fast alle anderen Verse des Rätsels widmet, wehrt gegen die Auffassung als Seesturm und pafst nur auf die eben gegebene: Der Sturm sitzt unter den Wogen, vgl. *under yþa geþræc* V. 2, *holmmægne biþeaht* V. 9, *sundhelme ne mæg losian* V. 10—11, *streamas, . . . þe mec ær wrugon* V. 15. Er sitzt auf dem Grunde des Meeres und wühlt nicht sowohl die Wogen als den Meeresboden selbst auf: *ic gewite under yþa geþræc eorþan secan, garsecges grund* V. 2—3 (die folgende Schilderung *gifen biþ gewreged* etc. ist die natürliche sichtbare Folge der geheimen Tätigkeit des Windes), ferner *ic winnende hrusan styrge, side sægrundas* V. 10—11. Der Dichter fühlte wohl das Bedürfnis, durch diese genauen, fast im Übermafs auftretenden Hinweise das Rätsel III möglichst scharf von Rä. IV, 17—36 inkl., der Schilderung eines wirklichen Seesturmes, abzugrenzen. In der Zusammenfassung am Schlusse von Rä. IV stellt er dann beide Schilderungen nochmals so scharf als möglich gegeneinander: *hwilum yþa sceal / hean underhnigan hwilum holm ufan / streamas styrge,* V. 68—70.

So liefert der dritte der mit *hwilum* anhebenden Abschnitte des ganzen Rätsels, Rä. IV, 17—36 inkl., nicht also blofs eine

Fortsetzung des ersten Abschnittes, Rä. III, sondern eine wirklich ganz verschiedene Darstellung: 'Sturm auf See', mit allen Mitteln künstlerischer Virtuosität geschildert — sogar ein Schiff tritt als Staffage auf. Das ganze Rätsel ist jetzt nur Schilderung, nicht wie Rä. III zu zwei Dritteln der Verse Erklärung der Naturerscheinung — der Sturm tritt ja hier wirklich auf, nicht blofs wie in Rä. III und Rä. IV, 1—16 inkl. als die gedachte Ursache der Erscheinungen des Erdbebens und des Seebebens. Auch im einzelnen ist die Schilderung in Rä. IV, 17—36 inkl. eine ganz andere als in Rä. III, kaum ein Zug ist beiden gemeinsam.

Anders wiederum verhält es sich mit dem letzten Abschnitt des ganzen Rätsels, Rä. IV, 36—66 inkl. Die gegebene Lösung als 'Gewittersturm' trifft nicht zu, sondern die Lösung mufs heifsen 'Gewitter' selbst, der Sturm ist auch hier wieder blofs die wissenschaftliche Erklärung der Naturerscheinung, ebenso wie beim Erd- und Seebeben. Erst von Vers 63 ab: *þonne ic hnige eft under lyfte helm lande near* etc. tritt der Sturm wirklich als solcher hervor; bis dahin ist er nur nach der Vorstellung der damaligen Zeit und ihren naturwissenschaftlichen Anschauungen als Ursache der geschilderten Erscheinungen, besonders des Donners, vorhanden. In demselben Kapitel 49 schreibt Beda: *Et hoc est in terra tremor quod in nube tonitruum: hocque hiatus quod fulmen,* sodann in den entsprechenden Kapiteln, die über den Blitz und Donner handeln, folgendes: *De tonitruo: Tonitrua dicunt ex fragore nubium generari, cum spiritus ventorum eorum sinu concepti sese ibidem versando pererrantes, et virtutis suae nobilitate in quamlibet partem violenter errumpentes, magno concrepant murmure, instar exilentium de stabulis quadrigarum vel vesicae, quae, licet parva, magnum tamen sonitum displosa emittit* (*De rerum natura* cap. 28, Migne 90, Spalte 249 ff.). *De fulminibus: Fulmina nubium attritu nasci in modum silicum collisorum, concurrente simul et tonitruo, sed sonitum tardius aures, quam fulgorem oculos penetrare. Nam omnium rerum collisio ignem creat* (ibd. cap. 29, Spalte 250 ff.). Dieselben Vorstellungen sind von dem ags. Dichter in dem letzten Teil seiner Sturmdichtung zu herrlichster Poesie verarbeitet. Der Sturm sitzt in den Wolken, er zerrt sie weit auseinander und läfst sie dann wieder zusammenschnellen, er wirft die 'schwarzen Wasserfässer' hierhin und dorthin; treffen sie aufeinander mit ihren Rändern, dann entsteht 'der Getöse lautestes'. 'Die schwarzen Geschöpfe schwitzen Feuer', wenn Schneide auf Schneide trifft (dem Dichter schwebt das Bild zweier aufeinander treffender, funkensprühender Schwerter vor; die umgekehrte Übertragung vom Blitz auf das Schwert ist ja eine gewöhnliche), 'fech-

tend fahren sie dahin, ein Getöse vollführen sie mit mächtigem Schall'. So läfst der Dichter auch den Donner ebenso wie den Blitz eigentlich nur durch das blofse Aufeinanderschlagen der Wolken entstehen, ohne den *'fragor'* ausdrücklich zu erwähnen, aber dieses Zerbersten der Wolken ist bei dem Dichter als selbstverständlich vorausgesetzt, denn er fährt unmittelbar fort: *feallan lætađ sweart / sumsendu seaw of bosme, / wætan of wombe* (V. 46—48), was ja eben die Folge des Zerberstens ist. Von Vers 48 ab verläfst der Dichter dann diesen Vorstellungskreis: der Sturm die Ursache des Gewitters; seine Phantasie ist ganz erfüllt von dem Bild des Kampfes der dahinfahrenden Wolken und kann noch nicht zur Ruhe kommen. Das Bild spinnt sich fort: *Winnende faređ atol eoredþreat;* altheidnische mythische Vorstellungen mögen dabei wachgerufen sein und hier durchschatten, aber sie werden wieder zurückgedrängt durch christliche Empfindungen und Vorstellungen. Das *atol* spinnt sich zunächst fort in *egsa astigeđ / micel modþrea monna cynne / brogan on burgum* und mündet dann in die alttestamentliche Vorstellung ein:

> *Dol him ne ondrædeđ đa deađsperu,*
> *swylteđ hwæþre, gif him sođ meotud*
> *on geryhtu þurh regn ufan*
> *of gestune læteđ stræle fleogan*
> *farende flan: fea þæt gedygađ*
> *þara þe geræceđ rynegiestes wæpen.* (V. 53—58.)

Vgl. dazu Stellen wie *Et misit sagittas suas et dissipavit eos: fulgura multiplicavit et conturbavit eos* (*Vulgata, Liber psalm.* XVII, 15), ähnlich ibd. CXLIII, 6 und *Regum lib.* II, Kap. XXII, 15 neben manchen anderen hierhergehörigen. Mit Vers 59 kehrt dann der Dichter wieder zu seinem ursprünglichen Thema zurück, der Sturm spricht wieder: *Ic þæs orleges or anstelle* etc., und hier tritt auch der *'fragor nubium'* als Ursache des Donners im Ausdruck selbst auf: *biersteđ hlude heah hlođgecrod.*

Wie also in diesen vier mit *hwilum* anhebenden Abschnitten jedesmal eine verschiedene Erscheinungsart des Sturmes geschildert ist, so in Rä. II der Sturm überhaupt. Darum auch findet Rä. II in der Zusammenfassung am Schlusse des Ganzen keine Stelle.

Was nun die Reihenfolge der einzelnen Schilderungen angeht, so habe ich schon zu Anfang darauf hingewiesen, dafs diese nicht genau mit der Zusammenfassung stimmt. Dort steht das Seebeben (Rä. III) vor, hier nach dem Erdbeben (Rä. IV, 1—16 inkl.). Beides hat seine guten Gründe; ich glaube nicht, dafs eine Störung des Textes, eine Umstellung von Rä. III und Rä. IV, 1—16 inkl. vorliegt. In der Zusammenfassung

mag die bequemere Versfügung es mit sich gebracht haben, dafs auf die genaue Reihenfolge der einzelnen Teile nicht sonderlich geachtet wurde; möglich auch, dafs der Dichter Rä. IV, 1—16 hier vorwegnahm, um Rä. III und Rä. IV, 17—35 nebeneinanderstellen und dadurch besser kontrastieren zu können: bald soll ich unter den Wogen (Seebeben), bald über den Wogen (Seesturm) kämpfen. In der eigentlichen Schilderung dagegen beginnt der Dichter mit dem Naturereignis, bei welchem der Schauplatz der Wirksamkeit des Sturmes am tiefsten gelegen ist, mit dem Seebeben: der Sturm befindet sich tief auf dem Boden des Meeres. Es folgt dann das Erdbeben: der Sturm unter der Erdoberfläche, dann der Seesturm: der Sturm über der Meeresfläche, und endlich das Gewitter: der Sturm hoch in den Wolken.

So stellt sich Rä. II—IV unzweifelhaft als ein mit schärfster Konsequenz aufgebautes Ganzes dar. Die jetzige Dreiteilung bei Grein-Wülker beruht auf der dreimaligen Wiederholung der Rätselfrage am Ende dieser drei Teile. Aber nach allem Gesagten wird man ihr nicht mehr das Gewicht beilegen können, als Einteilungsmerkmal zu gelten. Übrigens tritt die Rätselfrage ja auch innerhalb von Rä. IV noch einmal auf, nämlich Vers 35, wenn auch nicht so umfangreich wie am Ende von Rä. II, III und IV. Ferner bietet die Handschrift zwischen Rä. III und Rä. IV keinen Absatz, das *hwilum* in Rä. IV, Vers 1 beginnt mit kleinem Anfangsbuchstaben. Der Absatz zwischen Rä. II und Rä. III ist schon eher verständlich: in Rä. II der Sturm überhaupt, in Rä. III und Rä. IV die einzelnen Erscheinungsarten des Sturmes. Aber auch dieser kann sehr leicht auf Kosten des Schreibers kommen. Durch die Rätselfrage verleitet, glaubte er, dafs Rä. II mit Vers 15 beendet sei, es konnte ein neues Rätsel ja sehr gut mit *hwilum* (Rä. III, 1) beginnen. Bei dem zweiten *hwilum* (Rä. IV, 1) mag er dann, aufmerksam geworden, die Zusammengehörigkeit der Abschnitte erkannt und darum keinen Absatz mehr gemacht haben.

Was endlich noch das auffallende Hervortreten der Anschauung: Gott der Beherrscher und Gebieter des Windes, anlangt, so hat das seine Quelle zum gröfsten Teil wieder in der Naturanschauung des Alten Testamentes, wie schon oben das Bild des seine Pfeile, d. s. seine Blitze sendenden Gottes. In der alttestamentlichen Poesie ist der Wind, wie ja eigentlich jede Naturkraft, nicht blofs stets der Wind 'Gottes', von ihm geschaffen und in seinem Dienste verwendet, sondern es heifst auch da: *(Deus) ... qui producit ventos de thesauris suis, Psalm. liber* CXXXIV, 7 und *Jerem.* X, 13. Darauf beruht dann auch wohl, was Beda a. a. O. Spalte 246 in Kapitel 26 sagt: *De ventis. Ventus est aër commotus et agitatus, sicut flabello brevi*

potest approbari, nec aliud intelligitur quam fluctus aëris, qui, ut Clemens ait, ex quibusdam montibus excelsis velut compressus et coangustatus ordinatione Dei cogitur et exprimitur in ventos, ad excitandos fluctus, aestusque temperandos.[1] Sodann aber mögen auch Erzählungen und Situationen aus dem Neuen Testament auf den ags. Dichter eingewirkt haben, worin Christus als der Beherrscher der Naturkräfte auftritt, vornehmlich die Erzählung bei Matth. VIII, 23 ff., Christus stillt den Seesturm: *Tunc surgens increpavit vento et mari, et facta est tranquillitas magna, porro homines mirati sunt dicentes: qualis est hic quia et venti et mare oboediunt ei?* Hieran lehnt sich ja die Frage beim 'Seesturm', Rä. IV, 35 fast an, vielleicht erwartet sogar der Dichter auf das *hwa gestilleð þæt?* die spezielle Antwort 'Christus' statt der allgemeinen 'Gott'. Wie beliebt gerade diese Situation und Vorstellung: 'Christus auf dem Meere stillt den Sturm' bei den Angelsachsen war, läfst auch ein anderes ags. Werk erkennen, der Andreas, wo sie weit über den Rahmen der Quelle hinaus ausgemalt ist. (Übrigens zeigen die hier behandelten Rätsel mit dem Andreas, auch was Stil und Wortschatz anlangt, die nächste Verwandtschaft.) Dieses Auftreten des christlichen Elementes, Gott der Beherrscher des Windes, hat also auch seine christliche Quelle; es ist nicht, wie Herzfeld (*Die Rätsel des Exeterbuches, Acta Germanica* II, 1) meint, darin die strenge, echt germanische Auffassung des Dienst- und Untertanenverhältnisses zu erblicken und daraus gar ein Beweis für Cynewulfs Verfasserschaft zu ziehen (vgl. auch Madert, *Die Sprache der altenglischen Rätsel des Exeterbuches und die Cynewulffrage,* Marburger Diss. 1900, S. 19). Vollends unverständlich ist mir, was Prehn (*Komposition und Quellen der Rätsel des Exeterbuches,* Paderborn 1883) betreffs dieser Vorstellung ausführt, der ags. Dichter habe dadurch den ersten Vers des Aldhelmschen Rätsels I, 2 *De Vento: Cernere me nulli possunt, nec prendere palmis* nachbilden oder ersetzen wollen — denn dieses Rätsel sowie Eusebius 21 und 23 seien seine Quellen gewesen. Von beiden kann gar nicht die Rede sein (vgl. Zupitza, *Deutsche Litztg.* 1884, 872), die Rätsel II—IV sind Eigengut des ags. Dichters. Wohl aber glaube ich, dafs der lateinische Dichter für sein *nec prendere palmis* wieder die nämliche Quelle hatte wie der ags., die Bibel; vgl. *Lib.*

[1] Beda entlehnt dies wiederum seiner Quelle, dem gleichnamigen Werk Isidors, cap. 36. Wie sehr die Bibel auch in diesen naturwissenschaftlichen Anschauungen des Mittelalters Quelle und Norm war, zeigt noch mehr Abschnitt 3 bei Isidor: *Venti autem interdum angelorum intelliguntur spiritus qui a secretis Dei ad salutem humani generis per universum mundum mittuntur* ..., wozu als Quelle *Psalm. liber* CIII, 4: *Qui facis angelos tuos spiritus* ...



proverb. XXX, 4: *quis continuit spiritum in manibus suis* und *Lib. eccles.* XXXIV, 2: Wer auf Träume hält, ist *quasi qui apprehendit umbram, et persequitur ventum.*

Ich habe bisher Bedas *De natura rerum* nur herangezogen, um dadurch die richtigen Lösungen und den Zusammenhang der einzelnen Teile festzustellen. Es drängt sich dabei notwendig die Frage auf, ob Bedas Schrift dem ags. Rätseldichter wirklich als unmittelbare Quelle vorgelegen hat.

Ich glaube, man wird diese Frage verneinen müssen. Zunächst finden sich keine direkten Entlehnungen, wie sie doch in diesem Falle zu erwarten wären. Von den Vergleichen zum Beispiel, die Beda gebraucht, hat der ags. Dichter nichts. Nur ein einziges Mal scheint eine nähere Beziehung vorzuliegen: Beda, *De terræ motu: Neque enim fiunt nisi coelo marique tranquillo et vento in venas terræ condito* stimmt ziemlich wörtlich zu: *Stille þynceð / lyft ofer londe ond lagu swige / oþþæt ic of enge up aþringe.* Aber dieser Anklang beweist noch nicht literarische Entlehnung: Inwieweit die Bemerkung auf Beobachtung beim Erdbeben beruht, weiſs ich nicht, ich habe nirgends etwas darüber gefunden. Bei Beda soll sie offenbar den Beweis erhärten, daſs der Wind beim Erdbeben ganz sicher unter der Erde eingeschlossen sei. Dasselbe scheint mir der Grund zu sein, weshalb der ags. Dichter den Zusatz hat. Es war das eben die naive volkstümliche Beweisführung für die Richtigkeit der Erdbebenerklärung: Nirgends sonst, weder auf dem Lande noch über dem Meere, ist der Wind zu spüren, also muſs er in der Erde eingeschlossen sein. Da ihn überdies Bedas gelehrte Quelle, Isidor von Sevilla, nicht hat, so wird auch er ihn wohl dem allgemeinen Volksglauben entlehnt haben. Der ags. Dichter braucht also deshalb noch nicht Bedas Werk notwendig vor sich gehabt zu haben.

Sodann werden die einzelnen Erscheinungen ja auch bei Beda nicht alle direkt nacheinander oder alle unter demselben Gesichtspunkt, nämlich ihrem Verhältnis zum Sturm, gleichsam in ein System gebracht, behandelt, sondern über die Erscheinungen des Gewitters handelt Beda ca. zwanzig Kapitel früher als über die des Erdbebens, und die Beziehung zum Wind geht nur als Erklärung nebenher.

Was mir aber vor allem gegen Beda als direkte Quelle zu sprechen scheint, ist die Art, wie diese Anschauungen hier verwendet sind: Ich halte dieses Rätsel nicht nur für die Glanznummer der ganzen Sammlung, sondern auch für mit zum Besten gehörend, was wir überhaupt von altgermanischer Naturschilderung besitzen. Nirgends versagt die veranschaulichende Kraft des Dichters, und es werden doch hier gewiſs hohe Anforderungen an sie gestellt, überall haben wir Leben und Bewegung,

nirgends ist leere Beschreibung, die Bilder sind kühn, aber nie gewaltsam, und wie psychologisch fein sind die Stimmungen des Sturmes als eines Kämpen im Dienste Gottes wiedergegeben! Zu einem solchen Meisterwerk gehört mehr als eine momentane Anregung durch ein trockenes, naturwissenschaftliches Buch, die Vorstellungen, auf denen eine solche Darstellung sich aufbauen kann, müssen von der Phantasie eines Dichters ganz und gar Besitz ergriffen haben, sie müssen ihm von Jugend an vertraut sein. Und in der Tat bleiben sie ja auch trotz des wissenschaftlichen Gewandes, in dem sie bei Beda auftreten, so ganz im Rahmen einer naiven Anschauungsweise, dafs ihre Kenntnis und Verwendung nicht notwendig eine gelehrte Entlehnung voraussetzen mufs. Auch im Volke haben wir neben den mythischen Ausgestaltungen auffallender Naturphänomene solche naiven rationalistischen Erklärungsmethoden offenbar in weiterem Umfange als lebendig vorauszusetzen, als man dazu von vornherein geneigt sein könnte. Freilich wird daran im letzten Grunde auch wieder der gelehrte Unterricht den gröfsten Anteil gehabt haben (siehe weiter unten).

Für die volkstümliche Verbreitung der uns gerade am seltsamsten anmutenden Erscheinung und Erklärung des Seebebens haben wir ein Zeugnis aus der mhd. Literatur. Herr Professor Max Roediger hatte die Güte, mich auf die beiden Aufsätze von G. Ehrismann, *Germania* 35, 55 ff., und E. Sievers, *P. B. B.* V, 544 ff., hinzuweisen, die sich mit dem mhd. *gruntwelle* und *selpwege* beschäftigen. Beiden Wörtern liegt, wie Ehrismann dies schon gezeigt hat, keine Fabelei oder Sage zugrunde (vgl. Sievers a. a. O. S. 545), sondern jene selbe volkstümliche Deutung des Seebebens, die wir auch bei dem ags. Dichter gefunden haben; vgl. besonders die Stelle bei Hartmann, I. Büchlein, 352 ff.

... und hebet sich ûf von grunde ein wint:
daz heizent si selpwege
und machet grôze ündeslege
und hat vil manne den tôt gegeben ...

Selbstverständlich fehlt dabei jede Erwähnung vulkanischer Eruptionen wie in dem ags. Rä. III, da wir es hier mit Erscheinungen auf hoher See, dort mit einem Seebeben ganz in der Nähe der Küste zu tun haben. Sievers hat dieses *selpwege* sogar schon in ahd. Glossen nachgewiesen und dadurch die allgemeine Verbreitung der in Frage stehenden Vorstellungen dargetan. Dem Angelsachsen mochten ja solche Meereserscheinungen erst recht vertraut gewesen sein.

Scheinen mir die angeführten Momente die Annahme einer direkten Entlehnung aus Beda nicht zu gestatten, so hindern sie jedoch nicht eine indirekte Beziehung zwischen dem ags. Rä. und Bedas Schrift. Ich meine: die naturwissenschaftlichen

Anschauungen, die der Dichter in so genialer Weise behandelt, dafs sie ihm wohl notwendigerweise von Jugend auf vertraut gewesen sein müssen, können ihm am ehesten durch den Unterricht übermittelt sein. Denn dafs unser Dichter unzweifelhaft eine geistlich-gelehrte Bildung besessen hat, geht ja zur Genüge aus den obigen Ausführungen hervor. Bedas naturwissenschaftliche Schriften aber lagen damals dem Unterricht in den Realien in fast allen Klosterschulen Englands zugrunde, als Lehrer hatte Beda sie ja auch verfafst.[1] Hier in der Schule mag dann auch bei einer rekapitulierenden Frage, was alles der Sturm bewirke, jene Zusammenfassung, wie sie der Dichter am Schlusse seines Rätsels selbst gibt, vorgekommen sein. Sie mag sich in dieser Form leicht in seinem Gedächtnis bewahrt und den Anstofs zu dem Rätsel gegeben haben.

Eine solche mittelbare Beziehung zu Beda wird auch durch eine allgemeinere Erwägung nahegelegt: Wir haben uns die ags. Rätselsammlung mit einiger Sicherheit doch im Anschlufs an die damals, vor der Mitte des 8. Jahrhunderts, so zahlreich an die Öffentlichkeit tretenden lateinischen Rätselsammlungen entstanden zu denken, gleichsam als ein nationales Gegenstück dazu. Die Verfasser aller drei lateinischen Rätselsammlungen, Aldhelm, Tatwine und Eusebius — die Rätsel des Bonifatius kommen für unsere Untersuchung nicht in Betracht — waren nun einerseits Zeitgenossen Bedas, der letztere sogar ein Freund Bedas. Wie Hahn (*Forschgn. z. deutsch. Gesch.* XXVI, 597 ff.) gezeigt hat, ist Eusebius nämlich identisch mit dem Freunde Bedas, Huætberht—Eusebius, dem Abte von Wearmouth—Schwesterkloster von Yarrow, dem Beda vorstand. Beda legte ihm seine im Jahre 727 erschienene Schrift *De temporum ratione* zur Durchsicht vor.[2] Andererseits hat der ags. Rätseldichter alle lateinischen Rätselsammlungen gekannt und den Eusebius besonders benutzt. Man sieht, die Beziehungen greifen ineinander, ja es ist keine geringe Wahrscheinlichkeit, dafs der ags. Dichter entweder mit zu diesem literarischen Kreise gehörte oder durch den Schulunterricht mit den Werken Bedas sowohl wie mit den Rätseldichtungen des Eusebius, Tatwine und Aldhelm vertraut war. Möglich sogar, dafs er in einem der Klöster Wearmouth und Yarrow seine gelehrte Bildung genossen hat.

---

[1] Aus späterer Zeit ist uns dann auch eine Kompilation aus den drei naturwissenschaftlichen Werken Bedas, *De rerum natura*, *De temporibus* und *De temporum ratione* erhalten, eine Art Leitfaden, wiederum für den Unterricht bestimmt, und zwar sogar für den Laienunterricht, denn er ist in der einheimischen Sprache abgefafst (vgl. Reum, *Anglia* 10,157 ff.).

[2] Eusebius borgt auch für den dritten Teil seiner *Aenigmata* den Stoff bei demselben Manne, dem auch Beda seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse entlehnt, Isidor von Sevilla (Hahn a. a. O. 619 ff.).

Auch für das Alter der ags. Rätselsammlung bieten sich dabei einige Anhaltspunkte. Ist sie nämlich im Anschluſs an die lateinischen entstanden, hervorgerufen durch das von jenen am Rätsel geweckte Interesse, so dürfen wir sie nicht allzuweit von ihnen abrücken. Welches Jahr aber käme als terminus a quo in Betracht? Leider wissen wir nicht das Jahr mit Bestimmtheit anzugeben, in dem Eusebius, der jüngste der lateinischen Dichter und nachweislich von dem ags. benutzt, seine Rätsel dichtete. Er hat Tatwine benutzt, dessen Rätselsammlung in das Jahr 732 fällt, dichtete also in dem Zeitraum von 732 bis zur Mitte der vierziger Jahre etwa, wo er starb (vgl. Hahn a. a. O. S. 625). Erwägt man, daſs seine Rätselsammlung wahrscheinlich die des Tatwine ergänzen sollte — er hat 60, Tatwine 40, die 100-Zahl war die bei den Sammlungen beliebte und vorbildliche, vgl. Ebert a. a. O. S. 652 —, so scheint es naheliegend anzunehmen, daſs die Rätsel des Eusebius sich auch zeitlich direkt an die Tatwineschen anschlossen. Damit wäre dann die ags. Rätselsammlung etwa in der Zeit von 732 bis 740 anzusetzen, auf jeden Fall aber noch vor der Mitte des 8. Jahrhunderts. In dieselbe Zeit aber weisen sprachliche Kriterien — auch in dieselbe Landschaft, wo Beda und Eusebius wirkten, nämlich Nordhumbrien —, vgl. Sievers, *Zu Cynewulf, Anglia* XIII, 1 ff. und Madert, a. a. O. S. 126.

2.

Das 90. Rätsel nimmt in der ganzen Sammlung eine Ausnahmestellung ein, da es in lateinischer Sprache abgefaſst ist. Man hat ihm darum auch mit Recht eine tiefere Bedeutung zugemessen, indem es vielleicht wie die Runenstellen in Cynewulfischen Werken uns den Namen des Dichters — oder richtiger Sammlers — übermittelt. Es lautet:

Mirum videtur mihi: lupus ab agno tenetur;
obcurrit agnus et capit viscera lupi.
Dum starem et mirarem, vidi gloriam magnam:
duo lupi stantes et tertium tribul[antes]
IIII pedes habebant, septem oc(c)ulis videbant.

Die Lösung, die ich zu geben habe, ist zwar auch keine vollkommene, wird aber dem Wortlaut wenigstens des ersten Teiles ohne Schiebungen und Gewaltsamkeiten gerecht. Vgl. dazu Dietrich, *Zs. f. d. A.* XI, S. 487: Ein Wolf, in zwei Hopfenranken verwickelt, an denen fünf Knospen sind, etc.; die verschiedenen Bedeutungen von *lupus* hält er für die Grundlage: *lupus* = Hecht, = Hopfen. In seinem zweiten Aufsatz ibd. XII, S. 250 hält Dietrich diese Lösung bei, glaubt aber zugleich in dem häufigen Auftreten des *lupus* die lat. Übersetzung des Dichternamens *Cynewulf* zu finden; er erinnert daran, daſs Namen

wie *Aethilwulf* und *Wulfstân* einfach durch *lupus* wiedergegeben würden. Dietrich sah ja mit Leo in dem ersten Rätsel noch den Namen *Cynewulf* und suchte darum auch aus dem 90. Rätsel eine Stütze für seine Verfasserschaft der Rätselsammlung zu gewinnen. Morley, *English writers* II, S. 223 ff., gibt als Lösung *lamb of god,* die natürlich nur unter Zuhilfenahme der gröbsten Allegorie etwas mit dem Wortlaut unseres Rätsels zu tun hat. Dann brachte endlich noch Trautmann in der *Anglia* XVII, S. 399 ff. einige Vermutungen vor, aber — wie er selbst sagt — 'mit äuſserstem Miſstrauen', die Fachgenossen bittend, 'ganz besonders dieses Rätsel aufs Korn zu nehmen'.

Ich löse auf:	*C*	*y*	*n*	*e*	*w*	*u*	*l*	*f*
	1	*2*	*3*	*4*	*5*	*6*	*7*	*8*

Lupus — *wulf 5—8, ab agno* — *ewu*[1] *4—6, tenetur* (gleichsam im Maule); darum *mirum videtur mihi,* zugleich wegen des Anklangs an die lateinischen Sprichwörter vom Wolf und Schaf: *lupo agnum eripere, lupus ultro fugiat oves,* etc. für eine ganz verwunderliche Tatsache. *Obcurrit agnus*: dem die einzelnen Buchstaben verfolgenden Auge des Dichters scheinen die drei: *e, w, u* = *4—6,* dem Wolf, *wulf* = *5—8,* entgegen zu laufen. *Et capit viscera lupi:* ähnlich wie vorher *tenetur,* und nimmt die Eingeweide, d. i. das Innerste des — *wulf,* nämlich die beiden Buchstaben *w* und *u.* Das anknüpfende *Dum starem et mirarem* zeigt deutlich, daſs die Scharade weitergeht, nicht wie Trautmann a. a. O. meint, das Ganze in zwei Teile zerfällt. *Duo lupi stantes:* zwei (Buchstaben) vom Wolfe, *l* und *f,* bleiben stehen, die friſst das Schaf, *ewu,* nicht. Ich fasse also *lupi* als gen.; was mich in dieser Annahme stützt, ist auſser dem ganzen Charakter dieses Buchstabenrätsels noch ein anderes Moment, worüber weiter unten noch ein Wort zu sagen ist. Bis hierher allerdings reicht auch meine Erklärung nur. Was bedeutet: *et tertium tribul[.....] quattuor pedes habebant, septem oc(c)ulis videbant?* Es bieten sich einige unklare Allegorien dar, aber damit ist dem Rätsel, das in seinem ersten Teil eine solche Schärfe zeigt, offenbar nicht gedient. Daſs *septem oculis* nur bildlich gemeint sein kann, liegt auf der Hand, wegen der ungeraden Zahl.

Eine Stütze für die Richtigkeit meiner Auffassung des ganzen Rätsels sowohl wie des *lupi* in V. 4 als gen. sehe ich in der Juliana-Stelle, die Cynewulfs Namen wiedergibt. Ihre Auffassung und Lösung durch Trautmann (*Kynewulf, der Bischof und Dichter,* Bonn 1898, S. 47 ff.), die mir erst nachträglich aufgefallen ist, stimmt genau zur meinigen.

[1] Vgl. dazu Sievers, *Ags. Grammatik*[3], § 258 Anm. 2, und § 156, 5.

Geomor hweorfed
C Y ond N; cyning biþ reþe
sigora syllend; þonne synnum fa
E W ond U acle bidad,
hwæt him æfter dædum dema wille
lifes to leane. L F beofad
seomad sorg-cearig; sar eall gemon
synna wunde, þe ic siþ oþþe ær
geworhte in woruldе. (Jul. 703—711.)

Der Dichtername ist auch hier in die gleichen Bestandteile zerlegt wie in dem lateinischen Rätsel: *cyn, ewu, lf.* So überzeugend mir Trautmanns Bestimmung von *cyn* = Menge, *ewu* = die Schafe erscheint, so wenig zwingend halte ich die Deutung *lf* = *lic-fæt.* Freilich vermag ich auch noch keine bessere an die Stelle zu setzen. Ich meine aber, das Wort, das in dem *lf* steckt, muſs sich mit gröſserer Bestimmtheit ergeben, als dies *lic-fæt* tut, und wahrscheinlich wird uns dieses Wort dann auch die vollständige Lösung des lateinischen Rätsels ermöglichen.

Bewahrheitet sich die Richtigkeit dieser Auflösung, so drängt sich notwendig die Frage auf: Was folgt daraus für die Verfasserschaft Cynewulfs?

Alle bis heute darüber angestellten Untersuchungen, gleichgültig, ob sie sich für oder gegen die Verfasserschaft Cynewulfs entscheiden, gehen von der stillschweigenden Voraussetzung aus: die Rätsel sind das Werk e i n e s Dichters. Herzfeld und Madert berufen sich dabei in ihren schon zitierten Schriften auf die Arbeiten Dietrichs (siehe oben); aber man wird den Versuch Dietrichs, die durch die einzelnen Rätsel hindurchgehende und sie verbindende Associationenkette aufzuzeigen, als verfehlt bezeichnen müssen. Schon die Gegensätze in der Wahl der Stoffe widerstreiten von vornherein der Einheitlichkeit: Ein Dichter, der zum Gottesdienst verwandte heilige Gerätschaften zu Themen seiner Rätsel wählt, kann nicht gut jene derb-sinnlichen Rätsel gedichtet haben, die uns in der Sammlung begegnen. Diese sind überhaupt von vornherein als Volksrätsel anzusprechen, die Verfasserfrage scheidet also da ganz aus. So wenig wir bei alten Volksliedern nach dem Dichter fragen, so wenig bei diesen Rätseln. Sodann aber weisen auch sprachliche Kriterien einzelne Rätsel verschiedenen Perioden zu: Während einige unter Benutzung des Eusebius gedichtet sind, also zum mindesten nach 732 (siehe oben), genügt dieses Jahr nicht mehr als Entstehungszeit anderer. Ein Rätsel, wie z. B. Nr. XXIV, das auf der Möglichkeit der Umstellung von *boga* basiert, ohne daſs dann das Schluſs-*b* in *agob* zu *f* wird, muſs zu einer Zeit entstanden sein, wo das auslautende *b* noch seine uneingeschränkte feste Geltung hatte, nicht bloſs in der Schreibung, sondern auch in der Aussprache, d. h. gleich im Anfang des 8. Jahrhunderts.

Ähnlich verhält es sich mit Rä. XX und Rä. XLIII mit ihrem *ao* in *haofoc* und *a, æ* in *hana, hæn.* Vgl. darüber den schon mehrmals zitierten Aufsatz von E. Sievers, *Anglia* XIII, 1 ff. An Stelle jener durch nichts begründeten Voraussetzung: Die Rätsel das Werk eines Verfassers, sollte also vielmehr das gerade Gegenteil gelten: Jedes Rätsel ist für sich allein zu behandeln. Läfst sich die Verfasserschaft Cynewulfs für eins oder einige Rätsel erweisen, so ist sie damit noch nicht notwendig für alle erwiesen. Da nun aber dieses 90. Rätsel wegen seiner lateinischen Fassung eine besondere Stellung einnimmt, da es ferner die Manier Cynewulfs ist, seinen Namen in ähnlicher Weise wie hier durch eine Scharade, so in seinen anderen Werken durch eingelegte Runen zu erkennen zu geben, so ist die Annahme einer über dieses eine Rätsel hinausgehenden Beziehung Cynewulfs zu der ganzen Sammlung wohl nicht unberechtigt: Cynewulf — nach dem Vorgehenden freilich nicht der Dichter — wohl aber der Sammler und letzte Redaktor der Rätsel, was natürlich nicht ausschliefst, dafs ihm aufser dem 90. Rätsel auch noch andere aus der Sammlung als Dichter zuzuschreiben sind, vor allem wohl die direkt nach lateinischer Vorlage angefertigten Nummern.

Mit dieser Einschränkung ergäbe sich auf die oben aufgeworfene Frage allerdings die Antwort: Die Rätsel das Jugendwerk Cynewulfs. Dazu stimmt dann auch die oben erschlossene Abfassungszeit, ca. 740. Cynewulf war damals ca. 20 Jahre alt und hatte vielleicht gerade seinen geistlich-gelehrten Unterricht hinter sich. Es stimmt dazu auch die in einigen Rätseln vorhandene fast wörtliche Anlehnung an die lateinischen Muster, die ihm durch den Klosterunterricht bekannt gewesen sein mögen (siehe meine Ausführungen oben S. 57 f.), während sich in seinen späteren Werken diese enge Abhängigkeit von der Quelle nicht mehr findet. Gut stimmt ferner die Spielerei in dem lateinischen Rätsel zu einem jungen Scholaren, der eben seines mühsam erworbenen Wissens, der Kenntnis der lateinischen Sprache, froh geworden ist: Ich habe bei meiner Auflösung oben darauf hingewiesen, dafs bei der Komposition dieses Rätsels Ideenassoziation an lateinische Sprichwörter, wie *lupo agnum eripere,* etc. vorliegen möge. Mit solchen Phrasen, nicht mit systematischer Grammatik aber erlernte man damals die lateinische Sprache; sie war ja für den praktischen Gebrauch bestimmt. Endlich noch sehe ich so die beste Möglichkeit einer Erklärung für das Zustandekommen der stofflich so heterogenen Sammlung: Einen jungen, übermütigen Scholaren, der mancherlei Wissen, wenig Würde und noch viel derbe Sinnlichkeit hat, kann ich mir am ehesten als ihren Urheber denken.

Dafs uns die Form *Cynewulf* — und nicht *Cyniwulf* —

begegnet, kann uns für das Jahr 740 ca. nicht wundernehmen. Damals begann man schon *e* für das alte auslautende *i* zu schreiben, man sprach das *i* also schon viel früher nicht mehr. Was Wunder, wenn der junge Dichter seinen Namen modern schrieb! Wenn das sogenannte Leidener Rätsel, eine versprengte Fassung des 36. Rätsels unserer Sammlung, noch die alten *i*-Formen zeigt, so ist das kein Widerspruch. In einer solchen Übergangszeit mögen die beiden Formen sehr wohl nebeneinander vorkommen, zumal es sich in der einen Form hier um einen Eigennamen handelt. Findet man den Widerspruch dadurch nicht beseitigt, so wird man das Leidener Rätsel wie oben z. B. Rä. 24 etc. als nicht von Cynewulf verfaſst weiter zurückdatieren müssen; das letztere wird wegen des auch noch vorkommenden auslautenden *b* hier wohl das Richtige treffen (vgl. Sievers a. a. O.).

Mit dem Hinweis auf eine letzte Konsequenz möchte ich diese Erörterungen schlieſsen: Selbst wenn Cynewulf nur der Sammler der Rätsel ist, so wäre dadurch bei ihrer sprachlichen Beschaffenheit wenigstens die Wahrscheinlichkeit gegeben, daſs sich die heute wohl allgemein geteilte Ansicht, Cynewulf war ein Angle, dahin verengt: Cynewulf war ein Nordhumbre (vgl. Trautmann a. a. O. S. 91 und meine Schluſsausführungen zu Rä. II—IV, oben S. 59).

Man sieht, an der vollständigen Klärung des 90. Rätsels hängt vieles. Ich habe daher meine Lösung trotz ihrer Halbheit geben zu müssen geglaubt. Vielleicht ist ein anderer glücklicher in der Bestimmung des letzten Teiles des Rätsels.

Gr.-Lichterfelde. Edmund Erlemann.

Nachtrag: Beim Lesen der Korrektur macht mich mein Freund Dr. Joseph Gotzen auf folgende Lösung des Schlusses von Rä. 90 aufmerksam, die jede noch entgegenstehende Schwierigkeit beseitigen dürfte: *duo lupi* = *wu*, nicht, wie oben vermutet, = *lf*; *tertium* = *l*; *quattuor pedes* = *cyne*; *septem oculi* = *cynewul*, die sieben Buchstaben. Die Lösung des zweiten Teiles lautet also: Zwei dastehende (Buchstaben) von *wulf* (*w u*), den dritten (*l*) bedrängend, hatten vier Füſse (*c y n e*; d. h. *cyne* ist 'Fuſs' — nach bekannter Rätselterminologie — zu *wul*); mit sieben Augen sahen sie (nämlich alle in V. 4—5 erwähnten Buchstaben). Die abnorme Siebenzahl ist gewählt, um eine Spitzfindigkeit in das Rätsel hineinzubringen; der achte Buchstabe *f* war ja schon durch *wulf* in V. 1 festgelegt. Das *quattuor pedes* = *cyne* berücksichtigt auch gut den ersten Bestandteil des Namens, der ja in V. 1—3 leer ausgegangen war.

Das

Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Parlement of foules'.

I.

1. Auf diesen Gegenstand bin ich schon wiederholt zu sprechen gekommen (s. *Anglia* IV, Anz., S. 97 ff.; *Engl. Stud.* XI, S. 294 ff., ebd. XXVII, S. 47 ff. etc.), ohne ihn jedoch abschliefsend zu behandeln, da eine eingehende Erörterung dieser ziemlich komplizierten Verhältnisse einen Raum beansprucht hätte, der über den nächstliegenden Zweck jener Artikel, eine Übersicht über die Bedeutung neuer Textveröffentlichungen sämtlicher 'Minor poems' zu liefern, weit hinausgegangen wäre. Eine neuere Arbeit, *'On the text of Chaucer's Parlement of foules'* by Eleanor Prescott Hammond, in den *Decennial Publications* der University Chicago von 1902 erschienen, veranlafst mich jedoch, die schon früher skizzierten Untersuchungen nochmals aufzunehmen und diesmal, wie ich hoffe, endgültig durchzuführen. Obwohl die in Rede stehende Abhandlung neben einigen richtigen Beobachtungen eine Reihe schiefer Auffassungen, Ungenauigkeiten und bedenklicher Urteile enthält, will ich an dieser Stelle nicht näher auf diese Einzelheiten eingehen, zumal ich bereits an einem anderen Orte (*Litbl.,* Mai 1903, 158 ff.) das Wichtigste darüber gesagt zu haben glaube, sondern will unabhängig hiervon die Beziehungen der uns überlieferten Hss. zueinander darzulegen suchen. Wenn ich hierbei manches bereits von mir und von anderen Gesagte wiederhole, so geschieht dies, um allen Lesern dieses Aufsatzes leicht verständlich zu werden. Nur gelegentlich werde ich auf Miss Hammonds Schrift zurückzukommen haben.

2. Die vorhandenen Mss., welche sämtlich von der Chaucer-Society veröffentlicht worden sind (s. I Series, No. LX, XXI, XXII, XXIII, LIX), sind die folgenden:

1) Cambr. Un. Libr. Gg. 4. 27 — **Gg.** 2) Cambr. Un. Libr. Ff. 1. 6 — **Ff.** 3) Cambr. Un. Libr. Hh. 4. 12 — **Hh.** 4) Cambr., Trin. Coll., R. 3. 19 — **Tr.** 5) Harleian MS. 7333 — **Ha.** 6) St. John's Coll., Oxford, LVII — **Jo.** 7) Pepys MS. 2006 — **Pp.** 7) Laud MS. 416 — **La.** 9) Arch. Seld. MS. 24 — **Se.** 10) Caxton's Text (1477/78) — **Cx.** 11) Fairfax MS. 16 — **Fx.** 12) Bodleian MS. 638 — **Bo.** 13) Tanner MS. 346 — **Ta.** 14) Digby MS. 181 — **Di.** 15) Longleat MS. 258 — **Lt.**

Von diesen bietet den vollständigsten Text Gg., wobei allerdings zu bemerken ist, daſs das V. 680 ff. bildende Rondel erst von späterer Hand nachgetragen ist. Dieses Rondel findet sich auſserdem nur noch in Jo., doch mit Auslassung der drei ersten Zeilen, und in Di., wo es aber in eine siebenzeilige Strophe umgewandelt ist. Indem wir dieses Stück vorläufig beiseite lassen, bemerken wir, daſs bis auf dasselbe die Texte Ff., Tr., Ha. (doch fehlen V. 296—301 und 688—94), Cx., Fx., Ta. und Lt. vollständig sind; von Hh. sind dagegen nur V. 1—365, von Pp. 1—667, von La. gar nur 1—142, von Se. 15—600 (von hier bis V. 679 ergänzen das Fehlende unechte Strophen, worüber weiter unten), von Bo. V. 23—156, 200—679, 688—694 erhalten. Ferner ist zu erwähnen, daſs Tr. und Ha. hinter V. 694 eine unechte Strophe hinzufügen, und daſs in Ff. mit V. 414 ein anderer Schreiber, der sich W. Calverley nennt, beginnt.

3. Es ist nun leicht zu erkennen, daſs diese Hss. in zwei ungleiche groſse Gruppen zerfallen, deren erster die Hss. 1—10, deren zweiter die von 11—15 angehören. Indem ich den Buchstaben **A** für die Bezeichnung des Originals vorbehalte, nenne ich die Gruppe, an deren Spitze Gg. steht, **C** — um nicht zu weit von meinem früheren Schema abzuweichen —, und die, deren beste Handschrift Fx. ist, **B**. Dieses Verhältnis wird durch folgende Lesarten erwiesen:

V. 13 *I dar* C, *Dar I* B. — V. 17 *wherfore* (*that*) C, *why* (*that*) B (*why* Pp.). — V. 26 *this* C, *my first* B. — V. 28 *me thouȝte* C, *thought me* B. — V. 32 *Chapiteris Seuene It hadde* C, *Chapitres hyt had VII* B. — V. 35 *seyn* C, *tel* B. — V. 37 *In* C, *In-to* B; *meteth* C (*met with* Se.), *mette* B. — V. 55 *aftyr* C, *whan* B. — V. 69 *schulde* C, *shal* B. — V. 80 *aboute* .. *alwey* C, *alwey* .. *aboute* B. — V. 82 *hem* eingefügt nach *for-yeuen* B, fehlt C. — V. 107 *I hadde red* C, *I redde had* B (*hadde* f. Ff.). — V. 110 *al*, welches B nach *booke* einschiebt, fehlt in C. — V. 135 *strokes* C, *stroke* B. — V. 138 *to* C (*into* Hh.), *vnto* B. — V. 188 *That swemyn* (*swymen* etc.) C, *And swymmynge* B. — V. 197 *strengis* C (*strong* Ff.), *strynge* B (*strenght* Di). — V. 205 *there* vor *grevaunce* Jo., Hh. (*the*), Se., Tr., Ha.; *there* vor *was* Pp.; *there* hinter *grevance* B; fehlt Gg., Ff., Cx. — V. 206 *wex* Gg., *waxed* Ff., *was* die übrigen C-Hss.; *growen* B. — V. 209 *Than any* (f. Gg.) *man* ... *ne neuere* (*ne* f. Ff.) C, *No man* ... *neuer* B. — V. 215 *harde file* B, *hire wile* C, doch *hyr vyle* Tr., *hir wyel* Ha. — V. 217 *for* vor *to sle* fehlt B. — V. 221 *don* C, *goo* B. — V. 233 *ther* fehlt B. — V. 237/38 *of dowis white* ... *Saw I* C, *saugh I white* ... *Of dowves white* B (letztes *white* fehlt Di.). — V. 240 *with* fehlt B. — V. 250 *wel* fehlt B. — V. 338 *hardy* fehlt B. — V. 501 B fügt *tho* nach *seyde* ein, welches in C fehlt, läſst dafür aber *not* fort (letzteres allerdings auch Ha.). — V. 544 *gon* fehlt B. — V. 666 *brought* C, *wroght* B.

4. Nicht so beweiskräftig ist eine Reihe von Fällen, in denen einzelne Hss. von der Lesart ihrer Gruppe abweichen und öfters mit

der der anderen Gruppe übereinstimmen. Meist wird man hierin Zufälligkeiten erblicken können; im übrigen werden die Gründe für diese Erscheinung später gegeben werden. Jedenfalls werden aber auch die folgenden Citate dazu beitragen, das in Rede stehende Verhältnis zwischen den Gruppen B und C klarzulegen.

V. 3 *dredful* C; *slyder* Fx., *blisful* Lt., Ta., Di. (Bo. hat Lücke). — V. 5 *soo* nach *Astonyeth* eingeschoben Fx., Lt., Ta., Di. (Bo. wie oben). — V. 7 *slete or synke* Gg., *swynk or flete* Ha., *flete or synke* Tr. und Rest der C-Gruppe, Di.; *wake or wynke* Fx., Lt., Ta. (Bo. wie oben). — V. 39 *all the blysse* B; Cx., Pp.; *of the blysse* Gg., Jo., Ff., La.; *all hir bl.* Ha., Hh.; *hyr blysse* Tr. — V. 49 *that lasteth* B; *þat last* Gg.; fehlt in allen übrigen Hss. — V. 53 *that* Gg., Ff.; *how þat* Se.; *how* Tr., Cx., Ha., Pp., Hh., La., Di.; fehlt B außer Di.; Jo. — V. 58 *the* vor *heuenes* fehlt B; Hh. — V. 65 *was somedel ful* B; *was sumdel disseyuable & ful* Gg.; *wasse sumdell* Ff.; *full of turment and* Rest der C-Gruppe. — V. 70 *was* B; Se.; *is* Gg. u. die übrigen. — V. 72 *In to* (*vnto*) C; *to* B; *that* fehlt B; Ff., Pp. — V. 77 *of* vor *soules* fehlt B; Jo., Hh. — V. 84 *ech lover* B; *vs* Gg., Ff., Tr., Se.; *ȝe* Hh.; *the* Rest der C-Gruppe. — V. 112 *the* vor *quyte* Fx., Bo., Lt., Di.; Pp., Se., Cx. — V. 133 *spede* C, außer Ff.; *hye* B u. Ff. — V. 137 *neuer tre* C., doch fehlt *tre* in Gg.; *tree.. neuer* B. — V. 142 *a-stonyd* C außer Cx., Ff.; *a stounde* Fx., Bo., Ta.; Cx.; *astonde* Ff.; *stonde* Lt., Di. — V. 178 *boxtre pipere* C; *box pipe tre* B, doch fehlt *tre* in Di. — V. 150 *That* B; Se. (doch *one no myght hath* f. *hath no myght*); *Ne* C außer Se. u. Ff., wo beides fehlt. — V. 174 *kynde with coloure* B (Bo. Lücke); Cx.; *kynde with leues* Se.; *kynde of colour* Gg., Jo., Ff., Hh., Pp.; *kynde of* fehlt Tr., Ha. — V. 194 *al* fehlt B; Tr., Pp.; Se. verderbt. — V. 222 *Disfigurat* C, außer Ff., Se., Pp.; *Dysfigured* B; Ff., Se.; *Differed* Pp. — V. 228 *and* vor *mede* fehlt B; Ff., Tr., Se. (doch auch *Misgref* st. *Messagerye*). — V. 229 *here* fehlt B; Ff., Tr. — V. 231 *I-founded* C (*enfoundyd* Tr., *wele foundit* Se.), außer Ff.; *founded* B; Ff. — V. 233 *ther* fehlt B; Jo. — V. 244 *eke* fehlt B, außer Di.; Hh. — V. 346 *elis* C, außer Cx., Hh.; *Egles* B; Cx., Hh. — V. 436 *Al be* C; *As thogh* Fx., *Although* Bo., Lt., Ta., Di. — V. 446 *She neythir* C, außer Tr., Se.; *Neyther she* B; Tr.; *Nouthir .. sche* Se. — V. 467 *Nature* fehlt B, außer Di. — V. 477 *ne* vor *say(e)* B; Tr., Ha. — V. 511 *fayr* C, außer Cx., Pp.; *good* Fx., Bo., Lt., Di.; Pp.; *better* Cx.; fehlt Ta. — V. 516 *ne* Gg., Cx., Jo., Pp., Tr.; Di.; *nor* Fx., Bo., Ta.; Se.; *ner(e)* Ff.; Lt.; *not* Ha. — V. 534 *hyt* nach *preven* eingefügt B; Tr., Ha. — V. 573 *ne* C, außer Se.; *nor* B; Se. (Lt. *ner*); vgl. V. 516. — V. 688 *hir* (*thair*) B; Ff., Tr.; *the* Gg., Cx., Jo.

5. Betrachten wir zunächst die B-Gruppe näher, so werden wir finden, daß **Fx.** und **Bo.** auf dieselbe Quelle zurückgehen, die wir **b** nennen. Lesarten, die allein in diesen Hss. erscheinen, sind freilich nur wenige:

V. 106 *Can not I* für *Can I not.* — V. 108 *made* fehlt in beiden. — V. 355 *hys* für *hire* (fehlt Jo.). — V. 383 *hede* fehlt. — V. 612 *the* desgl.

Doch kommen noch einige Fälle hinzu, in denen entweder vereinzelte Mss. der C-Gruppe denselben Fehler haben wie Fx. und Bo., oder wo Ta., Lt. und Di. eine gemeinsame Abweichung von den übrigen aufweisen, während die ersteren mit der Majorität gehen.

V. 28 *the* (*that* Gg., Ff., Hh.) fehlt Ta., Lt., Di.; Tr., Ha. — V. 96 *self* b; Cx., Jo., Ff., Hh., La., Pp., Ha.; *same* Gg., Tr.; *ilk* Se.; *seluen* Ta., Lt., Di. — V. 126 *yow* b; Cx., Jo., Hh., La., Se., Tr., Ha.; *nowe* Ta., Lt., Di.; Gg., Ff. — V. 139 *the* b und die meisten Hss.; *this* Ta., Lt., Di. — V. 154 *me* hinter *shof* (*shoif*) eingefügt und *gate* f. *gates* Ta., Lt., Di. — V. 208 *more Ioy* b; Pp.; *Ioye more* Ta., Lt., Di. und die übrigen Hss. — V. 236 *fro yere to yere* b; Jo., Ff.; *yere by yere* Ta., Lt., Di. etc. — V. 278 *the* b; Se.; *two* Ta., Lt. Di. etc.; fehlt Tr., Ha. — V. 295 *that* b; Ff.; *the* Ta., Lt., Di. etc. — V. 512 *the vnworthieste* b; Gg., Ff., Ha.; *of the vnworthiest* Tr., Jo., Se.; *of vnworthyest* Cx.; *the wurthyest* Pp.; *of the worthyest* Ta., Lt., Di. — V. 594 *quod* b; *quoth* Pp.; *seith* Gg.; *sayd(e)* Lt., Di. etc.; fehlt Ta.

6. Doch daſs weder **Fx.** die direkte Vorlage von **Bo.**, noch Bo. die von Fx. gewesen sein kann, geht aus folgenden isolierten Lesarten in jedem der beiden hervor:

a) in Fx. (mit Übergehung der Stellen, in denen der Text in Bo. verloren ist): V. 231 *glas* f. *bras*; V. 358 *the* vor *cukkow* fehlt; V. 381 *Halfe* f. *Hath*; V. 420 *of* f. *or*; V. 436 *As* f. *Al*; V. 476 *ful* fehlt (*a ȝere* f. *ful yore* Se.); V. 556 *goler* f *golee* (s. b);

b) in Bo., dessen Lücken augenscheinlich erst später entstanden sind: V. 63 *here* fehlt; V. 140 *only* fehlt; V. 152 *So* (doch auch Cx., Jo., Ff., Se.); *Thus* Lt., Di.; fehlt Fx. etc.; V. 206 *eke* fehlt; V. 216 *towchid* (vgl. Tr., Cx. u. § 40); V. 263 *and* f. *but* (auch Se.); V. 335 *grene* f. *grey*; V. 394 *all* eingefügt nach *you*; V. 395 *the* eingef. nach *worthi*; V. 406 *I-falle* f. *falle*; V. 504 *glad* f. *wrothe* (*lothe* Lt.); V. 556 *golde* f. *golee* etc. (*goler* Fx.); V. 637 *it ought to be to you* f. *to ȝow* (*hyt*) *ought to ben* etc.; V. 644 *shall* f. *wol* (*wil*); V. 688 *I-do* f. *do*.

Aus dieser verhältnismäſsig geringen Zahl von Versehen erkennen wir, daſs beide Hss., namentlich aber Fx., eine ziemlich getreue Kopie ihres gemeinsamen Originals sind; daſs aber dieses bereits vielfach verderbt war, wird sich aus unseren ferneren Betrachtungen ergeben, wie es zum Teil aus aufmerksamem Lesen der §§ 3—4 hervorgeht.

7. Die aus den Citaten in § 5 zu folgernde engere Zusammengehörigkeit der Hss. Ta., Lt. und Di., deren gemeinsame Quelle wir *β* nennen, wird noch durch ein paar Stellen bestätigt, in denen Bo. eine Lücke bietet:

V. 3 *blisful β*, s. § 4; ebd. *fleeth β*; Tr.; *slyd* (*slit*) Fx.; Gg., Jo., Ff., La., Pp.; *flit* Cx., Hh.; *fyllt* Ha. — V. 5 *a* Fx.; *his* Ta., Di.; C;

fehlt Lt. — V. 165 *Yet* Fx. u. die meisten Hss.; *It* β; Gg. — V. 169 beginnt Fx. mit *And,* das in β wie in allen übrigen Hss. fehlt. — V. 198 läfst Fx. *so* fort, das in β u. C (Se. *there*) vorhanden ist.

8. Dafs von diesen drei Hss. Lt. und Di. in näherer Beziehung — gemeinsame Vorlage: β^1 — stehen, erhellt aus folgenden Übereinstimmungen:

a) solche, in denen β^1 isoliert ist: V. 8 *By al that* für *al be that.* — V. 91 *eke* fehlt. — V. 98 *the* f. *my* (*his* Jo.). — V. 104 *dremeth* f. *met(eth)* (fehlt Ff., *wenis* Se.). — V. 127 *comme* f. *goon.* — V. 142 *stonde*; *a stounde* Fx., Bo., Ta. etc.; vgl. § 4. — V. 152 *Thus*; *So* Bo. etc.; fehlt Fx., Gg. etc.; vgl. § 6, b. — V. 190 *In* f. *On.* — V. 209 *be* zwischen *it* und *nyght* eingeschoben (*was hit n.* Tr.; *it was* etc. Se.). — V. 312 *a* vor *noyse* (*voice* Lt.) fehlt. — V. 468 *that* fehlt (*what* Ff.). — V. 472 *they that ben* f. *he that hath ben.* — V. 520 *loudenesse* f. *lewednesse.* — V. 527 *That* f. *The.* — V. 534 *it were* f. *were hyt.* — V. 537 *by* fehlt. — V. 543 *take*; *take ye* Cx.; *takith* die übrigen Mss. (Se. verd.). — V. 577 *hir* fehlt. — V. 594 *saide* etc.; *quod* Fx., Bo.; Pp.; s. § 5. — V. 596 *gentil* fehlt. — V. 619 *For* f. *And.*

b) Die von b + Ta. abweichenden Lesarten in β^1 stimmen mit solchen aus der C-Gruppe überein: V. 66 *this* β^1; Tr. etc.: *the* b + Ta.; Gg., Ff. — V. 75 *The* f. *To* β^1; Se. — V. 100 *the* vor *wode* β^1; Cx. — V. 114 *fire* β^1 u. die meisten Hss.; *firy* b + Ta.; Ff. — V. 119 *to endite* b + Ta.; Pp.; *tendyte* Gg.; *endite* β^1 und die übrigen, die jedoch *eke* oder *hit* vorher haben. — V. 156 *to me* β^1; Gg., Cx., Jo., Hh., Pp., Se.; *me* b + Ta.; Tr., Ha., Ff. — V. 167 *for* fehlt β^1; Cx., Jo., Ff., Hh., Pp. — V. 185 *euermo* Fx. (*r* später hinzugefügt), Ta. (Bo. Lücke); *euer* Tr., Ha.; *euermore* β^1 u. d. übrigen. — V. 191 *aungelis* β^1; Cx.; *aungel* Fx. u. d. übrigen. — V. 192 *be side* β^1; Tr., Ha.; *by-syddes* Ff.; *besyed* Fx. u. d. übrigen (in Pp. fehlt dieser Vers). — V. 196 *Squerellis* β^1 etc.; *Squerel* Fx., Ta.; Tr., Ff. — V. 277 *Cupide* β^1; Cx., Jo., Ff., Hh., Se., Tr.; *Cipride* b + Ta.; Gg., Ha., Pp. — V. 282 *broke* β^1; Tr., Ha., Cx., Jo., Se.; *brake* Ff.; *y broke* b + Ta.; Gg., Hh., Pp. — V. 303 *of* vor *Nature* fehlt β^1; Gg., Tr., Cx., Ha., Ff., Hh., Pp. — V. 306 *was* β^1 u. d. meisten Hss.; *nas* b + Ta.; Ha., Pp. — V. 322 *On* vor *seint* hinzugefügt β^1; Ff., Cx. — V. 346 *the* vor *heroun(e)* eingefügt β^1; Tr., Ha., Jo.; fehlt sonst. — V. 375 *the goodliest* β^1; Gg., Cx., Pp., Se.; *the* fehlt b + Ta. etc. (*most goodlieste* Di., Ff.). — V. 387 *ordenaunce* f. *gouernaunce* β^1; Tr., Ha., Se. — V. 441 *ye* f. *yow* β^1; Tr., Pp. — V. 457 *in* vor *any* eingefügt β^1; Cx., Jo., Tr., Ha. — V. 523 *for,* das b + Ta.; Jo., Ff., Pp. vor *to* einschieben, fehlt β^1 u. in den übrigen Hss. — V. 642 *endure* β^1; Tr., Pp.; *dure* b + Ta. etc. — V. 650 *This is* β^1; Cx., Ha., Jo., Pp.; *This* b + Ta. etc. — V. 654 *wise* β^1; Gg., Ff.; *wey* Jo., Pp.; fehlt Tr., Ha.; *weyes* b + Ta.; Cx.

9. Lt. kann jedoch nicht die direkte Vorlage von **Di.** gewesen sein, da es zahlreiche Abweichungen von allen übrigen Hss. enthält,

seltener Lesarten, in denen es mit Hss. der C-Gruppe übereinstimmt:

V. 5 *his* (*a* Fx.) fehlt. — V. 25 *sentence* f. *science.* — V. 27 *yaue* f. *gan.* — V. 29 *whereof* f. *of which* etc. (*which* .. *of* Tr., Se.). — V. 31 Lt. läſst mit C *the* vor *Cipioun* fort, das b, Di., Ta. haben. — V. 40 *gan* fehlt. — V. 42 *to him* (*till him* Di.; Hh., La.) fehlt. — V. 57 *a* f. *the.* — V. 71 Lt. hat *to* vor *telle,* das b, Di. u. Ta. fortlassen. — V. 79 *that* b, Di., Ta.; Gg., La., Pp.; fehlt in Lt. und in den übrigen Mss. — V. 82 steht vor 81. — V. 105 Lt. fügt *trewe* vor *louer* ein und ändert *met(eth)* in *wenyth* (*wenis* Se.). — V. 137 *The* f. *There* (*That* Gg., *Quhare* Se.). — V. 140 *shonyng* f. *(e)schewyng* etc. — V. 156 *to* f. *thou.* — V. 172 *But* f. *For.* — V. 175 *any* vor *Emeraude* eingefügt (*an* Tr.). — V. 183 *of* fehlt. — V. 199 *the* vor *maker* eingefügt. — V. 203 *According* Lt.; Tr., Cx., Jo., Ff., Se., Pp.; *Accordant* Fx. u. d. übrigen Hss. — V. 204 *attempered* Lt.; Tr., Ha., Jo., Ff., Hh.; *Attempre* Fx. etc. — V. 205 *thereof of* Lt.; *ther of* b, Di., Ta.; *there* ... *of* Tr., Ha., Jo., Pp., Se., *the* ... *of* Hh.; *ther* fehlt Gg., Cx., Ff. — V. 225 *tyre* f. *atire* Lt.; Ff. — V. 256 *with* fehlt Lt.; Pp. — V. 262 *noble* fehlt Lt.; Pp. — V. 286 *felde* f. *fewe.* — V. 287 *of* vor *many* eingeschaltet. — V. 294 *And* fehlt. — V. 307 *prest* fehlt. — V. 312 *voice* f. *noise.* — V. 326 *wormes* Lt.; Tr., Ha.; *worm(e)* Fx. etc. — V. 329 *it* vor *was* eingeschoben Lt.; Pp. — V. 331 *hir* f. *his* Lt.; Jo. — V. 332 *a* fehlt Lt.; Pp. — V. 335 *The gray goshauke that doith gret pyne* f. *And grey, I mene the goshauke that doth pyne* (Abweichungen anderer Hss. s. § 6, b). — V. 336 *the* vor *birdis* eingefügt; ebenso Jo., Pp., Se., doch fehlt in diesen *To.* — V. 341 *his* f. *hir.* — V. 348 *that* fehlt. — V. 351 *Sparehauke* f. *sparow.* — V. 352 *forth* fehlt (Se. *on*). — V. 362 *ful* eingefügt vor *of* Lt.; Cx., Se. — V. 366 *or* f. *and* Lt.; Jo., Se. — V. 372 *vp* f. *on* Lt.; Jo. (*in* Ff.). — V. 379 *the* (*th'*) fehlt Lt.; Ff., Se. — V. 384 *mede* f. *nede.* — V. 385 *you* Lt.; Gg., Cx., Ff.; *me* die übrigen Hss. — V. 404 *forest* f. *sorest.* — V. 414 Lt. läſst *ful,* das die meisten Hss. vor *humble* einfügen, mit Gg., Jo., Ff., Pp. fort. — V. 417 *hert will* Lt.; Tr., Se.; *wil & herte* Gg.; Fx., Bo., Ta.; *hert & wille* Ha.; *will hert* Di.; Cx., Jo., Ff., Pp. — V. 422 *and* vor *soueraine* eingeschoben. — V. 426 *Regarde,* die anderen *reward(e).* — V. 428 *it* f. *I.* — V. 431 *to* vor *you* fehlt Lt.; Jo. — V. 436 *of loue she me neuer* Lt.; *he me neuere of loue* Gg.; *she neuer of loue me* die übrigen Hss. (Se. verderbt). — V. 459 *his* Lt.; *my* Tr., Ha.; *hir* die übr. Hss. — V. 462 *al* fehlt; desgl. V. 493. — V. 494 *be* für *vs* (fehlt Ha.). — V. 504 *lothe* f. *wrothe* (*glad* Bo.). — V. 514 *al* f. *a.* — V. 517 *fool* f. *foule* (*fowl*). — V. 520 *the* vor *murmour* eingefügt Lt.; Ff., Pp. — V. 524 *foule* Lt.; Se. (sonst verderbt); *flok* Ta., Jo., Ff., Pp.; *folk(e)* Fx. u. d. übr. Hss. — V. 525 *foules* fehlt. — V. 527 *the* vor *foules* fehlt (desgl. Gg.). — V. 533 *thanne* fehlt Lt.; Gg., Se. (*that* Jo., Ff., Pp.). — V. 537 *may* fehlt. — V. 539 *were*

most by f. *there muste be* (*þat here* f. *there* Se.). — V. 558 steht vor V. 557. — V. 560 *oure tale talle* f. *telle oure tale*; ebd. *and pray* Lt.; Cx., Pp.; *and preyde* Fx. u. die meisten Hss. — V. 577 *him* f. *hem* Lt.; Cx., Ff. (*hir* Jo., Pp.). — V. 592 *merely* f. *murye* Lt.; Se. — V. 605 *may haue quod he* f. *quod he may haue.* — V. 606 *that* fehlt Lt.; Pp. — V. 611 *Marlioun* (*Merlioun*) Lt.; Gg., Tr., Cx., Jo., Pp.; *Emerlyon* Fx. etc. — V. 616 *endure* Lt.; Tr., Pp. — V. 634 *for* für *ful.* — V. 644 *I will you say* Lt.; Tr., Cx., Ha., Jo.; *I will you shewe* Di.; *you wol I sey* Fx., Ta.; Ff., Pp.; *that wel I seyn* Gg.; vgl. § 6, b. — V. 658 *after* fehlt. — V. 670 *his* vor *wyngis* eingefügt Lt.; Gg., Ff., Ha. — V. 676 *dame* f. *do.* — V. 677 *was made* Lt.; Tr., Jo.; *I-makid were* Gg.; *made was* Di.; Cx., Ff.; *maked was* b + Ta.; Ha. — V. 679 *ye haue now* Lt.; *ye haue* Tr.; *I now haue* Fx., Bo., Di., Ta.; Gg., Cx., Ha., Ff.; *I have nowe* Jo.

Aus diesen Citaten ersehen wir, daſs der Schreiber von Lt. weit weniger sorgfältig war als die von Fx. und Bo. In betreff der Übereinstimmungen mit C-Hss. bemerken wir, daſs die mit Pp. am meisten hervortreten (vgl. § 28), während die übrigen (s. V. 225, 331 etc.) auf Zufall zu beruhen scheinen.

10 a. Auch **Di.** kann nicht die direkte Vorlage von Lt., noch von einer anderen vorhandenen Hs. gewesen sein; dies ergibt sich aus folgenden isolierten Lesarten, die sich alle als Fehler herausstellen:

V. 9 *she* f. *he.* — V. 54 *Mornyth* f. *Meneth.* — V. 119 *write* f. *ryme.* — V. 166 *it* f. *yit.* — V. 178 *tree* fehlt (vgl. Se.); dafür vielleicht *the* vor *holme* (vgl. Tr., Se.). — V. 197 *strenght* f. *strynge(s).* — V. 202 *full* vor *softe* eingefügt. — V. 220 *came* f. *can.* — V. 228 *messanger* f. *messagerye* etc. (*messangers* Pp.). — V. 245 *about* f. *a route.* — V. 296 *was* fehlt. — V. 349 *Puttok* f. *Ruddok.* — V. 350 *orloger* f. *orloge.* — V. 354 *the* vor *Floures* eingeschaltet. — V. 377 *lisse* f. *blysse.* — V. 386 *wel* fehlt, *on* vor *Seynt* eingeschoben. — V. 389 *you* fehlt. — V. 391 *I* fehlt. — V. 438 *on hir* fehlt. — V. 462 *els* f. *she* (*the* Gg., *ye* Tr., Ha.). — V. 493 *wordle* f. *woode.* — V. 540 *two* f. *thoo.* — V. 553 *that* f. *it.* — V. 562 *hir* fehlt. — V. 573 *thy* f. *his* vor *witte.* — V. 586 *goos his* f. *gooses.* — V. 587 *take* f. *make.* — V. 603 *pees* f. *prees.* — V. 644 *shewe* f. *sey.* — V. 666 *this* fehlt. — V. 694 *bettir* f. *bet.*

b. Fast alle diese Fehler beruhen auf Schreib- und Leseirrtümern und zeigen wenig Neigung des Kopisten zu willkürlichen Änderungen, zumal auch Lesarten wie in V. 119, 202 etc. auf eine direkte Vorlage zurückgehen dürften. Daher sind die folgenden Übereinstimmungen mit Hss. der C-Gruppe um so bedeutsamer.

V. 7 *flete or synke* Di. u. C-Gruppe (doch *slete* f. *flete* Gg., *swynk or flete* Ha.); *wake or wynke* Fx., Lt., Ta. — V. 27 *to* Di.; Gg., La.; fehlt Pp.; *so* die übrigen Hss. — V. 28 *it* eingefügt an verschiedenen Stellen Di.; Cx., Jo., Hh., La., Tr., Ha.; fehlt sonst. — V. 43 *till*

f. *to* Di.; Hh., La. — V. 53 *how* Di.; Cx., La., Pp., Tr., Ha.; *that* Gg., Ff.; *how þat* Se.; fehlt Fx. etc. — V. 62 *wellis been* Di.; *welles .. be* Cx., Jo., Hh., La., Se. (*ar* f. *be*), Tr., Ha.; *welle is* Gg., Ff.; b + Ta., Lt. — V. 78 *for* vor *to* b + Ta., Lt.; fehlt Di. u. C-Gruppe, aufser Se. — V. 83 *into* Di.; Gg., Jo., Pp., La., Se.; *vn to* b + Ta., Lt.; Ff.; *to* Cx., Hh., Tr., Ha. — V. 119 *it* vor *and* eingefügt Di.; Cx., Jo., La., Se., Tr., Ha. — V. 148 *For* am Anfang hinzugesetzt Di.; Cx., Jo., Hh., Pp., Se., Tr., Ha. — V. 238 *white,* welches die übrigen B-Hss. hinter *douves* einfügen, fehlt, wie in der C-Gruppe. — V. 244 *eke,* in Fx. etc. ausgelassen, findet sich in Di., wie in C, aufser in Hh.; Se. hat *als.* — V. 255 *hent* Di.; Tr., Ha.; *shente* d. übrigen Hss. — V. 375 *most* vor *goodliest* eingefügt Di.; Ff. — V. 399 *on* Di.; Jo., Ff., Pp., Se., Tr., Ha.; *in* die übrigen Hss. — V. 417 *will hert* Di.; Cx., Jo., Ff., Pp.; vgl. § 9. — V. 421 *of* vor *grace* fehlt Di.; Jo., Tr. — V. 426 *only Reward* Di.; Gg.; *reward only* die übrigen. — V. 460 *any* f. *my* Di.; Ff., Pp., doch sind diese beiden auch sonst verderbt; vgl. § 20, γ. — V. 467 *Nature,* von den übrigen B-Hss. ausgelassen, findet sich in Di. — V. 516 *ne* Di.; Gg., Cx., Jo., Pp., Tr.; *nor* Fx. etc. — V. 524 *A* f. *I* Di.; Se.; *Oon* Tr. — V. 530 *and* fehlt Di.; Gg., Tr. — V. 659 *the* f. *ye* Di.; Tr. — V. 677 *made was* Di.; Cx., Ff.; vgl. § 9.

Aufserdem ist Di., wie schon bemerkt, die einzige B-Hs., welche das Rondel V. 680—87, allerdings etwas verderbt, enthält. Denn hier sind V. 682 u. 683 nach Gg. miteinander vertauscht (V. 682 *longe* f. *large*), während V. 685 ausfällt; V. 687 endlich lautet in Di. *Full blisfully they synge and endles ioy þei make,* in Gg. *Ful blisseful mowe they ben* (*synge* Jo.) *when they wake.* Vgl. § 49. — Mögen nun einige der obigen Übereinstimmungen von Di. mit C sich durch Zufall erklären lassen, im ganzen kann kein Zweifel sein, dafs ersteres von einem Ms. der anderen Gruppe mehrfach beeinflufst worden ist (s. besonders V. 7, 53, 62, 148, 244, 467 etc.). Die Frage, welche C-Hs. von Di. benutzt worden ist, kann jedoch erst später erörtert werden.

11. Es könnte nunmehr die Vermutung auftauchen, ob die vereinzelt dastehende B-Hs. **Ta.** nicht die Quelle der anderen oder je zweier Hss. dieser Gruppe sein könne. Indes wird die folgende Liste von Ta. eigentümlichen Lesarten lehren, dafs kein solches Verhältnis möglich ist. Gelegentliche Übereinstimmungen mit C-Hss. dürften auf Zufall beruhen und werden daher nicht von den anderen Citaten getrennt.

V. 10 *to* vor *rede,* das Fx. und Di. (*for to* Lt.; Jo., La., Pp.) einfügen, fehlt. — V. 41 *aunsetry* f. *auncestre* (*Aunctur* Pp.). — V. 80 *whirle* fehlt. — V. 93 *of* fehlt. — V. 99 *verry* Ta., *very* La. f. *wery.* — V. 101 *demeth* f. *dremeth.* — V. 112 *the,* das b + β^1; Cx., Pp., Se. vor *quite* einfügen, fehlt. — V. 125 *reuerence* f. *difference.* — V. 169 *what* f. *that.* — V. 170 *taught* f. *caught.* — V. 177 *the* vor

careyn(e) eingeschoben (desgl. Ff.). — V. 187 *A* f. *And.* — V. 189 *of* vor *syluer* eingeschoben (*as* Pp.). — V. 193 *gynnen* f. *gunnen* (*gan*). — V. 274 *yaf* fehlt. — V. 310 *hir* f. *his* (*thaire* Se.). — V. 318 *y-finde* f. *fynde.* — V. 400 *by* fehlt. — V. 404 *of* f. *for.* — V. 411 *That* f. *This.* — V. 415 *Thus* f. *This.* — V. 438 *Of* f. *For.* — V. 439 *no* fehlt. — V. 448 *you* nach *drede* fehlt. — V. 454 *ye* Ta.; Se. f. *she* (*I* Tr., Ha.). — V. 461 *in* Ta.; Gg., Ff., Ha.; *to* die übrigen Hss. — V. 511 *good* Fx. etc.; *fayr* Gg. etc. (s. § 4); fehlt Ta. — V. 516 *swich* f. *which.* — V. 518 *noyeth* f. *anoyeth.* — V. 524 *flok* f. *folk* etc. (s. § 9) Ta.; Jo., Ff., Pp. — V. 562 *talkyng* f. *kakelynge.* — V. 594 *seyde* od. *quod* fehlt (s. § 5). — V. 665 *is* fehlt. — V. 672 *Touchyng* f. *Thonkyng.* — V. 692 *so* fehlt.

12. Es bleiben nun noch einige Lesarten zu erörtern, die den eben dargestellten Verhältnissen zu widersprechen scheinen.

a) Fx., Bo. (b), Lt. stehen Ta. und Di. gegenüber:

V. 323 *fowles* b, Lt. u. d. meisten Hss.; *foule* Ta., Di.; Cx., Jo., Hh. — V. 339 *the merlyon* Fx., Lt. u. d. meisten Hss.; *Themerlyon* Bo.; *the Emerlion* Ta., Di.; Ha.

Etwas anders liegt der Fall V. 3, wo Ta. und Di. *awey that fleth* lesen, während Fx. *that alwey slyd,* Lt. *that alwey fleeth* liest und Bo. Lücke bietet; vgl. § 13, b. Ähnlich V. 5, wo Ta. und Di. mit der Majorität *his* setzen, während Fx. *a* hat und Lt. das entsprechende Wort fortläfst. Bo. hat wiederum Lücke. — V. 379 haben Ta. und Di. mit den meisten Hss. *the almyghty,* Fx. und Bo. *thalmyghty* mit Cx.; Lt. läfst dagegen, wie Ff., den Artikel fort. — V. 569 fügen Ta. und Di. *tho* nach *Quod* ein, welches in allen anderen Hss. fehlt.

Die wahrscheinlichste Erklärung für diese Eigentümlichkeit ist wohl die, dafs die Lesart von Ta. und Di. die der gemeinsamen Vorlage mit Lt. war, von der letztere Hs. aus Versehen oder ändernd abwich, wie dies auch sonst häufig (s. § 9) geschieht.

b) Fx., Bo., Di. stehen Ta., Lt. gegenüber:

V. 78 *sothe* fehlt Ta., Lt.; sonst vorhanden. — V. 149 *y-sette* b + Di.; *is sette* Ta., Lt.; *set* C (*fett* Jo., *be sette* Ff.; *were sett* Se.). — V. 289 *priamus* Ta., Lt.; Ff.; *Piramus* b + Di. u. die übrigen Hss. — V. 437 *be* fehlt Ta., Lt.; *have* etc. Pp. — V. 466 *For* Ta., Lt.; Ff.; *Forth* Fx. u. d. übrigen Hss.

Da Di. an anderen Stellen eine Hs. der C-Gruppe (s. § 10b) benutzt hat, können auch die obigen Fälle auf dieselbe Art erklärt werden, indem die Lesart von Lt. + Ta. als die ursprüngliche der allen dreien gemeinsamen Vorlage gelten müfste. Nur für V. 149 würde eine solche Deutung nicht zulässig sein, da die dortige Lesart in keiner C-Hs. belegt ist. Indes ist dieser vereinzelte Fall doch nicht bedeutsam genug — man nehme z. B. unabhängige willkürliche Änderung in Di. an —, um die bisherige Darstellung dieser Verhältnisse umzustürzen.

c) Bo., Lt., Di. stehen Fx., Ta. gegenüber:

V. 585 *euer tyl* Fx., Ta.; Ff., Cx., Tr., Ha.; *euermore till* Bo., Lt., Di.; Jo.; *til that* Gg.; *till* Pp.; *euer quhill* Se. — V. 590 *alwey louen* Fx., Ta.; Ff., Cx., Se., Tr., Ha.; *allwey .. love* Pp.; *louen alwey* Bo., Lt., Di.; Gg., Jo. — V. 652 *Cipride* Fx., Ta.; Ha., Ff., Pp.; *Cupide* Bo., Lt., Di.; Gg., Tr., Cx., Jo.

Während im ersteren Falle nur die Lesart von Fx. etc. metrisch möglich wäre (vgl. § 43), sind im zweiten beide zulässig; im dritten dagegen ist die von Bo. etc. die richtige. Da nun aber auch die Lesarten der C-Gruppe hier geteilt sind, wird man in B ebenfalls eine zufällige Umstellung bezw. Schreib- oder Lesefehler (ähnlich V. 277) annehmen können.

13. Wenden wir uns nunmehr zur näheren Betrachtung der **C-Gruppe,** so sondert sich hier von allen **Gg.** ab, dem öfter **Ff.** zur Seite steht. Dies zeigt sich namentlich an folgenden Stellen, wo beide Hss. von allen anderen abweichende Varianten bieten:

a) V. 22 *sey* Gg., Ff.; *seyn* Hh.; Se. verderbt; *seyth* d. übrigen Hss. — V. 24 *fey* Gg., Ff.; *feyth* d. übrigen Hss. (Se. verd.). — V. 28 *al that day me thouȝte* Gg., Ff.; *all day me thought hit* Tr., Ha.; *al the day me thought it* Cx., Jo. (*thinkith*), La.; *all that day me thowght it* Hh.; *alle the long day me thought* Pp.; *The long day me thoght* Se.; *al the day thought me* Fx., Bo.; *al day thought me* Lt., Ta.; *all day it thought me* Di. — V. 46 *seyde what* Gg., Ff.; *seyd(e) him what* d. übr. Hss. (*seid quhoso* Se.). — V. 47 *louede* Gg., Ff.; *loueth* d. übr. Hss. — V. 84 *synde* (*send*) *vs grace* Gg., Ff.; *vs sende hys grace* Tr.; *send vs all grace* Se.; *the sende his grace* Cx., Ha., La.; *send the his grace* Jo.; *send the grace* Pp.; *sende ech louer grace* B. — V. 88 *self* f. *bed* Gg., Ff. — V. 169 *he tok In his* Gg., Ff.; *he hent In his* Se.; *in hys he toke* d. übr. Hss. (doch Jo. *I* f. *he,* Hh. *toke he*). — V. 192 *So* Gg., Ff.; *Som* d. übr. C-Hss.; *That* B. — V. 206 *wex* Gg., *waxed* Ff.; *was* d. übr. C-Hss.; *growen* B. — V. 223 *hem* Gg., *them* Ff.; *hym* d. übr. Hss. — V. 269 *vp to* Gg., Ff.; *vn to* od. *to* d. übr. Hss. V. 284 *were* Gg., *was* Ff. vor *oueral*; fehlt in allen übr. Hss. — V. 305 *cast* Gg., Ff.; *craft* d. übrigen, doch *tast* Cx. — V. 313 *eyr* (*& tre*) Gg., *ayre* Ff.; *see* (*and tree*) Pp., Ha.; B; *see* (*tree*) Hh., Se., Tr.; (*tree and*) *see* Cx.; *see* Jo. — V. 317 *such,* das die meisten Hss. vor *aray* einsetzen, fehlt Gg., Ff.; vgl. § 15, b. — V. 320 *his* Gg., Ff.; *her* (*hir*) d. übrigen. — V. 344 *the,* welches alle anderen Hss. hinter *Crane* einfügen, fehlt Gg., Ff. — V. 363 *rauen .. crowe* Gg., Ff.; *Rauyns .. Crowes* d. übrigen; vgl. § 15, b. — V. 368 *of* vor *Nature* fehlt nur Gg., Ff. — V. 389 *With* vor *your* fehlt desgl. Gg., Ff. — V. 396 *The* vor *Whiche* fehlt Gg., Ff., die dagegen *wel* vor *se* einfügen. — V. 400 *they* Gg., Ff.; *ye* die übr. Hss. — V. 642 *that* nach *whil(e)* nur Gg., Ff.

Vielleicht gehört auch V. 381 hierher, wo Gg. *noumberis,* Ff. *membris,* Se. *mesure,* die übrigen *nombre* lesen.

b) Hieran schliefsen wir Übereinstimmungen vereinzelter Hss. derselben Gruppe mit der gemeinsamen Lesart von Gg. und Ff., unterlassen es jedoch vorläufig, eine Erklärung für diese Erscheinung zu suchen:

V. 3 *alwey that slit* Gg., Ff. (*slydeth*), Pp.; *all wey that fleeth* Tr., Ha. (*fyllt*); *that alwey slite* Jo., La.; Fx.; *that alwey flit* Cx., Hh.; *that alwey fleeth* Lt.; *awey that fleth* Ta., Di. — V. 28 *al that day* Gg., Ff., Hh.; vgl. § 5. — V. 90 *which* fehlt Gg., Ff., Se. (*that* .. *that* Pp.; *that* fehlt Hh.). — V. 205 *there,* das die meisten C-Hss. nach *was* einschieben (*the* Hh.), fehlt Gg., Ff., Cx.; B hat *therof* nach *grevaunce*; s. § 3. — V. 285 *Ful* Gg., Ff., Cx.; *Of* die übrigen. — V. 325 *hem* Gg., Cx., *them* Ff.; *that* die meisten übr. Hss. (fehlt Jo., *thaire* Se.). — V. 327 *And* Gg., Ff., Cx.; *But* die übr. Hss. (Se. verd.). — V. 342 *hire* Gg., Ff., Se. (doch *before* f. *a-ȝens*); *hys* d. übrigen. — V. 345 *crow* Gg., Ff., Jo.; *clough* Lt.; die anderen *chowgh* etc. — V. 352 *grene* Gg., Ff., Cx.; *fresshe* d. übrigen. — V. 369 *euerich* Gg., *euery* Ff., Jo.; *sche* Se.; *eche* d. anderen. — V. 385 *ȝow* Gg., Ff., Cx.; Lt.; *me* d. übrigen. — V. 461 *In* Gg., Ff., Ha.; Ta.; die anderen *to.* — V. 480 *ese* Gg., Ff., Se.; *plese* die anderen. — V. 654 *otherwise* Gg., Ff.; β^1; *other wayes* Cx.; b + Ta.; *othir wey* Jo., Pp.; *other* Tr., Ha.

Man sieht, dafs namentlich Cx. und Se. hierbei in Betracht kommen, worauf weiter unten zurückzugreifen sein wird.

14. Merkwürdig ist nun eine Anzahl von Übereinstimmungen von Gg. und Ff. mit der B-Gruppe oder deren Majorität, was wir zunächst nur als einen ferneren Beweis der Zusammengehörigkeit der ersteren beiden ansehen wollen.

V. 28 *hit,* das die übrigen C-Hss. u. Di. einfügen (vgl. § 10, b), fehlt Gg., Ff.; b + Ta., Lt. — V. 62 *welle is* Gg., Ff.; b + Ta., Lt.; *welles* .. *be* d. übrigen; vgl. § 10,b. — V. 64 *bad* Gg., Fx.; B; *seyde* die anderen. — V. 65 *sumdel* Gg., Ff.; B; vgl. § 4. — V. 73 *first* vor *(im)mortal* Gg., Ff.; B; *first* vor (Hh. nach) *knowe* die übrigen. — V. 74 *that* nach *besyly* fehlt Gg., Ff.; B. — V. 80 *þere* Gg., Ff.; *therthe* B; *worlde* die übr. C-Hss. — V. 91 Gg., Ff. + B lassen *the* (Tr., Cx.) oder *that* fort, das die anderen Hss. vor *thyng* einschieben. — V. 115 *And* Gg., Ff. + Cx.; B; *That* die anderen Hss. — V. 126 *now* f. *you* Gg., Ff.; Lt., Ta., Di.; fehlt Pp. — V. 148 *For* vor *ryght* Tr., Cx. etc.; fehlt Gg., Ff.; Fx., Bo., Lt., Ta. — V. 186 *With* Gg., Ff.; B; *Of* die anderen Hss. — V. 204 *that* vor *place* Gg., Ff.; B; *the* die anderen. — V. 221 *before* Gg., Ff.; B; *by force* die übrigen; vgl. jedoch § 41. — V. 238 *hundred* Gg., Ff.; B; *thowsand* die anderen. — V. 354 *& newe* Gg., Ff.; B; *of hew* die anderen. — V. 594 *doke* Gg., Ff.; B; *goose* die übrigen. — V. 609 *not to recorde* Tr., Cx., Ha., Jo.; *ye not recorde* Pp.; *nat recorde* Gg., Ff.; B. — V. 650 *This* Gg., Ff.; Fx., Bo., Ta.; *This is* die übrigen.

15. Obwohl Gg. eine weit bessere Hs. als Ff. ist, kann es doch nicht seine direkte Vorlage gewesen sein, was aus einer Reihe von

Lesarten erhellt, in denen ersteres von allen anderen abweicht, während Ff. der Majorität folgt.

a) Zunächst zählen wir die unzweifelhaften Fehler in Gg. auf:

V. 22 *ofte* f. *out* Gg.; fehlt Jo., Ff., La. — V. 31 *sothion* f. *Scipion* (*Cipion* B etc., *Sypion* Ff.). — V. 33 *thereon* (geändert) f. *theryn.* — V. 56 *galylye* f. *Galoxye* (*galaxye, galry* etc.). — V. 57 *lytel* fehlt. — V. 85 *folwyn* f. *faylen.* — V. 110 *by-forn* f. *to-torn.* — V. 132 *ouercaste* f. *of caste* (*out c.* Se.). — V. 137 *That .. ȝit* f. *There .. tree* (B s. § 4). — V. 140 *Ther shewing* f. *Theschewing* etc. — V. 143 *whi* f. *with.* -- V. 152 *best* f. *bet.* — V. 154 *Ne* f. *Me.* — V. 160 *stat* f. *taste.* — V. 167 *there* nach *And* eingeschoben. — V. 170 *that as* f. *went in.* — V. 175 *sothe* f. *ioye.* — V. 204 *erthe* f. *Ayer.* — V. 261 *febȝ* f. *Venus.* — V. 284 *I-peyntede* Gg., *peynted* die übrigen. — V. 286 *Calyote* f. *Calixt(e).* — V. 307 Gg. fügt *al* vor *prest* ein; Tr., Se. *there.* — V. 326 *of which* fehlt; *myn* f. *no.* -- V. 335 *A* f. *And.* — V. 356 *clothis* f. *fethers.* — V. 394 *euery* Gg.; *yow* die übrigen. — V. 428 *And If that I to hyre be founde vntrewe* Gg.; *And yef I be founde to hyr vntrewe* d. übrigen (*it* f. *I* Lt.). — V. 432 *be I* f. *I be.* — V. 436 *Al be It that* Gg.; *Al be that* Cx., Pp.; *Al be* Tr., Ha., Jo., Ff.; B s. § 4. — Ebd. *he* f. *she* Gg. — V. 438 *areete* f. *knette.* — V. 462 *the* f. *she* (*ye* Tr., Ha.; s. § 10, a). — V. 471 *That* f. *But as.* — V. 506 *And* f. *For.* — V. 507 .. *tak on no charg howe* Gg.; *take on me þe charge now* die meisten Hss. (*on me* fehlt Tr.). — V. 514 *bet* Gg., *better* die übrigen. — V. 516 *fynde* f. *synge.* — V. 518 *onquit* f. *vncommytted* (*vnconveyid* Jo., *vncommaundet* Ff.). — V. 520 *behynde* Ff., Jo., Pp., Se.; B; *blynde* Tr., Ha.; *by kynde* Cx.; fehlt Gg. — V. 527 *lauyne* f. *rauyne* Gg. — V. 540 *terslet* Gg.; *tarcelettis* Jo.; *tarsell* Tr., Se.; *tercels* etc. die übrigen. — V. 553 *here* f. *hyt* (*that* Di.). — V. 562 *his* f. *hir* (fehlt Di.). — V. 569 *he* f. *she.* — V. 571 *now* f. *yit* (*it* Jo.). — V. 573 *mygh* f. *wit.* — V. 577 *tersel* f. *turtle* (*turtur* Se.); ebenso V. 583. — V. 578 *for* vor *to seyn* eingeschoben. — V. 590 *shul* f. *shuld(e).* — V. 593 *What shulde I* f. *Who shulde* (*shall* Jo.). — V. 594 *Kek kek ȝit* Gg.; *Ye quek* die meisten Hss. (*Ee kekyll* Tr. etc.). — V. 596 *sey* Gg.; *sygh* Tr.; *fye* d. übr. Hss. — V. 604 *blythe* Gg.; *by lyfe* Cx., Tr., Ha.; *blyve* d. übr. Hss. — V. 611 *thanne a Merlioun* Gg.; *the Merlioun* (*Emerlyon* etc.) d. übr. Hss. — V. 613 *reufulles* Gg.; *rowthfull* Pp.; *rewfull* d. übrigen. — V. 622 *& who* f. *whoso*; *&* f. *or.* — V. 623 *a* Gg.; *all* Tr.; *as* die übrigen. V. 627 *ryght* vor *hym* fehlt Gg. — V. 644 *that wele I seyn wol sone* Gg.; *I will you saye right sone* Cx., Ha., Jo.; Lt., Di. (*shewe* f. *seyn*); ebenso Tr., doch fehlt *right*; Bo. *shall* f. *wil*; *you wel I sey right soone* Ff., Pp.; Fx., Ta. — V. 645 *that* Gg., *ryght* d. übrigen; fehlt Pp. — V. 658 *hym* f. *hem*; fehlt Ff. — V. 662 *peignynge* f. *peyne him.* — V. 663 *what* f. *quyte.* — V. 677 *I-makid were* Gg.; *was made* Tr., Jo.; Lt.; *made was* Cx., Ff.; Di.; *makid was* Ha.; Fx., Bo., Ta. —

V. 678 *here* vor *fynde* fehlt. — V. 680—87 Das Rondel vollständig nur in Gg., allerdings, wie schon bemerkt, später nachgetragen; darin V. 682 *large,* Di. *longe;* V. 687 *ben,* Jo., Di. *synge.* — V. 689 Gg. schiebt *the* vor *foulys* ein.

b) Besonderheiten in Gg., die bei der Erwägung der besten Lesart in Betracht kommen:

V. 30 *al thus* Gg., *right thus* Cx., *thus* Se.; *al there* Pp., Hh., Tr., Ha.; B; *ther-Inn* Ff.; *there* Jo.; *here* La. — V. 117 *north nor west*; *north weste* Ff., Tr.; *north north west* d. übr. Hss. — V. 144 *gan .. bolde* (auch Di.) f. *began .. (to) bolde.* — V. 158 *nys* f. *is.* — V. 185 *ther* nach *as* eingefügt; *that* Jo., Pp., Hh.; fehlt sonst (*Quhare þat* Se.). — V. 186 *&* vor *ȝelwe* eingefügt. — V. 232 *daunsedyn* f. *daunsed.* — V. 298 *wher that ther sat*; *that* fehlt Cx., Jo., Pp.; B; *ther* fehlt Hh.; beides fehlt Ff., Tr.; *quhere as ther* Se. — V. 317 *In* f. *of* (*In suich* Se.; vgl. § 13, a). — V. 363 *wys* nach *rauen*; fehlt sonst. — V. 367 *myghtyn* f. *myght.* — V. 379 *vicarye* f. *the vycar* etc. — V. 391 *breke* f. *lete* (*suffre* Ff.). — V. 435 *hire louyth non* f. *noon loueth hir.* — V. 455 *fullonge* f. *alone.* — V. 460 *that* nach *as*; fehlt sonst. — V. 490 *drow* f. *went.* — V. 498 *the cokkow & the doke* f. *the doke (and) the cukko.* — V. 515 *entirmetyn* f. *entremete.* — V. 537 *non by skillis* f. *by skyles .. none.* — V. 543 *ne* vor *taketh*; fehlt sonst. — V. 551 *sittyngest*; *best sitting* Se.; *sittyng* die anderen. — V. 558 *so* vor *gent*; fehlt sonst. — V. 564 *forth* fehlt. — V. 567 *take a nothir* f. *loue a.* — V. 585 *that* nach *til*; fehlt bei den übrigen. — V. 600 *but* f. *full* (fehlt Cx.). — V. 616 *that* nach *whil(e)* eingefügt. — V. 619 *not* f. *neuer.* — V. 626 *hire this fauour; to hyr th. f.* Tr., Ha.; *this f. to hir* die anderen. — V. 638 *tho* f. *hir* (fehlt Pp.). — V. 641 *a nothir lyuis creature* f. *euerych other* (*ylk* Cx., *eny othir* Jo.) *creature.* — V. 643 *grauntyth* f. *graunt(e).* — V. 647 *gon* f. *don.* — V. 670 *of hem* fehlt; *his* fehlt Cx., Jo., Tr.; B (außer Lt.). — V. 672 *queen* f. *goddesse.* — V. 674 *the* f. *hyr.* — V. 676 *to* vor *nature* eingefügt. — V. 692 *In* f. *I.*

Warum die meisten dieser Gg. eigentümlichen Lesarten vor denen der übrigen Hss. den Vorzug verdienen, kann erst nach der Untersuchung der Verhältnisse dieser zueinander eingehender begründet werden.

16. Hiernach untersuchen wir die Übereinstimmungen von Gg. mit einzelnen Hss. der C-Gruppe.

a) Gg. und Cx. V. 54 *Nys*; *was* Se.; *Meneth* Ff., Tr., Ha.; B (*Mornyth* Di.); *Ment* Pp., Hh., La.; *In* etc. Jo.; verderbt Se. — V. 426 *And* zu Anfang des Verses eingefügt; dasselbe Di. — V. 473 *ȝeer*; *wynter* die anderen. — V. 517 *who so doth*; *He þat so dois* Se.; *whoso hit doth* die anderen Mss. — V. 545 *Oure*; *ȝouris* Se.; *Oures* die übrigen Hss. — V. 602 *nat*; *neyther* (*nouther* etc.) die anderen. — V. 637 Die meisten Hss. schieben *it* vor oder nach *to you* ein, außer Gg. und Cx., letzteres hat jedoch *haue been* für *to been* des ersteren.

β) Gg. und Jo. V. 166 *demyn*; s. *δ*). — V. 386 *how*; *that* Tr., Ff., Se.; *how that* die anderen. — V. 393 *terslet* Gg., *Tarcelet* Jo.; *tersel* die anderen. — V. 448 *the* für das erste *yow* (Jo. auch für das zweite). — V. 507 *profit*; *spede* die anderen. — V. 629 *Thus*; *This* die anderen. — Dazu kommt noch das Vorhandensein des Rondels in beiden.

γ) Gg. und Pp. V. 125 *syde* für *half* der anderen. — V. 203 *bryddis* Gg., *birdes* Pp.; *soules* Ha.; *fowles* die übrigen. — V. 444 *hire hewe*; *the hewe* die anderen. — V. 664 *For* Gg., Pp.; dazu Ta., Di. von der B-Gruppe; *from* (*fro*) die übrigen.

δ) Gg. und Se. V. 166 *demyn*; *to deme* Jo.; *demeth* die anderen. — V. 209 *Than man*; *Than any man* die übrigen C-Hss.; *No men* B. — V. 214 *wel*; *wylle* od. *while* die anderen; fehlt Hh.; s. § 35. — V. 279 *hem* Gg., *thame* Se.; *hir* die anderen. — V. 324 *the* vor *foulis* fehlt. — V. 348 *starlyng* f. *stare*. — V. 497 *othir* f. *any*. — V. 533 *then* oder *that* fehlt (auch in Lt. von der B-Gruppe). — V. 598 *what* (*quhat*); *whiche* die anderen. — Hierzu könnte man vielleicht noch V. 551 rechnen, wo Gg. *sittyngest*, Se. *best sitting* gegenüber dem *sittyng* der übrigen Hss. lesen.

ε) Mit Hh. und La. allein berührt sich Gg. nur je einmal: V. 27 *to delite* Gg., La. (auch Di.); *so d.* die anderen, bis auf Pp., das *to* und *so* wegläſst. — V. 227 *and* vor *flaterie* eingefügt Gg., Hh.

ζ) Gg. und Tr. V. 96 *same* f. *self* (*ilk* Se.). — V. 168 *for to wryte*; *of for to wr.* Ha.; *to wryte* Ff.; *of to write* die anderen. — V. 596 *sey* Gg., *sigh* Tr.; *fye* die anderen.

η) Gg. und Ha. V. 655 *tho* nach *Quod* eingefügt.

Es ergibt sich hieraus leicht, daſs die letztgenannten Hss. keine nähere Beziehung zu Gg. haben können. Ehe wir jedoch ein Urteil über das Verhältnis der anderen zu Gg. fällen, empfiehlt es sich, erst die Fälle in Betracht zu ziehen, wo je zwei derselben zur letzteren treten.'

V. 5 *A-stonyd* Gg., Jo., La. f. *Astonyeth* in den anderen. — V. 15 *and* vor *what* eingefügt Gg., Cx., La. — V. 124 *I-writen* (*I-wrete*) Gg., Pp., Hh. — V. 163 *Ʒit—ʒit* Gg., Hh., Ha.; *Though—yet* Tr. usw.; s. § 47. — V. 295 *vnto* Gg., Hh., Ha.; *to* Se.; *into* die übrigen. — V. 427 *of* Gg., Cx., Se. f. *on*. — V. 452 *her* nach *loue* fehlt Gg., Cx., Se. — V. 503 *I* vor *wil* (*wele*) eingefügt Gg., Cx., Se. — V. 665 *for* f. *from* (*fro*) Gg., Cx., Jo. — V. 688 *the* f. *hir* (*theyr*) Gg., Cx., Jo.

Wir sehen hier, daſs namentlich Cx. und Se. hervortreten, welche Beobachtung schon § 13, b gemacht war, während die Beziehungen von Gg. zu Jo. und Pp. an Zahl zurückstehen.

17. Übereinstimmungen von Gg. mit der B-Gruppe, während Ff. hiervon abweicht.

a) Gg. allein stimmt mit B überein: V. 49 *þat last* Gg.; *that lasteth* B; fehlt sonst. — V. 196 *bestis smale*; *smale and bestys* Tr., Ha.; *smale bestis* die übrigen (*smale* fehlt Hh.). — V. 417 *wil &*

herte Gg.; b Ta.; *herte wyll, wylle hert(e)* die übrigen Hss.; vgl. § 9. — V. 476 *man*; *men* die anderen, doch *othir* Se.

β) Zu Gg. gesellen sich vereinzelte Hss. der C-Gruppe: V. 18 *for to beholde* Gg., Ff., La. + B; *to beholde* Cx., Jo., Pp., Se., Hh., Tr., Ha. — V. 53 *worldis* Gg. (*wordis*), Cx., Hh. + B; *now* Pp.; fehlt sonst. — V. 77 *of* vor *soules* fehlt Gg., Jo., Hh. + B. — V. 93 *the* Gg., Cx., Se. + B; *that* die übrigen (Ff. verderbt). — V. 129 *vnto* Gg. (*onto*), Cx., Se. + B; *to* die übrigen. — V. 148 *betwix(en)* Gg., Pp., Hh. + B; *betwene* die übrigen. — V. 198 *and* vor *rauyshyng* Gg., Pp. + B; *a* die anderen. — V. 224 *with* Gg., Pp. + B für *by* in den anderen Hss. — V. 277 *Cypride* Gg., Pp., Ha. + Fx., Bo., Ta. f. *Cupide*. — V. 282 *I-broke* Gg., Pp., Hh. + Fx., Bo., Ta. f. *broke* etc. — V. 365 *euery* Gg., Pp., Hh. + B; *of euery* die übrigen. — V. 399 *in* Gg., Cx. + B (außer Di.) f. *on*. — V. 505 *fol* Gg., Tr., Ha. + B; *lewd* Cx.; fehlt Jo.; die anderen *foule*. — V. 606 *ȝe stryue* Gg., Cx., Pp. + B; *they stryue* die anderen, doch *I sterve* Jo. — V. 632 *I* Gg., Pp. + B f. *it*. — V. 649 *to haue myn choys* Gg., Cx. + B; *my choyse to haue* Ff., Jo., Pp.; *hast me chose* Tr.; *haue my choyse* Ha.

Hierher ist in Bezug auf die Stellung auch V. 666 zu rechnen, wo Gg. und Cx. *al brought was*, B *al wroght was*, Tr. und Ha. *was al brought* lesen, während *al* in Ff., Jo., Pp. fehlt.

Weitere Folgerungen aus diesen Übereinstimmungen zu ziehen, müssen wir aber lassen, bis auch die anderen Hss. einer genaueren Betrachtung unterzogen sind.

18. Obwohl schon aus den letzten Paragraphen deutlich genug hervorgeht, daſs weder **Ff.** noch seine direkte Vorlage die Quelle von Gg. gewesen sein kann, ist es zur besseren Charakteristik jener Hs. doch erforderlich, einige Proben der ihr eigentümlichen Lesarten zu geben, während Vollständigkeit hierin bei ihrer offenbaren Verderbtheit nicht geboten erscheint; Ff. liest:

V. 5 *Al stonyeth* f. *Astonyeth* (*Astonyd*). — V. 6 *That on his meruelles musynge whan I thenke* f. *So sore I-wis that whan I on hym thynke*. — V. 11 *merueylles* f. *myrakles*. — V. 12 *wel* fehlt. — V. 17 *nys* hinter *this* eingeschoben. — V. 18 *A sothe* f. *Agon* (Se. verderbt). — V. 30 *So hit wasse ther-Inn* f. *Entitled was al thus* (*al ther* etc.; s. § 15, b). — V. 36 *tell I hit* f. *tellith it*. — V. 39 *hym of hys spech* f. *hir speche*. — V. 41 *affrican his Auncestur* f. *his Auncestre Affrycan*. — V. 46 *other* vor *lerde or lewede* eingeschoben. — V. 49 *There where* Ff., *There euer* Tr., Ha.; *There* Pp.; B; *Quhere* Se.; *There as* Gg. etc. — V. 50 *weren here* Ff.; *now ben* Gg.; *here be* die übrigen. — V. 54 *may* f. *wey*. — V. 55 *men* f. *folk*. — V. 57 *erthe* fehlt. — V. 58 *In* f. *At*. — V. 59 *schewed after* f. *after shewed*. — V. 63 *Of* f. *In*. — V. 66 *on the worde* f. *in the* (*this*) *worlde*. — V. 67 *he* fehlt; *that with-Inn* f. *in*. — V. 68 *soule* f. *sterre* (*strete* Jo.). — V. 78 *clerkys* f. *brekers*. — V. 80 *worth* f. *whirle*. — V. 81 *To* f. *Till*. — V. 82 *mysdede* f. *wikked dede*. — V. 93 *Or I myght*

further by Any waye f. *For-wery of myn labour al the day.* — V. 102 *by spede* f. *been sped.* — V. 104 *how he eteth & drynkyth* f. *met he drynketh* etc. — V. 105 *that his lady hath wone* f. *he hath his lady wonne.* — V. 110 *thin* f. *myn.* — V. 111 *I bot* f. *nat.* — V. 112 *travaill* f. *labour.* — V. 139 *fysches in pryson all dye* f. *the fisch in prysoun is al drye.* — V. 140 *comunly* f. *only.* — V. 143 *ay* (*all* Tr., Pp.) fehlt. — V. 145 *And* f. *That*; *me made* f. *did me* (*maid me* Se., doch fehlt *colde*). — V. 149 *heuy yren myght* etc. f. *euene myȝt.* — V. 153 *to leue to that* f. *leue til.* — V. 159 *on other* f. *non.* — V. 166 *how dothe best* f. *wher* (*whether*) .. *do bet.* — V. 168 *There schall I* f. *I shal.* — V. 178 *holye* f. *holm* (*holyn* Cx., Se., Tr.). — V. 180 ausgelassen. — V. 186 *white* fehlt. — V. 190 *harde I the bryddes* f. *The bryddis herde I.* — V. 197 *of strong* f. *strengis* (*strynge* B). — V. 199 *that of All thynge maker is* f. *that maker is of al.* — V. 200 *Ne* fehlt. — V. 201 *That* f. *Ther.* — V. 228 *nicetee* f. *thre.* — V. 231 *of bras* fehlt; *foundede wel* f. *I founded* (*founded* B, *well foundit* Se.). — V. 247 *schowte* f. *swogh* (*sowne* Tr., Jo., *sigh* Lt.). — V. 248 *with suche* f. *Whiche.* — V. 253 *Priamus* f. *Priapus.* — V. 259 *A garlond* f. *Garlondis.* — V. 262 *hauntayn & noble* f. *noble & hauntayn.* — V. 267 *glidderynge* f. *gilte.* — V. 277 *And a-myddys as I sayd lay the make of cupide* f. *And as I seyde a myddis lay Cypride* (vgl. § 8, b). — V. 289 *ffillis* f. *Biblis* (*Cibelle* Cx., *Medea* Se.). — V. 294 *place* f. *plyt(e).* — V. 316 *parlyament* f. *pleynt(e).* — V. 326 *As of worm foule of such* etc. f. *As worm or thyng of which* (*of which* f. Gg.). — V. 335 *amonge* f. *I mene.* — V. 341 *culuer* f. *doune.* — V. 343 *bode of dethe* f. *of deth the bode* (vgl. § 24, γ). — V. 360 *Mallart* f. *drake.* — V. 381 *membris* f. *noumberis* (*noumbre*; s. § 13, a). — V. 382 *thus* vor *by-gan* eingeschoben. — V. 391 *suffre* f. *let(e)* (*breke* Gg.). — V. 402 *ȝe happes* f. *your hap is.* — V. 408 *Mech is the fayre choyse* f. *Mot be the choys.* — V. 411 *To haue hir to make as for this ȝere* f. *This is oure vsage alwey from ȝer to ȝeere* (*alwey* fehlt Tr., Ha.; *ȝour* f. *our*, *ay* f. *alwey* Se.). — V. 412 u. 413 sind umgestellt.

19. Mit V. 414 beginnt ein anderer Schreiber, der sich zu Ende der Hs. W. Calverley nennt. Mögen nun auch manche der bisher aufgezählten Fehler — wiederholte Auslassungen oder Zusätze von *to, for, eke, and, that* und andere leichtere Versehen sind meist übergangen worden — durch undeutliche Schrift oder Lücken in der direkten Vorlage verschuldet sein, die meisten dürften dem Kopisten dieses Abschnittes zur Last fallen, der offenbar flüchtig und öfters ohne jedes Verständnis schrieb. Sehen wir zu, ob Calverley seine Aufgabe besser erfüllt hat. Zu diesem Zwecke müssen nun aber sämtliche Abweichungen von den übrigen Hss. in Ff. notiert werden:

V. 419 *Whome* f. *Whos.* — V. 439 *And* Ff.; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *Ȝit* Se.; *For* die übrigen. — V. 442 *the* fehlt; *A* am Ende der Zeile. — V. 451 *do ye* f. *ȝe don.* — V. 456 *me* fehlt. — V. 468 *what* f. *that* (fehlt Lt., Di.). — V. 488 *or* f. *and.* — V. 507 *vpon* f. *on.* —

V. 509 *a* fehlt vor *whyle.* — V. 518 *vncommaundet* Ff.; *onquit* Gg., *vncommyttyd* Tr. etc. (vgl. § 15, a). — V. 531 *hym* fehlt. — V. 550 *staate* f. *estat.* — V. 552 *yf* f. *of.* — V. 554 *han* fehlt. — V. 563 *newe* f. *now.* — V. 604 *as* f. *& seyde.* — V. 605 *loue* f. *make.* — V. 612 *of* f. *on* (*in* Tr., Ha.). — V. 616 *thy lyf* f. *the world.* — V. 673 *sayeth* f. *chesith.* — V. 625 *the* fehlt. — V. 634 *Nature* f. *the terselet.* — V. 637 *a* fehlt. — V. 655 *there* f. *here* (desgl. V. 657). — V. 657 *tarying* fehlt. — V. 664 *may* f. *so befall(e).* — V. 674/5 fast ganz ausgerissen. — V. 678 *ye* fehlt.

Da diese Fehler weder an Zahl noch an Bedeutung so schwerwiegend sind wie die im ersten Abschnitte, müssen wir folgern, daſs Calverley ein zwar nicht immer aufmerksamer, doch ein weit zuverlässigerer Abschreiber war als sein Vorgänger.

20. An diese Beobachtung würde sich nunmehr die Frage knüpfen, ob nicht **Ff.** von V. 414 an in einem anderen Verhältnisse zu Gg. und den übrigen Hss. steht als vor diesem Verse, d. h. ob nicht Calverley einen anderen Codex benutzt hat als der Schreiber des vorangehenden Abschnittes. Allerdings zeigt es sich dann, daſs die Übereinstimmungen beider Hss. vor dem genannten Verse (s. § 13 u. 14) ungleich häufiger sind als nachher. Da jedoch auch in der B-Gruppe (s. § 3 ff.) ein ähnliches Verhältnis vorliegt, werden wir hieraus allein noch nicht den angedeuteten Schluſs ziehen können. Vielmehr werden wir erst noch zu untersuchen haben, ob die Beziehungen von Ff. zu anderen Hss. von V. 414 an wesentlich von denen im Anfangsteile abweichen.

α) Übereinstimmungen von Ff. mit Cx.

Hand A: V. 123 *on* f. *ouer.* — V. 251 *causes* f. *cause.* — V. 264 *lytell* f. *lyte* (*lyght*). — V. 322 *On* vor *seynt* hinzugefügt (doch auch β^1). — V. 383 *kepe* f. *hede.* — Hand B: V. 577 *hir to him*; *hym to hir* Pp.; *hir to hir* Jo.; *to him* Lt.; *to hem* Di.; *hir to hem* die übrigen. — V. 669 *that* fehlt. — V. 677 *made was* (auch Di.); vgl. § 15, a.

β) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Jo.

Hand A: V. 203 *that* vor *songe* eingefügt. — V. 236 *fro ȝere to ȝere* (auch b). — Hand B: s. *ϑ*).

γ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Pp.

Hand A: V. 89 *with* f. *of.* — V. 105 *that* hinter *meteth* eingefügt. — V. 254 *a* vor *soueraygn* eingeschoben. — Hand B: V. 460 *any wyght*; *any witt* Di.; *all my wittis* Se.; *my wit* die übrigen. — V. 487 *Butt* vor *whoo* eingefügt. — V. 543 *it* nach *taketh* eingefügt; *take ye* Cx. etc.; vgl. § 25. — V. 544 *wole* f. *wolde.* — V. 567 Das erste *loue* fehlt. — V. 644 *you wel I sey right sone* (auch Fx., Ta.); vgl. § 15, a.

δ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Se. (welch letzteres nur bis V. 600 echt ist).

Hand A: V. 47 *thewede* Ff., *thewit* Se. f. *I-thewed.* — V. 127 *vnto* f. *to* (Tr., Ha.) und *into.* — V. 130 *Where* (*Quhare*) f. *There.* —

V. 145 *made* vor *did.* — V. 151 *may* f. *lette* eingefügt. — V. 188 *smale* fehlt. — V. 200 *a* vor *better* eingeschoben. — V. 230 *a pyler* Ff., *pillere* Se.; *pilers* die übrigen. — V. 231 *foundede wel* Ff., *wel foundit* Se.; *I-founded* die übrigen. — V. 246 *as* vor *hote* eingefügt. — V. 271 *wasse couerede wel*; *coverid wele* Jo., Hh.; B; *was wel keuerede* Gg., Tr.; *wel couerd* Cx., Ha.; *couered was wel* Pp. — V. 320 *And* an den Anfang des Verses gesetzt, doch fehlt *bad* in Se. — V. 335 *the* vor *grey* eingefügt, doch fehlt *And* in Se. — V. 393 *that* fehlt. — V. 397 *party* f. *pert* (*poynt* Cx.). — Hand B: V. 532 *gode* f. *glad.*

ε) Übereinstimmungen von Ff. mit Hh.

Hand A: V. 94 *to* fehlt. — V. 179 *the* vor *Cypresse* fehlt. — V. 202 *so* vor *softe* eingefügt. — V. 228 *Message*; *Messangers* Pp.; *Messanger* Di.; *Misgref* Se.; *Messagerye* die anderen. — V. 238 *sitte f. syttynge.* — V. 348 *ascrye* f. *bewrye.* — Hand B kommt nicht in Betracht, da Hh. schon mit V. 365 abbricht.

ζ) Übereinstimmungen zwischen Ff. und Unterabteilung Tr., Ha. (s. § 21 ff.).

Hand A: V. 117 *north weste* Ff., Tr.; vgl. § 15, a. — V. 298 *that* oder *ther* fehlt Ff., Tr. — V. 38 *nome* Ff., Ha.; *he nomen* Se.; *I-nome* die anderen. — V. 397 *lyketh best* Ff., Ha. f. *best liketh.* — V. 141 *wrytten* Ff.; Tr., Ha. f. *I-writen* (*wel writen* Se.). — V. 192 *by-syddes* Ff.; *besyde* Tr., Ha. (auch Lt., Di.) f. *besyed*; vgl. § 8, b. — V. 252 *commeth* Ff.; Tr., Ha. f. *cam* (*come*). — V. 395 *Sikir* Ff.; Tr., Ha.; *secre* Gg., Pp., Se.; B; *secrete* Cx.; *cetre* Jo. — Hand B: V. 576 *seyd* f. *sede* Ff., Ha. — V. 606 *they* f. *ȝe* Ff.; Tr., Ha.; *I* (*sterve* f. *stryue*) Jo.

η) Übereinstimmungen von Ff. mit der B-Gruppe.

Hand A: V. 43 *he him*; *he* La.; fehlt Pp.; *it* die anderen. — V. 133 *hye* f. *spede.* — V. 163 *That — ȝit*; *Ȝit that — ȝit* Gg., Hh., Ha.; *It that — yet* Pp.; *Yf that — yet* Cx.; *Though — yet* Tr.; *And*(?) — *ȝit* Se. — Hand B: nur in Verbindung mit anderen Hss.

ϑ) Sonstige Verbindungen, die zur Klarstellung der obigen Verhältnisse beitragen können:

Hand A: V. 260 *of* f. *in* vor *disporte* (*dispite* Jo.) Ff., Jo., Pp. — Hand B: V. 460 *devyse* f. *suffise* Ff., Jo., Pp. — V. 505 *the* vor *worme* Ff., Jo., Pp. — V. 524 *fflok* Ff., Jo., Pp. (s. auch § 9.). — V. 533 *that* Ff., Jo., Pp.; *þan* Cx. + γ + B (aufser Lt.); fehlt sonst. — V. 637 *to you yt ought* Ff., Jo., Pp.; vgl. § 16, α. — V. 649 *my choyse to haue* etc. Ff., Jo., Pp.; vgl. § 17, β. — V. 666 *al* fehlt Ff., Jo., Pp.

Ferner: V. 155 *stondith* Ff., Jo. + B; *standes* Cx.; Se.; *stant* die übrigen. — V. 183 *blossumed(e)* Ff., Se. + B; *blosmy* Gg. (*blospemy*), Jo., Pp., Hh., Ha.; *blossom* Tr., Cx. — V. 222 *Disfygured* Ff., Se. + B f. *disfigurat.* — V. 495 *pledynge* Ff., Pp. + B; *pletynge* Gg., Cx. + γ; *ple* Jo.; *plede* Se.

Aus diesen Zusammenstellungen geht nun einmal hervor, dafs

die Anlehnungen an andere Hss. bei beiden Schreibern von Ff. zwar prozentual nicht ganz gleichmäfsig sind, dafs aber im wesentlichen dieselben Beziehungen hervortreten, so dafs wir wohl auch fernerhin berechtigt sind, Ff. als einheitliches Ganze zu behandeln, dessen Vorlage bereits mit anderen Mss. verwandt war.

Zweitens folgt aber aus obiger Liste, dafs hauptsächlich Cx., Pp. und Se. dabei in Betracht kommen, für den ersten Teil auch Hh., dafs aber die Übereinstimmungen mit Jo., Tr., Ha. u. B verhältnismäfsig so unbedeutend sind, dafs sie als zufällige gelten können (höchstens kämen die mit Ha. in Erwägung), jedenfalls dafs kein direkter Zusammenhang mit diesen nachweisbar ist.

21. Unter den nach Betrachtung von Gg. und Ff. übrigbleibenden Hss. der C-Gruppe zeigen **Tr. und Ha.** die nächste Verwandtschaft. Dies geht aus folgenden allein in diesen vorkommenden Varianten deutlich hervor:

V. 8 *not* fehlt. — V. 28 *al day me thought hit*; vgl. § 13, a. — V. 35 *scyence* f. *sentence.* — V. 41 *And his Auncestre how* f. *And how his Auncestre.* — V. 49 *euer* Tr., Ha.; *as* die meisten Hss. der C-Gruppe (*where* Ff.; fehlt Pp., Se.); fehlt B. — V. 60 *then* vor *herde* eingeschoben. — V. 67 *he tolde* f. *tolde he* (*he* fehlt Ff.). — V. 89 *besy* fehlt. — V. 106 *I cannat* f. *Can I not* (*Can not I* Fx., Bo.). — V. 112 *shall I* Tr., Ha.; *wold I* Gg., Ff., Hh., La.; B (aufser Di.); *I wil* Cx.; *woll I* Jo., Pp.; Di.; *he .. wolde* Se. — V. 127 *to* f. *into* (*vnto* Ff., Se.). — V. 151 Tr., Ha. schieben *wyll* (*wol*) vor *let(e)* ein; vgl. § 20, *δ*. — V. 174 *kynde of* (Cx., B *with*) fehlt. — V. 185 *euer* f. *eueremore.* — V. 196 *small and bestys*; *& bestis smale* Gg., B etc.; vgl. § 17, *a*. — V. 239 *sykerly* f. *sobyrly.* — V. 249 *madyn* fehlt. — V. 253 *there* vor *saw* eingeschoben. — V. 255 *hent* f. *shente* (auch Di.; vgl. § 10, b). — V. 278 *two* (s. § 5) und *there* (Gg., Jo.. Ff., Hh.) fehlen. — V. 310 *fowle commeth* Tr., Ha.; *bryd comyth there* Gg., Hh.; *birde cometh* Cx., Ff.; *foule comyth ther* Jo., Pp.; B; *foulis cummys* Se. — V. 350 *The Cok that orlage ys of the thorpys lyte* Tr., Ha.; *The kok that orlage is of thorpis lyte* Gg., Ff., Pp.; B; .. *the orloge of the* .. Cx.; .. *þe Orlogg that is* .. Jo.; .. *þe horloge of* .. Hh.; .. *orloge is to folk on nyght* Se. — V. 363 *voyces* f. *vois.* — V. 408 *the* vor *choyse* fehlt. — V. 412 *suche* f. *his* (*that* Ff., *the* Se.). — V. 419 *shall hyr euer serue* Tr., Ha.; *euere wele* (*wol*) *hire serve* die meisten Hss. (*&* f. *hir* Jo.); *euer shal her s.* Cx. — V. 425 *in* fehlt. — V. 454 *louelongyng* f. *long louynge.* — V. 458 *do hang(en) me* f. *do me hangyn.* — V. 459 *my* f. *hire* (*his* Lt.). — V. 462 *ye* f. *she* (*the* Gg., *els* Di.). — V. 477 *ne* vor *sey* eingefügt (ebenso B). — V. 493 *I went* f. *wende I* (*I wende* Cx.). — V. 495 *ȝure* (*your*) fehlt (*oure* Se.). — V. 520 *thys* f. *the* und *blynde* f. *behynde*; vgl. § 15. — V. 526 *to* fehlt. — V. 531 *yeue* Tr., *youen* Ha.; *gunne* (*gonnen*) die anderen (*goon* Jo.). — V. 534 *hit* nach *preue* eingeschoben (ebenso B). — V. 548 *that* fehlt. — V. 556 *wyll* f. *gole* etc. (vgl. § 6). — V. 574

hyt vor *ys* eingeschoben. — V. 588 *tyll* Tr., Ha.; *on-till* Jo.; *quhill* Se.; *til that* Gg. u. d. übr. Hss. — V. 612 *in* f. *on* (*of* Ff.). — V. 626 *to hyr thys fauour* Tr., Ha.; *hire this f.* Gg.; *this fauour to her* die anderen. — V. 637 *hit* vor *to yow* eingeschoben; die meisten Hss. fügen es dahinter ein; vgl. jedoch § 6 u. 16, *a.* — V. 654 *other* f. *otherwise* od. *other wayes*; s. § 13, b. — V. 660 *Bothe* f. *Beth* (*Bee ye* Cx.). — V. 666 *was al brought* Tr., Ha.; *al brought was* Gg., Cx.; *brouȝt was* Jo., Ff.; *is brought* Pp.; *al wroght was* B. — V. 675 *Rondlet* f. *roundel.*

Aufserdem ist zu bemerken, dafs Tr. und Ha. hinter V. 694 eine unechte Strophe einfügen, beginnend mit: *Master Geffray Chaunsers,* die jedoch einige Abweichungen beider enthält.[1]

22. Obwohl aus der obigen Zusammenstellung hervorgeht, dafs Tr. und Ha. in näherer Beziehung stehen, so bliebe doch die Frage zu erörtern, ob vielleicht die eine Hs. die Vorlage der anderen gewesen sein könne. Was zunächst Tr. angeht, so zeigt dies Ms. so viele Fehler, von denen Ha. frei ist, dafs diese Möglichkeit abgewiesen werden mufs. Die Anführung einer Auswahl von Lesarten, in denen Tr. vereinzelt dasteht, dürfte zu diesem Nachweise genügen.

V. 12 *wyll* f. *wel.* — V. 20 *thynges* f. *thing.* — V. 43 *from* fehlt. — V. 45 *by fortune* f. *before.* — V. 51 *abydyng* f. *lyf.* — V. 76 *ffor* vor *to* hinzugesetzt. — V. 93 *ffor werynesse* f. *for-wery* (*for irknesse* Se.). — V. 101 *his* fehlt. — V. 103 *man* hinter *ryche* eingefügt. — V. 108 *dreme* f. *mete* (*think* Se.). — V. 111 *cowthe* f. *roughte* (*thowght* Hh.; Se. verderbt). — V. 123 *lettyrs were* f. *with lettres.* — V. 137 *ne frute shall* f. *shal fruyt ne*; vgl. § 4. — V. 140 *In* f. *The* etc. — V. 146 *I* fehlt. — V. 162 *thy wyt* f. (*that*) *thow.* — V. 180 *Olyue of peese* steht für *sheter Ewe* in V. 181, und umgekehrt. — V. 182 *And* vor *the lawrer* eingeschoben. — V. 262 *part* f. *port(e).* — V. 327 *vale* f. *dale.* — V. 354 *flyes,* die anderen *foulis* (*bryddis* Ff.); vgl. § 40. — V. 382 *hys* f. *esy.* — V. 395 *Both* f. *The.* — V. 418 *femall* f. *formel*; desgl. V. 445, 638, 646. — V. 434 *gylty* f. *or in my gilt.* — V. 490 *wonder* fehlt. — V. 536 *yche of theym* f. *euerych.* — V. 540 *seyde* f. *quod*; desgl. V. 659. — V. 553 *yef* Tr., *eth* Ha., Cx., Se.; *light* die anderen. — V. 558 *chere* f. *facounde* etc. — V. 566 *yef* f. *though* (*þof* Ha.). — V. 574 *seyd* fehlt. — V. 596 *sygh* Tr.; *sey* Gg.; *fye* die anderen. — V. 623 *she* f. *shal.* — V. 649 *hast me chose* f. *haue myn choys* etc.; s. § 17, β. — V. 660 *herte* fehlt. — V. 669 *Ioy And blysse* f. *blisse & Joye.* — V. 674 *alway* fehlt. — V. 693 *fynde* f. *mete* etc.

---

[1] V. 1 *in graue* Tr., *graue* Ha. — V. 2 *Rethoricion and port* Tr., *Rethor poete* Ha. — V. 3 *of poetry* fehlt Ha.; *to* fehlt Tr. — V. 4 *ffor thys hys labour* Tr., *Of poyetry* Ha. — V. 5 *Whyche, dystyll, reyne* Tr.; *þat, still, to rain* Ha. — V. 6 *And* Tr., *in* Ha.

23. Ebensowenig kann Ha. die direkte Vorlage von Tr. gewesen sein, was sich aus der folgenden Liste, in der jedoch ein paar unwichtigere Varianten übergangen sind, ergibt:

V. 7 *swynk or flete* f. *flete or synke*; vgl. § 4. — V. 168 *of for to write* Ha.; *for to wryte* Gg., Tr.; die anderen *of to wr.* (*to wryte* Ff.). — V. 203 *soulis* f. *fowles* (*bryddis*); vgl. § 16, γ. — V. 207 *may* fehlt. — V. 210 *euery* f. *ay* (*euer* Tr., Se.). — V. 296—301 ausgelassen. — V. 321 *And* f. *As*. — V. 346 *fro* f. *foo*. — V. 358 *koke* f. *cukkow*. — V. 368 *the* (*that* B etc.) fehlt. — V. 396 *which* fehlt. — V. 433 *a* nach *Ilke* eingefügt. — V. 434 *or* vor *vnkinde* eingeschoben; vgl. § 22. — V. 440 *hir* fehlt; desgl. V. 451. — V. 483 *turne* f. *trewe*. — V. 494 *vs* fehlt (Se. hat *be* dafür). — V. 499 Einmal *quek(e)* fehlt. — V. 516 *not* f. *ne* (*nor*; s. § 4). — V. 532 *hem* f. *hym*. — V. 536 *here* nach *hathe* eingeschaltet. — V. 542 *not* fehlt. — V. 557 *And* f. *al*. — V. 580 *that* hinter *pleynly* eingeschoben. — V. 616 *So* f. *Go*. — V. 649 *as* f. *al*. — V. 659 *this* vor *nature* eingefügt. — V. 688—694 fehlen.

Die Übereinstimmungen von Tr. und Ha. können daher nicht anders erklärt werden, als daſs beide aus derselben Quelle stammen, der jedoch Ha. genauer folgt als Tr. Der Kürze wegen bezeichnen wir diese Unterabteilung mit γ.

24. Mit den übrigen Hss. dieser Gruppe liegen die Verhältnisse nun nicht so klar wie mit den bereits besprochenen, da die ihnen eigentümlichen Lesarten sich nicht so bestimmt voneinander abgrenzen lassen. Es ist daher nötig, erst die Beziehungen jeder einzelnen mit den übrigen der Reihe nach durchzugehen, ehe gewisse zu Unterabteilungen vereinigt werden können.

A. Wir beginnen mit **Cx.**, und zwar, da seine Übereinstimmungen mit Gg. und Ff. bereits erwähnt sind (§ 16 u. 20):

α) in seinen Beziehungen zu Jo. Da aber diese beiden Hss. kaum je (V. 439 fehlt in beiden *ne* vor *shal*) den anderen gegenüberstehen, wären höchstens solche zu citieren, in denen sich noch ein drittes Ms. zu beiden gesellt; z. B. V. 315 *al* fehlt Cx., Jo., Ff. — V. 439 *Ne* Cx., Jo., Gg.; *And* Ff.; *For* Pp.; γ; B; *Jit* Se. — V. 665 *for ȝow alle* Cx., Jo., Gg.; *from* (*fro*) *y. a* die anderen Hss. — V. 688 *the song* Cx., Jo., Gg.; *hir* (*theyr*) *song* Ff., Tr.; B.

β) Übereinstimmungen von Cx. mit Pp. V. 175 *it* vor *was* eingefügt. — V. 282 *vowe* f. *bowe*. — V. 436 *Al be that*; *Al be It that* Gg.; *Al be* γ; Jo., Ff. etc.; vgl. § 15. — V. 560 *& praye* (auch Lt.); *we prey* Jo.; *I preye* Se.; *and preyede* die anderen. — V. 601 *a* fehlt vor *wrecchednes*.

γ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und Se. V. 114 *Þe* f. *thow*. — V. 155 *standes* f. *stant* (Gg., Pp., Hh.; γ) od. *stondith* (Ff., Jo. + B). — V. 266 *yede to the weste* (*vnto* Se.); *gan to weste* Gg., Hh.; γ; B; *began to weste* Jo.; *wasse gone to the weste* Ff.; *began go weste* Pp. — V. 299 *the light* f. *of light*. — V. 343 *of deth þe*

bodword; *of deth the bode* Gg., Hh., γ; B; *of dethe bode* Jo., Pp.; *that bode of dethe* Ff. — V. 362 *ful of glotonye* (auch Lt.); *ful* fehlt sonst. — V. 483 *thynke* f. *bethynke*. — V. 499 *So* fehlt. — V. 540 *tercelis egles* Cx., *tercell egle* Se.; die anderen stellen *egles* vor *terslet* etc.; vgl. § 15, a. — V. 575 *rose* f. *aros*.

Hierher sind auch Fälle zu rechnen, wie z. B. V. 30, wo Cx. *right thus*, Se. *thus*, Gg. *al thus* f. *all there*, *there* etc. lesen, und V. 553, wo sich das ziemlich seltene Wort *ethe* aufser in Cx. und Se. noch in Ha. findet; vgl. § 41.

δ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und Hh. V. 3 *that alway flit*; *alwey that slit* Gg., Ff., Pp. (*slydeth*); *that alway slite* Jo., La.; Fx.; *allwey that fleeth* Tr., Ha. (*fyllt*); Ta., Di. (*awey*); *that alwey fleeth* Lt. — V. 126 *I shal you telle*; *now I shal tell* Ff.; *I shal now seyn* Gg.; Lt., Ta., Di.; *I wyll yow sey* Tr.; *I shall yow seyne* Ha., Jo., La., Se.; Fx., Bo.; *I shal sey* Pp. — V. 145 *did* fehlt. — Fälle, wo noch andere Hss. in Betracht kommen, s. § 32, γ.

ε) Übereinstimmungen zwischen Cx. und γ. V. 69 *al* fehlt. — V. 207 *Ne no man may* (fehlt Ha.) *there*; *Ne there may no man* Hh.; *No man m... th.* die übrigen. — V. 350 *the* vor *thorpes* eingefügt. — V. 419 *shal* f. *wol* (*wil*). — V. 457 *in* vor *any* eingefügt. — V. 493 *I wende* Cx., *I went* γ; *wende I* die übrigen. — V. 604 *by lyue*; *blythe* Gg.; *blyue* die übrigen.

Cx. u. Tr.: V. 91 *the thing*; *thyng* Gg., Ff.; *that thing* Ha. etc.; vgl. § 14. — V. 178 *holyn* f. *holme* Cx., Tr., auch Se. — V. 183 *blossom* f. *blosmy*, *blossumed* etc.; vgl. § 20, ϑ. — V. 216 *touched* Cx., Tr., auch Bo. — V. 508 *hit* nach *vs* eingefügt. — V. 510 *Seyde* f. *Quod*. — V. 587 *yf* Cx., *yef* Tr.; *though* die anderen.

Vgl. auch den unter γ) citierten V. 553, wo Tr. ein offenbar verschriebenes *yef* hat. Sonst sind besondere Ähnlichkeiten mit Ha. nicht nachzuweisen.

ζ) Übereinstimmungen zwischen Cx. und B. Aufser den Fällen (s. § 17), in welchen Cx., mit Gg. und meist noch einer dritten Hs. vereint, sich zu B gesellt (s. V. 53, 93, 129, 399, 606, 649, 666), wären nur noch wenige andere zu erwähnen, in denen eine solche Beziehung vorliegt, doch fast jedesmal im Verein mit anderen Mss. dieser Gruppe. Mit einiger Sicherheit gehören nur hierher: V. 142 *a stounde* Cx.; Fx., Bo., Ta.; *stonde* Lt., Di.; *astonde* Ff.; *astoned* etc. die anderen. — V. 174 *his kinde with colour* Cx., B; *hys colour* γ; *his kynde of colour* die anderen. — V. 191 *aungellis* Cx.; Lt., Di. f. *aungel*.

Im übrigen vgl. § 28, ε, 32, γ, 35.

Dafs Caxton mehr als eine Quelle benutzte, wird um so wahrscheinlicher, wenn wir seine Bemerkung hierüber (vgl. u. a. Th. Wrights Edition, Introd. p. VII, n.) in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der *C. T.* lesen, nach welcher er die Fehler der ersten nach einem besseren, ihm geliehenen Ms. korrigierte.

25. Cx. hat nun folgende Eigenheiten, die sich in keinem der anderen erhaltenen Texte finden (wobei jedoch offenbare Druckfehler nicht notiert werden):

V. 12 *fynde* f. *rede.* — V. 29 *the which* etc.; s. § 47; desgl. V. 34 und 111 f. *whiche.* — V. 30 *right thus*; s. § 15, b. — V. 33 *fowles* f. *soules.* — V. 69 *be* nach *shuld* eingeschaltet. — V. 73 *him* vor *said* eingeschoben. — V. 77 *Ioye* f. *blysse.* — V. 98 *by* f. *at.* — V. 106 *that* fehlt. — V. 112 *I wil*; vgl. § 21. — V. 122 *grete* f. *grene.* — V. 135 *the* fehlt nach *Vnto.* — V. 146 *None inwytte* f. *No wit.* — V. 154 *side* f. *wide.* — V. 156 *yf* f. *thou̇gh*; desgl. V. 475, 585, 587 und 651. — V. 158 *not* f. *no thyng.* — V. 163 *Yf* f. *Yit?* — V. 165 *to* vor *him* eingefügt. — V. 172 *al ouerwhere* f. *oueral where.* — V. 209 *might* f. *nyghte.* — V. 261 *pert* f. *porter.* — V. 277 *sawe* f. *seyde.* — V. 287 *one* f. *mayde.* — V. 289 *Cibelle*; vgl. § 18. — V. 298 *Ther* f. *Tho* (*Then* Jo.). — V. 304 *hir* fehlt. — V. 305 *tast*; s. § 13, a. — V. 313 *tree and see*; vgl. § 13, a. — V. 381 *and* f. *of* (*In* Se.). — V. 393 *ye that* f. *that ye:* — V. 396 *haue* fehlt; desgl. V. 454. — V. 397 *poynt*; s. § 20, δ. — V. 411 *yere by yere* f. *from ȝer to ȝeere.* — V. 419 *euer shal her* Cx.; *shall hyr euer* Tr., Ha.; vgl. § 21. — V. 425 *coruen is* f. *is korvyn.* — V. 439 *none other* f. *no wo.* — V. 440 *louen* f. *seruyn.* — V. 455 *shold* f. *had.* — V. 473 *it* nach *wel* eingefügt; vgl. § 42. — V. 484 *sith first that*; s. § 28, δ. — V. 486 *I* nach *herd* eingefügt. — V. 488 *hir* (*their*) fehlt, doch steht *their* V. 489 st. *this* vor *speche.* — V. 493 *I wende*; s. § 21. — V. 505 *lewd*; s. § 17, β. — V. 508 *were* f. *is.* — V. 511 *better*; s. § 4. — V. 512 *the* fehlt; s. § 5. — V. 515 *them* f. *hym* u. V. 516 *they* f. *he.* — V. 520 *by kynde*; s. § 15, a. — V. 524 *charge* f. *Iuge*; *that ye* f. *men shul.* — V. 532 *accepte* f. *accepteth.* — V. 539 *wele* nach *I* eingeschoben. — V. 541 *said* f. *quod*; desgl. V. 617. — V. 542 *al dod* f. *I-do.* — V. 543 *take ye not to greef I you pray* f. *takith not a gref I preye*; vgl. § 20, γ. — V. 559 *she* f. *so.* — V. 581 *declare* f. *shewe.* — V. 588 *wolde*f. *wele* (*wyll*). — V. 593 *of* fehlt. — V. 600 *full* fehlt (*but* Gg.). — V. 606 *neuer* f. *nat.* — V. 616 *this* f. *the.* — V. 619 *maffay* f. *In effect.* — V. 623 *chese* f. *chesith, he* fehlt. — V. 636 *Whom* f. *Which.* — V. 637 *haue ben* f. *to been.* — V. 640 *euer* fehlt. — V. 641 u. 642 sind vertauscht; letzterer lautet: *And so muste be euerych ylk a crature* f. *As ys eueryche other creature*; vgl. jedoch § 15, b. — V. 649 *al* fehlt. — V. 653 *of* nach *maner* eingefügt. — V. 656 *will* f. *wolde.* — V. 660 *Bee ye*; s. § 21; auch *ye* nach *serue* eingefügt. — V. 676 *laude* nach *honour* zugesetzt. — Colophon: *Explicit the temple of bras.*

Von diesen Lesarten beruhen einige unzweifelhaft auf Lese- und Flüchtigkeitsfehlern; andere (s. z. B. V. 156) auf dem eigenen Sprachgebrauch Caxtons. Doch sind verschiedene gewiſs absichtliche Änderungen von ihm selbst eingeführt, wenn sie nicht etwa — doch dies gewiſs nur zum Teil — aus seinen uns unbekannten direkten

Vorlagen stammen. Im allgemeinen kann keine dieser Varianten beanspruchen, besser als die der übrigen Texte zu gelten. Ebenso erhellt aber auch, daſs Cx., abgesehen von seinem späten Datum (1477/78), selbst einen direkten Einfluſs auf irgend eine der vorhandenen Hss. nicht ausgeübt haben kann.

26. Nachdem die Beziehungen von **Jo.** zu Gg., Ff. und Cx. bereits kurz erörtert sind, wenden wir uns zu den

α) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Pp. V. 266 *began* f. *gan* in den meisten Hss. (*yede* Cx., Se., *wasse gone* etc. Ff.). — V. 320 *make* f. *take.* — V. 324 *I-set* f. *set.* — V. 343 *of dethe bode* f. *of deth the bode* etc.; vgl. § 24, *γ*. — V. 376 *hir rest* f. *his rest.* — V. 410 *his* f. *hir.* — V. 456 *wel(e)* f. *ek* (*als .. if þat* Se.). — V. 516 *he can nethir rede* f. *he neythir rede can.* — V. 522 *a* vor *counsell* fehlt (doch hat Pp. *it* dafür). — V. 577 *hir* f. *hem* (*hym* Cx., Ff.). — V. 654 *othir wey*; *other wayes* Cx.; Fx., Bo., Ta.; *other γ*; *othirwise* Gg., Ff.; Lt., Di. — Fälle, wo noch andere Hss. im Spiele sind, s. *η*).

β) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Se. V. 261 *in hir port* f. *and hir porter* (*pert* Cx.). — V. 297 *tho* fehlt (auch Hh.). — V. 360 *distroyer* f. *stroyer.* — V. 366 *or* f. *and,* doch hat Se. *nature* f. *stature.* — V. 380 *lyght* fehlt, doch setzt Se. *eke* vor *dreye* ein. — V. 451 *do* fehlt. — V. 467 *ne* fehlt. — V. 509 *ȝit a while* f. *a while ȝit* (*a* fehlt Ff.). — V. 518 *offt tyme*; die anderen *ofte,* doch fügen Cx., Ff., Pp. *ful* davor ein. — V. 571 *it* f. *yit* (doch Se. *had ben* f. *were*). — S. auch *η*).

γ) Übereinstimmungen zwischen Jo. und Hh. V. 339 *fro* f. *foo.* — V. 361 *worker* Jo., *wyrker* Hh. f. *wreker.* — Dazu noch einige Stellen, wo noch andere Hss. zu beiden treten.

δ) Übereinstimmungen zwischen Jo. und La. (nur bis V. 142 reichend). V. 3 *that alway slite* (auch Fx. von der B-Gruppe); vgl. § 24, *δ*. — V. 4 *at* f. *that.* — V. 10 *ful ofte* fehlt. — V. 22 *these* vor *olde* eingefügt. — V. 24 *So* Jo., La.; *As* Tr.; *And* die übrigen. — V. 41 *son* f. *so.* — Ferner noch einige Fälle, wo sich andere Hss. den beiden anschlieſsen.

ε) Übereinstimmungen zwischen Jo. und *γ*. V. 106 *to-forne* f. *beforn* Jo., Ha. — V. 247 *sowne* Jo., Tr.; *schowte* Ff.; *sigh* Lt.; *swow* (*swogh*) die anderen. — V. 421 *of* vor *grace* fehlt Jo., Tr. (auch Di.). — V. 584 *this* f. *his* Jo., Tr.

V. 346, wo Jo. + *γ* *the* vor *heroun* einsetzt, und V. 375, wo Jo. + *γ* den bestimmten Artikel vor *godlieste* weglassen, treten jedesmal noch Hss. der B-Gruppe hinzu.

ζ) Übereinstimmungen von Jo. mit der B-Gruppe, ohne daſs noch andere Hss. an denselben teilnehmen, sind sehr selten: V. 71 *he* f. *hym.* — V. 233 *ther* fehlt. — Vgl. sonst § 8 b, V. 167, 523 und die eben citierten Verse.

η) Die näheren Beziehungen von Jo. zu Pp., Se. und La. werden durch folgende Lesarten, wo je drei dieser Hss. zusammen-

treten, bestätigt: Jo., Pp., Se.: V. 190 *the* fehlt; V. 336 *The* f. *To*; V. 514 *that* fehlt; V. 521 *Fawcon* f. *facounde*; V. 558 desgl.; V. 563 *hede* f. *kepe.* — Jo., Pp., La.: V. 96 *right* fehlt; *that selff* (wo B hinzutritt) *the same* Gg., Tr.; *the self* Cx., Ff., Hh.; Ha. etc.; V. 104 *hathe dronk* f. *drynketh.* — Alle vier Hss.: V. 83 *in-to þat blisfull* (*blissed* Pp.) *place* (dazu Di.), während die anderen Hss. *vn to* od. *to, this* od. *the* etc. für die ersten Wörter setzen.

Sonstige Kombinationen bleiben hier besser unbeachtet, da diese nicht sicher genug als Belege für die Zusammengehörigkeit der genannten Hss. sind. — Ob die Beobachtung, daſs die meisten Übereinstimmungen von Jo. mit anderen Hss. derselben Gruppe, auſser mit La., nach V. 200 beginnen, darauf deutet, daſs der Schreiber erst von hier ab einen anderen Codex zu Rate zog, oder ob dieses Verhältnis auf Zufall beruht, vermag ich nicht zu entscheiden.

Bezüglich des in Jo. erhaltenen Fragments des Rondels s. § 49.

27. Geben wir nunmehr eine Übersicht derjenigen Lesarten, in denen **Jo.** für sich allein steht:

V. 3 *renne* f. *ȝerne.* — V. 9 *mede here* f. *hyre.* — V. 28 *thinkith* f. *thouȝte.* — V. 34 *of* f. *it* in Gg., Se., Hh., La. — V. 45 *to-forn* f. *be-forn*; desgl. V. 97 etc. — V. 46 *also* vor *seyd* eingeschaltet, *lewde* f. *lered.* — V. 48 *He* fehlt. — V. 50 *And* f. *Than, he* fehlt, *of* f. *If.* — V. 51 *Yff they have* f. *Han lyf &.* — V. 54 *In a manere* f. *Meneth* od. *Nys*; s. § 16, *a.* — V. 56 *Ioy* f. *heuene* (Glosse zu *galoxie*: *i. watlynstrete*). — V. 57 *that* fehlt. — V. 60 *melodies* f. *melodye.* — V. 68 *strete* f. *sterre.* — V. 76 *suerly* f. *swiftly.* — V. 77 *Ther* f. *That.* — V. 98 *his* f. *my* (*the* Lt., Di.). — V. 104 *þat* vor *he* eingefügt. — V. 105 *love I-wonne* f. *lady wonne.* — V. 107 *That* f. *For.* — V. 109 *howe hast þowe* f. *thow hast.* — V. 113 *blessid* f. *blysful.* — V. 114 *þowe* vor *dauntist* eingeschoben. — V. 143 *on* fehlt. — V. 149 *of* vor *yryn* fehlt, *fett* f. *set.* — V. 162 *Ȝit* f. *But.* — V. 166 *to deme*; s. § 16, *δ.* — V. 169 *I* f. *he.* — V. 172 *where where* f. *where that.* — V. 177 *to* f. *the* (*cofre*); fehlt Ff. — V. 202 *voyse* f. *noyse.* — V. 206 *also* f. *ek.* — V. 209 *can* fehlt. — V. 220 *hathe & can* f. *can & hath.* — V. 243 *Of* f. *With.* — V. 250 *renne* f. *thenne* (vgl. V. 3). — V. 257 *hym* vor *assay(e)* eingefügt. — V. 260 *dispite* f. *disporte.* — V. 298 *Then* Jo., *Ther* Cx.; *So* Se.; *Tho* die anderen. — V. 299 *shoon* f. *sonne.* — V. 304 *touris* f. *bouris.* — V. 306 *Nevir was*; s. § 8, b. — V. 308 *gaff* f. *ȝeue.* — V. 313 *and tre* fehlt; s. § 13, a. — V. 316 *compleynt* f. *pleynt* (*parlyament* Ff.). — V. 324 *and* fehlt. — V. 325 *that* fehlt (vgl. § 13, b). — V. 326 *Of* f. *As.* — V. 336 *forto outrage raven* f. *for his outrageous rauyne.* — V. 337 *feted streyneth* f. (*with his*) *fete* (*fote*) *distreyneth.* — V. 338 *sparowe* f. *sperhauk.* — V. 342 *swalowe* f. *swan.* — V. 349 *eke* nach *and* eingeschaltet; *knyȝte* f. *kyte.* — V. 350 *þe Orlogg that is* f. *that orloge is* etc. — V. 355 *hire* fehlt. — V. 372 *vp* (auch Lt.) f. *on* (*in* Ff.). — V. 382 *he gan* f. *began* (*gan* Gg.). — V. 387 *statur* f. *statute.* — V. 395 *cetre*; s. § 20, *ζ.* — V. 396

for mede f. *formed* (*I-formed* Pp., *fore namyt* Se.). — V. 398 *to* fehlt. — V. 403 *entretithe* f. *entrikyth.* — V. 404 *that for hym sorrest* f. *that sorest for him* etc. — V. 412 *at his tyme may* f. *may at this tyme.* — V. 418 *of* f. *on.* — V. 419 *&* f. *hir.* — V. 430 *Or peraventure* f. *Auauntour.* — V. 431 *to* fehlt (auch Lt.). — V. 433 *sam* f. *ilke.* — V. 435 *sithens* f. *syn that.* — V. 448 *þe* ... *þe* f. *yow* .. *yow* (Gg. *the* .. *ȝow*). — V. 464 *lyff* f. *leyser.* — V. 486 *Ne* fehlt. — V. 487 *who-so* f. *Who that.* — V. 491 *desiverid* f. *delyuered.* — V. 493 *þat* nach *wend I* eingeschoben. — V. 495 *ple*; s. § 20, ϑ. — V. 496 *I* f. *A.* — V. 500 *hert* f. *erys.* — V. 505 *fol* fehlt; s. § 17, β. — V. 518 *vnconveyid*; s. § 15, a. — V. 521 *seyde* fehlt. — V. 524 *on me* f. *oon.* — V. 531 *goon* f. *gunnen*; vgl. § 21. — V. 534 *it* nach *were* fehlt. — V. 540 *tarcelettis*; s. § 15, a. — V. 542 *ȝit do* f. *y-do*; vgl. § 25. — V. 548 *worthines* f. *worthiest.* — V. 549 *þat* f. *and.* — V. 550 *bold* f. *blod.* — V. 553 *they* f. *he.* — V. 556 *eche* f. *euerych.* — V. 560 *wee prey*; s. § 24, β. — V. 571 *it were*; s. § 15, a. — V. 577 *hir to hir*; s. § 20, α. — V. 585 *evir-more* etc.; s. § 12, c. — V. 588 *on-till*; s. § 21. — V. 589 *A* vor *wele* hinzugefügt. — V. 593 *shall* f. *shulde.* — V. 599 *faren* f. *don.* — V. 606 *I sterve*; s. § 20, ζ. — V. 609 *it* vor *nedith* eingefügt. — V. 611 *we* fehlt. — V. 619 *yet* fehlt. — V. 623 *have hir* Jo.; Fx., Bo.; *hire han* die anderen. — V. 628 *is* f. *hath.* — V. 641 *like as is eny* etc. f. *As is euerych* etc.; vgl. § 15, b. — V. 648 *mercy* f. *respit.* — V. 657 *Every* f. *Eche.* — V. 679 *have nowe* f. *now haue* (*now* fehlt Tr.). — Dafs in dem Rondel V. 680—82 fehlen, ist schon früher bemerkt worden.

Aus diesem Verzeichnis ergibt sich, dafs der Schreiber von Jo. meist sehr gedankenlos arbeitete, da er öfters ganz sinnloses Zeug zusammenschrieb und auch kein Verständnis für Vers und Reim besafs. Es kann daher dieses Ms. weder die Vorlage von Pp., noch von Se., noch von La., den, wie wir gesehen, mit ihm am nächsten verwandten Hss., gewesen sein. Sehr zu bedauern ist, dafs die letztgenannte Hs. unvollständig erhalten ist, da sich in den fehlenden Strophen gewifs auch eine Kopie des Rondels befand.

28. Zu den mehr oder weniger intimen Beziehungen zwischen Pp. einerseits und Gg., Ff., Cx. und Jo. andererseits treten nun noch die folgenden, wobei aber zu beachten ist, dafs die zu vergleichenden Hss. unvollständig erhalten sind:

α) Übereinstimmungen zwischen Pp. und Se. V. 72 *hevenes*; *heuynly* Hh., γ; *heuene* die übrigen Hss. — V. 483 *euer* vor *true* eingefügt. — V. 494 *crey* Pp., *crye* Se.; *cryed* die anderen.

β) Übereinstimmungen zwischen Pp. und Hh. V. 213 *fote* f. *fete.*

γ) Übereinstimmungen zwischen Pp. und La. V. 133 *A-lone* f. *Al open.*

Obwohl diese Fälle merkwürdig scheinen, sind sie zu wenig zahl-

reich, um direkten Einfluſs der obigen Hss. auf Pp. wahrscheinlich zu machen. Eher werden sie, wie auch die § 26, η citierten Ähnlichkeiten von Pp. mit Jo. und Se., auf der gemeinsamen, von den einzelnen Hss. abgeänderten Vorlage beruhen. Vgl. § 51.

δ) Übereinstimmungen zwischen Pp. und γ. V. 143 *al* f. *ay* Pp., Tr.; fehlt Ff. — V. 484 *syn that* Pp., Tr. f. *syn that day* (*sith first that* Cx., *syn day that* Se.). — V. 588 *the* vor *dethe* fehlt Pp., Tr. — V. 616 *endure* Pp., Tr.; *may endure* Lt.; *may dure* die übrigen Hss. — V. 642 *may endure* Pp.; Lt., Di.; *endure* Tr.; *may dure* d. übr. Hss. — V. 656 *that* fehlt Pp., γ.

Diese Fälle dürften meist auf Zufall beruhen, während zu den gleichzeitigen Ähnlichkeiten mit Lt. der nächste Absatz zu vergleichen ist.

ε) Übereinstimmungen zwischen Pp. und B. V. 17 *why* Pp., *why that* B; *wherfore* (*that*) die anderen. — V. 29 *of whyche I make* Pp.; B (auſser Lt.); vgl. § 47. — V. 49 *Ther*; *There euer* γ; *There where* Ff.; *Quhere .. ay* Se.; *There as* Gg. etc. — V. 112 *the* vor *quyte* Pp.; B., auſser Ta. — V. 119 *to rym and to endite* Pp.; B (Lt. *to* fehlt; Di. s. u.); *to ryme and ek tendyte* Gg.; *to ryme eke and endyte* Ff.; *to ryme and eke endite* Hh.; *to ryme hit and endyte* die anderen, doch Se. *wryte* f. *endyte* und Di. *write* f. *ryme*. — V. 208 *more Ioie* f. *Ioie more* Pp.; b. — V. 216 *aftur as* Pp.; B; *Aftyr that* Tr.; *after* die anderen. — V. 511 *god* f. *fayr*; *better* Cx. — V. 512 *wurthyest* f. *vnworthieste* Pp., β. — V. 594 *quoth* Pp., *quod* b f. *seyde* etc. (s. § 5). — V. 665 *fro*; *from* Ff., γ; *For* Gg., Cx., Jo.

Dazu noch einige Ähnlichkeiten mit Lt. (vgl. § 9): V. 256 *with* fehlt, V. 262 *noble* fehlt, V. 329 *it* vor *was*, V. 332 *a* fehlt; V. 606 *that* fehlt; V. 616 u. 642 *endure* (s. oben δ); V. 640 *it* vor *is* (s. § 29).

Dies Verhältnis von Pp. zur B-Gruppe, insbesondere zu Lt., wird bestätigt durch Fälle, wo noch eine oder die andere mit Pp. verwandte Hs. dieselbe Lesart teilt; z. B.: V. 39 *alle the blisse* Pp., Cx. + B; *of the blysse* Gg., Ff., Jo., La.; *al hir blisse* Ha.; Se., Hh. etc. — V. 72 *that* fehlt Pp., Ff. + B. — V. 198 *and* vor *revesshyng* Pp., Gg. + B; s. § 17, β. — V. 207 *No man may þer was* (*wexe*) Pp., Jo. + B; *No man may waxe there* Gg.; *Noman ther may wax* Ff.; *Ne no man may there wax* Cx., γ etc.; vgl. § 46. — V. 224 *wyth* Pp., Gg. + B; *by* die übrigen. — V. 495 *pledyng* Pp., Ff. + B; *ple* Jo.; *plede* Se.; *pletynge* die übrigen.

Gelegentlich auch unter Begleitung von γ: V. 11 *of* vor *his* wiederholt Pp., Tr. + B. — V. 194 *al* fehlt Pp., Tr. + B. — V. 439 *For* Pp., γ + B; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *And* Ff.; *Ʒit* Se.

Trotz mancher Ähnlichkeiten mit Lt. kann Pp. die Verbindung mit der B-Gruppe nicht durch diese Hs. direkt bewerkstelligt haben, da die Lesarten in V. 29, 119, 208 und 594 dem widersprechen und auſserdem Lt. jünger datiert ist (ca. 1460) als Pp. (ca. 1440—50). Daher werden wir annehmen können, daſs Pp. aus der Vorlage von

Lt. schöpfte, die wir β^1 nannten. Die Abweichungen von dieser in Di. sind dann durch die § 10, b erörterten Beziehungen zu erklären.

29. Es ist nunmehr unsere Aufgabe, die Eigentümlichkeit von **Pp.** näher zu betrachten. Lesarten, in denen diese Hs. vereinzelt dasteht, sind:

V. 21 *I redde* fehlt. — V. 27 steht vor V. 26; im ersteren fehlt *to* oder *so* (s. § 10,b). — V. 28 *alle the long day* Pp.; *The long day* Se.; vgl. § 5; *a* fehlt. — V. 43 *it* fehlt. — V. 46 *of* f. *or.* — V. 51 *eny* f. *an.* — V. 53 *now* f. *worldes*; s. § 17, β. — V. 59 *afturwarde* f. *after.* — V. 64 *to* vor *hym* eingefügt; *so* fehlt. — V. 83 *blissed* f. *blysful.* — V. 84 *the wheche*; *the* fehlt sonst. — V. 88 *gan I* f. *I gan.* — V. 90 *I* fehlt. — V. 98 *riȝt* fehlt. — V. 107 *rende* f. *red.* — V. 118 *gan* f. *began.* — V. 120 *one hynt vp* f. *me hente.* — V. 126 *now* (*yow*; s. § 5) fehlt. — V. 139 *person* f. *pryson.* — V. 143 *that* fehlt. — V. 145 fehlt ganz. — V. 151 *doth* f. *may.* — V. 152 *wer,* die anderen *was.* — V. 189 *as* vor *siluer* eingefügt. — V. 192 fehlt ganz. — V. 194 *al* fehlt. — V. 196 *oþer moo* vor *small* eingefügt. — V. 197 *Of* (*On*) fehlt; *of acorde* f. *in acorde.* — V. 200 *herd he* f. *herde*; *better* fehlt. — V. 207 *was* f. *waxe.* — V. 208 *more Ioie* f. *Ioye more* Pp.; Fx., Bo. — V. 209 *it þer wold* f. *wolde it.* — V. 210 *be* vor *cler* eingefügt. — V. 212 *Our cupide* f. *Cupide oure lord.* — V. 219 *the aray* f. *aray and.* — V. 220 *of* f. *hath.* — V. 222 *Differed*; s. § 47. — V. 233 *ther som* f. *som ther* (*ther* fehlt Jo.; B). — V. 236 *þat be yere* f. *yere by yere.* — V. 237 *on* fehlt. — V. 240 *curtil* f. *curtyn.* — V. 242 *Dann* f. *Dame.* — V. 255 *asshe* f. *asse.* — V. 262 *noble and* fehlt (*noble* fehlt Lt.). — V. 266 *go* f. *to*; vgl. § 24, γ. — V. 269 *Myght men* f. *Men myght.* — V. 276 *of* fehlt. — V. 296 *I* f. *that, of* f. *and.* — V. 300 *right* fehlt. — V. 321 *I-wont* f. *wont.* — V. 329 *it* vor *was* eingefügt Pp.; Lt. — V. 332 *a* fehlt Pp.; Lt. — V. 348 *alle councell* f. *the c.* — V. 353 *that morthrer is* f. *mortherer.* — V. 370 *for* fehlt. — V. 371 *his* f. *hir, and* f. *or.* — V. 379 *wirker* f. *vycar(ye).* — V. 383 *yow* vor *pray* eingeschoben. — V. 385 *speke* fehlt. — V. 388 *a-wey* f. *your wey.* — V. 396 *I-formed* f. *formed.* — V. 397 *wyse and* vor *part* hinzugesetzt. — V. 403 *loveth* f. *loue.* — V. 412 *that* vor *may* eingefügt. — V. 420 *my* f. *me.* — V. 437 *on me have* f. *she be myn thurgh hire.* — V. 439 *shall I ne shall* f. *ne shal I.* — V. 445 *al* fehlt. — V. 454 *wolde* f. *shulde.* — V. 462 *the* fehlt. — V. 468 *I* fehlt. — V. 479 *well* nach *dar* eingefügt. — V. 482 *that* desgl. nach *wheþer.* — V. 484 *list* f. *lyf, lorn* f. *born.* — V. 504 *so* fehlt. — V. 514 *do* vor *rest(e)* eingeschoben. — V. 522 *it* desgl. nach *hope*; vgl. § 26, α. — V. 523 *vnkynde* f. *vnbynde.* — V. 559 *so* fehlt. — V. 564 *welle*; s. § 30, β. — V. 568 *Lo* fehlt. — V. 572 *To had* f. *Han* (*Haue*). — V. 577 *hym to hir*; s. § 20, α. — V. 579 *axed* fehlt. — V. 588 *do* vor *me take* eingefügt. — V. 590 *allwey men shuld love*; s. § 12 c. — V. 592 *menstrelles* f. *myrtheles.* — V. 594 *it* vor *well* f. *ful.* — V. 595 *in heven* nach *sterres* eingeschoben. —

V. 599 *nyght* f. *light.* — V. 604 *seyde* fehlt. — V. 607 *eueryche* f. *eche.* — V. 609 *ye* vor *not* eingefügt. — V. 611 *as* f. *are.* — V. 615 *of* vor *thy* fehlt. — V. 616 *the whyle* f. *while* (*that*); ebenso V. 642. — V. 618 *her* f. *herd.* — V. 619 *yet* vor *in effecte* gestellt. — V. 638 *hire* (Gg. *tho*) fehlt. — V. 640 *Soth it is* Pp., *Sith it is* Lt.; *Sothe is* die anderen; vgl. § 28, *δ*. — V. 643 fehlt ganz. — V. 645 *and right* (*& that* Gg.) fehlt. — V. 647 *till* f. *vn-to.* — V. 651 *of me* nach *no more* eingefügt. — V. 664 *shall* f. *so* (*may* Ff.). — V. 666 *is brought* Pp.; *brouȝt was* Jo., Ff.; vgl. § 17, *β*.

Der Schreiber von Pp. zeigt sich nach Vorstehendem als ein wenig sorgfältiger Kopist, der nicht nur einzelne Wörter und ganze Verse fortläſst, sondern auch öfters Sinn und Metrum gedankenlos verdirbt. — Daher kann auch Pp. nicht die unmittelbare Vorlage einer uns erhaltenen Hs. gewesen sein.

30. Nach Darlegung der Beziehungen zwischen **Se**. einerseits und Gg., Ff., Cx. und Jo. andererseits — während die zu Pp. entfernter erscheinen — haben wir noch folgende Verhältnisse zu betrachten:

α) Übereinstimmungen zwischen Se. und Hh. beschränken sich auf: V. 35 *shall* f. *wyll.* Dazu noch ein paar Fälle, wo einzelne andere Hss. hinzukommen: V. 39 *all thair* (*hir*) *blis(se)* Se., Hh., Ha.; vgl. § 28, *ε*. — V. 297 *tho* fehlt Se., Hh., Jo. — V. 313 *see tree* Se., Hh., Tr.; *eyr & tree* Gg.; *ayre* Ff.; *tree and see* Cx.; *see and tree* Pp., Ha.; B; *see* Jo.; s. § 13, a.

Noch weniger lassen sich direkte Beziehungen zu **La.** nachweisen.

β) Übereinstimmungen von Se. mit *γ*. V. 209 *was* f. *wolde* Se., Tr.; vgl. § 8 a. — V. 210 *euer* Se., Tr.; *euery* Ha.; *ay* die anderen. — V. 224 *there stond* Se. f. *that stod*; *stonde γ*. — V. 305 *Wroght* Se., *γ* f. *I-wrought.* — V. 514 *a wight his* Se., Tr. f. *a wyhtis.* — V. 541 *it* fehlt Se., Tr. — V. 564 *suich* Se., *γ*; *well* Pp.; *which* die anderen. — V. 591 *reson or wit fynd* Se., Tr. f. *resoun fynde or wit.*

Dazu können wir noch ein paar Fälle citieren, wo einzelne andere Hss. sich der Lesart von Se. und Tr. — denn diese können beim Vergleich allein in Betracht kommen — anschlieſsen: V. 19 *written* Se., $\gamma +$ Pp.; *I-writte* Hh.; *was writen* d. übr. Hss. — V. 264 *light* f. *lyte* Se., Tr. + Lt. — V. 387 *ordynance* f. *gouernaunce* Se., $\gamma + \beta^1$. — V. 417 *hert will* Se., Tr. + Lt.; s. § 9. — V. 446 *Neyther she* Tr. + B; *Nouthir ... sche* Se.; *She neyther* die übrigen. — V. 460 *me* fehlt Se., Tr. + Jo. — V. 524 *A Iuge* Se. + Lt., Di., *Oon I.* Tr. f. *I Iuge.* — Über V. 553 *eth* in Se., Ha. und Cx.; s. § 41.

Indem wir das Urteil über die Bedeutung dieser Übereinstimmungen noch aussetzen, bemerken wir, daſs zwischen B und Se. direkte Beziehungen (allenfalls V. 172 *that* fehlt) nicht vorhanden sind, so auffällig die im letzten Absatz citierten Ähnlichkeiten mit Lt. erscheinen mögen.

(Schluſs folgt.)

Gr.-Lichterfelde. John Koch.



Zur Textgeschichte von Defoes Robinson Crusoe.

Seit einer Reihe von Jahren mit einer Geschichte des Robinsonmotivs beschäftigt, von der seit 1898 wenigstens der erste, grundlegende Teil, die umfängliche Bibliographie der Robinsonliteratur, im Buchhandel vorliegt,[1] habe ich daran eine solche Fülle von Arbeit zu tun gefunden, dafs ich schon sehr bald darauf verzichtete, noch nebenher allen möglichen anderen Problemen, z. B. sprachlichen, nachzugehen. So habe ich mich auch begnügen müssen, die ältesten, mir zum gröfsten Teile bekannten Originalausgaben von Defoes *'Robinson'* nur bibliographisch genau zu verzeichnen. Nachdem ich aber, kürzlich in den Besitz von J. Storms *Englischer Philologie* (2. Aufl., 1892 u. 1896) gelangt, gesehen, dafs dort (Bd. II, 920 ff.) der ausgezeichnete Kenner des Englischen bei einer Untersuchung des Sprachgebrauchs Defoes im *'Robinson'* zu schiefen Resultaten gelangt, weil das zu Grunde gelegte Ausgabenmaterial nicht ausreichend ist, vor allem aber, weil er von einer falschen bibliographischen Tatsache ausgeht, scheint mir die Gelegenheit gegeben, auf seine Untersuchung zurückzugehen, um sie auf der richtigen Basis erneut und mit reicherem Material anzustellen.

Zunächst bin ich gezwungen, auf die Art der Veröffentlichung des *'Robinson'* einzugehen, weil eben darin der Irrtum Storms liegt. Nach seiner Ansicht erschien *'Robinson Crusoe'* zuerst in *'The Original London Post, or Heathcot's Intelligence; Being a Collection of the Freshest Advices Foreign and Domestick'*,[2] und zwar vom 7. Oktober 1719 bis 19. Oktober 1720, d. h. in den Nummern 125—289.[3] Diese Behauptung ist aber ein Irrtum des Bibliographen Th. F. Dibdin, der sie, wahrscheinlich nach Auffindung jener Zeitung, in seinem *Library companion* (1824) vorgebracht hatte. Unser Roman wurde vielmehr am 23. April 1719 für William Taylor in *Stationers' Hall* ein-

[1] Weimar, Felber, 1898.

[2] Das einzige noch existierende Exemplar befindet sich, aus der Bibliothek Thomas Grenvilles stammend, im Britischen Museum.

[3] W. Wilson, *Memoirs of the life and times of Daniel De Foe* (London, 1830) III, 430.

getragen und erschien zwei Tage später, am 25. April 1719, als Buch. Der Abdruck in der obengenannten Zeitung hat daher nur den Wert eines Nachdrucks, und zwar, wie ich aus der Zählung der Auflagen bei W. Taylor wahrscheinlich gemacht habe,[1] eines unrechtmäfsigen, nebenbei auch noch den Wert einer Kuriosität, insofern, als durch ihn der *'Robinson'* zum ersten Feuilletonroman wurde, also dem ersten, der im Feuilleton einer Zeitung erschien. Die Tatsache, dafs der *'Robinson'* zuerst als Buch erschien, ist allen Biographen Defoes bekannt, von Chalmers (1790) bis Th. Wright (1894). Jene Ausgabe vom 25. April 1719, bei William Taylor erschienen,[2] hat also durchaus als editio princeps zu gelten. Nach der Überlieferung, die so ziemlich von allen Biographen wenigstens als solche wiederholt wird, hätte das Manuskript des Romans die Runde bei sämtlichen Buchhändlern Londons gemacht, ehe es in Taylor einen Abnehmer fand, und man hat das mit einem gewissen Bedauern für Defoe und mit einer deutlichen Geringschätzung gegen seinen Verleger und gegen die Werke, in deren Gesellschaft Defoes Roman geriet, nachgesprochen. Ich erlaube mir, alles das für wenig wahrscheinlich oder für den Tatsachen direkt widersprechend zu halten. Defoe hatte im Jahre 1719, als fast sechzigjähriger Mann, nicht mehr nötig, einen Bittgang durch die Londoner Buchhändlergilde anzutreten, denn damals lagen bereits über ein und ein halbes Hundert Erzeugnisse seiner fruchtbaren Feder vor, darunter so gewichtige oder beliebte wie *Jure Divino, The history of the union, The family instructor,* die ihm, von zahllosen kleineren, aber noch wirkungsvolleren abgesehen, in jedem Falle bei Freund und Feind den Vorteil verschafft hatten, achtungsvoll angehört zu werden, und seit 1703 war durch eine mehrmals aufgelegte, auch nachgedruckte Sammlung seiner bis dahin erschienenen Werke dafür gesorgt, dafs man ein Bild seiner schriftstellerischen Persönlichkeit besafs. Und die Gattung, die der *'Robinson'* vertrat, war zwar für damals neu, konnte aber die Buchhändler allenfalls zu einer geringeren Entlohnung des Schriftstellers, nicht aber zu gänzlicher Ablehnung seines Manuskriptes bestimmen. Und was den anderen Punkt, die Geringschätzung seines Verlegers und der Bücher, in deren Gesellschaft der *'Robinson'* später erschien, betrifft, so scheint mir das nicht minder ungerechtfertigt. Wenn wir in dem den ersten Ausgaben des *'Robinson'* angehängten Verlagsverzeichnis W. Taylors 87 Werke aufgeführt finden, so ist es dieser Zahl gegenüber vielleicht erlaubt, von ihm als einem Anfänger zu sprechen.[3] Sehen wir uns aber die Gegen-

[1] Vgl. meine Bibliographie S. 8.
[2] Nachbildung des Titelblattes bei W. Lee, *Defoe* I, 292.
[3] 'Mr. Taylor died as a young man, only five years after he had published the first volume of Robinson Crusoe.' Lee I, 293.

stände seines Verlages an, so kommen wir zu dem Schlusse, dafs dieser ein höchst respektabler genannt werden mufs. Wir finden hier zunächst eine Reihe der bedeutendsten englischen Autoren vertreten, so Drydens *Poems* in sechs Bänden, Congreves *Plays and poems* in drei Bänden, die *New Atlantis* der Mrs. Manley, Addisons *Cato* in neunter Auflage, Cibbers *Careless husband,* Swifts *Miscellanies in prose and verse,* weiter eine stattliche Anzahl fremder Autoren, antiker wie moderner, in Übersetzungen, so Plutarch, Ovid, Heliodor, Pomponius Mela, Boetius, Thomas a Kempis, Bayle, Fénelon, Hamilton, duc de Grammont, Vertot, weiter eine Anzahl religiöser Werke, darunter das noch neuerdings von Lubbock[1] warm empfohlene Buch des Bishop Taylor: *Holy living and dying,* sodann umfängliche Geschichtswerke, wie Clarendon in sechs Bänden, weiter philosophische und mathematische Handbücher, Schriften über Sport, Gartenkunst, Landmessen, Genealogie, Naturwissenschaftliches, Wörterbücher, ja sogar umfängliche Kupfer- und Kartenwerke über Schottland und Palästina, schliefslich auch eine Staatsschrift, den Bericht, den Walpole dem Parlament über den Frieden von 1715 erstattete. — Auch die Ausstattung des Romans wird man nur als angemessen, wenn nicht würdig bezeichnen müssen. Das Format ist $19^1/_2 \times 12$ cm, also ein stattliches Oktav, die Typen sind grofs, der Druck scharf. Im ganzen präsentiert sich das Buch stattlicher als beispielsweise die sechs Jahre zuvor erschienene Sammlung der Gedichte Matthew Priors, die dem Earl of Dorset and Middlesex, Lionel, gewidmet ist.

Unsere Ausgabe enthält aufser der Vorrede (1 Bl. unbeziffert) 364 Seiten, am Schlusse der letzten ein Verzeichnis von (20) Errata (bei weitem nicht alle, wie wir sehen werden). Ein Titelkupfer (von Clarke u. Pine herrührend) zeigt den Helden in seiner insularen Ausstaffierung, im Hintergrunde das Meer mit einem Schiffe. Von dieser Ausgabe erschien am 12. Mai 1719 eine zweite Auflage, eine dritte am 6. Juni, eine vierte am 8. August. Sie sind indessen keine blofsen Neudrucke auf Grund des stehengebliebenen Satzes, sondern sie gleichen sich nur im Format, in der allgemeinen Ausstattung und in der Anzahl der Seiten. Der Inhalt der letzteren[2] ist jedoch in den drei der ersten folgenden Ausgaben anders auf die Zeilen verteilt als in der ersten, offenbar ist der Satz nach jeder Auflage aus Mangel an Typen wieder abgelegt und dem Setzer beim Neusatze nur

---

[1] *Pleasures of life,* chapt IV: List of 100 books.

[2] Hier ist der Ort, zu bemerken, dafs die späteren Ausgaben nicht, wie des Verfassers Feinde behaupteten, textliche Änderungen bringen, die der Verfasser infolge ihrer Ausstellungen bewerkstelligt haben sollte. Vielmehr haben sich die von Defoes Feinden gemachten Ausstellungen als Flüchtigkeiten oder Böswilligkeiten seiner Kritiker erwiesen.

die Pflicht auferlegt worden, die Seitenzahl der früheren Ausgabe einzuhalten. Nur daraus erklären sich gewisse phonetische Schreibweisen, die dann gewählt wurden, wenn der Raum zu mangeln begann. Diese vier ältesten Ausgaben sind es nun, die ich meiner Untersuchung des Textes zu Grunde lege. Die erste, überaus selten geworden,[1] befindet sich (meines Wissens das einzige in Deutschland vorhandene Exemplar) in der Groſsherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek in Karlsruhe,[2] die zweite in der Königlichen Bibliothek zu Berlin, die dritte in meinem eigenen Besitze, die vierte in der Königlichen und Provinzialbibliothek zu Hannover. Nun hat aber, was Storm unbekannt geblieben ist, ein englischer Verleger, wie von Miltons *Paradise lost,* Bunyans *Pilgrim's progress* und mehreren anderen Werken, so auch vom *'Robinson'* einen Faksimile-Neudruck herausgegeben,[3] der augenscheinlich auf photolithographischem, wahrscheinlicher anastatischem Wege hergestellt ist. Aus Gründen, die sich später ergeben werden, ziehe ich auch diesen zur Vergleichung heran. Aus der Vergleichung dieser vier bezw. fünf Ausgaben soll sich ergeben, ob wir einer von ihnen ausschlieſslich folgen dürfen, und welcher, um den Sprachgebrauch des Verfassers kennen zu lernen. Sodann habe ich sieben neuere Ausgaben gewählt, um festzustellen, welchen Text sie bieten. Es sind dies die folgenden: Stockdale (Verleger) 1790; Hazlitt (Herausgeber) 1840; Tauchnitz (Verleger) 1845; Globe Edition 1868; Keltie (Herausgeber) bezw. Nimmo (Verleger) 1869; Lee (Herausgeber) bezw. Warne (Verleger) 1869; Aitken (Herausgeber) bezw. Dent (Verleger) 1895.

Ich habe zum Zwecke meiner Vergleichung drei Partien ausgehoben, den Eingang (a), ein Stück aus der Mitte (b) und den Schluſspassus (c), auſserdem noch eine Reihe einzelner Stellen (d).[4] Ich verzeichne nur die Abweichungen von der ersten Auflage und bediene mich folgender Abkürzungen für die verschiedenen Ausgaben:

A = First edition.	AA = Facsimile reprint.	d = Globe edition.
A^1 = Second edition.	a = Stockdale.	e = Keltie.
A^2 = Third edition.	b = Hazlitt.	f = Lee.
A^3 = Fourth edition.	c = Tauchnitz.	g = Aitken.

[1] Kürzlich wurden die drei Bände der ersten Auflage, aus der Bibliothek Hibbert stammend, bei Sotheby in London für 206 Pfd. Sterl. verkauft.

[2] Das Exemplar stammt, wie das Ex libris zeigt, aus der Bischöflichen Bibliothek zu Speier. Das ist insofern interessant, als Defoes Roman, mindestens später, auf dem Index stand. Siehe de Yriartes Vorrede zu seiner spanischen Übersetzung des Campeschen Robinson.

[3] The Life and Strange Surprising Adventures of Robinson Crusoe. Being a Facsimile Reprint of the First Edition published in 1719. With an Introduction by Austin Dobson. London, Elliot Stock, 1883.

[4] Storm hat in Ermangelung des ersten Bandes ein kleines Stück des zweiten Bandes seiner Untersuchung zugrunde gelegt.

Von diesen neueren Ausgaben erheben d und f ausdrücklich den Anspruch, den originalen Text zu bieten, und zwar f den der ersten Auflage, d 'after the original editions', was an Unbestimmtheit von vornherein nichts zu wünschen übrigläſst.

a) First edition p. 1—3.

I Was born in the Year[1] 1632, in the City of York, of a good Family, tho'[2] not of that Country, my Father being a Foreigner of Bremen,[3] who settled first at Hull: He got a good Estate by Merchandise,[4] and leaving off his Trade, lived afterward[5] at York, from whence he had married my Mother, whose Relations were named Robinson, a very good Family in that Country, and from[6] whom I was called[7] Robinson Kreutznaer; but by the usual Corruption of Words in England, we are now called,[8] nay we call our selves,[9] and write our Name Crusoe, and so my Companions always call'd me.

I had two elder Brothers, one of which was Lieutenant Collonel[10] to an English Regiment of Foot in Flanders, formerly commanded by the famous Coll.[11] Lockhart, and was killed at the Battle near Dunkirk inagast[12] the Spaniards:[13] What became of my second[14] Brother I never knew[15] any more than my Father or Mother did know what was become of me.

Being the third Son of the Family, and not bred to any Trade, my Head began to be fill'd very early with rambling Thoughts: My Father, who was very ancient, had given me a competent Share of Learning, as far as House-Education,[16] and a Country Free-School[17] generally goes,[18] and design'd me for the Law; but I would be satisfied with nothing but going to Sea, and my Inclination[19] to this led me so strongly against the Will, nay[20] the Commands of my Father, and against all the Entreaties and Perswasions[21] of my Mother[22] and other Friends, that there seem'd to be something fatal in that Propension of Nature tending directly to[23] the Life of Misery which was to befal[24] me.

My Father, a wise and grave Man, gave me serious and excellent Counsel against what he foresaw was my Design. He call'd[25] me one Morning into his Chamber, where he was confined by the Gout, and expostulated very warmly with me upon this Subject: He ask'd me what Reasons more than a meer[26] wandring[27] Inclination I had for leaving my Father's House and my native Country, where I might be well introduced, and had a Prospect of raising my Fortunes[28] by Application and Industry,

[1] Alle modernen Ausgaben auſser d und f schreiben die Substantiva mit Minuskel, von den Fällen abgesehen, wo auch der heutige Sprachgebrauch Majuskel fordert. — [2] Alle modernen Ausgaben auſser d: though. — [3] a: Breman. — [4] A1 A2 A3 a: Merchandize. — [5] b c e f: afterwards. — [6] d e: after. — [7] A3 call'd. — [8] A3 call'd. Was diese Flexionsendung anbetrifft, so bemerke ich hier ein für allemal, daſs alle modernen Ausgaben auſser d und f sie auflösen. — [9] Alle modernen Ausgaben auſser d: ourselves. — [10] Alle modernen Ausgaben auſser d: colonel; c e g auſserdem lieutenant-colonel. — [11] A2 f Col. — a: colonel; b c e g: Colonel. — [12] Druckfehler für against, in den Errata nicht gebessert, aber in allen Ausgaben auſser A A. — [13] A3 a b g: Spaniards, — c e: Spaniards. — [14] A3: Second. — [15] A1 A2 A3 a b c e g: knew, — [16] a b: house education. — [17] A3: Country free-School; e g: free school. — [18] b c e: go. — [19] Auf dem Kopfe stehendes l, in den Errata nicht bemerkt, aber in allen Ausgaben richtig gestellt auſser in A A. — [20] A2 c g: may, — [21] A2 a b c e f g: persuasions. — [22] A2 Mother, and ... — [23] A2: towards. — [24] c d e f g: befall. — [25] A1 A2 A3 called. — [26] b c e f g: mere. — [27] b c e f g: wandering. — [28] A1 A2 A3 a b c: fortune.

with a Life of Ease and Pleasure. He told me[29] it was for Men of desperate Fortunes on one Hand, or of aspiring, superior Fortunes on the other, who went abroad upon Adventures, to rise by Enterprize,[30] and make themselves famous in Undertakings of a Nature out of the common Road; that these things were all either too far above me, or too[31] far below me; that mine was the middle State, or what might be called the upper Station of Low[32] Life, which he had found by long Experience was the best State in the World, the most suited to human Happiness, not exposed to the Miseries and Hardships, the Labour and Sufferings of the mechanick[33] Part of Mankind, and not embarafs'd[34] with the Pride, Luxury, Ambition and Envy of the upper Part of Mankind. He told me, I might[35] judge of the Happiness of this State, by[36] this one thing, viz. That this was the State of Life which all other People envied,[37] that Kings have frequently lamented the miserable Consequences of being born to great things, and wish'd[33] they had been placed in the Middle of the two Exremes,[39] between the Mean and the Great; that the wise Man gave his Testimony to this[40] as the just Standard of true Felicity, when he prayed to have neither Poverty or[41] Riches.

b) First edition p. 201—202.

As long as I kept up my daily Tour to the Hill, to look out;[42] so long also I kept up the Vigour of my Design, and my Spirits seem'd to be all the while in a suitable Form,[43] for so outragious[44] an Execution as the killing twenty or thirty naked Savages, for an Offence which I had not at all entred[45] into a Discussion of in my Thoughts, any farther[46] than my Passions were at first fir'd by the Horror I conceiv'd at the unnatural Custom of that People of the Country, who it seems had been suffer'd by Providence in his wise Disposition of the World, to have no other Guide than that of their own abominable and vitiated Passions; and consequently were left, and perhaps had been so[47] for some Ages, to act such horrid Things, and receive such dreadful Customs, as nothing but Nature entirely abandon'd of Heaven, and acted[48] by some hellish[49] Degeneracy, could have run them into: But now, when[50] as I have said, I began to be weary of the fruitless Excursion, which[51] I had made so long, and so far, every Morning in vain,[52] so my Opinion of the Action it self[53] began to alter, and I began with cooler and calmer Thoughts[54] to consider what is was I was going to engage in. What Authority, or Call[55] I had, to pretend to be Judge and Executioner upon these Men as Criminals, whom Heaven had thought fit for so many Ages to suffer unpunish'd, to go on, and to be as it were, the Executioners of his[56] Judg-

---

[29] c verballhornt das Folgende: it was men ... and who went abroad etc. — [30] b c e g: enterprise. — [31] A^2 to. — [32] a b c e g: low. — [33] b c e f g: mechanic. — [34] a d f: embarrafs'd; b c e g: embarrassed. — [35] b e g: He told me I might etc. — [36] b c e g: state by etc. — [37] A^1 A^2 A^3 a b c d e g: envied; — [38] A^1 A^2 a b: wish. — [39] Druckfehler für extremes, in allen Ausgaben aufser A A verbessert, aber nicht in den Errata. — [40] c e: this, — [41] c e: nor. — [42] A^1 A^2 A^3 a b c d e g: to the Hill to look out, — [43] a: frame. — [44] A^3 a b c e f g: outrageous. — [45] a b c e f g: entered. — [46] A^2 A^3 a b e: further. — [47] a b: perhaps had been. — [48] a b c: actuated. — [49] A^1 d: Hellish. — [50] A^1 A^2 A^3 d f g: now when, as etc. a b: now, when, as etc. c: but now, as I have said, I began etc. — [51] A^1 A^2 A^3 a b c d g: excursion which. — [52] a: vain; — [53] Alle übrigen Ausgaben aufser A A und d: itself. — [54] a b c g: began, with cooler and calmer Thoughts, — [55] Alle anderen Ausgaben aufser f: Authority or Call. — [56] g, welche alle Substantiva entsprechend dem heutigen Sprachgebrauch mit Minuskel schreibt, schreibt doch him(self) und his, wenn auf God bezüglich, mit Majuskel.

ments one upon another. How far these People were Offenders against me, and what Right I had to engage in the Quarrel of that Blood, which[57] they shed promiscuously one upon another. I debated this very often with my self thus;[58] How do I know what God himself judges in this particular Case;[59] it is certain these People either[60] do not commit this as a Crime; it is not against their own Consciences[61] reproving, or their Light reproaching them. They do not know it be[62] an Offence, and then commit it in Defiance of Divine Justice,[63] as we do in almost all the Sins we commit. They think it no more a Crime to kill a Captive taken in War, than[64] we do to kill an Ox; nor to eat humane[65] Flesh, than[64] we do to eat Mutton.

When I had consider'd[66] this a little, it follow'd necessarily, that I was certainly in the Wrong in it, that these People were not Murtherers[67] in the Sense that I had before condemn'd them,[68] in my Thoughts;[69] any more than those Christians were Murtherers,[67] wo often put to Death the Prisoners taken in Battle; or more frequently, upon many Occasions, put whole Troops of Men to the Sword, without giving Quarter, though they threw down their Arms and submitted.

c) First edition p. 363—364.

Here I stay'd about 20[70] Days, left them Supplies of all necessary things,[71] and particularly of Arms, Powder, Shot, Cloaths,[72] Tools, and two Workmen, which I brought from England with me, viz. a Carpenter and a Smith.

Besides this, I shar'd the Island into Parts with 'em,[73] reserv'd to my self[74] the Property of the whole, but gave them such Parts respectively[75] as they agreed on; and[76] having settled all things with them, and engaged them not to leave the Place, I left them there.

From thence I touch'd at the Brasils,[77] from whence I sent a Bark, which I bought there, with more People to the Island, and in it besides other Supplies, I sent seven Women, being such as I found proper for Service, or for Wives to such as would take them: As to the English Men,[78] I promis'd them, to send them some Women from England, with a good Cargoe[79] of Necessaries, if they would apply themselves to Planting, which I afterwards perform'd.[80] And[81] the Fellows prov'd very honest and diligent after they were master'd, and had their Properties set apart for them. I sent them also from the Brasils[77] five Cows, three of them being big with Calf, some Sheep, and some Hogs, which, when I came again, were considerably encreas'd.[82] But all these things, with an Acconnt[83] how 300 Caribbees[84] came and invaded them, and ruin'd their

[57] b c e g: blood which — [58] c interpungiert another, ... thus: — [59] a b c e g interpungieren case? — [60] Fehlt in a b c e. — [61] g faſst dieses Wort als Genitiv, schreibt daher consciences' reproving. — [62] A1 A2 A3: to be. — [63] a b c e: divine justice. g: Divine justice. — [64] b ohne Komma vor than. — [65] A3 und alle modernen Ausgaben auſser d: human. — [66] e: I considered. — [67] A2 A3 und alle modernen Ausgaben auſser d: murderers. — [68] a b c e g: kein Komma. — [69] A A: Thoughs (!). — [70] a b c g: twenty. — [71] A2 A3: Things. — [72] Alle modernen Ausgaben auſser d: clothes, obgleich hier durch den Zusammenhang (= Kleiderstoffe, Zeuge) doch sicherlich cloths gefordert war. — [73] Alle modernen Ausgaben auſser d: them. — [74] Alle modernen Ausgaben auſser d: myself. — [75] a: Vor und nach respectively ein Komma, c: nach respectively. — [76] a b c: Komma nach and. — [77] b e g: Brazils. — [78] A2 a b c e g: Englishmen. — [79] A3 und alle neueren auſser d: cargo. — [80] a b c: could not perform. — [81] Fehlt in a b c. — [82] A2 und alle modernen Ausgaben auſser d: increased. — [83] Druckfehler, nicht in den Errata; in A A: account (!). — [84] A3 Caribbes.

Plantations, and how they fought with that whole Number twice, and were at first defeated, and three of them kill'd; but at last a Storm destroying their Enemies[85] Cannoes, they famished or destroy'd almost all the rest, and renew'd and recover'd the Possession of their Plantation, and still liv'd upon the Island.

All these things,[86] with some very surprizing[87] Incidents in some new Adventures of my own, for ten Years[88] more, I may perhaps give a farther[89] Acconnt[90] of hereafter.

d) Einzelne Stellen.

P. 46, 1 (= Tauchnitz 33, 7) Intrest; A^1 A^2 A^3: Interest.

46, 14 (Tauchnitz 33, 16): the th of being etc. Hier haben wir den erstaunlichen Fall, dafs, wahrscheinlich infolge von Unleserlichkeit des Defoeschen Manuskriptes, der Setzer in der ersten und zweiten Auflage (A^1) das Datum einfach weggelassen hat; erst die dritte Auflage (A^2) füllt die Lücke aus mit: the first of September 1659 being etc., die vierte Auflage (A^3) mit: the 1st of Sept. 1659, being etc.

46, 18 (Tauchnitz 33, 19) liest nicht nur die erste Ausgabe, sondern auch die drei anderen: Interest.

46, 25 (Tauchnitz 33, 25): Scissars in allen vier Ausgaben.

47, 36 (Tauchnitz 34, 22) haben A A^1 A^2: The Caribbe Islands; die vierte Auflage hat dann Carribee Islands drucken wollen, bringt aber mit einem neuen Druckfehler: Caribbec.

47, 26 (Tauchnitz 34, 15): the River Amozones; erst A^3 bringt: Amazones.

50, 5 (Tauchnitz 36, 3): could we ha' done; A^1 A^2 A^3: have.

117, 9 (Tauchnitz 83, 8) haben alle Originalausgaben: mixt.

117, 14 (Tauchnitz 83, 11): Mannor; A^1 A^2 A^3: manor.

117, 15 (Tauchnitz 83, 12): Lemmon, aber Zeile 25 und 30: Lemons.

121, 35 (Tauchnitz 86, 16): Bisket in allen vier Ausgaben.

176, 20 (Tauchnitz 124, 19): Scetch; aber A^1 A^2 A^3: Sketch.

222, 36 (Tauchnitz 156, 29): I wou'd have crusht it; A^1 A^2: it would have crush'd it; A^3: it wou'd have crush'd it.

223, 19 (Tauchnitz 157, 4): Wastcoat in allen vier Ausgaben.

Indem ich daran gehe, die Resultate dieser Vergleichung zusammenzufassen, wäre zuerst der möglicherweise erhobene Einwand zu widerlegen, warum ich bei dieser Textvergleichung nicht die Ausgabe letzter Hand zugezogen habe. Nach meinen Listen erschien der uns hier beschäftigende erste Band bis zu Defoes Tode (1731) noch einmal bei W. Taylor (1722, sogenannte Sixth Edition) und noch einmal bei dessen Geschäftsnachfolgern W. Mears and T. Woodward (1726, sogenannte Seventh Edition). Diese beiden, oder mindestens die letztere, wären tatsächlich noch heranzuziehen gewesen, wenn wir nicht sowohl a priori wie a posteriori beweisen könnten, dafs sich Defoe um seine Geisteskinder, nachdem sie das Licht der Welt erblickt, nicht mehr im Sinne der

[85] So die Originalausgaben; erst die modernen bringen enemie's (a) oder enemies' (b c e f g). — [86] A^2 A^3: Things. — [87] Alle modernen Ausgaben aufser d: surprising. — [88] A^1: years. — [89] e: further. — [90] Druckfehler, nicht unter den Errata; auch in A A.

Verbesserung gekümmert hat. A priori können wir das schliefsen aus der Massenhaftigkeit und zum Teil ganz unbegreiflichen Leichtigkeit seiner Produktion. Defoe hat in den zwölf ihm nach dem ersten Robinsonband noch beschiedenen Lebensjahren noch etwa sechzig Werke veröffentlicht, von denen mindestens fünfundzwanzig einen Umfang von mehreren hundert Seiten haben. Nehmen wir dazu seine nicht aussetzende Tätigkeit an politischen Tagesblättern, die Sorge für seine Familie etc., so werden wir nicht fehlschliefsen, wenn wir a priori annehmen, dafs ihm zur fortwährenden Korrektur seiner Arbeiten bei Gelegenheit von Neuauflagen schlechterdings keine Zeit verblieben sein kann. Und das wird durch eine Prüfung seiner Arbeiten, von denen ich allerdings nur einen verhältnismäfsig kleinen Teil kenne, bestätigt. Zwar stofsen wir bei verschiedenen Neuauflagen auf einen veränderten Titel, vielleicht im Interesse eines besseren Absatzes, aber von einer Veränderung des Inhalts seiner Werke durch ihn selbst ist mir nichts bekannt. Ich durfte mich daher auf jene vier ersten Ausgaben beschränken, in der soeben wahrscheinlich gemachten Annahme, dafs die beiden ferneren zu Lebzeiten des Schriftstellers erschienenen Ausgaben keine vom Verfasser herrührenden Änderungen des Textes enthalten werden. Ob nicht trotzdem ein künftiger Robinson-Herausgeber sie zweckmäfsig zur Gestaltung des Textes mit heranziehen werde, ist eine andere Frage.

Welches Bild gewährt nun zunächst der Text der ersten Auflage und wie verhalten sich dazu die übrigen, wie steht es weiter mit dem Facsimile Reprint? Zunächst wird aus den mitgeteilten Proben, trotz des geringen Umfangs derselben, ersichtlich geworden sein, dafs die erste Ausgabe manche Druckfehler enthält, die in den Errata nicht angezeigt sind. (Anmerkung 12, 19, 34, 39, 83, 90 etc.) Sodann zeigt sie eine grofse Reihe phonetischer Schreibungen, die, wie schon bemerkt, mindestens teilweise auf Rechnung des Setzers kommen und in den folgenden Ausgaben, allerdings auch nur zum Teil, aufgelöst worden sind (so Anmerkung 2, 7. u. ö., 21, 27, 45, 66, 82 etc.), in einer anderen Reihe von Fällen wiederum zeigt sie Schreibungen, die schon in der zweiten Auflage verschwunden sind, so S. 117, 14: Mannor (die folgenden Ausgaben: manor), S. 117, 15: Lemmon, aber schon die folgenden Zeilen, wie die späteren Ausgaben: lemons; S. 176, 20: Scetch, die folgenden Ausgaben: Sketch. Dagegen haben S. 121, 35 die vier ältesten Ausgaben gleichmäfsig Bisket; S. 223, 19 alle vier gleichmäfsig: Wastcoat.

Es ist, glaube ich, schon jetzt deutlich geworden, dafs die erste Ausgabe keinesfalls genügen kann, um sich ein annähernd richtiges Bild der Defoeschen Orthographie zu verschaffen. Nach dem früher Gesagten wird man von den folgenden Ausgaben

nun auch keine fortschreitende Besserung des Textes erwarten dürfen, sondern, wo diese einzelne Fehler der vorhergehenden Ausgabe gebessert haben, bringen sie vielleicht statt dessen nun neue Fehler oder doch Abweichungen. So ändert die dritte Auflage: tending directly to the life of miserȳ in: ... towards the life of misery (Anm. 23); so bringt dieselbe Ausgabe to far below (Anm. 31), wo A, A^1 und A^3 richtig too haben. So bringen (Anm. 84) A, A^1, A^2 das richtige Caribbees, A^3 dagegen hat Caribbes. An einer anderen Stelle (S. 47, 36) haben die drei ersten Ausgaben falsch the Caribbe Islands, die vierte will dies verbessern, bringt aber den neuen Druckfehler Caribbec Islands. Mit anders gearteten Abweichungen haben wir es zu tun, wenn wir in der ersten Ausgabe (Anm. 28) lesen: fortunes (entsprechend unserem 'Glücksgüter'), in den folgenden dagegen: fortune (mehr unserem 'Vermögen' entsprechend), ferner wenn A (Anm. 4) merchandise schreibt, die folgenden Ausgaben dagegen merchandize (man sollte es umgekehrt erwarten), tatsächlich haben alle vier Ausgaben entsprechend der älteren Orthographie enterprize (Anm. 30). Weiter haben die ersten drei Ausgaben outragious, die vierte dagegen outrageous (Anm. 44). In den ersten zwei Ausgaben (Anm. 46) steht any farther, wo die beiden folgenden any further haben. Die zwei ersten Ausgaben schreiben (Anm. 67) murtherers, die beiden späteren murderers. Die erste, zweite und vierte haben (Anm. 82) encreas'd, die dritte increased.

Bei der Prüfung der ersten Ausgabe habe ich schon vielfach die drei anderen mit heranziehen müssen. Es wird sich ergeben haben, daſs für philologische Zwecke von einer ausschlieſslichen Benutzung der ersten Auflage schlechterdings keine Rede sein kann, ebensowenig freilich von einer der drei anderen, sondern daſs der einer Untersuchung zugrunde zu legende Text ein eklektischer wird sein müssen, der an Zuverlässigkeit nur gewinnen kann, je mehr von anderen Schriften Defoes zur Vergleichung herangezogen wird. Von gröſstem Nutzen wird sich dann erweisen die fortwährende Vergleichung zweier posthumer Werke Defoes (*The compleat English gentleman* und *The royal educacion*), weil sie die einzigen sind, die wir in philologisch musterhafter Weise herausgegeben besitzen.[1]

Es erhebt sich nun die Frage, ob das Faksimile Reprint im stande ist, die äuſserst seltene erste Ausgabe zu ersetzen. Bei der mechanischen Art der Herstellung sollte man dies durchaus erwarten dürfen. Und doch ist dies nur bedingungsweise der Fall. Druckfehler etc. gibt unser Faksimile richtig wieder, so exremes für extremes (Anm. 39), inagast für against (Anm. 12), das auf dem Kopfe stehende l in inclination (Anm. 19). Wie

[1] Von Bülbring (London, 1890, bezügl. 1895).

aber, wenn das Faksimile Dinge bringt, die sich im Original nicht finden? Das ist trotz des geringen Umfanges der mitgeteilten Proben zweimal der Fall. Einmal hat das Original (Anm. 69) Thoughts, wo das Facsimile Thoughs bringt (von dem Abspringen eines Buchstabens kann bei dem anastatischen Verfahren gar keine Rede sein); weiter hat einmal das Original (Anm. 83) den Druckfehler Acconnt, das Faksimile dagegen Account. Ob diese beiden nun die einzigen derartigen Fälle sind oder sich deren Zahl bei Vergleichung des ganzen ersten Bandes im Original und Faksimile noch vermehren wird, jedenfalls schliefse ich daraus zwingend, dafs schon von der ersten Ausgabe verschiedene Fassungen vorhanden sind, eine Tatsache, die sich bei älteren Werken nicht allzu selten wiederholt.

Eine auch nur flüchtige Durchsicht der neueren Ausgaben ergibt, dafs die meisten derselben, und besonders die älteren, auf genaue Wiedergabe des Defoeschen Textes nur einen verhältnismäfsig geringen Wert legen. Nicht nur, dafs sie die Orthographie modernisieren (wenn a z. B., entsprechend dem Original, schreibt meer [Anm. 26] anstatt mere und enterprize [Anm. 30] statt enterprise, so waren das eben am Ausgang des 18. Jahrhunderts noch die üblichen Schreibungen), sondern sie beginnen auch bereits an dem Wortschatz Defoes in einzelnen Fällen zu rühren, wo dieser im Begriff ist, zu veralten oder schon veraltet war (so haben a b c z. B. actuated by some hellish Degeneracy (Anm. 48), wo Defoe noch acted schreibt. Sehr auffällig ist die ganz willkürliche Änderung in a (Anm. 43): frame für form, während Breman (Anm. 3) blofser Druckfehler sein mag. Im Einklang mit den Originalausgaben schreiben (Anm. 24) a und b noch befal, alle anderen, also auch d und f, befall. Wenn alle modernen Ausgaben aufser d persuasions (Anm. 21) bringen, so war darin die dritte Originalausgabe vorangegangen. Sämtliche Originalausgaben sowie a d f g haben (Anm. 18) offenbar falsch: ... as far as House Education, and a Country free School generally goes, wo b und c das offenbar allein richtige go einsetzen. Die Ausgabe c ist zweifellos die unzuverlässigste. Nicht nur, dafs sie gleich ihren Vorgängerinnen die Orthographie modernisiert und neuere Worte einsetzt, sondern sie verschiebt auch, wie dies auch Storm für das von ihm ausgehobene Stück, und nicht nur für Defoe, sondern auch für den Goldsmith- und den Swiftband der Tauchnitz-Kollektion gezeigt hat, durch ganz willkürliche, auf mangelhaftem Verständnis beruhende Änderungen mehrfach den Sinn (siehe hier Anm. 29 und 50). Als sorgfältiger in jedem Betracht präsentiert sich die neueste Ausgabe unter den herangezogenen (g), die aufser einer vorzüglichen Einleitung zu Defoe im allgemeinen und zu Robinson insbesondere, die uns hier nicht beschäftigt, einen nicht nur lesbaren, sondern auch,

soweit das für ein breites, besonders englisches Publikum erträglich ist, treuen Text bietet. Aber auch sie hält sich nicht frei von unnötigen Konjekturen. Wenn (Anm. 85) alle modernen Ausgaben, mit Ausnahme von d, welche hier zu Unrecht konservativ ist, ändern: destroying their enemie's cannoes (so Ausgabe a falsch) oder destroying their enemies' cannoes (alle Ausgaben aufser d), so ist dieses Verfahren richtig, weil es sich hier um einen Fehler aller vier Originalausgaben handelt. Wenn aber (Anm. 61) unsere Ausgabe g die Stelle: against their consciences reproving them ändert in: ... their consciences' reproving etc., so ist diese Änderung mindestens überflüssig. Von der Ausgabe e (Keltie) gilt ungefähr das nämliche wie von der Ausgabe g, sie ist in jedem Betracht der Tauchnitz-Edition vorzuziehen.

Ich habe mir die Ausgaben d und f bis jetzt verspart, weil gerade sie den Anspruch erheben, den originalen Text des '*Robinson*' zu reproduzieren. Sie sind Konkurrenzaugaben, zum 150jährigen Jubiläum des '*Robinson*' erschienen, und zwar derart, dafs d die Konkurrentin um ein weniges überholte und dieser in Neuauflagen nun Anlafs zu einigen Stachelreden (in der Einleitung) über das eingeschlagene Verfahren gab. Die erste Ausgabe der Globe Edition hatte nämlich, der Leeschen Versicherung zufolge, die Behauptung enthalten, dafs ihr Text der der Ausgabe von 1719 sei, aber mit früheren Ausgaben verglichen. Das gab nun der Leeschen Ausgabe ein Recht, jene Versicherung als nonsense zu brandmarken, da frühere Ausgaben als die von 1719 nicht existierten. Neuere Abdrücke der Globe edition haben daraufhin jene Bemerkung weggelassen, neuere Abdrücke der Ausgabe Lee sollten daher auch ihren Vorwurf als gegenstandslos fallen gelassen haben, was aber nicht der Fall ist. Bei der Prüfung dieser beiden Ausgaben sind zunächst zwei Fälle auszuscheiden, die kaum auf Rechnung des Setzers kommen können, sondern sich wohl nur durch die Annahme eines von dem meinigen verschiedenen Exemplars der ersten Auflage erklären lassen. Gleich zu Eingang des Romans (Anm. 6) lesen sowohl d wie e an der Stelle: my mother ... and from whom I was called Robinson Kreutznaer etc. anstatt from: after. Ähnlich wird es an der kurz vorhergehenden Stelle (Anm. 5) stehen, wo es heifst: ... He ... lived afterward at York und wo die Ausgaben b c e f haben: afterwards. Daneben stehen nun aber eine ganze Reihe von Fällen, wo f von der ersten oder auch den nachfolgenden drei weiteren Ausgaben ohne ersichtlichen Grund, als weil der moderne Sprachgebrauch es so fordert, abweicht. So z. B. mere anstatt meer (Anm. 26), outrageous anstatt outragious (Anm. 44), clothes anstatt cloaths (Anm. 72) und zahlreiche andere. In einigen Fällen stützt sich das Verfahren von f wenigstens auf eine der vier ältesten Ausgaben, so wenn sie mit A^3 schreibt human (Anm. 65),

wo A, A^1, A^2 humane geben, wenn sie mit A^2 und A^3 schreibt murderers (Anm. 67) anstatt murtherers (A, A^1), ferner mit A^3 cargo (Anm. 79) anstatt cargoe (A, A^1, A^2), ferner increas'd (Anm. 82) auf Grund von A^2 anstatt encreas'd (A, A^1, A^3) und zahlreiche andere Fälle. In allen diesen gibt d die Schreibung der ersten Originalausgabe. Vereinzelt finden sich allerdings auch Stellen, wo f einen offenbaren Fehler entweder des Verfassers oder des Druckers gebessert hat, so Anm. 85: their Enemies' Cannoes anstatt des falschen their Enemies Cannoes. In anderen wieder, wo sie sich zu Unrecht konservativ an die Schreibung der ersten Originalausgabe gehalten, so (Anm. 18) goes beibehalten hat anstatt das richtige go einzusetzen. Wie erklärt es sich nun, dafs eine mit dem Namen Lee gedeckte Ausgabe, die sich ausdrücklich vornimmt, im Gegensatz zu anderen Ausgaben, die den Text verballhornt haben, diesen in seiner originalen Gestalt wiederzugeben, so bedeutende Abweichungen davon darbietet?

Die Erklärung liegt in den einleitenden Worten des Verlegers von f. Danach hat Lee zwar die Verdorbenheit des Textes der gangbaren Robinsonausgaben und die Notwendigkeit, einen treuen Text zu bieten, erkannt und der Druckerei des Verlegers sein Exemplar der schon damals seltenen ersten Auflage zur Verfügung gestellt, die Druckerei aber mit diesem Text geschaltet, wie es der Gepflogenheit der Offizin und der Rücksicht auf die englischen Durchschnittsleser entsprach.

Es wird ersichtlich geworden sein, dafs Ausgabe d (Globe edition) vom Text des Robinson ein in den meisten Fällen getreues Bild bietet, als die einzige unter allen modernen Ausgaben; es wird aber auch ersichtlich geworden sein, dafs sie die definitive, für philologische Zwecke allein brauchbare Ausgabe noch nicht ist. Eine solche wird vielmehr nur auf Grundlage aller Originalausgaben mit steter Rücksicht auf den Sprachgebrauch Defoes in seinen anderen Schriften hergestellt werden können, der Text, den sie bringt, ein eklektischer sein müssen.

Brandenburg a. d. H. Hermann Ullrich.

Studien zu M. G. Lewis' Roman 'Ambrosio, or The Monk'.

I. Zu den Quellen des 'Monk'.[1]

Die Untersuchung der Quellen des 'Mönchs' knüpft am besten an das 'Advertisement' an, das der Verfasser selbst seinem Roman[2] vorangestellt hat: 'The first idea of this Romance was suggested by the story of the *Santon Barsisa,* related in The guardian.[3] — The *Bleeding Nun* is a tradition still credited in many parts of Germany; and I have been told, that the ruins of the castle of *Lauenstein,*

[1] Ich hatte die folgenden Zusammenstellungen abgeschlossen, als mir die Dissertation von Max Rentsch, *Matthew Gregory Lewis. Mit besonderer Berücksichtigung seines Romans 'Ambrosio, or The monk'* (Leipzig 1902) zu Gesichte kam. Indes schien mir die Quellenfrage von R. nicht so erschöpfend behandelt, daſs ich meine Beiträge ganz hätte unterdrücken sollen. Bei einigen Punkten kann ich mich jetzt allerdings mit einem Verweise auf Rentschs Arbeit begnügen.

[2] Ich benutze den *Monk* in der Londoner Ausgabe von 1798 ('The Fourth edition, with considerable additions and alterations'). Daneben herangezogen habe ich die Londoner Ausgabe von 1822 ('Verbatim from the first edition') und die nach der ersten Ausgabe angefertigte französische Übersetzung von Léon de Wailly (Paris 1840). — Zur Geschichte des Textes sei auf die meist übersehene Angabe von Thomas James Mathias verwiesen (*The pursuits of literature,* 8 1798, p. 241): '*Three* editions of this novel have been circulated through the kingdom, without *any* alteration whatsoever.'

[3] No. 148, Monday, August 31, 1713 (Steele). Vgl. zu dieser Erzählung Dunlops *History of prose fiction,* new edition by H. Wilson, II, 511 und Fürst, *Vorläufer der modernen Novelle,* S. 49; über ihr Verhältnis zu Lewis s. Rentsch a. a. O. 104 ff., 128 ff. Ein Satz aus derselben klingt bei Lewis zweimal nach; im Guardian heiſst es: 'He [i. e. Barsisa] approached the princess, took her into his arms, and in a moment cancelled a virtue of a hundred years' duration', und bei Lewis lesen wir (Chap. II, Vol. I, p. 65, 120): 'Gracious God, should I then resist the temptation? Should I not barter for a single embrace the reward of my sufferings for thirty years?' 'If I yielded to the temptation, I should sacrifice to one moment of guilty pleasure, my reputation in this world, my salvation in the next ... Preserve me from losing the reward of thirty years of sufferings!' — Wenn bei Lewis Ambrosio, der Heilige, seine Schwester schändet und schlieſslich ermordet, so ist dies ein Motiv, das u. a. bereits in einer Erzählung in Paulis *Schimpf und Ernst* begegnet (Ed. 1597, Bl. 181a; vgl. auch Lessings Werke in Spemanns *Deutscher National-Literatur,* III, 2, 166 f.). Ich brauche nicht hinzuzufügen, daſs es im höchsten Maſse unwahrscheinlich ist, daſs Lewis Pauli gekannt hat.

which she is supposed to haunt, may yet be seen upon the borders of *Thuringia.*[1] — The *Water-King,* from the third to the twelfth stanza, is the fragment of an original Danish ballad,[2] — And *Be-*

---

[1] Ausführlicher spricht sich Lewis hierüber in der Schlufsanmerkung zu seinem IV. Kapitel aus (II, 122): 'The story which was related to me, was merely, that the castle of Lauenstein was haunted by a spectre habited as a nun (but not as a bleeding one); that a young officer by mistake ran away with her, instead of the heiress of Lauenstein; that she used to appear to him every night; that, going to a foreign country, neither he nor the phantom was ever after heard of; and that the words which she used to repeat to him were in the original:

> Frizchen (sic!)! Frizchen! Du bist mein!
> Frizchen! Frizchen! Ich bin dein!
> Ich dein!
> Du mein!
> Mit leib' und seel.'

Nach dieser Darstellung würde eine gedruckte Quelle für Lewis nicht in Betracht kommen; allein es ist sehr zweifelhaft, ob er wirklich nur eine ihm mündlich überlieferte Tradition benutzt hat. Im *Intelligenzblatt der Allg. Lit.-Ztg.*, Febr. 1798, S. 291 wird die 'bekannte deutsche Ballade' als Quelle bezeichnet; mit welchem Recht, vermag ich nicht zu sagen, da mir die fragliche 'Ballade' unbekannt ist. Walter Scott macht in seinem *Essay on imitations of the ancient ballad* (*The poetical works* ... Edinb. 1848, IV, 49) Musäus namhaft: 'Another peccadillo of the author of "The Monk" was his having borrowed from Musæus, and from the popular tales of the Germans, the singular and striking adventure of the "Bleeding Nun".' Tatsächlich findet sich bei Musäus (*Volksmährchen der Deutschen,* V: 'Die Entführung') eine Erzählung, die in allen wesentlichen Zügen zu der 'story', Lewis' angeblicher Quelle, stimmt; die Worte der gespenstischen Nonne lauten hier: 'Friedel, Friedel, schick' dich drein, ich bin dein, du bist mein, mit Leib und Seele.' Andererseits berührt sich die Musäussche Erzählung so nahe mit der Darstellung des 'Monk', dafs man bei Lewis die Kenntnis jener ersteren unbedenklich voraussetzen möchte (seine 'Agnes' zeigt [II, 21 ff.] ganz die satirische Laune, wie sie uns bei Musäus entgegentritt). Dazu kommt, dafs Lewis' Vertrautheit mit den 'Volksmährchen der Deutschen' durch eine Reihe weiterer Berührungen wahrscheinlich gemacht wird (s. das Namenverzeichnis am Schlufs). — A. a. O. erwähnt Lewis auch die Ähnlichkeit 'between some parts of the story of "the Bleeding Nun", and that of the Apparition in "Les chevaliers du cygne". I can only account for it by supposing that Madame de Genlis had heard, while in Germany, the same tradition which I have made use of. It is at least certain, that "The monk" was already in the press, when I read for the first time "Les chevaliers du cygne".' Die Ähnlichkeit zwischen dem 'Mönch' und den 'Chevaliers du cygne' (1795) besteht indes einzig darin, dafs in beiden Romanen von einem blutenden Gespenst die Rede ist, das allnächtlich jemanden besucht, zuletzt aber seine qualvollen Besuche einstellt (*The monk,* II, 60 ff.; *Les chevaliers du cygne,* II, 131, III, 220). — Ganz dasselbe Motiv, das die Erzählung von Musäus und die Episode bei Lewis behandeln, liegt übrigens, worauf mich Bolte freundlichst hinweist, dem Körnerschen Gedicht 'Wallhaide' zu Grunde. Wie bei Lewis erscheint das Gespenst in blutigem Kleide; die Worte, die es spricht, lauten: 'Lieb Rudolf! bist mein, lieb Rudolf! bin dein; Nicht Himmel und Hölle scheide Uns beide!'

[2] Wie schon von A. W. Schlegel bemerkt worden ist, hat Lewis die Übertragung der dänischen Ballade [*Kiämpe Viser,* Kopenhagen 1739,

lerma and Durandarte is translated from some stanzas to be found in a collection of old Spanish poetry, which contains also the popular song of *Gayferos and Melesindra*, mentioned in Don Quixote.[1] — I have now made a full avowal of all the plagiarisms of which I am aware myself; but I doubt not, many more may be found, of which I am at present totally unconscious.'

Lewis hat des ferneren bei einzelnen Stellen seine Quellen bezeichnet; so I 43 (Clarissa), II 133 (Anakreon), 151,[2] 235 (*Midnight hymn:* 'Probably these stanzas were suggested by Imogen's prayer in Cymbeline —

> "From fairies and from tempters of the night
> Guard me, good angels");[3]

S. 709] in Herders *Volksliedern* (II, 155, 1779) benutzt. Er selbst citiert Herder in Bd. III, S. 17. — Lewis' Zeilen V 4 '[He ...] paced the churchyard *three times four*' und VI 4 'The people flocked, both great and small' spiegeln die unrichtigen Übersetzungen Herders wieder: 'Er ging um die Kirch dreimal und vier' (anstatt 'So ging er dreimal verkehrt um die Kirche'); 'sie kamen um ihn, groſs und klein' (anstatt 'da wandten sich um alle Bilder klein' [H. Meyer; Redlich]; s. auch Robert Jamiesons *Popular ballads and songs*, I, 210).

[1] *Don Quixote*, II, 2, 9 (Braunfels, Band III, S. 205; Deppings Romanzensammlung, S. 275); die Ballade von Durandarte erwähnt Cervantes II, 2, 6 (Braunfels, III, 179; cf. Depping, 262). Thomas Rodds *History of Charles the Great and Orlando*, &c. (London 1812), Vol. II, p. 275 entnehme ich die folgende Angabe: '[we] must not omit to mention, that the Ballad of Durandarte, which Mr. Lewis translated, is to be found in a small volume of Romances in the possession of R. Heber, Esq., being the only one relative to the Twelve Peers of France in that book.' — Aus dem 'Don Quichote' hat Lewis wohl auch die Titel der Kap. IV und VII genannten Romane; eher ist es fraglich, ob wir uns auch für den von Lewis erwähnten Amadisritter 'Don Galaor' [de Waillys Übersetzung, II, 40; die Stelle fehlt in der vierten englischen Ausgabe] mit einem Hinweis auf Cervantes begnügen dürfen (welche Bewandtnis hat es mit der 'Damsel (!) plazer di mi vida', auf die Lewis a. a. O. anspielt?). Ferner könnte Lewis den Namen 'Leonella' dem 'Don Quichote' entlehnt haben; daſs ein 'Ambrosio' an der von Lewis angezogenen Stelle auftritt, ist gewiſs ohne Belang.

[2] 'Antonia ... vowed so frequently never more to think of Lorenzo, that till sleep closed her eyes she thought of nothing else.' Dazu citiert Lewis die Verse (woher?):

> Pour chasser de sa souvenance
> L'objet qui plaît,
> On se donne bien de souffrance
> Pour peu d'effet.
>
> Le souvenir durant la vie
> Toujours revient;
> En pensant qu'il faut qu'on l'oublie
> On s'en souvient.

Er kannte den Gedanken aber zweifellos auch aus der 'Entführung' in den Volksmärchen des Musäus: 'Sie war drey Jahre lang und drüber fleissig mit sich zu Rathe gegangen, ob sie den namenlosen Liebhaber ... vergessen wollte oder nicht, und eben darum hatte sie ihn keinen Augenblick aus den Gedanken verloren.'

[3] Derselben Scene des *Cymbeline* (II, 2), die ihrer schwülen Stimmung wegen einen starken Eindruck auf Lewis machen muſste, ist auch das Motto zum VIII. Kapitel des *Monk* entnommen. Ihr Einfluſs ist in die-

III 21,[1] 129 (Collins), 199 (Othello). Endlich hat der Verfasser durch die Mottos, die er den einzelnen Kapiteln vorangestellt, wie durch die Citate, die er hier und da eingestreut hat, manchen nützlichen Fingerzeig gegeben.[2]

Aus Lewis' Korrespondenz erfahren wir, daſs er den unmittelbaren Impuls zur Abfassung seines Romans durch die Lektüre der *Mysteries of Udolpho* von Mrs. Ann Radcliffe empfangen hat. In der Tat reiht sich der *Monk* in dieselbe Gattung des Schreckens- oder Schauerromans ein, der auch die Werke der Mrs. Radcliffe angehören und die vordem ihre Hauptvertreter in Walpoles *Castle of Otranto* und Cl. Reeves *Old English baron* gehabt hatte. Dabei ist zu beachten, daſs Lewis (wohl unter dem Einflusse deutscher Ritter- und Spukromane)[3] wieder mehr in die Bahnen Walpoles einlenkt, sofern er das Übernatürliche, das Grausig-Gespenstische uneingeschränkt zur Geltung kommen läſst, wogegen ja Mrs. Radcliffe alles Spukhaft-Wunderbare nur zur Beunruhigung ihrer Personen (und

---

sem Kapitel, zu dem weiterhin Shaksperes *Rape of Lucrece* verglichen werden mag, unverkennbar. [S. ferner de Waillys Übersetzung, II, 171 f.]. — Ohne Bedenken dürfen wir auch den Namen 'Imogine' in Lewis' berühmter Ballade mit Shaksperes Drama in Verbindung bringen.

[1] 'With respect to the Fire-King and the Cloud-King, they are entirely of my own creation; but if my readers choose to ascribe their birth to the "Comte de Gabalis", they are very welcome.'

[2] So verrät uns das Motto zum ersten Kapitel des *Monk*, daſs Lewis bei seinem Ambrosio auch auf den Angelo in *Measure for measure* hingeblickt hat. Eben darauf weist das Citat Bd. II, S. 206 (cf. *Measure for measure*, II, 2, v. 187). Zwei Citate (III, 11; 199) bezeugen Lewis' Vertrautheit mit dem *Othello*. Ein Citat aus *As you like it* (IV, 1) begegnet III, 226. Seine Neigung, bei Grabesscenen zu verweilen, mag durch Robert Blairs düsteres Gedicht, dem er zwei seiner Mottos entnimmt (II, 238, III, 50), genährt worden sein.

[3] In A. W. Schlegels *Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst*, herausgegeben von Minor, lesen wir (II, 36): 'Daher haben auch in England aus dem Deutschen übersetzte Romane mehr Glück gemacht als in Frankreich, ja einige der beliebtesten anmaaſslichen Originale sind aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt [*The monk*].' Hätte er doch einige genauere Angaben gemacht! Auch seine ausführliche Anzeige der Oertelschen Übersetzung des *Monk* in der *Allg. Lit.-Ztg.* enthält nur den Hinweis auf Veit Weber (s. u.), und die von ihm citierte *Critical review* vom Februar 1797 macht im einzelnen nur den 'Geisterseher' (s. u.) namhaft. — Die Frage, welche deutschen Schauerromane Lewis im einzelnen benutzt haben mag, ist deshalb besonders schwer zu beantworten, weil Lewis, soweit ich sehe, über seine deutsche Lektüre nichts hat verlauten lassen, und weil andererseits eine gute Darstellung der in Betracht kommenden deutschen Romanliteratur fehlt; Müller-Fraureuths Buch über die 'Ritter- und Räuberromane' (Halle 1894) kann — ebenso wie die Schrift J. W. Appells (Leipzig 1859) — nur teilweise als Vorarbeit in diesem Sinne gelten. — Mit Chr. H. Spieſs' 'Petermännchen' (1791/92) zeigt der 'Mönch' eine gewisse Verwandtschaft; es bleibe dahingestellt, ob Lewis es gekannt und benutzt hat. — Einfluſs der deutschen Ritter- und Schauerromane dürfte in Namen wie 'Lindenberg' (war Lewis J. G. Müllers 'Siegfried von L.' bekannt?), 'Rosenwald',

zur Düpierung des Lesers) benutzt, indem sie es regelmäſsig hinterher rationalistisch auflöst ('I am lately come from a place of wonders; but unluckily, since I left it, I have heard almost all of them explained' heiſst es einmal naiv in den *Mysteries of Udolpho,* Kap. 38). Von der Radcliffe unterscheidet sich Lewis ferner sehr wesentlich durch sein Thema: während bei ihr, wie man treffend gesagt hat, die wahren Helden jene geheimnisvollen Schlösser und Klöster sind, gibt Lewis die Darstellung einer Leidenschaft, die er von ihren ersten Regungen an verfolgt, um sie schlieſslich in ihrer alles niederwerfenden Dämonie zu zeigen. An Stimmung fehlt es bei Lewis so wenig wie bei Mrs. Radcliffe; nur freilich atmet sie bei dem Verfasser des 'Mönchs' einen Grad schwüler Sinnlichkeit, der der braven Mrs. gewiſs mehr als 'shocking' erschienen ist. Endlich ist Lewis von der tränenreichen Sentimentalität der Radcliffe (wie oft ist bei ihr nicht von einer 'pleasing sadness' die Rede!) so frei wie nur möglich; ihr Schwelgen in Naturstimmungen, in Ausmalung von Sonnenuntergängen u. dgl. ist ihm gänzlich fremd.

Es versteht sich von selbst, daſs Lewis eine Reihe einzelner Züge mit den Werken der genannten Gattung gemein hat, daſs er vor allem die herkömmlichen Mittel nicht verschmäht, durch die beim Leser die Empfindung des Gruselns oder Grauens hervorgerufen werden soll (verborgene Falltüren, das Geräusch, das der an Wänden und Türen vorbeistreichende Wind verursacht usw.). Typischen Charakters ist auch die Figur der 'Dame Jacintha' im *Monk;* sie geht in letzter Linie auf die 'Bianca' im *Castle of Otranto* zurück: 'The garrulous, meddling, foolish Bianca whom Walpole painted, the officious, fearful chamber-maid who can never come to the point or say the right thing, was assuredly the parent of her [i. e. Mrs. Radcliffe's] Annette, of Peter, Ludovico, *and the rest of the tribe*' (Julia Kavanagh, *English women of letters,* Chap. XI). Etwas Typisches haftet schlieſslich einigen der von Lewis gebrauchten Namen an; so findet sich der Name 'Matilda' im *Castle of Otranto* und in den *Castles of Athlin and Dunbayne* der Mrs. Radcliffe,[1] der Name 'Theodore' erscheint im *Castle of Otranto* und in der *Romance of the forest,* und ein 'Alfonso' figuriert wiederum bereits in der Walpoleschen Erzählung.

'Cunegonda' (*The monk,* Kap. III f.) zu erblicken sein. — Wenn im 'Mönch' (III, 14) Theodore der Agnes auf dieselbe Weise nachspürt wie einst Blondel dem Richard Löwenherz ('He had read the story of a king of England, whose prison was discovered by a minstrel,' etc.), so darf dazu vielleicht bemerkt werden, daſs dasselbe Motiv in Veit Webers 'Männerschwur und Weibertreue' erscheint. (*Sagen der Vorzeit,* Bd. I,[2] 1790, S. 91 ff.).

[1] Cf. auch Mrs. Inchbald, *A simple story.* Der Name ist übrigens auch im deutschen Ritterdrama beliebt (vgl. Brahm QF XL, 165) und begegnet in den Schauerromanen, so in Spieſs' *Petermännchen.*

In ein paar Punkten mag sich Lewis direkt durch das *Castle of Otranto*[1] haben anregen lassen;[2] sehr viel gröfser aber ist die Zahl der Einzelmotive, die er den Romanen der Mrs. Radcliffe unmittelbar abgewonnen hat.[3]

Den Radcliffeschen Schauerapparat hat Lewis namentlich für die Schilderung der unterirdischen Begräbnisstätten und Verliefse des Klosters der hl. Clara,[4] sowie der dort sich abspielenden Geschehnisse herangezogen. Jenes dumpfe Stöhnen, das aus den Gewölben heraufdringt (*The monk,* Chap. VII, II, 269 ff.[5] und Chap. X, III, 164 ff.) und, wie man schliefslich entdeckt, von einer dort schmachtenden Person herrührt, die das Opfer grausamer Intrigen geworden ist, spielt schon bei Mrs. Radcliffe eine bedeutende Rolle; so in der *Sicilian romance:* 'As he surveyed the place in silent wonder, a sullen groan arose from beneath the spot where he stood. His blood ran cold at the sound ... He made another effort to force the door, when a groan was repeated, more hollow and more dreadful than the first' (Ballantynes *Novelist's library,* Vol. X, p. 19);[6] 'One night ... the stillness of the place was suddenly interrupted by a low and dismal sound. It returned at intervals in hollow sighings, and seemed to come from some person in deep distress ..

---

[1] In Parenthese sei hier die Möglichkeit angedeutet, dafs Walpole für seinen Roman einen (pseudo-)historischen Anknüpfungspunkt gehabt haben könne: Sollte ihm vielleicht ein Bericht vorgelegen haben von der Art des folgenden, den ich Zedlers *Univ.-Lexikon* entnehme: 'Manfred, ein Tyranne von Sicilien, Kayser Friedrichs II. natürlicher Sohn, ward von seinem Vater zum Fürsten von Otranto gemacht ... Er war ein schöner, gelehrter, tapfferer, aber grausamer und unzüchtiger Printz'?

[2] Das Bild der Madonna, das sich belebt und aus seinem Rahmen heraustritt (*Monk,* Kap. II; de Wailly, I, 66; später gestrichen), erinnert an das Bild von Manfreds Grofsvater, das im *Castle of Otranto* (Ballantynes *Novelist's library,* V, 567) dieselbe Operation vornimmt. Die Entrückung Alfonsos (*Castle of Otranto,* Chap. V) scheint auf die Vision Lorenzos (*Monk,* I⁴ 42 f.) gewirkt zu haben. Die Annäherung von Virginia und Lorenzo nach Antonias gewaltsamem Ende (*Monk,* III, 266) gleicht der von Isabella und Theodore nach Matildas Tode (*Castle of Otranto,* Schlufs).

[3] Die Mehrzahl der von Rentsch a. a. O. 138 ff. zwischen dem *Monk* und den *Mysteries of Udolpho* herausgefundenen Ähnlichkeiten vermag ich nicht als solche anzuerkennen.

[4] Lewis' 'Convent of St. Clare' offenbar nach dem 'Convent of St. Clair' in den *Mysteries of Udolpho* (Chap. VI u. ö.; eine 'abbey of St. Clair' figuriert in der *Romance of the forest,* ein 'Marquis de St Claire' in den *Castles of Athlin and Dunbayne* (Chap. VII).

[5] '[His meditations] were interrupted by a low murmur, which seemed at no great distance from him. He was startled — he listened. Some minutes passed in silence, after which the murmur was repeated. It appeared to be the groaning of one in pain ... The noise ... continued to be heard at intervals ... Yet deeper groans followed,' etc.

[6] Ich citiere die Romane der Mrs. Radcliffe nach der Ausgabe in dieser Sammlung (1824).

As he listened in deep amazement, the sound was repeated in moans more hollow ... coming to a particular spot, the sound suddenly arose more distinctly to his ear,' etc. (ib. 38 f.; cf. *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXVIII und XXXII, p. 384 und 401). Zu den Gewölben führen Treppen aus schwarzem Marmor hinab (*The monk,* II, 193; vgl. *A Sicilian romance,* Chap. III, pag. 19). Die Gewölbe selbst bieten einen schauerlichen Anblick; die gefangene Person ist von verwesenden Leichnamen umgeben (*The monk,* III, 234 ff.; vgl. z. B. *A Sicilian romance,* Chap. XIII: 'a vault strewn with the dead bodies of the murdered'; über ähnliche Scenen im deutschen Ritterdrama s. Brahm a. a. O. 80, 148). Wenn Agnes de Medina im *Monk* (III, 234) nach ihrer Befreiung erzählt: 'As I raised myself ... my hand rested upon something soft: I grasped it, and advanced it towards the light. Almighty God! what was my disgust! ... I perceived a corrupted human head,' etc., so hat dies wohl in der folgenden Stelle aus den *Castles of Athlin and Dunbayne,* Chap. III sein Vorbild: 'They were proceeding ... when the foot of Alleyn stumbled upon something which clattered like broken armour, and endeavouring to throw it from him, he felt the weight resist his effort: he stooped to discover what it was, and found in his grasp the cold hand of a dead person!' — Nicht die Empfindung des Grauens, sondern die der Angst ist es, die Lewis wie Mrs. Radcliffe bei ihren Personen durch die plötzliche Bewegung eines Vorhangs hervorgerufen sein lassen. 'It was only the wind,' beruhigt sich der Mönch bei Lewis (III, 115), 'it is only the wind,' heifst es in den *Mysteries of Udolpho* (Chap. XLIII, p. 465; cf. auch *Romance of the forest,* ib. p. 132). Wenn sich im 'Mönch' dann 'Madona Flora', Antonias Kammermädchen, als harmlose Ursache des Schrecks herausstellt, so ist das eine deutliche Nachahmung der Manier der Radcliffe, die ihre Personen und den Leser in dieser Weise zu foppen liebt (vgl. z. B. *Mysteries of Udolpho,* Chap. XVIII, p. 323; ib. 358 f.; *Romance of the forest,* Chap. V, p. 102 f.). — Das von Mrs. Radcliffe mehrfach verwendete Kunstmittel, die Grauenstimmung durch düstere, im Stil Salvator Rosas gemalte Landschaften zu erhöhen (pp. 40 f., 236, 298, 324 f.), hat sich auch Lewis einmal, gegen den Schlufs seines Romans hin, zu nutze gemacht (III, 304 f.).

Die Wahl von Motiven, die der Klostersphäre angehören, war durch das Thema des 'Monk' gegeben; dennoch scheinen auch hier gelegentlich Anregungen der Mrs. Radcliffe nachzuwirken (Prozessionen: *Sicilian romance,* Chap. XI, p. 51, *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXXVII, p. 442; Ertönen der 'matinbell': *Mysteries of Udolpho,* Chap. XXXVI, p. 434; Klostergesang: p. 441 f.). Wenn sich bei Lewis (I, 42 f.) die (tatsächlich gespielte) Klostermusik in Lorenzos visionären Traum verwebt, so ist dies im 8. Kapitel der *Mysteries of Udolpho* vorgebildet (p. 261): 'She (i. e. Emily) sunk into a kind of slumber ... she thought she saw her father approaching her with a

benign countenance; then, smiling mournfully, and pointing upwards, his lips moved; but, instead of words, she heard sweet music borne on the distant air, and presently saw his features glow with the mild rapture of a superior being. The strain seemed to swell louder, and she awoke. The vision was gone; but music yet came to her ear in strains such as angels might breathe. She doubted, listened, raised herself in the bed, and again listened. It was music, and not an illusion of her imagination. After a solemn steady harmony, it paused — then rose again, in mournful sweetness — and then died in a cadence that seemed to bear away the listening soul to heaven.'[1] — Übrigens berührt sich Lewis in der antiklösterlichen Grundtendenz seines Buches nicht sowohl mit der Mrs. Radcliffe als mit einer starken Zeitströmung, die u. a. auch in den deutschen Ritterromanen deutlich zu Tage getreten war (vgl. Köster im *Anz. f. d. Alt.* 23, 296).[2]

Endlich trifft der 'Monk' mit den Romanen der Mrs. Radcliffe in einer Reihe einzelner Geschehnisse und Situationen zusammen, für die gewiſs zum Teil an direkte Beeinflussung des jüngeren Schriftstellers durch seine Vorgängerin zu denken ist. Die Geschichte der Agnes im 'Monk' erinnert in mehreren Zügen lebhaft an die *Sicilian romance.* Wie dort Agnes (II, 72, 109), so entschlieſsen sich hier Cornelia (*Novelist's library,* p. 46) und — wiederum ganz ähnlich — Julia (ib. 54), den Schleier zu nehmen; beidemal spielen falsche Nachrichten von Untreue resp. Tod[3] des Geliebten eine entscheidende Rolle. Wenn Agnes von der Priorin Vorwürfe darüber bekommt, daſs sie der Gedanke an ihren Geliebten zu viel beschäftige (II, 105), so macht sich Cornelia diesen Vorwurf selbst (p. 47): 'I had but one crime to deplore, and that was the too tender remembrance of him for whom I mourned,' etc. Auch in der *Sicilian romance* haben wir den Schlaftrunk, die Scheinbeisetzung (*The monk,* III, 145 ff.; cf. 99 ff.; *Novelist's library,* p. 66 [Lewis mag zugleich das groſse Vorbild Shaksperes vor Augen gehabt haben]), das Schmachten der Gefangenen im Kerker, den drohenden Hungertod ('I had been two days without food' Mrs. Radcliffe, p. 67; 'two long, long days, and yet no food' Lewis, p. 178). Die Äbtissin bei Lewis, die das Versteck der unglücklichen Agnes listig zu verbergen weiſs (III, 167 ff., 245), ist bei dem ränkevollen Marquis of Mazzini in die Schule gegangen (p. 73): 'The story which the Marquis formerly

---

[1] Die Musik rührt, wie uns Mrs. Radcliffe am Schlusse ihres Romans belehrt (p. 522), von einer geistesgestörten Nonne her!

[2] Aus dem Bereich der französischen Literatur seien erwähnt nur die *Intrigues Monastiques, ou l'Amour Encapuchonné* (La Haye, 1739), in denen u. a. erzählt wird (cf. Fürst, *Vorläufer der modernen Novelle,* S. 164), wie ein Beichtvater das von ihm geschändete Mädchen ermordet.

[3] Über derartige Botschaften im deutschen Ritterdrama s. Brahm a. a. O. 157.

related to his son, concerning the southern buildings, it was now evident was fabricated for the purpose of concealing the imprisonment of the Marchioness ... the circumstance related was calculated, by impressing terror, to prevent farther inquiry into the recesses of these buildings. It served, also, to explain, by supernatural evidence, the cause of those sounds,' etc. Lewis' Baronin, die den Liebhaber ihrer Nichte selber glühend liebt (II, 10 ff.), hat etwas von der zweiten Gemahlin des Marquis an sich (*Nov. libr.*, p. 7; 9: 'Her bosom, which before glowed only with love, was now torn by the agitation of other passions more violent and destructive ... She saw, or fancied she saw, an impassioned air in the count, when he addressed himself to Julia, that corroded her heart with jealous fury').[1] Wie Lorenzo der Antonia im 'Monk' (III, 35 f.), so bringt Hippolitus der Julia in der *Sicilian romance* eine Serenade dar (p. 11); Lewis' Schilderung 'she was still in this state of insensibility, when she was disturbed by hearing a strain of soft music breathed beneath her window ... The air which was played was plaintive and melodious ... she listened with pleasure ... it was succeeded by the sound of voices, and Antonia distinguished the following words' klingt zum Teil wörtlich an die entsprechende Stelle der Mrs. Radcliffe an. — Die Schicksale der 'Signora Laurentini' in den *Mysteries of Udolpho* (pp. 484, 521) haben dem Anschein nach für die Figur der Beatrice de las Cisternas (*The monk,* II, 86 ff.) einiges beigesteuert; auch Beatrice empfängt 'contempt and abhorrence from the man for whose sake she had not scrupled to stain her conscience with human blood' (*Mysteries of Udolpho,* 521), ja noch mehr, sie wird von ihm kurzer Hand umgebracht. Dafs Lewis' 'Virginia' Züge der 'Clara La Luc' in der *Romance of the forest* trägt, hat schon Rentsch a. a. O. 141 bemerkt.[2]

Im folgenden trage ich kurz diejenigen Fälle von Entlehnung resp. Nachahmung im 'Mönch' zusammen, auf die bereits von der

[1] Doch möchte ich die Scene im 'Mönch' (II, 11 ff.), wo die Baronin, die in grausamem Mifsverständnis sich von Don Raymond geliebt wähnt, diesem ihre Leidenschaft enthüllt, von ihm jedoch über ihren Irrtum aufgeklärt wird und nun auf Rache an ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin sinnt, vielmehr mit Schillers 'Don Karlos', II, 8 ff. in Verbindung bringen. Vgl. übrigens auch Wielands 'Oberon', Gesang XI, Str. 50 ff.

[2] Blofser Zufall ist es, wenn sich Kap. X der *Romance* (p. 137) mit der Entführung Raymonds (II, 54) flüchtig berührt. Ob die Scene, wo Montoni die Unterschrift Emilys erzwingen will (*Mysteries of Udolpho,* p. 401) beim Schlufskapitel des Mönchs (III, 300) vorgeschwebt habe, lasse ich dahingestellt; Lucifers wiederholtes 'Sign the parchment!' ist hier ebenso durch die Situation gegeben wie dort Montonis mehrmalige Aufforderung 'Sign the papers!' Für die Zeile in der Alonzo-Ballade (III, 67) 'The lights in the chamber burned blue' (scil. als das Gespenst erschien) hat Lewis gewifs nicht erst auf die *Mysteries of Udolpho* (p. 330) hinzublicken brauchen ('Holy St Peter! ma'amselle, cried Annette, look at that lamp, see how blue it burns!').

älteren Kritik aufmerksam gemacht worden ist. Lewis hatte in seinem 'Advertisement' selbst zugestanden, die von ihm dort gegebene Plagiatliste sei nicht vollständig: 'I doubt not, many more may be found, of which I am at present totally unconscious.' Aber auch ohne diesen ausdrücklichen Hinweis konnte es nicht zweifelhaft sein, dafs Lewis verschiedene andere literarische Schulden kontrahiert hatte. Man sah sofort,[1] dafs er den Schlufs seines Romans, das Ende Ambrosios, fast wörtlich Veit Webers 'Teufelsbeschwörung' entnommen hatte;[2] man erkannte, dafs für die 'Waldscene bei Strafsburg' (I, 169 ff.)[3] Smolletts *Adventures of Ferdinand Count Fathom,* Chap. XX sq. (Cooke's Edition, I, 113—119) mafsgebend gewesen waren;[4] man fand, die Verführung Ambrosios durch Matilda (d. h. einen Teufel in lockender Weibsgestalt) sei 'beinahe so reizend geschildert' wie in Cazottes *Diable amoureux,* 'in welchem der Vf. auch das Vorbild einer solchen Ausführung [möge] gefunden haben';[5] für die Er-

[1] *The monthly review,* Vol. XXIII, London 1797, p. 451; vgl. auch *Intell.-Blatt der Allg. Lit.-Ztg.,* 24. Febr. 1798, No. 33 und *Allg. Lit.-Ztg.,* May 1798, S. 420 ff. (A. W. Schlegel). — Aus der Anzeige in der *Monthly review* hebe ich die folgende Stelle heraus, die für die Geschichte der literarischen Kritik im 18. Jahrhundert von Interesse ist: 'The great art of writing consi[s]ts in selecting what is most stimulant from the works of our predecessors, and in uniting the gathered beauties in a new whole, more interesting than the tributary models. This is the essential process of the imagination, and excellence is no otherwise attained. *All invention is but new combination.* To invent well is to combine the impressive.' Man halte damit die Ausführungen Wm. Godwins in seinen *Thoughts on man* (Ed. 1831, p. 200) zusammen: 'Poetry is, after all, nothing more than new combinations of old materials,' etc.

[2] *Sagen der Vorzeit,* IV. Band, Berlin 1791, S. 135 ff. Lewis hat in der vierten Auflage die entlehnte Stelle stark verkürzt. Übrigens klingt die von ihm gebrauchte Wendung 'totally unconscious' (s. o.) im Hinblick auf diese dreiste Entlehnung recht wenig glaubhaft. — Ohne Bedeutung ist es, wenn Ambrosio (III, 195) der Antonia erklärt: 'For your sake, fatal beauty ... for your sake have I committed this murder, and sold myself to eternal tortures,' ganz wie Francesco der Enemonde (S. 132) vorgehalten hatte: 'Und auf diese Qualbank ... warf ich mich um deinetwillen ... um deinen Besitz mordete ich einen unschuldigen Knaben, entsagte dem Glücke meiner Seele im Himmel.'

[3] 'Die eine Räubergeschichte, wo Reisende in einer einsamen Waldhütte gastfreundlich Aufnahme finden, wo sie aber mit Mühe der ihnen zugedachten Ermordung entkommen ... ist eine gar zu willkürliche Zugabe und verrät sich eben dadurch als eine von den mancherlei Ausbeuten, welche der Vf. von fremdem Boden auf sein wucherndes Feld übertragen hat' (A. W. Schlegel).

[4] Erst in zweiter Linie kommt Mrs. Radcliffe mit ihren *Mysteries of Udolpho,* Chap. LI in Betracht.

[5] Schlegel a. a. O. — Schon bei Cazotte haben wir das dem Zwecke der Verführung dienende Lautenspiel (*The monk,* I, 133; doch vgl. auch Wielands *Oberon,* XI, 61 und *Don Karlos,* II, 8); ferner die weissagenden Zigeunerinnen (*The monk,* I, 55 ff.). Die eine Fassung des *Diable amoureux* bietet übrigens merkwürdigerweise auch die Schilderung einer solchen 'wilden Fahrt', wie sie Musäus und Lewis in der Geschichte von der ge-

scheinung des ewigen Juden (II, 74 ff.) drängte sich die Analogie des Schillerschen 'Geistersehers' auf: 'the wandering Jew, a mysterious character, which, *though copied as to its more prominent features from Schiller's incomprehensible Armenian,* does nevertheless, display great vigour of fancy' (*Critical review,* February 1797, p. 194).[1] Die Ballade *Alonzo the brave and the fair Imogine* (III, 66) liefs an Bürgers 'Lenardo und Blandine' (*Monthly review* a. a. O.) sowie an die 'Lenore' denken (Ähnlichkeit des Stils; dasselbe Grundmotiv: der Bräutigam als Gespenst); man hätte des weiteren (zu Str. V f.; X)[2] an 'Des Pfarrers Tochter von Taubenhain' erinnern können.[3]

---

spenstischen Nonne geben (das Motiv an sich wurzelt im Volksglauben, s. Berger, Bürgers Gedichte, S. 410; ich erinnere hier noch an Höltys *Leander und Ismene,* I, Str. 12); die Stelle lautet: '[Les mulets] ruent ("kicking and plunging" Lewis, II, 54), s'emportent, prennent le mors aux dents. Bientôt on ne les voit plus courir: ils volent; le postillon ("the postillions" Lewis; "der Kutscher" Musäus), démonté, est jeté dans une ornière; les rênes, retombées en avant, ne peuvent plus être saisies par moi ... Enfin je traverse comme un orage le village de Maravillas, et suis emporté à six lieues au delà, sans que rien mette obstacle à la force invincible qui entraîne ma voiture ... Un trait de lumière m'éclaire. «Les événements m'instruisent, m'écriai-je; je suis obsédé.» ... ma calèche, penchée vers la terre, portoit sur ses brancards,' etc.

[1] *The monk,* II, 82 (vgl. auch p. 273); *Geisterseher* (Leipzig 1789), S. 26 f., 51 ff. — Die Lewissche Schilderung des ewigen Juden (II, 79) kommt in einigen Zügen dem Gedicht Schubarts näher: 'I plunge into the ocean; the waves throw me back with abhorrence upon the shore ... [I oppose myself to the fury of banditti;] their swords become blunted, and break against my breast. The hungry tiger shudders at my approach, and the alligator flies from a monster more horrible than itself.' — Die Beamten der Inquisition, die in einem mit schwarzen Tüchern behangenen Saal in schwarzer Kleidung ihres Amtes walten (III, 271), hat Lewis wohl auch aus dem 'Geisterseher' (Ausg. 1789, S. 10); weiterhin gemahnt uns das gespenstische Auftreten Alonzos (III, 67: 'he moved not, he looked not around, But earnestly gazed on the bride ... His presence all bosoms appeared to dismay') an Schillers rätselhaften Franziskanermönch (a. a. O. 72 ff.), der 'unbeweglich ... stand, einen ernsten und traurigen Blick auf das Brautpaar geheftet ... Einen Jeden entsetzte diese Erscheinung.' Dagegen dürfte es ohne Belang sein, dafs auch im 'Geisterseher' ein Paar Lorenzo und Antonia erscheint.

[2] Bürgerschen Einflufs verrät, scheint mir, auch die Art, wie der hintergangene Alonzo (Str. XIII) das Gelübde Imogines wiederholt. (Wenn in V. Webers 'Teufelsbeschwörung' Francesco ebenso Enemondes Schwur wörtlich aufgreift [S. 26; 133], so wird darin eben auch die Einwirkung Bürgers zu sehen sein.) — Das Versmafs der Lewisschen Ballade ist dem der Bürgerschen 'Pfarrerstochter' und, enger noch, dem des Gedichtes 'An die kalten Vernünftler' verwandt.

[3] Bekanntlich ist diese Ballade ihrerseits der englischen Dichtung, wenngleich nicht sehr bedeutend, verpflichtet. Soweit ich sehe, hat man übrigens noch nicht beachtet, dafs Str. XXVI des Bürgerschen Gedichtes recht wohl durch eine Stelle des *Vicar of Wakefield,* Kap. XXIV angeregt sein kann. Dort wagt es der Junker Thornhill, der des Pfarrers Tochter Olivia verführt hat, Primrose aufzusuchen, wird von ihm aber mit Worten flammender Entrüstung abgewiesen: 'Go ... thou art a wretch,

Auf den Einfluſs des Goethischen 'Faust' wies Mézières hin (*Histoire critique de la littérature anglaise,* III, 174),[1] der fernerhin in dem Liede des Verbannten (II, 166) eine 'imitation assez heureux de la manière de Goldsmith' erblickte (p. 190) und behauptete, die Stelle, wo Lorenzo seine Schwester Agnes im unterirdischen Kerker des Klosters wiederfinde (III, 176 f.), böte mehrere Züge 'qui rappellent à la fois la science descriptive et la sensibilité de Sterne, dans son épisode si touchant du *Captif.*'[2]

Ich lasse zum Schlusse noch ein paar Notizen folgen, die ich mir bei der Lektüre des Mönchs mit Bezug auf gewisse Einzelheiten gemacht habe und für die sich im Rahmen der obigen Darlegungen kein Platz geboten hat. Wenn Don Raymond sich in der Verkleidung eines Gärtners Eingang in das Nonnenkloster verschafft (*The monk,* II, 104 sq.), so gemahnt uns dieser Zug an italienische Novellen, zugleich aber auch an Wielands *Oberon,* Gesang X, Str. 52 ff. (die Rolle eines 'Gärtners malgré lui' spielt der Graf von Gleichen in Musäus' Volksmärchen'). Der in seinen letzten Stunden von furchtbaren Gewissensqualen gepeinigte Mönch (Chap. XII) ruft uns unwillkürlich den Marlowschen 'Faust' in die Erinnerung. Die Dämonenerscheinungen im *Monk,* II, 276 f.; III, 292, die ihrerseits auf Shelley gewirkt haben, berühren sich nahe mit Beckfords *Vathek* (Ed. London 1868, p. 118); bei Lewis lesen wir: 'It was a youth seemingly scarce eighteen ... his form shone with dazzling glory ... Ambrosio gazed upon the spirit with delight and wonder: yet, however beautiful the figure, he could not but remark a wildness in the dæmon's eyes, and a mysterious melancholy impressed upon his fea-

---

a poor pitiable wretch, and every way a liar,' etc. Darauf macht Thornhill dem Pfarrer kühl den Vorschlag: 'you may still be happy ... *We can marry her to another in a short time, and what is more, she may keep her lover, beside? for I protest I shall ever continue to have a true regard for her.*' Man vergleiche damit die Bürgerschen Verse (Worte des Junkers von Falkenstein an die von ihm verführte Pfarrerstochter):

> 'Lieb Närrchen, ich halt' es dir, wie ich's gemeint:
> Mein Liebchen sollst immerdar bleiben;
> Und wenn dir mein wackerer Jäger gefällt,
> So laſs ich's mir kosten ein gutes Stück Geld.
> Dann können wir's ferner noch treiben.'

[1] Etwas übertreibend: 'Mathilde joue auprès d'Ambrosio précisément le même rôle que Méphistophélès auprès de Faust: elle l'entraîne aux mêmes crimes suivis du même dénouement.' — Ambrosio soll das höllische Dokument unterzeichnen (III, 297): '[The fiend] struck the iron pen which he held into a vein of the monk's left hand. It pierced deep, and was instantly filled with blood,' etc. Die Ähnlichkeit mit der 'Paktscene' im 'Faust' ist unverkennbar; nur darf man nicht auf das Goethische 'Fragment' von 1790 verweisen (vgl. vielmehr Marlows *Doctor Faustus,* Sc. V). — Der alten Leonella (Chap. I) könnte Frau Marthe ('Garten'; 1790, S. 118 ff.) einige Züge geliehen haben.

[2] *Sentimental journey,* Vol. II.

tures, betraying the fallen angel ... He frequently darted upon Ambrosio angry glances, and at such times the friar's heart sank within him;' 'Lucifer stood before him ... His blasted limbs still bore marks of the Almighty's thunder ... a voice which sulphurous fogs had damped to hoarseness,' etc. — Beckfords Schilderung des 'Eblis' lautet: 'His person was that of a young man, whose noble and regular features seemed to have been tarnished by malignant vapours. In his large eyes appeared both pride and despair: his flowing hair retained some resemblance to that of an angel of light ... In his hand, which thunder had blasted ... At his presence, the heart of the caliph sunk within him ... Eblis, with a voice ... such as penetrated the soul and filled it with the deepest melancholy, said,' etc. — Von den eingelegten Gedichten verrät sich die *Inscription in an hermitage* (I, 86) schon durch das Metrum als Nachahmung von Robert Burns; seltsamerweise figuriert sie — eine bisher übersehene Tatsache — auch in verschiedenen Ausgaben des schottischen Dichters (in der mir gerade vorliegenden Bohnschen Ausgabe der *Works of Robert Burns* von 1860, wo sie p. 275 unter dem Titel '*The hermit.* Written on a marble sideboard, in the hermitage belonging to the Duke of Athole, in the wood of Aberfeldy' erscheint, wird sie von der folgenden Note des Herausgebers begleitet: 'This beautiful poem first appeared in Hogg and Motherwell's edition of the Poet's works, on the authority of Mr. Peter Buchan, Aberdeen (!). It had previously been published fugitively, and there is no doubt of its authenticity (!). It also appears in Mr. Robert Chambers's Edition.').[1] Bezüglich der Alonzo-Ballade wurde bereits gesagt, dafs ihr die Anregungen der Bürgerschen Balladendichtung zu gute gekommen seien; zu dem Gebaren des gespenstischen Bräutigams hatte ich an den 'Geisterseher' erinnert; der Name 'Imogine' war auf Shakspere zurückgeführt worden. Wenn sich Alonzo an der Hochzeitstafel seiner ungetreuen Braut einfindet, um seine Rechte geltend zu machen, so erkennen wir ein weit verbreitetes Motiv wieder; ein Ableger desselben konnte Lewis in dem Musäusschen Märchen 'Liebestreue' entgegengetreten sein (vgl. die verwandte Sage von Heinrich dem Löwen, die Lewis von ihrer episodischen Verwendung in Musäus' 'Melechsala' her gekannt haben wird; in dem eben genannten 'Geisterseher' klingt das Motiv nur von weitem an). Der Totenkopf, der grauenhaft hinter Alonzos Visier zum Vorschein kommt (Str. XI f.), ist natürlich nichts anderes als das 'gräfsliche Wunder' in der drittletzten Strophe der 'Lenore'; zu den Lewisschen Versen 'The worms they crept in, and the worms they crept out, And sported his eyes and his temples about' dürfte die berühmte Beschreibung des wächsernen Bildes in den *Mysteries of Udolpho,*

[1] Die Angabe des *Centenary Burns,* Vol. IV (1897), p. 76 bedarf einer doppelten Berichtigung.

Chap. LVI heranzuziehen sein: 'there appeared ... a human figure, of ghastly paleness ... the face appeared partly decayed and *disfigured by worms, which were visible on the features* and hands,' etc.[1]

II. Zu der Nachwirkung des 'Monk'.

Eine so eingehende Zergliederung, wie wir sie soeben mit dem Lewisschen Romane vorgenommen, wäre verlorene Mühe, wenn sie nicht durch die Bedeutung des untersuchten Objektes gerechtfertigt würde. Dafs dies beim 'Monk' in hervorragendem Mafse der Fall ist, brauche ich nicht des näheren auszuführen. Schon die leidenschaftlichen Anfeindungen, denen der 'Monk' gleich nach seinem Erscheinen ausgesetzt war, liefsen erkennen, dafs man es mit einem nicht gewöhnlichen Werke zu tun hatte. Voll erwiesen aber wird die literarhistorische Bedeutung des Romans durch die Stärke der Wirkung, die er ausgeübt hat, und deren Spuren sogar in Deutschland und Frankreich zu beobachten sind. Coleridge,[2] Scott,[3] Shelley,[4] Byron[5] — um nur ein paar Namen zu nennen[6] — haben sich dem Einflusse des 'Monk' nicht zu entziehen vermocht. Auf deutschem Boden rief der 'Monk' (von den Übersetzungen abgesehen) einige

[1] Ferner ab steht *The castle of Otranto,* Chap. V (Ballantynes *Novelist's library,* V, 596): 'the figure, turning slowly round, discovered to Frederic the fleshless jaws and empty sockets of a skeleton, wrapt in a hermit's cowl.'

[2] S. Brandls *Coleridge,* 176, 215, 225. — Der Name 'Osorio' bei Coleridge nach dem Grafen von 'Ossorio' bei Lewis?

[3] Vgl. Rentsch, *M. G. Lewis,* S. 91 ff., 153 ff.

[4] Bertram Dobell ist im Irrtum, wenn er (in seiner Ausgabe von Shelleys *Wandering Jew,* XXVIII und 97) die Angabe Medwins, 'the vision in the third canto [scil. des 'W. J.'] taken from Lewis's *Monk*' auf eine Stelle im ersten Kapitel des 'Monk' beziehen zu müssen glaubt und auf Grund der freilich minimalen Ähnlichkeit derselben mit Shelleys Vision zu dem Schlusse gelangt: 'What Medwin should have said, is, that the whole idea of the poem was probably derived from *The Monk.* In that curious production ... the Wandering Jew is an important figure,' etc. Die von Medwin zweifellos gemeinte Stelle des 'Monk' befindet sich im 7. Kapitel (*The fourth ed.,* II, 273—277; cf. III, 282, 292), und die in Betracht kommenden Verse Shelleys sind nicht, wie Dobell anzunehmen scheint, die Verse 637 ff., sondern 886—947. Mit den Zeilen 948 ff. ist *The monk,* III, 293 ff., mit 1217 ff. *The monk,* II, 272 f., III, 292 zu vergleichen. Die Schilderung des 'Ewigen Juden' v. 815 ff. klingt deutlich an *The monk,* II, 84 an.

[5] Namentlich der 'Manfred' erinnert uns in einigen Zügen an den 'Monk'. — Die Ähnlichkeit zwischen Lewis' Gedicht *The exile* (II, 166) und Byrons *Adieu, adieu! my native shore* ist in der Verwandtschaft des Gegenstandes begründet.

[6] Weiteres bei Rentsch a. a. O. 145 ff. Einige dramatische Bearbeitungen des 'Monk' verzeichnet der Katalog des Britischen Museums. — Unter den Figuren aus dem neueren englischen und amerikanischen Roman, die dem Mönch Ambrosio verwandt sind, ist Hawthornes Rev. Arthur Dimmesdale *(Scarlet letter)* hervorzuheben; ein paar andere stellt Ebsworth, *The Roxburghe ballads,* VIII, 743 zusammen.

direkte Nachahmungen hervor, unter die z. B. der Roman 'Mathilde von Villaneges oder der weibliche Faust' gehört (1799; mir nur aus dem Citat bei Müller-Fraureuth, S. 65 bekannt; nach der Inhaltsangabe bei Müller-Fraureuth scheint auch Kerndörfers 'Urach der Wilde' [Leipzig 1804 ff.] an den 'Monk' anzuknüpfen). Ungleich wichtiger ist, daſs noch E. T. A. Hoffmann den 'Monk' auf sich hat wirken lassen, wie seine 'Elixiere des Teufels' zeigen; ich verweise auf die Ausführungen in Ellingers Hoffmannbiographie, S. 119 f.[1] — Was die französische Literatur betrifft, so hat Mézières auf die Ähnlichkeit zwischen V. Hugos 'Notre-Dame de Paris' und dem 'Mönch' aufmerksam gemacht (s. auch Rentsch a. a. O. 156). Ich glaube den Einfluſs von Lewis' Roman aber schon vorher bei Chateaubriand zu spüren;[2] oder wäre es Zufall, daſs nicht bloſs dieselbe Fieberatmosphäre, dieselbe 'Mischung des Gespenstischen und der Wollust' bei beiden Schriftstellern[3] sich findet, sondern daſs auch gewisse Motive beiden gemeinsam sind, daſs z. B. das verhängnisvolle Gelübde, welches die Voraussetzung der *Atala*-Geschichte bildet, in ganz ähnlicher Weise schon bei Lewis anzutreffen ist?[4] Auf der anderen Seite hat der 'Mönch' noch zwei Jahrzehnte nach Hugos 'Notre-Dame de Paris' seine Lebenskraft bewährt; die Episode von der blutenden Nonne wurde von Scribe und Germain Delavigne zu einem Libretto verarbeitet, zu dem kein Geringerer als Gounod die Musik geschrieben hat. In seinen *Mémoires d'un artiste* (Paris 1896) äuſsert sich Gounod hierüber folgendermaſsen (p. 194): 'Ma troisième tentative musicale au théâtre fut *la Nonne sanglante,* opéra en cinq actes de Scribe et Germain Delavigne ... *La Nonne sanglante* fut écrite en 1852—53; mise en répétition le 18 octobre 1853, laissée de côté et successivement reprise à l'étude plusieurs fois, elle vit enfin la rampe le 18 octobre 1854, un an juste après sa première répétition. Elle n'eut que onze représentations, après lesquelles Roqueplan fut remplacé à la direction de l'Opéra par M. Crosnier.

---

[1] Cf. auch Scherrs *Geschichte der englischen Literatur,* [2]168.

[2] Chateaubriand spricht von dem 'Monk' in seinem *Essai sur la littérature anglaise,* Ed. 1836, II, 323.

[3] Chateaubriand, *Les Natchez.*

[4] 'Ma triste destinée a commencé presque avant que j'eusse vu la lumière. Ma mère m'avait conçue dans le malheur; je fatiguais son sein, et elle me mit au monde avec de grands déchirements d'entrailles : on désespéra de ma vie. Pour sauver mes jours, ma mère fit un vœu : elle promit à la Reine des anges que je lui consacrerais ma virginité, si j'échappais à la mort ...' (Éd. 1878, p. 77).

'While she was big with Agnes, your mother was seized by a dangerous illness, and given over by her physicians. In this situation Donna Inesilla vowed, that if she recovered from her malady, the child then living in her bosom, if a girl, should be dedicated to St. Clare; if a boy, to St. Benedict. Her prayers were heard: she got rid of her complaint; Agnes entered the world alive, and was immediately destined to the service of St. Clare.' (*The monk,* II, 4.)

Le nouveau directeur ayant déclaré qu'il ne laisserait pas jouer plus longtemps une «pareille ordure», la pièce disparut de l'affiche et n'y a plus reparu depuis ... Je ne sais si *la Nonne sanglante* était susceptible d'un succès durable; je ne le pense pas: non que ce fût une œuvre sans effet (il y en avait quelques-uns de saisissants); mais le sujet était trop uniformément sombre; il avait, en outre, l'inconvénient d'être plus qu'imaginaire, plus qu'invraisemblable: il était en dehors du possible, il reposait sur une situation purement fantastique, sans réalité, et par conséquent sans intérêt dramatique.' Gounod hatte die Vertonung des Librettos erst übernommen, nachdem dasselbe von verschiedenen Komponisten (darunter Berlioz) als untauglich zurückgewiesen worden war (*Rev. d. deux mondes,* XXIV[e] Année, VIII, 606; L. Pagnerre, *Charles Gounod,* Paris 1890, p. 59). Als ein Höhepunkt der Oper wurde die Flucht 'Rodolphe's' mit der blutenden Nonne angesehen; man fand sich an die Lenorenballade erinnert (vgl. auch Clément-Larousse, *Dictionnaire des opéras,* p. 786). Die Oper scheint bald in Vergessenheit geraten zu sein; als im Jahre 1867 eine 'blutende Nonne' von sich reden machte, war es nicht Gounods Tondrama, sondern — eine spanische Schwindlerin, die sich, wenn ich recht berichtet bin, 'Schwester Patrocinio' nannte. Schliefslich sei erwähnt, dafs der 'Monk' auch ins Spanische übersetzt worden ist; ob er irgend welchen Einflufs auf die spanische Literatur geübt hat, ist mir nicht bekannt.

Namenverzeichnis.

Inhaltsübersicht.

Halle a. S. Otto Ritter.

Das französische Volkslied.

Die Volksdichtung ist weit, weit wie das Leben. Sie ist tausendfältig wie das Schicksal des Menschen: heiter und düster, erhebend und bedrückend. Und sie ist alt wie die Menschen und immer wieder jung wie sie, immer wechselnd und doch immer dieselbe.

Und an diesem reichen poetischen Erbe der Menschheit hat Frankreich reichen Anteil. Es steht hinter keinem seiner abendländischen Geschwister zurück.

Die Vorwürfe des Volksliedes scheiden sich in geistliche und weltliche. Wenden wir uns erst dem weniger umfangreichen Gebiete der geistlichen Materien zu.[1]

Kirchliche Feste und häusliche Andacht haben dem Volke fromme Gesänge eingegeben, in welchen indessen nicht selten die Spuren geistlicher Mitarbeiterschaft zu erkennen sind. Bruchstücke des Vaterunser, des Credo etc. hat es mit mancherlei Zutaten geschmückt, die nicht immer den Beifall der orthodoxen Kirche hatten, und so sich gereimte Gebete geschaffen, die es feierlich psalmodierend hersagt. Es hat die Erzählungen der Heiligen Schrift und die Heiligenlegenden in Verse gegossen, in denen Weltfreude und Andacht sich schwesterlich die Hand reichen. Materie und Text eines weltlichen Liedes werden, nach berühmten Mustern, in naiver Weise ins Fromme umgesetzt. So wird aus dem weit verbreiteten *Rossignol messager* ein Lied von Mariä Verkündigung: die Nachtigall wird zum Engel Gabriel, das *château d'amour* zum Hause der Jungfrau Maria:

---

[1] In den folgenden Fufsnoten gebe ich keineswegs eine Bibliographie der dieser Übersicht über das französische Volkslied zu Grunde liegenden Fachliteratur; sondern ich beschränke mich grundsätzlich auf die Anführung der Quellen, aus denen ich die im Texte zitierten Proben schöpfe. Weitere Verweise sind nur ganz sporadisch gegeben, um gelegentlich auf Abgelegenes oder Neuestes hinzudeuten.



Rossignol messager.

J'ai un long voyage à faire,
Je ne sais qui le fera.
Ce sera rossignolette
Qui pour moi fera cela.
La violette double-, double-,
La violette doublera.

Rossignol prend sa volée,
Au palais d'Amour s'en va;
Trouva la porte fermée,
Par la fenêtre il entra.
La violette etc.

„Bonjour l'une, bonjour l'autre,
„Bonjour, belle que voilà!
„C'est votre amant qui demande
„Que vous ne l'oubliiez pas.“
La violette etc.

„Fallait qu'il vinsse lui-même
„Me fair' ce compliment là:
„Tout amant qui craint sa peine
„Mérit' d'être campé là.“
La violette etc.

„J'en ai bien oublié d'autres,
„J'oublîrai bien celui-là:
„S'il était venu lui-même
„Il n'eût pas perdu ses pas.“
La violette etc.

L'Annonciation.

J'ai un long voyage à faire,
Je ne sais qui le fera.
Ce sera Gabriel Ange,
Vive Jésus!
Qui pour moi fera cela.
Alleluya!

Gabriel prend sa volée,
Vive Jésus!
Droit à Nazareth s'en va,
Alleluya!

Trouvant les portes fermées,
Vive Jésus!
Par la fenêtre il entra,
Alleluya!

Trouvant la Vierge en prière,
Vive Jésus!
Tout humble la salua,
Alleluya!

„J' vous salu', Vierge très digne,
Vive Jésus!
Mèr' du grand Dieu qui seras.“
Alleluya!

***Ave Maria** pour la Vierge,*
Vive Jésus!
*Pour les Ang's le **Regina.***
Alleluya! (Normandie.[1])

Die reichste Gattung religiöser Lieder sind die sogenannten *Noëls,* die das Fest der Feste, Weihnachten, hervorgerufen hat. Sie sind von der mannigfaltigsten Art: lyrisch, episch oder kleine Dramen. Schon im frühen Mittelalter sind sie in den lateinischen Gottesdienst eingedrungen. Sie erfüllen das Haus in der heiligen Nacht und ertönen auf der Strafse als Bittlieder um kleine Festgaben: *querre noël* ist schon vor 600 Jahren erwähnt. Ihre Weisen sind weltlichen Liedern entnommen, und oft ist ihr Inhalt in Stoff und Stimmung rein weltlich: kleine Bilder aus dem Leben des Dorfes, das zur Huldigung an der Krippe des Christuskindleins zusammenströmt, voller Lust und Festfreude und von der Derbheit, die der guten Laune des Volkes eignet. Manchmal bildet der Refrain *Noël! Noël!* allein das Band, das diese Lieder an Weihnachten knüpft. Umgekehrt ist auch oft gerade der Refrain das weltliche Element:

Voici la nouvelle
Que Jésus est né,
Que d'une pucelle

[1] E. de Beaurepaire, *Etude sur la poésie pop. en Normandie,* Avranches 1856, p. 3; cf. *Romania,* X, 390; E. Rolland. *Recueil de chans. pop.,* Paris 1883 ff., II, 243—6; Ch. Beauquier, *Chans. pop. recueillies en Franche-Comté,* Paris 1894, p. 63.

Il nous est — tourlouriretle!
Il nous est — lonlanderirette!
Il nous est donné![1]

Oder:

Turelutu! patapatapon!
Chantons un Noël
Pour ce beau poupon![2]

Die *Noëls* sind nicht populären, sondern kirchlichen Ursprungs, und, wenn auch unter der Mitarbeiterschaft des Volkes ihrer viele ganz volkstümlichen Charakter angenommen haben, so haben geistliche und weltliche Kunstdichter immer gern den *Noëls* sich zugewandt, und seit dem 16. Jahrhundert bestehen umfangreiche gedruckte Sammlungen.

Die Kirche hat die alten Noëltexte mit ihrer etwas irregulären Religiösität durch korrektere zu ersetzen sich bemüht, und in der Flut gedruckter Noëls, die sie seit Jahrhunderten über das Land ergossen hat und welche durch Kolporteure und durch die *Bibliothèque bleue* in die einsamsten Hütten gedrungen ist, sind die alten lustigen Weihnachtslieder meist untergegangen. Auch in liederreichen Gegenden, wie in der Normandie oder der Gruyère, sind sie verschwunden. In der Franche-Comté leben sie noch kräftig.

Weihnachten ist nach der mittelalterlichen Zeitrechnung auch Jahresanfang gewesen, so dafs das Neujahrsfest damit zusammenfiel, und zur Weihnachtszeit wurde auch der Festtag der heiligen drei Könige gerechnet. Wie dieses Konglomerat christlicher Feste, welches auf die Wintersonnenwende fiel, sich mannigfach mit ursprünglich heidnischen Zeremonien durchsetzte, so zeigen auch die Bitt- und Wunschlieder der abendländischen Völker zum Neujahrs- und Dreikönigstag allerlei Reminiscenzen aus dunkler Vorzeit. Die Rätselhaftigkeit des Textes manches dieser Lieder hat der Zähigkeit, mit der es sich erhalten, keinen Abbruch getan.

In der Nacht des Dreikönigstages durchstreift eine lärmende Schar mit brennenden Fackeln Feld und Wiese und beschwört im Namen des *Noël* und der *Rois* Maulwurf, Feldmäuse und anderes schädliches Getier:

Taupes et mulots,
Sors de mon clos,
Ou je te mets le feu sur le dos![3]

---

[1] J. Tiersot, *Histoire de la chanson pop. en France*, Paris 1889, p. 256.

[2] Max-Buchon, *Noëls et chants pop. de la Franche-Comté*, Salins 1868, p. 49.

[3] W. Scheffler, *Die franz. Volksdichtung u. Sage*, Leipzig 1884—85, I, 285; cf. Coelho in *Revue hispanique*, 1900, p. 405 ff.; Guerlin du Guer, *Bulletin des parlers normands*, 1900, p. 338; 1901, p. 419.

Und das Ungeziefer wird eingeladen, sich nach der reichen Vorratskammer des Herrn Curé zu verziehen.

Heute sind Brauch und Lieder aus den Sitten des Volkes geschwunden und zu einem Zeitvertreib der Kinderwelt geworden.

Jesu, der Jungfrau und der Heiligen Leben werden vom Volke in romantischer Ausschmückung balladenartig besungen (*Complaintes*). Sie begleiten bei festlichen Anlässen das übliche Einsammeln von Gaben, wie z. B. in der Normandie das Osterlied von den drei Marien:

Ce sont les trois Mari's,
Au matin sont levé's:
S'en vont au monument
Pour Jésus-Christ chercher.
Marie Marthe,
Marie Madelaine et Marie Salomé.

Ne l'ayant point trouvé,
Se sont mis's à pleurer.

„Ah, qu'avez-vous, Mari'?
„Qu'avez-vous à pleurer?"

„Nous cherchons Jésus-Christ
„Sans pouvoir le trouver."

„Allez-vous-en là-haut,
„Au jardin Olivier.

„Là vous y trouverez
„Un homme jardinier."

Y étant arrivé's,
Se mit à leur parler:

„J'ai planté une vign',
„Je la veux labourer;

„Et de mon propre sang
„Je la veux arroser."

Alors les trois Mari's
Se mirent tout's à pleurer.

Puis ont baisé les pieds
Du Christ[e] jardinier.[1]

Die Träger der religiösen Balladen waren einst hauptsächlich Pilger und Bettler.

Die Pilgerfahrten mit ihren wunderreichen Stationen nährten und erhielten das fromme Lied. Der fahrende Bettler rührte das Herz der Begüterten durch einen Gesang von Christi Passion:

La passion de Jésus-Christ, s'il vous plaît de l'entendre,
Entendez-la, grands et petits, toutes gens d'ordonnance![2]

oder vom reichen Mann und armen Lazarus (*Du mauvais riche et du bon pauvre*),[3] der in der mannigfachsten Version vom Genfer See bis zum Atlantischen Ozean verbreitet ist.

Der Bettler durchwanderte wohl auch des Nachts schellend und singend das Dorf als der *clocheteur des trépassés* und weckte die Leute aus dem Schlafe zur Erinnerung an Vergänglichkeit und Tod:

Réveillez-vous, gens qui dormez!
Priez Dieu pour les trépassés,
Pour vos parents, pour vos amis
Que Dieu les mette en paradis![4]

---

[1] E. de Beaurepaire, *l. c.* p. 9. [2] *Romania* II, 467.
[3] Die neueste Aufzeichnung bei J. Tiersot, *Chans. pop. recueillies dans les Alpes françaises* (*Savoie et Dauphiné*), Grenoble et Moutiers 1903, p. 92.
[4] *Romania* II, 470.

Und am folgenden Morgen zog er von Haus zu Haus seine Gaben ein. In unserer Zeit aber ist das alles, wie auch die gereimten Totenklagen bei Leichenbegängnissen, fast gänzlich verschwunden.

Wir haben bereits gehört, daſs die robuste Gläubigkeit des Volkes im religiösen Lied oft eine weltliche Munterkeit zuläſst, die unserem geschärften religiösen Empfinden fast verletzend erscheint. Die christliche Kirche hat im Mittelalter der Volksbelustigung bekanntlich viele Konzessionen und, gerade zu Neujahr, am sogenannten Eselsfest, ausgelassenes Treiben gewähren müssen, dessen sie sich im Laufe der Jahrhunderte nur mühsam erwehrte, ein Treiben, das sich geradezu als eine Parodie der kirchlichen Zeremonien darstellt. Die Parodien religiöser Lieder sind denn auch bis heute nicht aus der Volksdichtung geschwunden: keckere und auch harmlosere, nach Art etwa unseres 'Die Pintschgauer wollten wallfahrten gehn'.

Und nun zu den weltlichen Stoffen.

Das Volk begleitet die Ereignisse und Zustände des öffentlichen und privaten Lebens, Staatsaktionen und Privatverhältnisse, mit seinen Liedern, welche preisen oder tadeln, klagen oder spotten.

'Nun bin ich ihr Saitenspiel geworden und muſs ihr Märlein sein,' klagt schon Hiob, und *male chanson n'en doit être chantée,* gelobt Roland, als er zum letzten Kampfe auszieht.

Sogenannte historische Lieder begleiten die Ereignisse der nationalen Geschichte in vielstimmigem Chor. Aber wie sie überall am Wege rasch entstehen, so welken sie auch rasch dahin, wenn der Zug der Ereignisse vorüber ist. Das historische Lied hat kein dauerndes Leben in der mündlichen Überlieferung des Volkes.

Nicht der geschichtliche, der nationale, sondern allein der allgemein menschliche, romantische, poetische Wert eines Ereignisses fesselt dauernd das Interesse des singenden Volkes. Er bestimmt auch die Form der Behandlung im Liede, das die zu Grunde liegende Tatsache frei umgestaltet, mit pittoreskem und anachronistischem Detail schmückt und, vollständig gleichgültig gegen historische Wahrheit, das ursprüngliche Geschehnis bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Das dichtende Volk handelt mit der souveränen Freiheit des groſsen Poeten: es dichtet dem Lenker aller Schicksale die Weltgeschichte auf seine Weise nach.

Soll das historische Lied leben, so muſs es zur Ballade werden; nur als Ballade überdauert es die Jahrhunderte. Bisweilen erinnern noch einige Personen- oder Ortsnamen an den bestimmten geschichtlichen Ursprung dieser Ballade. Aber wie leicht läſst das Volk die Eigennamen fallen oder vertauscht es

unbekannte gegen bekannte, vergessene gegen aktuelle. Ein Beispiel: König Franz I. wurde 1525 in der Schlacht von Pavia von Karl V. besiegt und als Gefangener nach Madrid geführt. Die Ballade vom *Roi prisonnier* wird im Süden wie im Norden Frankreichs gesungen, und zwar so:

Le roi est parti dimanche
Et le lundi a été pris.[1]

'Halt,' schreien die Feinde, 'König von Frankreich, du bist gefangen.' 'Ich bin nicht der König von Frankreich,' antwortet er:

Je suis un pauvre gentilhomme
Qui va de pays en pays;
Qui s'en va demander l'aumône,
Un petit morceau de pain bis.

Doch sehen sie am Zügel des Pferdes seinen Namen, am Degen sein Lilienwappen. Er wird eingekerkert. Vom Fenster des Turmes sieht er einen Boten kommen. 'Was sagen sie in Paris vom König?' fragt er diesen. 'Man weifs nicht,' antwortet der Bote, 'ob er tot oder gefangen ist.' 'Geh' und melde, dafs ich lebe und dafs die Königin an allen vier Ecken von Paris Gold prägen lassen soll, um mich loszukaufen.'

Das historische Ereignis der Gefangenschaft des Königs ist hier, man möchte sagen, mit dem naiven Auge des Kindes geschaut und mit dem Interesse des Kindes erzählt, die historische Wahrheit wandelt sich in rein poetische, allgemein menschliche.

So prägt das Volk aus dem Gold der Geschichte die Münze seines Liedes.

Dabei nennt keine der lebenden Versionen, welche ich vor mir habe, den König noch Franz. Er wird einfach *le roi de France* genannt, oder dann heifst er Louis. Nur zwei erwähnen noch Pavia. Eine nennt auch Madrid nicht mehr. Eine andere, nördliche, macht aus Madrid Maestricht.

Also: der König Ludwig von Frankreich sitzt in Maestricht gefangen. So löst sich die Ballade vom historischen Ereignis.

Ein Geschichtskundiger hat dann nachträglich das Licht seines Wissens auf die Ballade vom *Roi prisonnier* fallen lassen und mit der angeblichen königlichen Rede: *tout est perdu fors l'honneur* auch den Namen Karls V. eingeschwärzt; das wirkliche Volkslied weifs weder von der einen noch vom anderen etwas.

---

[1] *Romania* III, 92; cf. *ib.* XI, 397; *Archiv* LVI, 304; J.-B. Weckerlin, *La chans. pop.*, Paris 1886, p. 29; C. Nigra, *Canti pop. del Piemonte*, Torino 1888, p. 57; *Revue d'hist. littéraire de la France* II, 41; J.-B. Weckerlin, *Chans. pop. du pays de France*, Paris 1903, I, 92.

Weil das Volk in seinen Liedern so leicht die historischen Beziehungen verwechselt, kann es auch leicht ein altes Lied neuen Ereignissen und Personen anpassen. So wird schliefslich zur Zeit der Revolution aus dem Liede vom gefangenen König Franz ein Lied auf den gefangenen und hingerichteten König Ludwig XVI. — nicht in Frankreich freilich, sondern im Piemont, das so viel Balladenstoff aus Frankreich entlehnt hat.

So ist auch der englische Feldherr Malbrough, der vor zweihundert Jahren gegen Frankreich focht, zum Helden der bekannten Chanson geworden, welche Trilby so meisterlich sang:

Malbrough s'en va-t-en guerre,
Mironton, mironton, mirontaine,
Malbrough s'en va-t-en guerre,
Ne sait quand reviendra.[1]

Später ist dieses Lied auch auf andere, z. B. auf Gambetta, umgesetzt worden. Der Rahmen ist gewifs viel älter als Malbrough, die Ausfüllung aber ist einem satirischen politischen Liede des 16. Jahrhunderts (auf das Begräbnis des Herzogs von Guise, 1566) nachgeahmt, und am Schlusse fehlt burleske Zutat nicht, so dafs das Malbrough-Lied nicht nur ein Beispiel für Personalverschiebung, sondern auch für Zusammenschweifsung verschiedener Liederbestandteile ist. Es hat dabei übrigens vom einheitlichen Ton der wirklichen *Chansons populaires* viel eingebüfst.

Das historische Volkslied ist also in steter Umbildung begriffen, und in immer weitere Ferne tritt hinter ihm das geschichtliche Ereignis zurück, um schliefslich unseren Augen völlig zu entschwinden.

Vor einem halben Jahrtausend kämpfte Frankreich mit England einen hundertjährigen Kampf um seine Existenz. Die rätselhafte und fesselnde Figur der Jungfrau von Orléans als der Besiegerin der Engländer erhebt sich 1429 auf der Höhe dieses nationalen Ringens. Gewifs hat das Volkslied diese Heldengestalt gefeiert; aber unter den heutigen mir bekannten Liedern Frankreichs ist nur eines, das vielleicht wie ein fernes Echo ihres Ruhmes gedeutet werden kann.

Es erzählt, wie der König von England vom Spinnrocken eines Hirtenmädchens überwunden worden sei:

Dans le pré dansaient
Quatre-vingts fillettes,

Quand passa par là
Le roi d'Angleterre.

Toutes salua
Hormis la plus belle.

„Tu n' me salu's pas,
„P'tit roi d'Angleterre?

[1] Cf. Scheffler, *l. c.* II, 107; weitere Literatur: *Archiv* CIX, 419 n., in Spanien und Portugal, cf. *Romania* XXIX, 481.

„Mets l'épée au poing,
„Moi ma quenouillette.

„Et nous nous battrons
„En duel sur l'herbette.“

Pouf! du premier coup,
Ell' le couche à terre.

Un' fille a battu
Le roi d'Angleterre!

Tout est regagné
Par une bergère.

Nous pouvons danser
N'aurons plus de guerre![1]

In dieser Ballade, die heute den Reigen spielender Kinder begleitet, hallt vielleicht der ferne Donner des hundertjährigen Krieges und verklingt die letzte volkstümliche Erinnerung des ruhm- und schreckenreichen Schicksals des Mädchens von Orléans. Wer weiſs es?

Die ergötzliche Schilderung des burlesken Feldzuges des Prinzen von Savoyen (*Le prinche dè Chavouye*), welche eine schweizerische *Ronde*[2] bietet, geht vielleicht auf die Eroberung der Waadt von 1536 zurück. Wer weiſs es?

Welcher französische König ist der Held der Ballade *Le roi a fait battre tambour*?

Le roi a fait battre tambour
Pour voir toutes ces dames;
Et la première qu'il a vu'
Lui a ravi son âme.

„Marquis, dis-mois, la connais-tu?
„Qui est cett' joli' dame?“
Et le marquis l'y a répondu:
„Sire roi, c'est ma femme.“

„Marquis, tu es plus heureux qu'moi
„D'avoir femme si belle;
„Si tu voulais me l'accorder,
„Je couch'rais avec elle.“

„Sir', si vous n'étiez pas le roi,
„J'en tirerais vengeance;
„Mais puisque vous êtes le roi:
„A votre obéissance.“

„Marquis, ne te fâche donc pas,
„T'auras ta récompense:
„Je te ferai dans mes armées
„Beau maréchal de France.“

„Habille-toi bien proprement,
„Coiffure à la dentelle;
„Habille-toi bien proprement
„Comme une demoiselle.

„Adieu, ma mi', adieu mon cœur,
„Adieu, mon espérance;
„Puisqu'il te faut servir le roi,
„Séparons-nous d'ensemble.“

La reine a fait faire un bouquet
De belles fleurs de lys[e];
Et la senteur de ce bouquet
A fait mourir marquise.



[1] *Archiv* LVI, 302; cf. Beauquier, *l. c.* p. 296.
[2] *Les chants du rond d'Estavayer*, Fribourg 1896, nº IV; cf. J. Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, 1903, p. 43.



Und wie oft mag das Volkslied seinen Helden einen König nennen, von Königinnen und Königskindern singen, während die Helden des wirklichen Vorganges gewöhnliche, ungekrönte Sterbliche waren! Das Volk liebt es, seine Phantasie an Fürstenhöfen spazieren zu führen. Es hat die naive Freude des Kindes an allem, was glänzt.

So ist die historische Deutung der Balladen fast immer zweifelhaft. Das ist sicher, dafs wir in keiner der heute noch in Frankreich lebenden Balladen mit Sicherheit nationalgeschichtliche Tatsachen erkennen können, welche über das Jahr 1500 zurückgingen.

Eines der bekanntesten dieser Lieder ist das von König Ludwigs Töchterlein, ein Lied, dessen romantische Worte und wunderbare Weise schon vor einem halben Jahrhundert den Dichter *Gérard de Nerval* entzückte, den man den literarischen Entdecker der französischen Balladen nennen kann: denn nur fünfzig Jahre ist es her, dafs Frankreich sich seines Reichtums an Volksliedern bewufst zu werden anfing.

König Ludwig sitzt vor seinem Schlosse auf der Brücke; auf seinem Schofse hält er sein Töchterlein. Sie bittet ihn um einen Liebsten, der arm ist. Er schlägt ihr die Bitte ab, und da sie von ihrer Liebe nicht lassen will, läfst er sie in den Turm werfen, wo sie für ihre Treue büfst.

La fille du roi Louis.

Le roi Louis est sur son pont,
Tenant sa fille en son giron.

Ell' lui demande un cavalier
Qui n'a pas vaillant six deniers.

„Oh! oui, mon père, je l'aurai,
„Malgré ma mèr' qui m'a porté'.

„Je l'aim' plus que tous mes parents,
„Et vous, mon pèr', — que j'aime tant!“

„Ma fille, il faut changer d'amour,
„Ou vous entrerez dans la tour.“

„J'aime mieux aller dans la tour,
„Mon pèr' que de changer d'amour.“

„Vite, où sont mes estafiers,
„Aussi bien que mes gens de pied?

„Qu'on mène ma fille à la tour,
„Ell' n'y verra jamais le jour.“

Elle y resta sept ans passés,
Sans que personn' pût la trouver.

Mais, au bout des sept ans passés,
Sont père vint la visiter.

[1] J. Bujeaud, *Chants et chansons pop. des provinces de l'ouest, Poitou Saintonge, Aunis et Angoumois*, Niort 1895, II, 175; cf. *Romania* III, 101 und *Revue des traditions populaires*, 1897, p. 5.

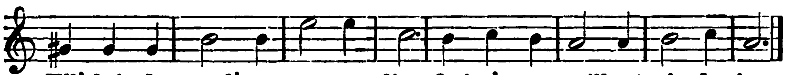
„Bonjour, ma fill', comment vous va?“
„Ma foi, mon pèr', ça va bien mal;

„J'ai les pieds pourris dans la terre
„Et les côtés rongés des vers.“

„Ma fille, il faut changer d'amour
„Ou vous resterez dans la tour.“

„J'aime mieux rester dans la tour,
„Mon pèr', que de changer d'amour.“ [1]





[2]

Zu den Vorgängen, welche gleich Staatsaktionen die Aufmerksamkeit des Volkes erregen und fesseln, gehören elementare Ereignisse und Verbrechen. Das Volkslied enthält gewissermafsen das populäre Protokoll der *crimes célèbres.* Die meisten dieser *Complaintes* sind freilich ganz gewöhnliche Moritatenlieder, trockene, lehrhafte Berichte mit schaler Nutzanwendung. Dauerndes Leben hat auch hier nur das Lied, welches den Vorgang ins Romanhafte erhebt, eine kleine Kriminalnovelle bildet, in deren Erzählung sich Naivität und Grausamkeit die Hand reichen, und welche nicht selten durch die Heranziehung überirdischer Schrecken legendenhaften Charakter annimmt (*Chants de damnés*).

Kinder, die den Mord ihrer Eltern, Eltern, die den Mord ihrer Kinder planen oder ausführen; Männer, die ihre Frauen, Frauen, die ihre Männer töten oder zu töten versuchen, sei es aus eigenem Antriebe oder auf Anstiftung anderer, wobei dann das Eingreifen der Vorsehung oder die Wachsamkeit der Menschen (des Opfers, der Nachbarn, der Verwandten) die Schuld offenbar macht und der Schuldige dem Selbstmorde, der Rache oder dem Gerichte verfällt — das gehört zu den häufigsten, verbreitetsten und wohl auch ältesten Stoffen aller volkstümlichen Balladenpoesie. So fehlt es denn auch in Frankreich nicht an Liedern über die Kindesmörderin, die zum Richtplatz geführt wird mit der stereotypen Wendung:

Le juge par devant, le bourreau par derrière.

Frankreich kennt das Lied vom Sohne, der unbekannt ins Vaterhaus zurückkehrt und an dem die eigenen Eltern einen Raub-

---

[1] *Franz. Volkslieder* zusammengestellt von Moriz Haupt, ed. A. Tobler, Leipzig, Hirzel, 1877, p. 90. Literatur bei Th.-F. Crane, *Chans. pop. de la France,* New-York, 1891, p. 265; Nigra, *l. c.* 278; F. Child, *The English and Scottish pop. ballads,* Boston 1885 ff., IV, 355. Neueste Notierung bei Tiersot, *Ch. pop. des Alpes,* 108.

[2] Nach *Mélusine* II, 377 ff.

mord verüben, wie in Zacharias Werners '24. Februar'. Reich vertreten ist das Thema des Gattenmordes. Auf seinem uralten Grunde, auf welchem wir als naivste Blüte die Sage vom Ritter Blaubart schauen, haben die Jahrhunderte mit ihren immer erneuten Bluttaten immer neue Liedervariationen und Kombinationen geschaffen.

Auf Anstiften der Mutter hat der Sohn sein junges Weib draufsen auf dem Felde erschlagen. Auf dem Heimweg begegnet ihm der Bruder der Ermordeten:

„Ah, d'où viens-tu, frèr', maintenant?
„Tes souliers sont couverts de sang.“

„Je reviens de la chasse
„Des lapins, des bécasses;
„J'ai tant tué de lapins blancs
„Qu' mes souliers sont couverts de sang.“

„Tu as menti, beau-frère
„Ah tu n'est qu'un faux traître!
„Je vois à tes pâles couleurs
„Que tu viens de tuer ma sœur.“ [1]

Wer hat nicht Ähnliches in deutschen Liedern gelesen?

Gern läſst das Lied den Verbrecher in der ersten Person reden, und oft genug mag es wirklich von dem Ärmsten herrühren, welcher im Kerker, angesichts von Folter und Rad, seine Reue in kunstlose Verse goſs, deren wahre Erregung und tiefe Aufrichtigkeit dem Hörer ans Herz greift.

Le voleur.

Mon père m'a nourri pour bâton de vieillesse,
Pour bâton de vieillesse — ça n'est pas mon dessein:
L'amour et la débauche m'ont rendu libertin.

J'm'en vas au cabaret pour y boire bouteille,
Les pieds sous la table, asseyé sur un banc,
Au clair de la chandelle dépenser mon argent.

Je me suis mis voleur, voleur dans une église,
J'ai pris le saint ciboire, le très saint sacrement,
Et les saintes hosties et m'en vas par les champs.

Je m'en vas à Paris vendre ma marchandise,
Ma marchandise à vendre au prix accoutumé.
Les bourgeois de la ville m'ont rendu prisonnier.

Si m'ont pris, m'ont mené dans une tour obscure,
Dans une tour obscure, on n'y voit clair ni jour.
Le matin quand je m' lève je sens trembler la tour.

J'ai trois petits enfants, une tant joli' femme,
Une tant joli' femme, que Dieu m'avait donné'.
Oh, qu'elle est malheureuse de m'avoir épousé!

[1] Crane, *l. c.* p. 12.

Le plus jeune des trois s'en va dire à sa mère:
„O mèr', ma tendre mère, où est-ce qu'est mon papa?
„Voilà bien six semaines que je ne le vois pas.“

„Ton papa, mon enfant, n'a jamais voulu croire,
„N'a jamais voulu croire ni amis ni parents:
„Un jour, pour récompense, mourra cruellement.“ [1]

Hierher gehören auch die Klagelieder gefangener Deserteure: aber keines derselben erreicht an Schönheit unser 'Zu Strafsburg auf der Schanz'.

Auch das öffentliche Leben der Gemeinde findet seinen Kommentar im Liede, der freilich meist satirisch ist, und überall begegnet man Gedichten, in welchen einzelne Gemeinden und Landesteile sich über ihre Nachbarn lustig machen. Diese Poesie ist kulturgeschichtlich interessant, künstlerisch, aber meist wertlos: ihre Satire ist ungeschlacht, ihre Witze roh, und das Ganze ist zu sehr lokal bedingt, um reicheres Leben zu haben.

Zu den grofsen Ereignissen des dörflichen Lebens gehören die weltlichen Feste, die der Lauf des Jahres regelmäfsig bringt, vor allem die uralte Frühlingsfeier des ersten Mai. Der Festjubel, mit welchem in früheren Jahrhunderten dieser Tag des Renouveau begangen wurde, bedeutete eine förmliche Inszenierung des jugendlichen Liebeslebens und machte ihn zum vornehmsten Herde volkstümlicher Dichtung. Von diesem Festjubel ist heute allerdings nicht mehr viel verblieben.

Noch weiht freilich der Bursche seinem Mädchen Maienstraufs (*planter le mai*) und Ständchen. Noch wird vielerorts eine Maienkönigin (*reine de mai, trimazo, trimousette*) geschmückt. Aber die Aufzüge der Jugend haben fast nur noch den Zweck, Gaben zusammenzubetteln. Die munteren, ausgelassenen Tanzreigen der alten Zeit sind verschwunden. Übriggeblieben sind eine Reihe von Liedern, einerseits Bittlieder, andererseits Lieder der Freude und Liebeslust, die hauptsächlich in den Anfangsworten oder im Refrain dem Erwecker neuen Lebens, dem *joli mois de mai* und seinem blühenden, jubilierenden Hofstaate, huldigen.

Un jour de mai, ça m'y prend une envie
D' planter un mai à la port' de ma mie! [2]

Nach dem Maifest das weltliche Fest der Sommersonnenwende, des Johannistages, *la Saint-Jean,* hübsch gelegen zwischen Heumonat und Ernte, ein Fest, zu dessen Ehren Freudenfeuer flammen und das in grofsen Zusammenkünften

[1] *Romania* IV, 206; cf. J.-F. Bladé, *Poésies pop. en langue franç. recueillies dans l'Armagnac et l'Agenais,* Paris 1879, p. 56; Bujeaud, *l. c.* II, 230.
[2] Bujeaud, *l. c.* I, 282.



(*assemblées*) gefeiert wird, an welchem Burschen und Mädchen sich zur Arbeit verdingen (Verdinglieder) und sich zu allerlei Kurzweil zusammentun.

La Saint-Jean.

Refrain: *Mignonne, allons voir*
Si la lune est levée.

Voici la Saint-Jean,
La grande journée,

Où tous les amants
Vont à l'assemblée.

„Le mien n'y est point
„J'en suis assurée;

„Il est dans les champs
„Là-bas à la rée,

„La figure au vent,
„Chevelure dépeignée."

„L' mien est à Paris
„Chercher ma livrée."

„Que t'apport'ra-t-il?
„Mignonn' tant aimée?"

„Il doit m'apporter
„Un' ceintur' dorée,

„Une alliance d'or
„Et sa foi jurée."[1]

Die Karnevalszeit scheint für die Volkspoesie nicht besonders fruchtbar gewesen zu sein: ihr originellstes Produkt waren die Spottlieder zu den *Charivaris*, den Katzenmusiken, mit denen diejenigen beglückt wurden, die im Laufe des Jahres der Chronique scandaleuse des Ortes verfallen waren.

Betreten wir endlich den Boden des Alltagslebens mit seiner Arbeit und seinen Freuden, seiner Lust und seinem Weh, so finden wir da den allergröfsten Reichtum und die bunteste Mannigfaltigkeit an Chansons.

Das Volkslied besingt Arbeit und Leben der einzelnen Berufsarten und Stände (*Chansons de travail, de metier*). Diese Lieder sind ursprünglich dazu bestimmt, die Arbeit zu begleiten, deren Rhythmus sie folgen.

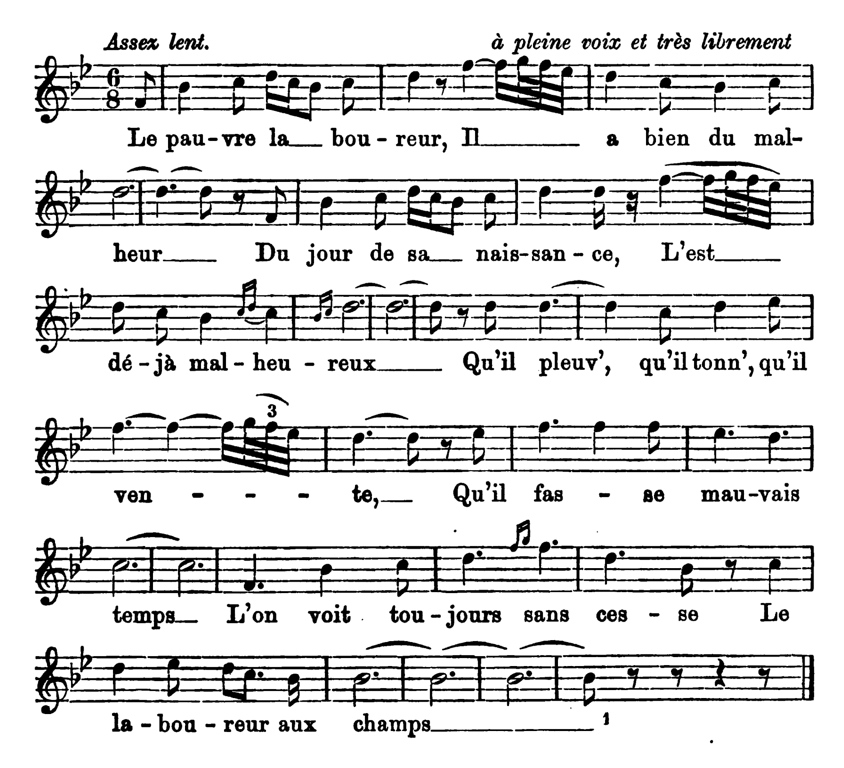
George Sand schildert in der *Mare au diable* (1846) anschaulich und eindrucksvoll den Gesang (*briolage*), mit welchem der Bauer ihrer Heimat *Berry* den Zug der pflügenden Ochsen begleitet.[2] Aus der *Bresse*, wo diese Gesänge den bezeichnenden Namen der *Chansons à grand vent* tragen, stammt *Le pauvre laboureur*.

Le pauvre laboureur,
Il a bien du malheur.
Du jour de sa naissance,
'L est déjà malheureux.
Qu'il pleuv', qu'il tonn', qu'il vente,
Qu'il fasse mauvais temps,
L'on voit toujours, sans cesse,
Le laboureur aux champs.

Le pauvre laboureur,
Il n'est qu'un partisan;
Il est vêtu de toile,
Comme un moulin à vent.
Il met des arselettes,
C'est l'état d' son métier,
Pour empêcher la terre
D'entrer dans ses souliers.

Le pauvre laboureur,
Il est toujours content;
Quand 'l est à la charrue,
Il est toujours chantant.
Il n'est ni roi, ni prince,
Ni duc[que], ni seigneur,
Qui n' vive de la peine
Du pauvre laboureur.[3]

[1] Bujeaud, *l. c.* I, 187. [2] Notierungen bei J. Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 158. [3] Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 155; cf. dess. *Ch. pop. des Alpes* p. 463.



Aus dem Burgund stammt das Schäferlied, in dessen Refrain *Eho! Eho!* der Ruf (*le huchage*) wiederkehrt, mit dem der Hirt die Tiere mahnt.[2]

Berühmt und eine stehende Nummer der schweizerischen Nationalfeste geworden ist *Le ranz des vaches*, der Kühreihen der Greyerzer Sennen, wo der Hirtenruf *Lyoba! Lyoba!* als Refrain verwendet ist, während im balladenartigen Text ein Zwischenfall der Alpfahrt erzählt wird.[3] Und dieselben Sennen berichten zum Ruhme ihres Standes in einem anderen Liede, wie der Graf von Greyerz einst zu ihnen auf die Alp gekommen, um sich im Schwingen mit ihnen zu messen, und dabei unterlegen sei (*Le conto de Grevîre*).[4]

Die ganze Reihe der ländlichen Arbeiten, welche das Jahr mit sich bringt, das Säen, das Harken der Weinberge, das

---

[1] Tiersot, *Dix mélodies pop. des provinces de France.*

[2] Champfleury, *Chans. pop. des provinces de France*, Paris 1860, p. 45; cf. Fertiault, *Hist. d'un chant pop. bourguignon*[2], Paris 1900.

[3] Cf. *Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie*, 1900, p. 68.

[4] *Romania* IV, 200.

Ernten: Ernten des Getreides, der Oliven, der Maulbeerblätter, des Hanfs, das Dreschen, das Holzfällen und -sägen, das Spinnen und Weben — sie hatten einst ihre Lieder, die an ihnen entstanden waren und ihnen galten und deren Refrain besonders Rhythmus und Klang des Arbeitsgeräusches nachahmt, wie in dem Weberlied aus der Gironde:

Et tipe tape, et tipe tape,
Est-il trop gros? est-il trop fin?
Et couchés tard, levés matin,

Jroun, lan, la,
En roulant la navette,
Le beau temps reviendra. [1]

oder im normandischen Drescherliede:

Ho, batteux, battons la gerbe!
Battons-la joyeusement! [2]

So feiert und beklagt das Landvolk seinen Beruf in lyrischen Ergüssen, in kleinen Genrebildchen oder Erzählungen. Und ähnlich die übrigen Stände: der Schuster, der Färber, die Wäscherin etc. Ihre einfachen Arbeitslieder verlaufen bisweilen im einfachen Rahmen einer Zählung: eins, zwei, drei ....

Das Schiffsvolk der Flüsse und des Meeres begleitet seine Arbeit an Bord mit rhythmisch ausgeprägten, aber inhaltlich und melodisch einförmigen Gesängen. Daneben jubelt und klagt auch der Matrose:

Le sort d'un marinier, grand Dieu qu'il est à pleindre,
Grand Dieu qu'il est à plaindre, lorsqu'on est dessus l'eau,
Dangereux de se perdre — adieu, cher matelot! [3]

Und melancholisch klingt die Ballade der *Trois matelots de Groix,* welche *Richepin* in seiner Liedersammlung *La mer* (1886) verzeichnet. [4]

Der geistliche Stand erscheint im Volksliede vorzüglich als Ziel des Scherzes und Spottes. Was da von Mönchen und Nonnen oder vom Curé und seiner Haushälterin, seiner Wäscherin, seinem Beichtkind gesungen wird, ist oft derb und nicht selten anstöfsig.

Das Kloster ist der Gegenstand der Verwünschungen sehnsuchtsvoller Mädchen, die es einschliefst oder denen es droht:

Maudit soit de Dieu qui me fit nonnette.

Zu jeder Zeit haben auch die Soldaten Leiden und Freuden ihres Standes besungen. Wir haben Landsknechtslieder

---

[1] Rolland, *l. c.* I, 309. [2] Champfleury, *l. c.* p. 113; Crane, *l. c.* p. 23.
[3] *Romania* IV, 117. [4] Cf. Rolland, *l. c.* IV, 64.

aus dem 15. Jahrhundert. Da nimmt einer Abschied vom Winterquartier in *Salins et Beaune,*

là où les bons vins sont,[1]

denn es ist Frühling geworden, und es gilt, wieder zu marschieren:

Car voici le printemps et aussi la saison
Pour aller à la guerre, donner des horions.

Ein anderer preist den stolzen Anblick bewaffneter Männer. Andere jammern über mangelnden Sold, und auch der Hoffnungsvolle gesteht:

Tel parle de la guerre qui ne sait pas que c'est;
Je vous jure mon âme que c'est un piteux fait,
Et que maint homme d'armes et gentil compagnon
Y ont perdu la vie et robe et chaperon.

Das Berufslied des Soldaten ist das Marschlied. Es wechselt verhältnismäfsig rasch mit den kriegerischen Ereignissen. Mit den Umgestaltungen, welche das Heerwesen in den letzten hundert Jahren durchgemacht hat, hat auch im Liede das Neue das Alte verdrängt. Seit 1793 gibt es sogenannte *Chansons de conscrits,* die bei Anlafs der Rekrutenaushebung gesungen werden. Aber hier wie in den übrigen Soldatenliedern seit der Revolution zeigt sich deutlich der Einflufs der Kunstdichter, und die verbreitetsten, wie die *Marseillaise,* sind geradezu Kunstlieder. Der grofse Krieg von 1870 hat meines Wissens kein echtes Soldatenlied geschaffen. Das Volkslied ist auch in Frankreich unkriegerisch.

Die grofse Angelegenheit des Lebens, wenn wir dem Volksliede glauben, ist nicht Beruf und Arbeit, sondern

die Liebe.

Die Chanson, deren Held der Soldat ist, beschäftigt sich weniger mit seinem Handwerk als mit seiner Stellung zum friedlichen Leben der Heimat, aus dem er, gleich dem Matrosen, geschieden ist, nach dem er sich sehnt, und das ihn auch wieder erwartet. Das Scheiden des jungen Soldaten und Matrosen, sein langes Verweilen in der Ferne mit all ihrer Ungewifsheit, seine endliche Rückkehr mit all ihren Überraschungen — sie sind ein unerschöpfliches Thema.

Soldaten- und Seemanns-Liebe und -Ehe bieten in hohem Mafse jene Romantik, von welcher das Volkslied lebt.

Jeannette hat erfahren, dafs ihr Liebster ausziehen wird

dans le Piémont, servir le roi.[2]

---

[1] G. Paris, *Chansons du XVe siècle,* Paris 1875, p. 140 ff.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 204.

Darauf er: „*Ceux qui vous ont dit ça, la belle,*
„*Il vous ont dit la verité:*
„*Mon cheval est là à la porte,*
„*Et tout sellé et tout bridé.*“

Und sie: „*Quand tu seras dans ces montagnes,*
„*Tu ne penseras plus à moi;*
„*Tu verras de ces Piémontaises*
„*Qui sont bien plus gentes que moi.*“

Er: „*Oh, je ferai faire une image*
„*Tout à la ressemblanç' de toi* (sprich ***toue***)
„*Je la mettrai dans ma chambrette:*
„*La nuit, le jour l'embrasserai.*“

Sie: „*Mais que diront tes camarades,*
„*Quand te verront biger* (= *baiser*) *c' papier?*“

Er: „*J' leur dirai: c'est ma mi' Jeanette*
„*Cell' que mon cœur a tant aimé.*“

Sie senden sich Grüfse mit den eilenden Vögeln, wie in dem reizenden Liedchen

Celui que mon cœur aime tant,
Il est dessus la mer jolie.
Petit oiseau, tu peux lui dire,
Petit oiseau, tu lui diras
Que je suis sa fidèle amie
Et que vers lui je tends le bras.



oder mit den segelnden Wolken gleich Meghadûta:

Je t'écrirai des lettres
Sur les nuages blancs
Passant dessus les champs.[2]

[1] Bujeaud, *l. c.* I, 272. [2] Bujeaud, *l. c.* I, 190.

oder durch vorüberwandernde unbekannte Menschen. 'Ja, wie sieht sie denn aus,' fragt der Bote, der unbekannterweise Grüfse überbringen soll:

Elle est vêtu' de satin blanc,
Et dans ses mains blanches mitaines;
Et ses cheveux qui flott' au vent,
Ont une odeur de marjolaine.[1]

Sie sagt zu ihrem Boten: 'Mein Schatz —

'l est aisé à connaître
Parmi ces cavaliers
Il porte les bas rouges
Et les souliers cirés.

Sous l'arçon de sa selle
'l y a-t-un mirouë (miroir),
Pour y mirer les filles
Qui sont à marier.[2]

Manchmal läfst sie ihn nicht allein ziehen. Mit Vorliebe beschäftigt sich das Volkslied mit dem Mädchen, das unter die Soldaten oder die Matrosen geht und dort neben ihrem Geliebten, unerkannt, dient.

Bleibt sie zu Hause, so weifs das Lied von verschiedenen Nachrichten zu erzählen. 'Hast du meinen Liebsten nicht gesehen?' fragt das Mädchen einen zurückkehrenden Schiffer:

„As-tu point vu mon ami
Aux îl's des Canaries?“

„Oui, je l'ai vu, et il m'a dit
Que vous étiez sa mie.“
„Oui, je la suis et la serai
Tout le temps de ma vie.“[3]

Andere, weniger glücklich, erhalten Kunde von der Untreue des fernen Geliebten. Die tröstet sich dabei leicht:

Je suis en oubliance
Auprès de mon ami —
Dans le pays de France
Y en a d'autres que lui.[4]

Die geht ins Kloster. Eine dritte zieht ihm nach, um von ihm, und sei es mit dem Degen, Rechenschaft zu fordern. Hört das Mädchen, dafs ihr Verlobter gefangen ist, so sucht sie ihn mit Bitten oder List zu befreien: der gefangene Geliebte ist ein stehendes Thema. Ist er verwundet oder gefallen, so eilt sie wohl, ihm den letzten Dienst zu erweisen.

Manchmal bleiben die Nachrichten so lange aus, dafs sie ihren Kummer ins Kloster trägt oder einen anderen freit; denn auch bei ihr heifst es bisweilen: Aus den Augen, aus dem Sinn.

Nach Jahren nimmt er Urlaub, um heimzukehren. Da hört er von ferne Glockenläuten, und als er die Dorfstrafse hinaufgeht, begegnet er einem Leichenzug. Sein Mädchen wird eben

[1] Crane, *l. c.* p. 187. [2] Bujeaud I, 203. [3] Beaurepaire, *l. c.* p. 47.
[4] Bladé, *l. c.* p. 68.

zu Grabe getragen; noch einmal will er ihr Antlitz sehen, *le blanc visage de ma mie.*[1] Dreimal küſst er es und dann sinkt er tot am Wege nieder.

Mannigfaltig und besonders schön sind bei allen Völkern die Lieder, welche die Rückkehr des Gatten aus dem Kriege oder von langer Seefahrt erzählen, und oft findet Odysseus seine Penelope in Bedrängnis, aber nicht immer findet er sie treu.

Jousseaume, der poitevinische Edelmann, hat seine junge Frau in der Obhut seiner Mutter zurückgelassen. Aber die böse Schwiegermutter behandelt sie als Aschenbrödel, setzt ihren Erstgeborenen aus, verteilt ihren Schmuck unter die eigenen Töchter, und als *Jousseaume* nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er sein junges Weib drauſsen als Gänsemagd auf dem Felde, zerfetzt und hungernd. Belohnung erwartet den treuen Diener, der das ausgesetzte Knäblein einst errettet hat, brutale Bestrafung die herzlose Mutter.

L'an premier de nos noces il vint un mandement,
C'est d'aller à la guerre, servir le roi Constant.

„Mais ma femme elle est grosse, je ne puis la quitter.“
„Va, va, mon fils Jousseaume, ta femm' la soignerai.]

„La mèn'rai à la messe avec moi, quand j'irai.
„Sur les fonds du baptême, ton enfant le tiendrai.“

Quand Jousseaum' fut en guerre, en guerre au loin rendu,
Ses promesses, sa mère ell' n' les a pas tenu'.

Lui a-t-ôté les bagues, les bagues, les draps d'or,
Lui a donné la touaille, l'a-t-envoyé aux prots.

La bell' fut sept années sans rire ni chanter,
Au bout des sept années, s'est prise à tant chanter,

De sept lieu's à la ronde, Jousseaum' l'a-t-entendu':
„C'est la voix de ma blonde, beau page, l'entends-tu?“

„Oh da! bonjour, protière, à vous et à vos prots!“
„Bonjour, mes gentilshommes, à vous, à vos chevaux!“

„Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas dîner?“
„Nenni, mon gentilhomme, je n'ai pas déjeuné.“

„Oh, dis-moi donc, protière, voudrais-tu m'en donner?“
„Nenni, mon gentilhomme, n'en sauriez pas manger:

„J' n'ai que du pain d'avoine, pas cuit et pas salé;
„Les chiens de ma bell'-mère n'en veulent pas manger.“

Jousseaume' tâte à sa poche, michette a-t-accroché':
„Tenez, p'tite protière, velà pour déjeuner.“

„Oh, dis-moi donc, protière, ne vas-tu pas veni(r)?“
„Nenni, mon gentilhomme, n'est pas encore nuit.

„Oh, faut bé (= bien) qu'i travaille, avant de m'en aller,
„N'ai pas fini ma qu'nouille et n'ai pas bûcheillé.“

[1] *Romania* VII, 84.

„Oh, dis-moi donc, protière, pourrais-tu m'y loger?"
„A ma bell'-mère traître allez le demander."

„Bonjour, madam' l'hôtesse, pouvez-vous m'y loger?"
„Oui-dà, mon gentilhomme, je vous logerai bé."

Quand Jousseaum' fut à table, à table pour souper,
Demande un' demoiselle, pour avec lui aller.

„Ne donne point mes filles, pour avec vous aller;
„Prenez la p'tit' protière dans le coin du foyer."

Jousseaum' se lève de table, a-t-été l'embrasser.
„Connais-tu pas, la belle, ton époux bien aimé?

„Lavour (= où) sont-i les bagues que je t'avais baillé',
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis n'allé?"

„Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',
„A ta sœur[e] l'aînée, ell' les a fait porter."

„Lavour sont-i les robes que je t'avais baillé',
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis allé?"

„Ta mère, bonne mère, ell' me les a-t-ôté',
„A ta sœur la cadette, ell' les a fait porter."

„Lavour est la portée que je t'avais laissé',
„Il y a sept ans, la belle, quand je m'en suis n'allé?"

„Ta mère, bonne mère, aux prots ell' l'a jeté';
„Notre bon valet Pierre, il l'a bien ramassé'."

„La porté à l'église, il l'a fait baptiser
— — — — — — — — — — — — —

„Valet, o valet Pierre, quel nom li as-tu donné?"
„C'est le nom de Jousseaume que je li ai donné".

„Valet, o valet Pierre, cherche à t'y marier,
„Ta fortune elle est faite, tu peux t'en assurer.

„Si vous n'étiez ma mère je vous ferais brûler;
„Mais comm' vous êt' ma mère, je vas vous étrangler."[1]

Eine andere Ballade, die an den Küsten des Mittelländischen Meeres entstanden (sie enthält eine Erinnerung an die Raubzüge berberischer Korsaren), und die in Südfrankreich verbreitet, aber kaum nach Nordfrankreich gedrungen, ist das Lied von der jungen *Florence*,[2] welche der Gatte, als er in den Krieg zieht, ebenfalls der Sorge der Mutter empfiehlt:

Mère, voilà ma Florence, me la maltraitez pas!
Ne lui faites rien faire que boire et que manger,
Filer sa coulognette, quand ell' voudra filer,
Et aller à la messe, quand ell' voudra y aller.

---

[1] Bujeaud, *l. c.* II, 220; cf. *Romania* I, 354 und die neueste Aufzeichnung bei Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 100.

[2] *Romania* VII, 64; cf. *ib.* XIV, 231 ff.; XV, 111 ff.; Nigra, *l. c.* p. 213 ff., wozu G. Paris, *Journ. des Savants*, 1890, Separat-Abzug p. 14. Letzte Notierung von Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 97.

Wie er nach sieben Jahren zurückkehrt, findet er Florence nicht mehr vor:

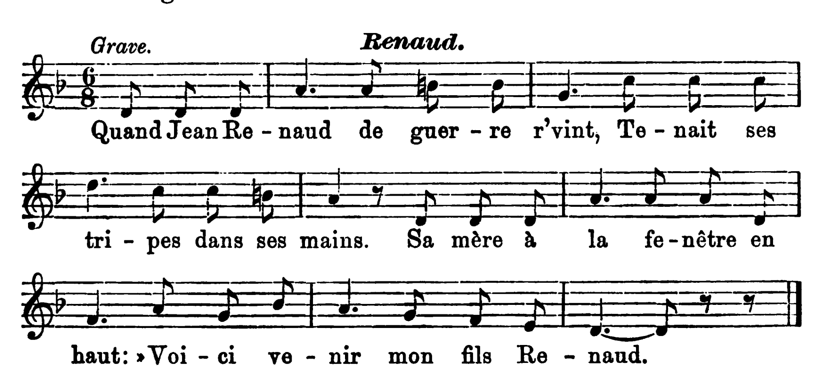
En allant-x-à la messe, les Sarasins l'ont pris'.

Sie zu suchen, schifft er sich ein in einer Barke *tout d'or et d'argent fin.* Nach langer Fahrt findet er:

Trouva trois lavandières qui lavaient des draps fins.
„Oh dites, lavandières, à qui sont ces draps fins?"
„Sont du château des Maures, des Maures Sarasins."

Und er erfährt von ihnen, dafs hier Florence, *la fleur de son pays,* bei den Mauren wohnt. Als Pilger verkleidet, naht er ihr. Er gibt sich zu erkennen und entführt sie glücklich vor den Augen der scheltenden Mauren.

Auf den Tod verwundet, mit aufgerissenem Leibe, kehrt *Renaud* aus dem Kriege heim, um zu sterben, während sein ahnungsloses junges Weib eben von einem Knaben genesen ist — wohl die berühmteste französische Ballade, von der wir heute über sechzig Versionen kennen.



Quand Jean Renaud de guerre r'vint,
Tenait ses tripes dans ses mains.
Sa mère à la fenêtre en haut:
„Voici venir mon fils Renaud."

„Bonjour, Renaud, bonjour, mon fils,
„Ta femme est accouché' d'un p'tit."
— „Ni de ma femme, ni de mon fils
„Je ne saurais me réjoui(r).

„Que l'on me fass' vite un lit blanc
„Pour que je m'y couche dedans."
Et quand ce vint sur le minuit
Le beau Renaud rendit l'esprit.

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends pleurer ici?"
— „C'est un p'tit pag' qu'on a fouetté
„Pour un plat d'or qu'est égaré."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends cogner ici?"
— „Ma fille, ce sont les maçons
„Qui raccommodent la maison."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends sonner ici?"
— „C'est le p'tit Dauphin nouveau-né
„Dont le baptême est retardé."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que j'entends chanter ici?"
— „Ma fille, ce sont les processions
„Qui font le tour de la maison."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Quell' robe mettrai-je aujourd'hui?"
„Mettez le blanc, mettez le gris,
„Mettez le noir pour mieux choisi(r)."

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que ce noir-là signifi'?“
— „Tout' femme qui relèv' d'un fils
„Du drap de saint Maur doit s' vêti(r).“

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Irai-je à la messe aujourd'hui?“
— „Ma fille, attendez à demain,
„Et vous irez pour le certain.“

Quand ell' fut dans les champs allé',
Trois p'tits garçons s' sont écriés:
„Voilà la femm' de ce seigneur
„Qu'on enterra hier à trois heur's.“

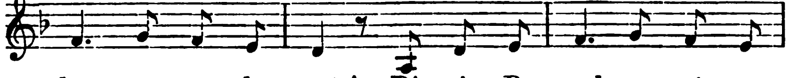
Quand ell' fut dans l'église entré',
D' l'eau bénite on y a présenté';
Et puis, levant les yeux en haut,
Elle aperçut le grand tombeau.

— „Dites-moi, ma mère, ma mi',
„Qu'est-c' que c' tombeau-là signifi'?“
— „Ma fille, je n' puis vous l' cacher,
„C'est vot' mari qui est trépassé.“

„Renaud, Renaud, mon réconfort,
„Te voilà donc au rang des morts!
„Divin Renaud, mon réconfort,
„Te voilà donc au rang des morts!“

Elle se fit dire trois mess',
A la première, ell' se confess',
A la seconde, ell' communia,
A la troisième ell' expira.







In der Ballade *'Germine'*, die *'Jousseaume'* ähnlich ist und mit ihr kombiniert erscheint, stellen die Gatten nach siebenjähriger Trennung sich gegenseitig auf die Probe, die beide glänzend bestehen:

Apprêtez feu et flambe et faites un bon repas!
Car voici mon mari que je n'attendais pas.[2]

In einem Liede kommt der heimkehrende Gatte eben dazu, wie sein Weib mit einem anderen Hochzeit zu feiern sich anschickt. Er setzt sich unbekannt unter die tafelnden Gäste und gewinnt sich das seine zurück.

Der *Brave marin* aber hat es, wie Enoch Arden, endgültig verloren:

Quand le marin revient de guerre,
Tout doux ...
Tout mal chaussé, tout mal vêtu,
„Pauvre marin, d'où reviens-tu?“
Tout doux.

„Madame, je reviens de guerre.“
Tout doux ...
„Qu'on apporte ici du vin blanc,
„Que le marin boive en passant.“
Tout doux.

---

[1] Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 14; cf. *Romania* XXIX, 219 ff.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 196; cf. Tiersot. *Ch. pop. des Alpes,* p. 102.

Brave marin se mit à boire,
Tout doux ...
Se mit à boire, à chanter,
Et la belle hôtesse á pleurer.
Tout doux.

„Ah! qu'avez-vous, la belle hôtesse?
Tout doux ...
„Regrettez-vous votre vin blanc
„Que le marin boit en passant?“
Tout doux.

„C'est point mon vin que je regrette,
Tout doux ...
„C'est la perte de mon mari;
„Monsieur, vous ressemblez à lui.“
Tout doux.

„Ah! dites-moi, la belle hôtesse,
Tout doux ...
„Vous aviez de lui trois enfants.
„Vous en avez six à présent.“
Tout doux.

„On m'a écrit de ses nouvelles,
Tout doux ...
„Qu'il était mort et enterré,
„Et je me suis remarié'.“
Tout doux.

Brave marin vida son verre,
Tout doux ...
Sans remercier, tout en pleurant,
S'en retourna-t-au régiment.
Tout doux.



[1]

Auch das französische Lied feiert den schönen Soldaten, den hübschen Matrosen als Herzensbezwinger, zu welchem es die Mädchen zieht, nicht immer zu ihrem Glücke. Dem *Joli tambour*[2] fällt das Herz der Königstochter zu, die ihn von ihrem Fenster aus vorüberziehen sieht.

Soldaten und Seeleute sind oft die Helden der Lieder, welche von Entführungen berichten: ein solches fragmentarisches Entführungslied aus dem 15. Jahrhundert ist

La Perronnelle.

Av' ous point vu la Perronnelle
Que les gens d'armes ont emmené'?
Ils l'ont habillée comme un page;
C'est pour passer le Dauphiné.

---

[1] Bujeaud II, 93; cf. *Revue des traditions populaires,* 1899, p. 152.
[2] Cf. *Revue des trad. pop.,* 1897, p. 645.

Elle avoit troys mignons de frères
Qui la sont allés pourchasser.

Tant l'ont cherchée qu'ils l'ont trouvée
A la fontaine d'un vert pré.

„Et Dieu vous gard', la Perronnelle!
„Vous en voulez point retourner?“

„Et nenny vraiment, mes beaulx frères:
„Jamès en France n'entreray.

„Recommandez-moy à mon père
„Et à ma mère, s'il vous plaist.“ [1]

Das Mädchen aber, das der Gesang des *Beau marinier* auf das Schiff gelockt hat, und das sich nun nach der hohen See entführt sieht, geht in den freiwilligen Tod:

La belle s'est assise,
Vogue, vogue, marinier vogue,
Sur le bord de la mer,
Vogue, beau marinier!

Elle est là qui écoute
Le marinier chanter.

„Chante, marinier, chante!
Apprends moi-z-à chanter.“

„Entrez, bell', dans ma barque,
Et je vous l'apprendrai.“

Quand la belle fut entrée,
Au large il a poussé.

De frayeur, de tristesse,
La bell' s' mit à pleurer.

„Oh, qu'avez-vous, la belle,
Qu'avez-vous à pleurer?“

„Hélas, j'entends mon père
M'appeler pour souper.“

„Ne pleurez pas, la belle,
Avec moi vous soup'rez.“

Quand ell' fut dans sa chambre,
Son lacet a noué.

„Prêtez-moi votre dague,
Mon lacet s'est noué.“

La belle a pris l'épée,
Dans l' cœur se l'est plongé'.

„Maudite soit la dague.
„Et ç'lui qui l'a forgé'!

„Sans la maudite épée,
„Je serais marié

„Avec la plus bell' fille
„Qu'il y ait à l'évêché.

„Elle était aussi droite
„Que le jonc dans le pré.

„'L'était aussi vermeille
„Que la ros' du rosier.“ [2]

Neben den Soldaten und Seeleuten erscheinen besonders die Müller als die vom Volkslied besungenen Liebsten. Von den Mädchen der verschiedenen Stände besitzt die Zuneigung des Liedes vor allem die Hirtin, die einsam draufsen auf dem Felde, am Rande des Waldes, ihre Herde weidet, und in deren stillem oder sangreichem Alleinsein Worte und Taten der Liebe reifen. Sehnsucht und Reue, Werbung, Gewährung, Abweisung, freudenreiche und leidvolle Erinnerung finden in dieser Einsamkeit willkommene Heimlichkeit. Dann das Mädchen, das allein im Garten hinterm Haus oder am Meeresufer sitzt oder allein unterwegs ist — und ist sie nicht allein, so sind es ihrer drei, denn das Volkslied liebt die Dreizahl, wie es die Morgenfrühe,

---

[1] G. Paris, *Ch. du XVe siècle* n° 39; cf. Tiersot, *Hist. ch. pop.* p. 12, und *Ch. pop. des Alpes*, p. 13, 16, 119, 124 etc.; *Revue des trad. pop.*, 1899, p. 428.

[2] Crane, *l. c.* p. 221, 276; cf. *Chants du rond d'Estavayer* n° X.

wie es gewisse Namen liebt. Es hat seine Günstlinge. Es liebt auch, die ländliche Welt mit allerlei Flitter zu schmücken. Golden ist die Sichel, silbern die Peitsche, demanten die Nadel, aus Elfenbein der Schrein, das Kleid aus *drap d'or,* das Haus wird wohl zum *château* — zum Luftschloſs. Goldorangen glühen, und hoch steht der Lorbeer in den Landschaften auch der nördlichen Lieder. Prinzessinnen gehen über das Feld und werben um Hirtenknaben; Königssöhne freien um Bauernmädchen: ein Wunderland der Liebe, neben welchem aber die kräftige Wirklichkeit nicht verschwindet. Unmittelbar neben der Freude an Rang und Glanz kommt die Freude am schlichten, tüchtigen Leben, der Stolz des einfachen Menschen zum glücklichsten Ausdruck.

Der junge Schnitter (*métiveur*) hat sich einen Blumenstrauſs auf den Hut gesteckt. Drei *demoiselles* gehen vorüber:

La première était la reine,
Couronné' tout en diamant.

La seconde est aussi riche,
C'est la fill' du président;

Porte coiffur' de dentelle,
Petit souliers d' satin blanc.

La troisième est si jolie,
Sans fard ni ajustement;

Ell' semble la belle rose,
Qui fleurit au rosier blanc.

Königin und Präsidententochter versagt er seinen Strauſs —

Mais quand passe la troisième,
Ell' rougit en me voyant.

Je me suis approché d'elle:
„Prenez mon bouquet des champs.“ [1]

Schwer fällt es, hier weitere Proben zu geben. Diese blühenden Liederchen verdorren in der Hand des Lesenden; sie wollen gesungen sein. Das leichtbeschwingte Wort dieser fröhlichen, schalkhaften, spöttischen, wehmütigen Liebesgesänge, um das sich wie eine Girlande der Refrain schlingt, bedarf der Melodie, aus deren Schoſs es geboren, und die es durch Jahrhunderte zu uns getragen hat.

Und doch mögen einzelne hier folgen.

Das etwas derbe Zwiegespräch zwischen der heiratslustigen Tochter und der warnenden Mutter:

Mère et fille.

Refrain: *Ol est pretant temps,*
Pretant temps, ma mère,
Ol est pretant temps
De me marier.

„Ma fille, tu n'as pas de pain.“
„Ma mèr', j'avons quequ's boisseaux [d'grain:
„Je les mouderons —
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de vin.“
„Ma mèr', j'avons queques raisins:
„J' les écraserons —
„Mariez-moi donc.“

„Ma fille, tu n'as pas de bois.“
„Ma mèr', j'avons quequ's échalas:
„Nous les brûlerons —
„Mariez-moi donc.“

---

[1] Bujeaud I, 173.

„Ma fille, tu n'as pas de lit."
„Ma mèr', j'en avons un petit:
„Je l'allongerons —
„Mariez-moi donc."

„Ma fille, tu n'as pas de draps."
„Ma mèr', j'avons queques vieux sacs:
„Je les couperons —
„Mariez-moi donc."

„Ma fille, tu n'as pas d'argent."
„Ma mèr', j'avons un petit champ:
„Je le venderons —
„Mariez-moi donc."

„Ma fille, tu n'as pas d'amant."
„Ma mère, il en passe souvent:
„Je leux hucherons —
„Mariez-moi donc."[1]

Dann ein Werbungslied, und zwar ein normandisches, das nach seinem stark entwickelten Refrain den Namen des Wachtelliedes trägt:

La chanson de la caille.

Refrain:
Entends-tu, hau! Micaut, hau!
J'ai vu la caille
Parmi la paille,
J'ai vu la caille
Dans le blé.

Mon ami est v'nu m'y trouver.
M'a dit: „La bell', veux-tu m'aimer?"
„Nenni, car ma mèr' le saurait.
„Dis-moi donc, bell', qui lui dirait?
„Hormis la pie ou le corbin,
„Qui disent dans leur gai refrain:
„ „Fill's et garçons, aimez-vous bien?" "
Entends-tu, hau! Micaut, hau!
J'ai vu la caille
Parmi la paille,
J'ai vu la caille
Dans le blé.[2]

Das Bild der Begegnung zweier Liebenden stellt in anmutvoller Weise dar das Lied mit dem Refrain

Ah, Thomas réveille-toi!

Un matin, près d'un jardinet,
Je vis mon ami qui dormait.
Je le pris par le petit doigt.
Tant fis qu'il se leva tout droit,
Et me dit: „Que veux-tu de moi?"
„Fais-moi donc un joli bouquet."
„Et de quoi veux-tu qu'il soit fait?"
„De thym, de rose et de muguet:
„Ce sont les fleurs d'amour parfait."
En le faisant sa main tremblait,
Et ne put le faire bien adreit.
Ah, Thomas, réveille, réveille,
Ah, Thomas, réveille-toi.[3]

'Um meinen Liebsten gäbe ich alles in der Welt,' singt anderswo ein Mädchen:

Je donnerais Versailles,
Paris et Saint-Denis ...[4]

Und Einer bekräftigt, dafs er die Liebste nicht hingäbe, und wenn ihm der König Heinrich seine ganze grofse Stadt Paris schenken wollte: es ist das Volksliedchen, das Molière im *Misanthrope* der unwahren Kunstlyrik seiner Zeit entgegenstellt:

Si le roi m'avait donné
Paris, sa grand' ville,
Et qu'il m'eût fallu quitter
L'amour de ma mie,
J'aurais dit au roi Henri:
Reprenez votre Paris,
J'aime mieux ma mie,
Oh gué!
J'aime mieux ma mie.

---

[1] Bujeaud I, 98; cf. R. Renier in *Miscellanea nuziale Rossi-Teiss*, Bergamo 1897, p. 9. [2] Beaurepaire, *l. c.* p. 41. [3] Haupt-Tobler. *l. c.* p. 156. [4] *Romania* XIII, 430.



In die Phantasiewelt, wo der *vilaine* (dem Bauernmädchen) ein Königsthron winkt, führt uns das muntere Lied: **Der Majoranstraufs:**



Me promenant dans la plaine,
Tir' ton joli bas de laine,
J'ai trouvé un capitaine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,
Tir' ton joli bas de laine,
Car on le verra.

J'ai trouvé un capitaine,
Tir' ton joli bas de laine,
Il m'a appelé vilaine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas,
Tir' ton joli bas de laine,
Car on le verra.

Je ne suis point si vilaine.
Le plus jeun' fils du roi m'aime.
Il m'a donné pour étrenne:

---

[1] Champfleury, *l. c.* p. 200.

Une bourse d'écus pleine.
Un bouquet de marjolaine.
Je l'ai planté dans la plaine,
Je l'ai planté dans la plaine,
Tir' ton joli bas de laine,
S'il fleurit, je serai reine,
Tir' ton, tir' ton, tir' ton bas, etc.[1]

Die Strophe besteht hier, wie bei mehreren der vorangehenden Lieder, nur je aus einem neuen Verse. Im ganzen umfaſst der Text nur zehn Verse. Mit dem Refrain schwellen diese zehn auf sechsundfünfzig Verszeilen an: jede Refrainwelle hebt jeweilen einen neuen Textvers in die Höhe. Sie schiebt den Vers der vorangehenden Strophe vor sich her und begräbt dann beide in dem sprudelnden Gischt ihrer glitzernden Worte.

Das treulos verlassene Mädchen, das, von der Hochzeit einer anderen zurückkehrend, klagend am Wege sich niederläſst, zeigt uns das wehmütige Lied

La claire fontaine.

En revenant de noces j'étais bien fatigué'.
Au bord d'une fontaine je me suis reposé'.
Et l'eau était si claire que je m'y suis baigné'.
A la feuille d'un chêne je me suis essuyé'.
Sur la plus haute branche rossignol a chanté.
Chante, rossignol, chante, toi qui as le cœur gai.
Le mien n'est pas de même, mon amant m'a laissé',
Pour un bouton de rose que je lui refusai.
Je voudrais que la rose fût encore au rosier,
Et que mon ami Pierre fût encor à m'aimer.[2]

Es ist ein weitverbreiteter Gesang, der in Kanada sozusagen zum Nationallied der Franzosen geworden ist.[3]

Die Standhaftigkeit der Liebe besingt die Ballade von *Pernette,* das Seitenstück zu 'König Ludwigs Töchterlein':

La Pernette se lève trois heures davant jour.
Ell' prend sa quenouillette avec son petit tour.
A chaque tour qui vire fait un soupir d'amour.
Sa mère lui vient dire: „Pernette, qu'avez-vous?“
„Av' ous le mal de tête, ou bien le mal d'amour?“
„N'ai pas le mal de tête, mais bien le mal d'amour.“
— „Ne pleure pas Pernette, nous te mariderons.

---

[1] Bujeaud I, 87; Literatur bei Crane, *l. c.* p. 270; cf. J.-B. Weckerlin, *L'ancienne chanson pop. en France* (16e et 17e siècles), Paris 1887, p. 113.

[2] *Romania* XII, 310 ff.; cf. *Revue des traditions pop.*, 1899, p. 275; Tiersot, *Ch. pop. des Alpes* p. 278.

[3] Cf. E. Gagnon, *Chansons pop. du Canada*[4], Quebec 1900, p. 1.

„Te donnerons un prince ou le fils d'un baron.“
„Je ne veux pas un prince ni le fils d'un baron,
„Je veux mon ami Pierre qu'est dedans la prison.“
„Tu n'auras pas ton Pierre, nous le pendolerons.“
„Si vous pendolez Pierre, pendolez-moi itout.
„Au chemin de Saint-Jacques enterrez-nous tous deux.
„Couvrez Pierre de roses et moi de mille-fleurs.
„Les pèlerins qui passent en prendront quelque brout.
„Diront: Dieu aie l'âme des pauvres amoureux!
„L'un pour l'amour de l'autre ils sont morts tous les deux.“[1]

Nach dem Brautstand die Hochzeit.

Die ländlichen Hochzeitsgebräuche haben mit ihrem Zeremoniell eine grofse Zahl Lieder geschaffen. Die Abholung der Braut, der Gang zur Kirche, die Heimkehr von der Einsegnung, die Überreichung der Symbole und Geschenke, der Abschied der Brautleute von der Jugend des Dorfes, von den Gästen — das alles vollzieht sich unter Gesängen, von welchen auch die Improvisation nicht ausgeschlossen ist. Sittengeschichtlich sind diese Lieder wertvoller als dichterisch. So bieten z. B. die Geschenklieder (*Chansons de livrées*) einen förmlichen Katalog der Hochzeitsgaben. Durch die meisten der Hochzeitslieder zieht sich wie ein roter Faden der Gedanke: Aus ist es nun, o Mädchen, mit der Freiheit:

Vous n'irez plus au bal,
Madam' la mariée.
Vous gard'rez la maison
A bercer le poupon.

Adieu châteaux brillants,
La liberté des filles!
Adieu la liberté!
Il n'en faut plus parler ...[2]

Du mufst statt dessen ... und nun folgt die lehrhafte Aufführung der wartenden Pflichten.

In der Normandie gehört zu den Hochzeitsgesängen auch das Lied von der Schmetterlingshochzeit (*les noces du papillon*). Das Thema der Tierhochzeit ist ein universelles: das Volk liebt es, die Sitten der Menschen im Spiegel der Tierwelt zu zeigen. Die Tierlieder dienen der Satire, oder sie sind harmlose Kinderlieder geworden.

Andere Gedichte, z. B. solche aus der Waadt und Freiburg, parodieren das Hochzeitszeremoniell, indem sie die Braut rücklings auf einem Esel sitzend zur Kirche reiten, die Augen sich mit einem Taschentuch aus Schweinsdarm trocknen lassen u. s. f.

[1] *Romania* XX, 94; cf. *Revue des trad. pop.*, 1899, p. 424; Tiersot, *Ch. pop. des Alpes*, p. 88, 110 ff.; *Chants du rond d'Estavayer*, n⁰ VI.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 157.

Wer heiratet, sagt das Lied,

il lui faut prendre
Un bouquet de souci.[1]

Danach sieht es denn auch in den Eheliedern aus.

Von den guten Ehen gilt, was von den guten Frauen: man spricht wenig von ihnen. Die französischen Ehelieder, wie die Ehelieder der übrigen Völker, auch die unserigen, handeln von der unglücklichen Ehe und insbesondere vom Unglück der Frau. Diese Lieder sind, wie die Liebeslieder, wesentlich Frauenlieder (*Chansons de femmes*).

Mit keiner Figur beschäftigt sich das Volkslied so häufig wie mit der *Malmariée*: wir kennen viele Hunderte von *Malmariée*-Liedern.

Nur eine kleine Zahl ist ernst und traurig: solche etwa, die vom Unglück singen, welches Armut und Trunksucht mit sich bringen:

Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que la vie!
Au bout d'un an un p'tit enfant,
C'est la joyeuserie!
Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que le tourment!

Au bout de deux ans, deux enfants,
C'est la mélancolie!
Au bout de trois ans trois enfants,
C'est la grand' diablerie!
Dans le ménage etc.

Celui-ci demande du pain,
L'autre de la bouillie;
Le pauv' petit demand' le sein
Et la source est tarie.
Dans le ménage etc.

Le père, il est au cabaret,
Qui mène Dieu sait quelle vie.
La femme est là devant les ch'nets,
Qui pleure et se soucie.
Dans le ménage l'on apprend
Ce que c'est que le tourment.[2]

Den härtesten und tiefsten Ausdruck gibt dieser Stimmung das umstrittene

La femme du roulier:

La pauvre femme,
C'est la femme du roulier.
S'en va dans tout le pays
Et d'auberge en auberge
Pour chercher son mari, tireli,
Avecque une lanterne.

„Madam' l'hôtesse,
Mon mari est-il ici?“
„Oui, madame, il est là-haut,
Là, dans la chambre haute,
Et qui prend ses ébats, tirela,
Avecque la servante.“

„Allons, ivrogne,
Retourn' voir à ton logis,
Retourn' voir à ton logis
Tes enfants sur la paille!
Tu manges tout ton bien, tirelin,
Avecque des canailles.“

„Madam' l'hôtesse,
Qu'on m'apporte du bon vin,
Qu'on m'apporte du bon vin,
Là sur la table ronde,
Pour boir' jusqu'au matin, tirelin,
Puisque ma femme gronde.“

La pauvre femme
Retourne à son logis
Et dit à ses enfants:
„Vous n'avez plus de père,
Je l'ai trouvé couché, tirelé,
Avecque une autre mère.“

„Eh bien, ma mère!
Mon père est un libertin,
Mon père est un libertin,
Il se nomme Sans-Gêne;
Nous sommes ses enfants, tirelan,
Nous ferons tous de même![3]

---

[1] Bujeaud I, 69; cf. Champfleury, *l. c.* p. 108. [2] *Archiv* LVI, 201.
[3] Haupt-Tobler p. 82; cf. *Revue des trad. pop.*, 1898, p. 369.

Die meisten *Malmariée*-Lieder diesseit und jenseit des Rheins sind heiter. Das Unglück wird von seiner komischen Seite dargestellt, und das Recht auf anderweitige Entschädigung wird lustig gepriesen. Spott wird auf das Haupt des eifersüchtigen, des geizigen, des brutalen Gatten gehäuft. Verspottet wird auch der körperlich schlecht assortierte, besonders der kleine Gatte (*le petit mari*), der leicht verloren gehen oder von der Katze gefressen werden kann.

Die besondere Zielscheibe dieses Spottes aber ist der Alte, der sich mit seinem Geldsack ein junges Weib gefreit, denn, meint ein Refrain:

Jugend mit dem Alter,
Das schafft Leid und Gram;
Jugend mit der Jugend —
Das ist wohlgetan.[1]

Mit derber Offenheit spricht sich der Wunsch nach dem Tode des alten Gatten aus:

Refrain: *Tra la la la la la la la la la*
Tra la la la la pour rire.

Mon pèr' m'a donné à choisir
D'un vieux ou d'un jeune mari.
Devinez lequel[e] j'ai pris!
Le jeun' laissai, le vieux j'ai pris.
Je voudrais qu'il vienne un édit
D'écorcher tous les vieux maris.
J'écorcherais le mien aussi,
J'irais vend' sa peau à Paris,
Pour retourner dans mon pays,
Où je prendrais jeune et joli.[2]

In den *Chansons de veuves* herrscht über seinen Hinschied eitel Freude. Witwenlieder des französischen Westens haben den Refrain

Je l'aimais tant, tant, tant,
Je l'aimais tant, mon mari —
Je l'aime mieux, mieux, mieux,
Je l'aime mieux mort qu'en vi'.[3]

Selten sind die Lieder, welche die Partei des unglücklichen Gatten ergreifen, und die bleiben dann freilich den *Chansons de femmes* nichts schuldig. Die Ehelieder stehen fast alle auf seiten der Frau, auch der leichtfertigen, und wenn sie diese nicht geradezu loben, so erzählen sie doch deren Streiche und Listen mit sichtlichem Gefallen.

Man würde irren, wollte man in diesen *Malmariée*-Liedern Beweise besonderer gallischer Ehefeindlichkeit sehen, etwa gar mit einem Hinweis auf die modernen Pariser Romane.

Das *Malmariée*-Lied ist uralt und universell. Die Frau des Beduinen singt es wie die des Europäers. Es ist das Lied, in welchem die in schwerem Frondienst arbeitende Frau des Volkes

[1] Haupt-Tobler, *l. c.* p. 113 (übersetzt von K. Bartsch); cf. J.-B. Weckerlin, *L'ancienne chanson*, p. 324.
[2] Champfleury, *l. c.* p. 160. [3] Bujeaud II, 67.

der guten alten Zeit eine ideelle Revanche nahm für Zwang und Not ihres Alltagslebens, ähnlich wie etwa unsere Studenten für saure Wochen sich beim Kommers dadurch entschädigen, daſs sie vom Bummeln und Trinken mit einer Überzeugung singen, als kennten sie nur das. Aber deswegen können sie doch fleiſsig und jene Frauen doch ehrbar und tüchtig sein.

Die *Malmariée*-Lieder, in welchen die Not des Lebens von der heiteren Seite aufgefaſst und auf Kosten von Krankheit, Leid und Tod ungebundene Lebenslust gepriesen wird, sind Lieder der Feststimmung, wie sie die alten Maifeste schufen, Lieder derber Lustigkeit, derber Prahlerei. —

Mit der Ehe die Kinder. Auch in Frankreich werden sie mit Wiegenliedchen in den Schlaf gesungen; auch dort üben sie ihre Zünglein an munteren Sprechspielversen, die unserem 'Joggeli wott ga Birli schüttle' ähnlich sind, und trällern sie bei ihren Spielen mehr oder weniger sinnvolle Verse.

Was heute der Winzer der Gascogne bei seiner Arbeit singt, das ist schon im Poitou ein Lied des kindlichen Ringelreihens geworden.[1]

Im Mittelalter kannten die Erwachsenen keinen anderen Tanz als den Reigen, den man zum Rhythmus von Liedern tanzte. Dieses *danser aux chansons* ist heute aus den Sitten des Volkes geschwunden und zum bloſsen Spiel der Kinder herabgesunken. Damit ist auch so manches Lied, in das vor Jahrhunderten erwachsene Menschen ihre Freude und ihr Leid gegossen, zum Kinderreim geworden und hat in Kindermund ein letztes Asyl gefunden.

So blüht auch da neues Leben aus Ruinen. —

Bei diesem eiligen Gange durch die Vorwürfe des französischen Volksliedes habe ich neben den meist typischen Thematen so manches spezielle und auch besonders interessante übergehen müssen. Da ist so manche merkwürdige Ballade, deren Stoff Frankreich mit germanischen Ländern gemein hat, in deren formeller Ausgestaltung es aber seine eigenen Wege geht. So die Ballade vom Taucher, die in vielen Variationen über das ganze Land verbreitet ist und zum Teil mit anderen Liedern verbunden erscheint. Da ist besonders ein Werbungslied, das den Namen *La chanson des transformations* trägt: das Gespräch eines Liebespaares. Das Mädchen weicht den Anträgen des Burschen dadurch aus, daſs es scherzend sich zur Blume, zum Vogel, zum Stern zu wandeln droht, um ihm zu entgehen, worauf er als Gärtner die Blume pflegen, als Jäger den Vogel jagen, als Wolke den Stern umfangen zu wollen sich rühmt: ein anmutiges Spiel der Rede und Gegenrede, das lange fortgesetzt werden mag. Das

[1] Cf. Bladé, *Poésies pop. de la Gascogne,* Paris 1881 f., II, p. 225, mit Bujeaud I, 48.



Thema ist über ganz Europa verbreitet und hat durch Mistral im Magalí-Lied seiner *Mirèio* die kunstvollste Gestalt erhalten.

Nach all dem, was das französische Volkslied besingt, mag auch hervorgehoben werden, was es nicht besingt. Es gibt keine aus dem Volke hervorgegangenen Kriegslieder; es gibt auch keine Trinklieder. Der Wein wird etwa beiläufig, besonders im Refrain, als Freudenspender gepriesen oder dann in Klageliedern als Quelle des Unglücks genannt — aber Trinklieder gibt es nicht. Das Trinklied ist keine *Chanson populaire* im engeren Sinne, sondern eine *Chanson de ville.*

Das französische Volkslied singt auch nicht von Feen, Zwergen, Zauberern — es fehlt der Hofstaat des Märchens. Das Märchen wird erzählt, aber nicht gesungen. Seine geheimnisvolle Welt scheint die Publizität des Liedes nicht zu vertragen. —

Nicht bald zum Ende kommen würde ich, wenn ich nun, nachdem ich die Materie des französischen Volksliedes umschrieben, auch die Probleme erörtern wollte, welche sich an seine sprachliche, metrische, musikalische Form, an seine Entstehung und seine Geschichte knüpfen.

Da mögen einige Bemerkungen genügen.

Es mag vielleicht befremden, daſs die Volkslieder, von denen hier die Rede ist, französisch und nicht *patois* sind. Es gibt auch mundartliche Volkslieder in allen Teilen Frankreichs; aber die schönsten, reichsten Blüten der französischen Volkspoesie sind nicht mundartlich, sondern hochfranzösisch. Es ist nicht geradezu das Französische der *Académie Française,* sondern das eines ungebildeten Menschen, der die Schriftsprache sprechen will und dem unwillkürlich Laute, Wörter, Wendungen seines Dialektes entschlüpfen.

Nicht nur in Frankreich, auch bei uns beobachten wir die selbe Erscheinung: wenn das Volk dichtet, so liebt es gleichsam, das sprachliche Sonntagskleid anzuziehen.

Dialektlieder stammen sehr häufig von gebildeten Verfassern her, die meinen, zum Volke hinabsteigen zu müssen: so sind die *Noëls* geistlicher Verfasser sehr häufig dialektisch.

Die Versform der Lieder ist einfach.

Der Reim ist kunstlos, und das Lied begnügt sich oft mit dem bloſsen Gleichklang des Tonvokals, mit der Assonanz.

Nicht selten ist auch diese zerstört, weil die Aussprache einzelner Reimwörter im Laufe der Zeit anders geworden und dadurch der Gleichklang aufgehoben worden ist.

Die Lieder zerfallen in zwei groſse Klassen:

1) Reigenlieder, die zum Tanze gesungen werden (Tanzlieder), und 2) *Chansons simplement chantées*: einfache Singlieder, die zur Arbeit oder bei gesellschaftlichen Vereinigungen zum Vortrag kommen.

Doch ist die Scheidung keine strenge: mit Leichtigkeit wan-

delt das Volk den Takt eines ernsten Liedes zum heiteren Tanzrhythmus. Jede Ballade kann in dubio auch als Tanzlied betrachtet werden. Ein Fortsetzer Rabelais' bezeichnet *La Perronelle* als Tanzlied.[1]

Das Volk ist ein unermüdlicher Sänger; es liebt Wiederholungen. So werden denn die kurzen, oft ja nur einzeiligen Strophen der Lieder so gesungen, dafs zur Einleitung einer Strophe immer erst die vorangehende ganz oder teilweise wiederholt wird. Wie bei einer Kette legt sich ein Glied ins andere.

Alle Tanzlieder haben Refrain. Der Führer des Reigens singt den Text der Strophe mit Kehrreim vor, und die Mittanzenden wiederholen diesen Kehrreim oder auch Teile des Textes.

Auch bei den Singliedern herrschen diese Wiederholungen, die dem Hörer ermüdend scheinen. Das Volkslied ist eben nicht auf Hörer eingerichtet, sondern auf ein Publikum, bei welchem alle mitsingen: es will nicht gehört, es will gesungen sein.

Auch die blofsen Singlieder werden fast alle mit Refrain vorgetragen. So mufs man sich denn z. B. das Lied *Le voleur* mit einem Kehrreim, wie *hélas!* oder *la violette!* (die dunkle Blume der Trauer), gesungen denken.

Der Refrain ist ein sehr wandelbares Element, wird häufig von einem Liede zum anderen versetzt und bildet nicht selten einen förmlichen Kontrast zum Inhalt des Liedes.

Durch den Refrain werden Lieder mit bestimmten Anlässen verbunden, denen sie ursprünglich ganz fremd waren. So wird durch Heranziehen des Refrains *oh, le joli mois de mai* irgend ein Lied zu einem Maifestgesang: es herrscht Freizügigkeit auf dem Gebiete des Volksliedes.

Ursprünglich trägt jedes Lied den Stempel der Gelegenheit, bei der es entstanden ist. Dieser Stempel verwischt sich mit der Zeit. Der ursprüngliche Anlafs verschwindet; aber das Lied bleibt bestehen und schliefst sich einem anderen Singzentrum an.

So werden Liebeslieder, die beim Maientanz entstanden, zu Liedern, welche bei der Arbeit gesungen werden: zu Arbeitsliedern.

Es gibt förmliche Verschiebungszentren, welche die Lieder an sich ziehen, gleichsam Liederasyle. So in der Normandie die Zeit der Hanfernte. Das ist die Singperiode des Jahres, und die Lieder heifsen danach *Chansons de filasse.* —

Für das Volkslied ist charakteristisch: die untrennbare Verbindung von Wort und Melodie. Es ist eine Zwillingsschöpfung, die Schöpfung einer Zeit, welche Musik und Poesie noch nicht geschieden hat, also das Produkt älterer Kulturstufen.

Der Verfasser des Volksliedes ist irgend ein begabtes Kind des Volkes, Mann oder Weib, mit poetischem Sinn und musikalischem Ohr.

[1] *Pantagruel,* Livre V, chap. XXXIII bis (ed. Moland p. 555).

Seine Schöpfung ist eine musikalisch-poetische Improvisation.

Dieser Dichter-Komponist erhebt sich durch seine Begabung, seine künstlerische Organisation über die grofse Menge, nicht aber etwa durch besondere Bildung. Er ist vielmehr *peuple*, befangen im Ideen- und Interessenkreise des Volkes, aus dem er nicht heraustritt. Seine Gedanken, seine Aspirationen, seine Lust und sein Leid sind die der Allgemeinheit. Er ist keine Persönlichkeit. Weder erhebt er diesen Anspruch, noch empfinden ihn die anderen. Daher er aus Anlafs seiner Liederschöpfung gar nicht hervortritt, kein Eigentumsrecht geltend macht und keines zugesprochen erhält. Im Augenblick, da sein improvisiertes Lied entsteht, singen die anderen es ihm nach. Es ist im Augenblick der Geburt auch schon Gemeingut. Es besteht überhaupt nur dadurch, dafs es gleich von den anderen aufgenommen wird.

So verschwindet der Verfasser hinter seiner Schöpfung, man möchte sagen: von Stund an.

Es ist wahrlich ein uneigennütziges Schaffen, das den Lohn in sich selbst trägt, wie alle künstlerische Arbeit. Der Volksliederdichter singt, weil er singen mufs, wie der Vogel auf dem Zweige, weil die Natur ihm diesen künstlerischen Trieb verliehen hat, der ihm den Mund öffnet und ihn zur Stimme des Volkes macht.

Aber nicht alle, die diesen Trieb spüren, sind in gleicher Weise begabt. Es gibt mittelmäfsige Volksdichter, wie es mittelmäfsige Kunstdichter gibt, und wie diese, so sind auch jene in der Mehrzahl. Hunderte, Tausende von minderwertigen Liedern entstehen, ehe eines gerät, welches das Leben einer Generation überdauert und die Gemarkung eines Dorfes überschreitet.

Das Lied ist in der Denk- und Empfindungsweise des Volkes befangen. Es enthält nur, was das Volk interessieren kann, und gibt es in einer Form, die ihm zusagt; daher die Volkslieder inhaltlich und in der Form etwas Stereotypes haben. Es kehren dieselben Stimmungen und Situationen wieder, die mit den nämlichen Darstellungsmitteln ausgedrückt werden. Es bilden sich eigentliche Formeln aus, welche ein Lied dem anderen entlehnt. Es bilden sich beliebte Rahmen, insbesondere beliebte Eingänge, die den verschiedensten Erfindungen als Einführung dienen.

Die Elemente der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung liegen im Volksliede ungeschieden beisammen: auch ihre Scheidung gehört einer späteren Kulturstufe an.

Im Ausdruck der Gefühle wie in der Darstellung von Vorgängen zeigt sich etwas von der Art des Kindes. Das Volkslied spricht nicht gleichmäfsig, ich möchte sagen: nicht überlegt, sondern impulsiv, vom Affekt bewegt. Es spricht abrupt, ohne Übergänge, hier mit Gefallen bei geringfügigem Detail verweilend, dort weite Lücken lassend. Der Dichter bringt ja nicht eigentlich Neues, sondern er ruft nur in Erinnerung. Er ruft Gefühle

und Bilder, die in allen schlummern, diesen allen ins Bewufstsein. Er tönt nur an — und Empfindungen und Bilder anderer schwingen und klingen mit. Der Volksdichter hat nicht den anderen etwas Eigenes zu sagen, sondern er hat für das, was aller Inneres erfüllt, Worte und Töne zu finden: *tout le monde est dans son secret.*

Das Volkslied ist ungeschrieben. Melodie und Text leben ausschliefslich in mündlicher Überlieferung. Was aber von Mund zu Mund geht, das wandelt sich. Und so erleiden denn im Laufe der Zeit Melodie und Text fortwährend Umgestaltungen, meist unabsichtliche, die aus Gedächtnisfehlern erwachsen und auf Improvisation beruhen, aber auch absichtliche, welche durch den Wechsel der Zeiten und Interessen eingegeben sind. Aber während das eine Lied bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet wird, erhält sich ein anderes verhältnismäfsig rein, ohne dafs wir die Gründe dieser Immunität kennten.

Das Volkslied ist immer im Flufs und gleichsam immer in Arbeit. Die Allgemeinheit ist die unablässige, posthume Mitarbeiterin des verschollenen Verfassers, und da unter den Menschen die Mittelmäfsigkeit dominiert, so wird diese Umarbeitung mittelmäfsig, d. h. meist eine Verschlechterung sein und einen Verfall bedeuten.

Dazu gesellt sich ein siegreicher Gegner des Volksliedes, der ergänzende Neuschöpfung erschwert: das ist die fortschreitende Kultur. Die Kultur entzieht dem Volkslied den Nährboden. Sie bringt dem Volke die Kunstdichtung, lehrt es in der Schule, Kunstlieder singen, und von den Städten aus ergiefst sich der trübe Strom des Tingeltangelliedes über das Land.

Unsere Aufgabe ist es, in liebevoll angelegten Sammlungen dem Volkslied eine Arche zu bauen, die es über die Wellen dieser Sündflut zu den späteren Geschlechtern tragen wird.

Ich denke nicht zu viel zu sagen, wenn ich zum Schlusse das *Pays de France* ein liederreiches Land nenne. Heitere und ausgelassene, ernste und schwermütige Worte und Weisen schallen in vollen Accorden uns entgegen. Es ist der vielstimmige Chor eines Friedensfestes.

Den Reigen führt Amor.

Und das Liebeslied, das er singt, ist nicht ein frivoles, es ist wesentlich ein Lied der Treue, der Sehnsucht mit dem ewigen Kehrreim [1]

Ah, soleil, fonds ces rochers!
Ah, lune, bois ces rivières!
Que je puiss' regarder
Mon amant qu'est derrière.

[1] Bujeaud I, 172.

H. Morf.



Eine französische Novelle des 15. Jahrhunderts und ein indisches Märchen.

Karl Voſsler hat in einem Aufsatze 'Zu den Anfängen der französischen Novelle'[1] eine anonyme handschriftliche französische Novellensammlung im Vatikan (Fonds der Königin Christine Nr. 1716) zum Gegenstand einer anziehenden Betrachtung gemacht und die 43 Nummern der Sammlung, insbesondere in Bezug auf ihre Quellen, untersucht. Nicht bei allen Erzählungen führten indes seine Nachforschungen zu sicheren Ergebnissen. Bei der 17. z. B. **'De Messire Galehault de Sempy sauvé de mort par sa femme'** erklärt er, daſs er 'eine Quelle zu dieser Erzählung nicht ermitteln konnte'. Die nachstehenden Zeilen wollen ergänzend eingreifen und einige Bemerkungen zur Geschichte der erwähnten Novelle beibringen. Gerade ihr Quellenverhältnis ist im hohen Grade interessant, denn sie gehört zu jenen Erzählungen, die vom fernen Osten nach dem Abendlande gewandert sind.

Voſsler gibt[2] den Inhalt folgendermaſsen an: 'Der leichtfertige Galehaut lebt in Ehebruch mit Frau Gille d'Andreville. Beide werden eines Morgens vom Herrn von Andreville überrascht und sollen das Schlafgemach nicht mehr lebendig verlassen. Nur so viel Gnadenfrist bleibt ihnen, um die letzte Beichte abzulegen. Indes man nach dem Priester schickt, hat Frau Marie, die Gattin Galehauts, von der schlimmen Lage ihres Mannes Wind bekommen. Sie stürzt zum Priester, läſst sich dessen Kleider geben und führt sich als Beichtiger in das bewachte Schlafgemach ein, überläſst ihrem Manne die Priesterkleider und schafft ihm damit die Möglichkeit, zu entweichen, während sie selbst mit Frau Gille zurückbleibt. Als d'Andreville zur Vollstreckung seiner Rache schreitet, findet er anstatt des Mannes die Frau, die er nur höflich entlassen kann: 'Et par ce fait messire de Galehault, son mary bien l'ayma et se gouverna sagement.'

---

[1] Studien zur vgl. Litg. II, S. 3—36.
[2] Daselbst S. 16 ff.

Wir begegnen der Erzählung, in ein paar Nebenumständen geändert, in der Märchensammlung des Somadeva *Kathá Sarít Ságara,* im II. Buch, XIII. Kapitel, in der Übersetzung von H. Brockhaus Bd. I, S. 146 ff., in der englischen Übersetzung von Tawney Bd. I, Kalkutta, 1880, S. 91 ff. (*Bibliotheca Indica* Bd. 84), frei nacherzählt in Wilsons *Essays* Bd. I, S. 224 ff. (*Works* vol. III, London 1864).

In der Übersetzung von Brockhaus hat die indische Erzählung folgenden Wortlaut:

'In unserem Lande hier in der Stadt war ehemals ein mächtiger Mahayaksha, unter dem Namen Manibhadra berühmt, dessen Tempel unsere Vorfahren mit reichen Gaben beschenkten. Die Einwohner, um irgend einen Wunsch erfüllt zu sehen, gingen zu ihm hin und brachten ihm Opfer und Gelübde dar. Es galt damals das Gesetz: "Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines anderen angetroffen wird, der soll zugleich mit ihr in den Tempel des Yaksha gebracht, und am anderen Morgen sollen beide in die königliche Ratsversammlung geführt und, nachdem ihr Verbrechen bekannt gemacht worden, hingerichtet werden."

Einst nun wurde in der Nacht der Kaufmann Samudradatta von den Stadtwächtern mit der Frau eines anderen angetroffen; sie führten ihn und die Frau zu dem Tempel des Yaksha, stiefsen beide hinein und verschlossen ihn dann mit einem festen Riegel.

In kurzer Zeit erfuhr die Gemahlin des Kaufmanns, Namens Saktimati, eine Frau von grofser Klugheit und ihrem Gatten treu ergeben, was sich zugetragen hatte; sie fafste rasch einen Entschlufs, verkleidete sich und ging dann in der Nacht, von einer Freundin begleitet und eine Opfergabe tragend, zu dem Tempel des Yaksha hin; der Priester, durch die Aussicht auf ein reiches Ehrengeschenk verlockt, erlaubte ihr den Eintritt und öffnete ihr das Tor, dann ging er zu dem Stadtaufseher, um das Vorgefallene zu melden.

Saktimati trat nun herein und fand ihren Gatten und die andere Frau in tiefster Beschämung, sie gab der Fremden ihre Kleider und sagte ihr: "Geh nun rasch aus dem Tempel heraus!" So unter der Verkleidung der Saktimati ging sie in der Finsternis ungehindert hinaus, während Saktimati bei ihrem Gemahle zurückblieb.

Am anderen Morgen kamen die Diener des Königs, um nachzusehen, und fanden zu ihrem Erstaunen den Kaufmann mit seiner eigenen Gattin eingeschlossen. Als der König dies erfuhr, befahl er, den Kaufmann aus dem Tempel des Yaksha frei herausgehen zu lassen, und bestrafte dagegen den Stadtaufseher.'

Die indische und die französische Erzählung sind, wie man sieht, in der Hauptsache gleich. Ein Ehebrecherpaar wird überrascht und festgenommen und soll den Tod erleiden. Die Gattin

des Ehebrechers, die ihm trotz seiner Untreue in Liebe zugetan ist, erfährt die Gefahr, in der er schwebt, und beschliefst, ihn zu retten. Sie weifs sich verkleidet in schlauer Weise bei den Gefangenen einzuschleichen. Durch Kleidertausch mit einem der beiden Ehebrecher verschafft sie zunächst diesem die Freiheit und beseitigt sodann, da ihre Anwesenheit der Sache das harmloseste Aussehen gibt, auch den letzten Anschein einer Schuld.

Freilich bestehen zwischen den beiden Erzählungen auch mehrere nicht unerhebliche Verschiedenheiten: In der französischen Novelle ist es der Mann der Ehebrecherin, der die beiden Schuldigen festnimmt, und durch ihn sollen sie die Todesstrafe erleiden; in der indischen Erzählung werden sie von Wächtern verhaftet, und ihre Verurteilung ist dem Könige vorbehalten. Dadurch ergibt sich ganz von selbst eine Zwischenpause, die es der nachsichtigen Frau ermöglicht, die Rettung des Paares zu bewerkstelligen. Bei dem Franzosen dagegen wird ein Aufschub des Todes nur dadurch erreicht, dafs der beleidigte Ehemann den Sündern noch die Wohltat der Beichte zu teil werden lassen will. Endlich tauscht in der französischen Novelle die edelmütige Frau die Kleider mit ihrem Gatten, während sie bei dem Indier ihre Kleider der Ehebrecherin überläfst. Natürlich fiel in der französischen Erzählung mit den Wächtern ihre den Schlufs der indischen Darstellung bildende Bestrafung fort.

Trotz dieser Abweichungen ist die Übereinstimmung der beiden Versionen so grofs und die Erzählung an und für sich so charakteristisch, dafs wir ihr Auftauchen einerseits in Indien, andererseits in Frankreich unmöglich für eine Zufälligkeit halten können. Der Verfasser des *Kathá Sarít Ságara* lebte zu Anfang des 12. Jahrhunderts, der französische Novellist im 15.; kein Zweifel daher, dafs wir irgend einen, wenn auch weit her vermittelten Zusammenhang zwischen der abendländischen und der indischen Erzählung anzunehmen haben, und dafs Indien die Heimat beider ist.

Zunächst läfst sich zeigen, dafs die Erzählung des *Kathá Sarít Ságara* nicht die älteste Version der Novelle ist; dafs es eine noch ältere, aber wiederum indische gibt. Somadeva selber fufst offenbar auf einer Erzählung des Märchenbuches *Çucasaptati*, das auf ein noch höheres Alter Anspruch erheben kann als 'Das Meer der Erzählungsströme'.

Im Textus ornatior der *Çucasaptati* — das Märchenbuch ist in zwei verschiedenen Fassungen, in einer längeren (nicht vollständigen) und in einer kürzeren, erhalten — hat die Erzählung nach Richard Schmidts Übersetzung[1] folgenden Wortlaut:

[1] Die Sukasaptati (Textus ornatior). A. d. Sansk. übers. Stuttg., 1899. S. 83 ff.

'In der weit ausgedehnten Stadt Karabha lebte ein hochangesehener Kaufmann ...; dessen Lebensgefährtin war Sāntikādēvi ... Einstmals, als er nachts ausging, um in dem Gotteshause der Yakṣiṇī seine Andacht zu verrichten, ging auch ein freches Frauenzimmer ihm auf dem Fuſse nach. Da trafen nun beide dort zusammen, und da er sie gar eindringlich bat, ihm den Liebesgenuſs zu gewähren, verweilten sie beide in dem Tempel drinnen.

Inzwischen kamen Wächter ... Da stellte der Wachthauptmann ... rings um den Tempel Wächter auf ... indem er gedachte, jene beiden am nächsten Morgen dem Fürsten vor Augen führen zu wollen. Darauf bekam auch Sāntikādēvi Kunde hiervon.

Als jene ... erfuhr, daſs ihr eigener Gatte in dem Gotteshause von den Soldaten des Königs inmitten des Tempels gefangen gehalten werde, bereitete sie ein schmackhaftes Mahl ... und gelangte, mit sehr vielen gekochten Speisen ausgerüstet ... an den Tempel der Yakṣiṇī. (Die bestochenen Soldaten gewähren ihr Eintritt) ... Als sie dorthin gekommen war, gab sie der unzüchtigen Frau ihre Kleider, Schmucksachen usw. und lieſs sie in dieser Verkleidung hinausgehen; sie selbst aber blieb dort.

Am anderen Morgen aber meldeten die Wächter diese Geschichte dem Erdherrscher ... Da sandte der König auf deren Wort seine Leute ab und lieſs nachsehen. Diese Leute kamen nach dem Tempel und erblickten Dhanabhuti, vereint mit seiner Frau. Als der König deren Bericht vernommen hatte ... zürnte er den Wächtern sehr, lieſs sie in Fesseln legen und entlieſs Dhanabhuti zusammen mit seiner Gattin.'

Von dieser Erzählung des Textus ornatior — seiner 28. — weicht die entsprechende des Textus simplicior[1] — die 19. — mehrfach ab. Die Namen sind andere: Der Kaufmann heiſst Sōdhāka, seine Frau Santikā, das schlechte Weib Svacchandā. Letzteres verführt den Kaufmann, als er eines Tages einen Yakṣa anzubeten ging, 'durch verliebte Lockungen usw.' Von der Herrichtung einer Mahlzeit durch die treue Gattin ist keine Rede; sie besticht die Wächter durch Geld. Die Anzeige beim Fürsten sowie die Bestrafung der Wächter fehlt. Die Erzählung, offenbar nur ein kurzer Auszug aus dem längeren Texte, schlieſst mit den Worten: 'Als nun die Wächter frühmorgens ihn mit seinem Weib zusammensahen, schämten sie sich.'

Mit der Darstellung des Textus simplicior stimmt die 19. Erzählung der Maratti-Übersetzung der *Çucasaptati*[2] so ziemlich

[1] Die Çukasaptati (Textus simplicior). Aus dem Sanskrit übersetzt von Richard Schmidt. Kiel, C. F. Haeseler, 1894. S. 34.

[2] Übersetzt von dem unermüdlichen R. Schmidt in den *Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes* X. Bd. 4. Leipzig, 1897. Die Erzählung steht S. 109.

überein. Die Abweichungen betreffen nur Kleinigkeiten. So heifst z. B. der Kaufmann hier Kāmāvista statt Sōdhāka.

Vergleichen wir die Darstellung des Somadeva mit den beiden Versionen der *Çucasaptati,* so charakterisiert sich jene sofort als Nachahmung beider oder, wenn man will, als Nachahmung einer Redaktion, welche die Hauptzüge beider Versionen umfafst. Bei Somadeva werden die Ehebrecher nicht im Tempel des Yaksha ertappt, sondern nach der Tat hineingesteckt, um dort ihrer Strafe entgegenzusehen. Somadeva und der Textus simplicior sprechen vom Tempel eines Yaksha, der Textus ornatior von dem einer Yakṣiṇī. Jene beiden geben den Namen des Yaksha an (Manibhadra bezw. Manōratha), der Textus ornatior nicht. Dagegen weisen Somadeva und der Textus ornatior dem König eine Rolle in der Erzählung zu: Ihm wird die Sache von den Wächtern gemeldet, seine Diener kommen, um die Gefangenen zu besichtigen, und als sie das Ehepaar erblicken und darüber dem Könige berichten, werden dle Wächter bestraft. Das alles fehlt im Textus simplicior. Hinzugefügt hat Somadeva das Gesetz: 'Welcher Mann in der Nacht mit der Frau eines anderen angetroffen wird, der soll zugleich mit ihr in den Tempel des Yaksha gebracht werden etc.'

Die Erzählung der *Çucasaptati* diente aber nicht nur Somadeva zur Quelle, sie ist auch zu anderen orientalischen Völkern gewandert. Wir treffen sie in der mongolischen Nachbildung des indischen Märchenbuches *Sinhâsanadvatrinçati* ('Die 32 Erzählungen vom Throne des Vikramâditja'), während sie in letzterem selber fehlt. Diese Nachbildung, 'Die Geschichte des *Ardschi-Bordschi Chan*'[1] vereinigt in ihrer Schlufserzählung mehrere Märchen der *Çucasaptati,* darunter auch unseres. Das Verhältnis zwischen Original und Nachahmung ist indes ein sehr freies: Nicht mehr die Frau eines anderen, sondern eine unvermählte Königstochter ist es, die mit einem verheirateten Manne, und zwar mit einem Minister, in flagranti betroffen wird. Die Verführung geht auch hier von der weiblichen Seite aus. Seltsamer-

[1] Übersetzt in '*Mongolische Märchen,* Die neun Nachtragserzählungen des Siddhi-Kür und die Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan. Eine Fortsetzung zu den Kalmückischen Märchen'. Aus dem Mongolischen übersetzt von Professor Dr. Bernhard Jülg. Innsbruck, Wagner, 1868. S. 111 bis 119. — Die Erzählung hatte Jülg bereits ein Jahr vorher (1867) im gleichen Verlag mongolisch und deutsch separat herausgegeben. Über die Erzählung und die 19. in der Çucasaptati vgl. auch Benfey, *Pantschatantra* I, 457, wo auch auf *Bahar Danush* hingewiesen wird. Vgl. ferner Wilsons *Essays* I, 224 und Tawney zu seiner oben erwähnten Übersetzung des *Kathá Sarit Ságara* I. Bd. S. 94 Anm. und II. Bd. S. 628. Die mongolische Version in der mir unerreichbar gebliebenen Sammlung *Sagas from the East* (1872) S. 320, auf die Tawney verweist, ist wohl identisch mit der von Jülg übersetzten des Ardschi-Bordschi.

weise unterstützt aber die Frau des Verführten von vornherein die Liebesintrige. Sie ist es, die ihren Mann erst über die in rätselhafter Art gegebene Einladung der Königstochter aufklärt und ihn ermuntert, von seinen 'bonnes fortunes' Gebrauch zu machen. Nicht im Tempel, sondern im Garten werden die beiden ertappt, und der Gartenaufseher, in dessen Hände sie fallen, führt sie nicht, wie in einer der indischen Versionen, in den Tempel, sondern ins Gefängnis. Ein neuer Zug ist es, dafs die Königstochter herausbekommt, dafs die Frau des Ministers die Liebessache unterstützt, und dafs jene daher auf den Gedanken verfällt, diese von der ihrem Manne drohenden Gefahr zu unterrichten, und zwar in rätselhafter, aber von der klugen Ministersfrau wiederum richtig gedeuteter Weise. Die Rettung erfolgt dann ähnlich wie in der indischen Erzählung. Die mongolische Erzählung hat noch einen Schlufs, der zwar ebenfalls auf das *Çucasaptati* zurückgeht, aber nicht mehr hierher gehört.

In der Mitte zwischen den indischen Versionen und der mongolischen steht die in dem persischen Märchenbuch *Bahar Danush* des Inajatullah. Es ist die vierte Geschichte (erzählt im IX. Kapitel). Sie ist romanartig ausgesponnen und umfafst in der mir vorliegenden englischen Übersetzung von Jonathan Scott[1] 30 Seiten (Bd. I S. 154—183). Der schwülstige, bilderüberladene Stil des Persers unterscheidet sich sehr unvorteilhaft von der schlichten Weise der Indier. Mit Weglassung der Nebenmomente und Ausschmückungen läuft die persische Erzählung auf folgendes hinaus:

Die Frau des Veziers des Königs von Serendib verliebt sich während der Abwesenheit ihres Gemahls in einen Goldschmied, von dessen aufserordentlicher Schönheit ihre Dienerin ihr erzählt hat. Sie sucht ihn auf, zeigt ihm kokett ihr Gesicht und spricht in rätselhafter Weise zu ihm. Der Goldschmied ist Knall und Fall in die schöne Frau verliebt, er erzählt aber, naiv, wie er ist, die ganze Begegnung seinem Weibe. Dieses deutet die rätselhaften Worte der Veziersfrau richtig und weist ihren einfältigen Mann an, wie er sich zu verhalten habe, kurz, sie unterstützt, wie in der mongolischen Erzählung, das sträfliche Liebesverhältnis. Wie nach vielen Mifsverständnissen das Pärchen endlich zusammen ist, erscheint der Befehlshaber der Nachtwache plötzlich vor dem Palaste des Veziers, sieht die Wächter überall schlafend und das Tor weit offen. — Doch erteilen wir jetzt dem Perser selbst das Wort, um eine Probe seines Stils zu geben:

---

[1] Bahar Danush or the Garden of Knowledge etc. In three volumes. Shrewsbury, 1799. 3 Bde. 8°.

'Astonishment filled his mind, and he for an instant mused on what might be the reason, that at such an hour, when night had hung the curtain of darkness on the face of the world, the gate of the vizier's palace should be unclosed, and why the guards should be so negligent? Feeling it his duty to explore the cause and unravel the knot of mytery, he advanced, and found all the seven portals, like the hand of the benevolent, midely expanded. He guessed that vice certainly was wakeful in this contention, and therefore entered the haram. At a distance he perceived that the goldsmith, having extended the hand of plunder, was stealing the gems of the vizier's honour, and, from his poverty, esteemed as precious the possession of such a treasure. At sight of this circumstance, the flames of wrath blazed in his mind, and rushing in without delay, he loudly exclaimed "O heedless wretches, unmindful of God! what flame of evil is this, which you have kindled in the storehouse of your existence!" ... The lady made a signal to an attendant, that she should present a large sum of money to the officer, and entreat him, that departing not aside from the path of sympathy, he would observe the customs of indulgence to venial faults. The officer did not in the least attend to the gold, and would not usher the request into the place of acceptance. He then dragged forth the two desponding wretches in the most disgraceful manner ... and .... confined them in the prison.'

Die Veziersfrau hat indes Geistesgegenwart genug, sich an das zu erinnern, was 'her idiot gallant' ihr von seinem Weibe erzählt hat. Sie sendet, bevor sie geht, ihre 'handmaid' zur Goldschmiedsfrau mit einem Zeichen, das die kluge Frau sogleich versteht. Sobald sie die Gefahr ihres Mannes erfährt, beschliefst sie, ihn zu retten. Sie begibt sich, mit Speisen und Geld ausgerüstet, ins Gefängnis und erhält Zulafs, da sie vorgibt, das Gelübde getan zu haben, 'to give a treat of confectionary to the imprisoned', und da sie ihr Ansuchen durch ein Geldgeschenk unterstützt. Schnell nimmt sie die Stelle der Veziersfrau ein, die sich statt ihrer entfernt und, ohne Verdacht zu erregen, in ihren Palast zurückkehren kann. Der Offizier geht am anderen Morgen zum zweiten Vezier und klagt die Frau des ersten an. Als die beiden Gefangenen aber gebracht werden, stellt sich heraus, dafs der Goldschmied mit seiner eigenen Frau zusammen war. Der erzürnte Vezier 'committed the chief of the police ... with many reproaches and humiliations to prison.'

Die Übereinstimmung dieser Novelle in vielen Punkten mit der mongolischen ist eine auffallende: Hier wie dort bekundet die Verführerin ihre verliebte Absicht durch ein Rätsel. Hier wie dort unterrichtet der Ehemann von der Sache seine Frau, die das Rätsel löst und — seltsam genug — die Intrige unterstützt. Hier wie dort wird das Ehebrecherpaar nicht in einem Tempel, sondern im Gefängnis untergebracht. Bei beiden Erzählern geht der Gedanke der Rettung von der Ehebrecherin aus, die, von ihrem Liebhaber über die eigentümliche Rolle seines Weibes bei der Liebessache unterrichtet, auf die Findigkeit der Allzunachsichtigen baut und sie durch ein Rätsel von der Gefahr, die ihrem Manne droht, in Kenntnis setzt. Zufall ist es

wohl auch nicht, daſs hier wie dort ein Vezier mit in die Erzählung verflochten ist, wenn die ihm zugewiesenen Rollen in beiden Versionen auch verschieden sind.

Andererseits steht die persische Erzählung in ein paar Punkten der indischen nahe, einmal insofern, als nicht ein Mädchen, sondern eine Frau die Verführerin ist, dann, daſs letztere dem Galan nachläuft, daſs das Weib des Ehebrechers die Gefängniswärter mit Geld besticht, und daſs endlich der Polizeihauptmann nur mit Kerker, nicht mit dem Tode bestraft wird.

Das sind freilich nur Kleinigkeiten. Weitaus gröſser ist die Ähnlichkeit zwischen der persischen und mongolischen Darstellung. Gleichwohl ist eine Entlehnung der einen Erzählung aus der anderen aus verschiedenen Gründen ausgeschlossen. Beide kamen auf getrennten Wegen aus Indien, beide weisen in letzter Linie auf die Çucasaptati, aber offenbar durch eine bereits umgebildete Mittelquelle zurück.

Wann und wie gelangte aber der Stoff ins Abendland? Hierüber lassen sich nur Vermutungen anstellen. Sicher scheint mir nur das eine, daſs der französische Novellist vom Ende des 15. Jahrhunderts nicht der erste war, der die Geschichte in Europa erzählte. Ich kann zwar für den Augenblick keine ältere Version nachweisen, die ihm als direkte Vorlage gedient haben könnte — obwohl ich glaube, vor vielen Jahren eine solche gelesen zu haben —, aber es sind Anhaltspunkte genug vorhanden, die die Existenz einer solchen ziemlich sicher machen.

In dem 1476 gedruckten, aber gewiſs schon ein Jahrzehnt früher entstandenen *Novellino* des Salernitaners Masuccio befindet sich eine Novelle, die XXXII., welche mit unserer Erzählung nahe verwandt ist. Das ihr vorangestellte 'Argomento' faſst den Inhalt folgendermaſsen kurz zusammen:[1]

'Una veneziana tra la molta brigata è amata da un fiorentino: mandale la sua serva e da parte de la Badessa de Santa Chiara la invita; il marito e lei il credono, e sotto sottilissimo inganno è condutta in casa del fiorentino, ne la quale la notte se abbate il foco. Lo Signore de Notte va per reparare, trova la donna che lui anco amava, fa la incarcerare: la serva del fiorentino con bello tratto la libera, e lei resta prigione: la mattina la vecchia per scambio della giovene denanzi la Signoria è menata, il Signore de Notte resta schernito, e la donna a lo marito senza infamia se torna.'

In der Einkleidung steht diese Novelle den orientalischen Versionen sowie der französischen ganz ferne. Sie weicht auch noch dadurch nicht unwesentlich von ihnen ab, daſs die Verführung nicht von der Frau, sondern von dem Galan ausgeht, daſs nur erstere verhaftet wird und insbesondere, daſs die Rolle

---

[1] Ich benutzte die Ausgabe des *Novellino* von Luigi Settembrini (Napoli, Ant. Morano, 1874). Die Erzählung steht darin auf S. 348—357.

der nachsichtigen Ehefrau darin fehlt und durch eine Dienerin des Galans ersetzt wird. Ein neuer und zwar sehr guter Zug ist es ferner, dafs der verhaftende Beamte — der, wie in der persischen Erzählung, der Befehlshaber der Nachtwache ist — selbst in die schuldige Frau verliebt ist und aus Rache sie festnimmt. Im übrigen entspricht aber die italienische Erzählung den anderen Versionen, namentlich in der Art und Weise, wie sich die 'vecchia' in den Kerker einschleicht und die Kleider mit der Gefangenen tauscht. Man höre:

> ... (la vecchia) pieno un cesto con caponi, e pane, e due zucche de bon vino ... e trovati i pregionieri li pregò caramente per Dio le concedessero il dare da mangiare a quella poveretta fantesca di suo missere che a torto e a peccato era dal Signore de Notte stata presa ... e per farli benevoli e grati a la sua domanda loro donò la maggior parte de la cena che seco perciò aveva portato, i quali come golosi e de poche sorte, vennero pietosi e le dissero che entrasse dentro a suo piacere. La vecchia entrata, e spacciatamente dato il suo mantello a la giovane, le disse che presto se n'uscisse, e montasse in barca etc.[1]

Ich denke natürlich keinen Augenblick daran, dafs der französische Novellist die Darstellung Masuccios gekannt hat, obwohl dies der Zeit nach recht wohl möglich wäre. Aber der Umstand, dafs in der jüngeren (französischen) Version die Fabel in einer den orientalischen Fassungen weitaus näher kommenden Weise behandelt ist als in der älteren (italienischen) Novelle, zwingt uns zu der Annahme, dafs es eine ältere abendländische Form der Erzählung gab, die der Franzose getreu, der Italiener sehr frei nachahmte. Masuccio ist, was uns bei seiner derben, cynischen Weise gar nicht wundern braucht, sehr roh mit der alten Fabel umgesprungen. Er hat keinen idealen Zug darin gelassen. Dafs eine Frau so edelmütig und nachsichtsvoll handelte wie die Heldin der indischen Erzählung, dünkte ihm unglaublich, und dafs der Galan durch eine so geringfügige Sache, wie damals ein Ehebruch war, in Lebensgefahr geraten sein

[1] Gaetano Amalfi in seinem Aufsatze 'Quellen und Parallelen zum Novellino des Salernitaners Masuccio' (*Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde* Bd. IX S. 33 ff., 136 ff.) hat (S. 144 ff.) auch unsere Erzählung mit der mongolischen verglichen und aufserdem betreffs Varianten auf seinen Artikel *Il Spergiuro* in der Zeitschrift *Helios* (Castelvetrano) II Nr. 24 verwiesen. Was er aber an letzterer Stelle vorbringt, hat mit Masuccios Novelle und unserem Stoffe nichts zu tun. Es sind Parallelen zum letzten Teile des mongolischen Märchens, zum Thema vom Reinigungseid (Gottesurteil). Höchstens könnte man noch die Erzählung aus *1001 Nacht*, 'Geschichte der Haiut Alnufus mit Ardschir' (367.—389. Nacht, Weils Übersetzung II. Bd. [1838], S. 381—463) heranziehen, wo indes die Ähnlichkeit sich darauf beschränkt, dafs ein Prinz bei einer Prinzessin von einem Diener betroffen und dem Könige denunziert wird. Von Ehebruch und von der Rettung durch das Eingreifen einer treuen, klugen Frau ist hier nicht die Rede. Ich habe daher die mir wohlbekannte Geschichte oben von vornherein ausgeschlossen.

sollte, das dünkte ihm, dem verdorbenen Sohn einer sittenlosen Zeit, noch unglaublicher. Änderungen im ähnlichen Umfang wie bei dieser Novelle gestattete sich Masuccio ja öfters. Verschiedene Änderungen ergaben sich übrigens dadurch, daſs der Erzähler nach einem bei ihm beliebten Verfahren mehrere Motive in seiner Novelle verschmolz.

Daſs wirklich eine ältere, dem Franzosen nahekommende Vorlage existierte, wird durch einen zweiten italienischen Novellisten, durch Matteo Bandello, bestätigt. In der 'Quarta parte seiner *Novelle* (gedr. 1573 'In Lione') findet sich eine Erzählung, die in charakteristischen Einzelheiten auffallende Ähnlichkeit mit der französischen Version zeigt. Es ist die VII. und hat nachstehende Aufschrift:

Accorto auedimento di vna fantesca a liberare la padrona e l'innamorato di quella da la morte.[1]

Bandello hat die Geschichte in Antwerpen lokalisiert. In dieser Stadt lebte oder lebt noch, erzählt er, ein ehemaliger Soldat, der sich auf die Handelschaft verlegt und geheiratet hatte. In seine Frau, die jung und sehr schön war, verliebte sich ein florentinischer Kaufmann und machte ihr eifrig den Hof. Anfangs zurückgewiesen, gewann der Welsche die Dienerin der Dame (A la fine hebbe modo cõ San Giovanni bocca d'oro di corrompere la fante de la donna), und diese wuſste ihre Herrin für ihn einzunehmen. Der 'Fiamēngo' hatte die Gewohnheit, alle Samstage zum Besuch seines Faktors nach Brüssel zu reisen und erst am Sonntag zurückzukehren. Diesen Umstand benutzt die junge Frau. An einem Samstagabend empfängt sie den Florentiner und die Dienerin 'hauendo laſciata la padrone bene accõpagnata ... andó per iſcontro la caſa paſſata la strada, à giacerſi cõ vno ſuo amico'. Vorher stellt sie jedoch einen Diener, der von der Liebesintrige wuſste, als Wächter auf. Der Kaufmann, der seine Geschäfte in Brüssel schneller, als er erwartet, erledigt hatte, kehrte früher als sonst zurück und klopfte an die Tür. Der als Wächter aufgestellte Diener, welcher nicht wuſste, was er tun sollte, öffnete die Tür. Für die weitere Erzählung lasse ich Bandello selbst das Wort:

---

[1] **La | Qvarta | Parte de le | Nouelle del Bandel | lo nuovamente | compoſte**: Ne per l'adietro date in luce. (Buchhändlerzeichen.) **In Lione** | Appreſſo Aleſſandro Marſilij | MDLXXIII | Con priuilegio del Christianiſsimo Re di Francia. — Die Novelle steht darin S. 60 b—62 a. — Diese Quarta Parte ist, wie ich in einem Aufsatze im *Archiv f. d. St. der neueren Sprachen* Bd. 105, S. 89 ff. gezeigt habe, von einem unbekannten Übersetzer ins Französische übersetzt und auch von Marſilij verlegt (gedruckt 1574 und 1578). Unsere Novelle gelangte mit anderen dieser Quarta parte in die *Histoires tragiques* des Belleforest, der sich gegen die Unterschiebung verwahrte. Vgl. meinen erwähnten Aufsatz.

'Ando il padrone à la camera, oue ardeua vno piccolo lume, e trouata la moglie col amante à lato, prese la spada per vcciderli. Mà pēsando che sariano stati dannati ne l'inferno si riteñe, e sceso à basso cōmise al famiglio che andassi à dimādare il Guardiano di Sā Frāncesco, che subito venisse per cose di grādissima importāza. Nō era à pena vscito il Seruitore, che la fante riuenne: la quale intesa la cosa volle ella andare. E fatto chiamare il Guardiano che era mattutino, li narró il fatto, e da lui ottēne essere vestita da Frate. E cosi di cōpagnia vēnero à la casa doue il mercāte disse al Guardiano ciò che da lui voleua. Andó suso il Guardiano, e la fante in quello habito risuegliô gli innamorati che lassi da la fatica durata dormiuano, e desti restavano smarriti, vdendo come il fatto staua. E nō ci essendo tēpo da perdere il Fiorētino subito si vestí, e sopra i suoi panni si mise l'habito che la fante recato hauea, e quella si coricó con la madoña. Discese il Guardiano à basso col cōpagno ... e trouato il mercatante, di cui era dimestico, li disse: 'Voi me ne hauete fatta vna. Mi fate venire à questa hora straordinaria, e mi date à intēdere vna favola dishonesta nō sô perche, e io nō hô trouato in letto se nō la vostra moglie con la fanticella à lato ... Andó disopra il buono huomo e trouó la fante à lato de la moglie, la quale veduto il marito, di lui grauemēte si lamenta, e li minaccia come sia venuto il giorno volersene andare à trouar il padre, la madre, e fratelli, e far loro intēdere i belli diportamenti suoi ... A la fine il pouero Fiādrese si credette hauere strauisto, e dimandó perdono à la moglie, di modo che si rapacificarono tutti insieme etc.'

Schon bei flüchtigem Vergleich zwischen Bandello und dem französischen Novellisten erkennen wir, daſs die Ähnlichkeit zwischen beiden eine auffallende ist. Sie unterscheiden sich eigentlich nur darin, daſs die Rolle der Frau bei diesem, durch die Dienerin bei jenem ersetzt und daſs dadurch der versöhnende Ausgang der Novelle weggefallen ist. Sonst sind sie identisch, insbesondere stimmen sie in den charakteristischen Punkten überein, daſs die Ehebrecher nicht in einem Gefängnis, sondern in der Behausung des beleidigten Gatten, nicht von Wächtern, sondern von jenem festgehalten werden, daſs der Aufschub ihres Todes und dadurch ihre Rettung nur durch die edle Rücksicht des Beleidigten, die Schuldigen nicht ohne vorherige Beichte zu töten, erfolgt, daſs die Retterin sich in der Verkleidung des Beichtigers bei den Gefangenen einführt und daſs endlich der Galan und nicht die Ehebrecherin in der Verkleidung entkommt. In allen diesen Einzelheiten weichen Bandello und der Franzose von den übrigen Versionen ab und stellen eine Umbildung der Fabel im christlichen Sinne dar.

Andererseits nähert sich der Franzose den orientalischen Versionen insofern, als er die Rolle des edelmütigen Weibes beibehielt, und Bandello kommt seinem Landsmann Masuccio nahe, indem er diese Rolle einer Dienerin übertrug, die schuldige Frau erst als keusch und schwer zu verführen darstellt und dergleichen mehr. Bandello kannte jedenfalls Masuccio, dem er auch sonst manches entnahm und den er in Äuſserlichkeiten nachahmte, so z. B. darin, daſs er jede einzelne Novelle einer anderen Persönlichkeit widmete.

Wie haben wir uns aber die nahe Verwandtschaft seiner Novelle mit der des Franzosen zu erklären? Bandello berichtet in dem seiner Erzählung vorangestellten Widmungsschreiben an M. Givliano Calestano Sal(ernitano?), daſs er sie von einem 'Maestro Arnaldo da Bruggia in Fiandra Pittore (à miſchiare diuerſi colori inſieme per farne vno a ſuo modo molto industrioſo è ſingolare') in einer Gesellschaft habe erzählen hören. Ob diese Angabe Bandellos Wahrheit oder Dichtung ist, läſst sich schwer sagen. Einen Maler Arnold von Brügge habe ich nicht ermitteln können, es gibt nur einen Musiker dieses Namens (1480 bis 1536). Oder sollte Bandello den Glasmaler Arnold von Flandern gemeint haben, der im 16. Jahrhundert lebte und dessen Geburtsort unbekannt ist? Doch wie dem auch sei, ob Bandello seine Novelle einem Maler Arnold oder sonst einem Erzähler verdankt — ich halte das letztere für wahrscheinlicher —, so scheint mir doch das eine sicher, daſs weder Bandello noch Arnold die ungedruckte und kaum bekannte Novelle des Franzosen zur Vorlage hatten, man wird vielmehr eine gemeinsame Quelle für den letzteren und Bandello (bezw. seinen Gewährsmann) annehmen müssen. Ob diese eine italienische oder französische gewesen, muſs ich dahingestellt sein lassen. Der Name Galehault kommt im französischen Prosaroman von Tristan (I. Teil, Ausgabe von A. Verard, Paris, s. d. fol. 53b ff.) vor, allein aus diesem Namen lassen sich keine Schlüsse auf die Heimat der mutmaſslichen Vorlage ziehen, denn er konnte auch zuerst von dem unbekannten Nacherzähler eingeführt worden sein. Und so will ich es anderen, die über mehr Zeit als ich verfügen, überlassen, die Geschichte des Stoffes zu vervollständigen und die noch unbekannte gemeinsame Vorlage des Franzosen und Bandellos ausfindig zu machen. Mir genügt es hier, wieder einmal ein Beispiel der Abhängigkeit des Abendlandes im Mittelalter von Indien auf dem Gebiete der Erzählungsliteratur beigebracht zu haben.

München. A. L. Stiefel.

Kleine Mitteilungen.

Gessner und Thomson.

In der Dissertation Knut Gjersets *Der Einfluſs von James Thomsons 'Jahreszeiten' auf die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts* (Heidelberg, 1898) ist nirgends davon die Rede, daſs auch Salomon Gessner zu den Schülern Thomsons gehöre. Und doch scheint mir eine Einwirkung des älteren Dichters auf den jüngeren zweifellos vorhanden; sie tritt nicht bloſs in der runden Sinnlichkeit des Ausdrucks zu Tage, für die Gessner gewiſs von Thomson gelernt hat, sondern sie äuſsert sich auch in einigen direkten Einzelbeeinflussungen. Man halte etwa den Gessnerschen 'Daphnis' gegen die Palemon-Lavinia-Episode des 'Autumn'; oder man vergleiche diese Stelle aus dem 5. Gesange des 'Tod Abels': 'So wie, wenn drei liebenswürdige Gespielen ... Hand in Hand am schönen Sommerabend aufs weiſse Ährenfeld gehen und ein plötzlicher Donner vor ihre Füſse sich hinschleudert, betäubt stürzen sie aufs Feld hin; wenn dann zwo von ihnen aus der Betäubung bebend erwachen und den Aschenhaufen ihrer Freundin vor sich sehn' usw. — mit den folgenden Versen aus dem 'Summer':

'till, in evil hour,
The tempest caught them (scil. Celadon und Amelia) on the tender walk,
Heedless how far and where its mazes strayed ...
From his void embrace
(Mysterious Heaven!) that moment *in a heap*
Of pallid ashes fell the beauteous maid.'

Halle a. S. Otto Ritter.

Zu Goethes 'Mädchen von Oberkirch'.

Für die Frage nach den historischen Grundlagen des Goethischen Fragmentes dürfte die folgende Notiz von Interesse sein, die ich dem Reichardtschen *Revolutions-Almanach von 1795* (Göttingen bey Johann Christian Dieterich, S. 329) entnehme: 'Der alte Münster zu Straſsburg, Erwin's grosses Denkmal, musste im November 1793 eben diese Farce (scil. des Vernunftkults) mit sich vornehmen lassen. Ein Jude bestieg die Kanzel, und redete zu der Menge — revolutionären Unsinn: einem Zeitungsgerüchte nach wurde ein schönes Bauernmädchen, das so viele Deutsche Vernunft hatte, sich zu weigern die Französische vor-

zustellen, auf Befehl der Nationalcommissarien (des nachher guillotinirten St. Just und des sich nachher selbst entleibenden Le Bas) guillotinirt.' Hiernach scheinen die Angaben Roethes in den *Nachrichten der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften*, Göttingen 1895, S. 507, einer leisen Modifikation zu bedürfen. —

Auch das ist wohl noch nicht beachtet worden, daſs sich die Exposition des 'Mädchens von Oberkirch' in einigen Punkten merkwürdig mit Immermanns Erzählung 'Der neue Pygmalion' berührt. Die Hauptpersonen sind dieselben: ein junger Baron, dessen Tante und ein schönes junges Mädchen aus niederem Stande, das, von jener erzogen, die Stellung einer Gesellschafterin bei ihr einnimmt. Beidemal handelt es sich um die leidenschaftliche Neigung des Barons zu diesem Mädchen; dieselbe bleibt (bei Immermann wenigstens fürs erste) unerwidert und erfährt deshalb eine Abweisung. Hier wie dort sehen wir den Baron seiner Tante gegenüber mit seinen Empfindungen verlegen zurückhalten;[1] sie ahnt nicht das mindeste von seiner Neigung und würde, wie er sich wohl bewuſst ist, den Gedanken einer Verbindung zwischen ihm und Marie-Emilie auf höchste perhorreszieren. Beidemal endlich erscheinen als politischer Hintergrund die revolutionären Wirren der Jahre 1792/93. Zu den zahlreichen, längst erkannten Berührungen zwischen Immermann und Goethe würde sich dieses — doch höchst wahrscheinlich rein zufällige — Zusammentreffen gesellen.

Halle a. S. Otto Ritter.

Die Quelle von Bürgers Gedicht 'Penelope'

(Bergers Ausgabe Nr. 25) ist De Saint-Lambert's Epigramm 'La nouvelle Pénélope', das ich nach dem *Choix d'Anecdotes, de Contes* etc., Paris 1827, tome II, p. 157, citiere:[2]

La jeune Églé, quoique très-peu cruelle,
D'honnêteté veut avoir le renom;
Prudes, pédans vont travailler chez elle
A réparer sa réputation.
Là, tous les jours le cercle misanthrope
Avec Églé médit, fronde l'amour.
Hélas! Églé, semblable à Pénélope,
Défait la nuit tout l'ouvrage du jour.

Halle a. S. Otto Ritter.

Zu Beowulf v. 1225 und 2222.

Von Kompositen alliteriert im Bw. entweder nur das erste Glied oder beide, nie das zweite allein. Zwei scheinbare Ausnahmen beruhen auf irrtümlichen Konjekturen. V. 1225a ist der Text der Hs.,

[1] Goethe sowohl wie Immermann zeigen uns die beiden zu Anfang im Gespräch miteinander.

[2] Eine geringfügig abweichende Wiedergabe bei Poitevin, *Petits poètes français*, Paris 1838, I, 398.

wind geard weallas, von den Herausgebern ohne Not und ohne Angabe der Gründe verändert worden, meist in *windge eard-weallas.* Liest man *wind-geard weallas,* so ist der Halbvers metrisch korrekt und sein Sinn klar. *Wind-geard* als Umschreibung des Meeres ist zwar sonst nicht belegt; aber die Komposita sind meist ἅπ. λεγ., und verwandte Vorstellungen begegnen öfter; z. B. *wind-gereste* (für Trinkhaus) Bw. 2457, *wind-sele* (für Hölle) Sal. 386; *geard* ist als zweites Glied häufig, vgl. bes. *wyrm-geard* (für Hölle) Sal. 69. — In dem stark verderbten v. 2222a sind nur die Worte *folc* und *biorn* zu lesen. Diese werden von allen Herausgebern aufser Thorkelin zu *folc-biorn* (Heyne-Socin zu *folc-biorna*) verbunden. Das ist aus obigem Grunde nicht zulässig, da *b* in dem Verse alliteriert. Wahrscheinlich ist *folc* zweites Glied eines Kompositums, dessen erstes mit *b* beginnt.

Charlottenburg. Otto Krackow.

Zum Willie o Winsbury.

Gelegentlich einer genauen Durchsicht der Musikmanuskripte in der Advocates' Library, Edinburgh, fand ich in dem Ms. 5, 2, 14 eine von Dr. John Leyden aufgezeichnete Fassung der Ballade *Willie o Winsbury,* die das von Child mitgeteilte Material[1] recht erfreulich ergänzt. Sie führte ein etwas verborgenes Dasein, so dafs es nicht unverständlich ist, wie sie den scharfen Augen Childs und seiner vortrefflichen schottischen Mitarbeiter entgehen konnte.

Das Manuskript selbst ist in verschiedener Hinsicht interessant. William Chappell hat es, ohne der Ballade Erwähnung zu tun, in seiner *Popular Music of the Olden Time,* 1859, Bd. I, S. 204—5, ziemlich genau folgendermafsen beschrieben: ... a Qto. MS.,[2] which has successively passed through the hands of Mr. Cranston, Dr. John Leyden, and Mr. Heber, and is now in the Advocates' Library, Edinburgh. It contains about thirty-four songs with words[3] and sixteen song and dance tunes without. The latter part of the manuscript, which bears the name of a former proprietor, William Stirling, and the date of May, 1639, consists of Psalm Tunes, evidently in the same handwriting, and written about the same time as the earlier portion .... Zur Geschichte des Manuskripts bemerkt Dr. Leyden auf einem der vorgebundenen freien Blätter: This MS. before it came into my

---

[1] *English and Scottish Ballads* II Nr. 100, S. 398—406, 514—15; IV, 491.

[2] Kleines Format, länglich; 42 beschriebene Blätter.

[3] Z. B.: *It was a lover and his lass* (vgl. Furness, *Variorum Shakespeare, As you like it,* S. 262), George Wither's *Shall I, wasting in despair,* das in *Twelfth Night* citierte *Farewell, dear love,* Fassungen von *O lusty May with Flora queen* und *Wo worth the time and eke the place,* die später in Forbes' *Aberdeen Cantus* wiederkehren, aber nichts Volkstümliches. — S. auch Dauney's *Ancient Scotish Melodies* S. 29 und 137 A.

possession belonged to the Rev[d] Mr. Cranston, Min*ister* of Ancrum in the Presb*ytery* of Jedburgh. Having purchased a considerable number of books at the sale of his library in 1788,[1] in packing them, I drew it from a heap of loose papers in the room where they were deposited, and seeming to value it as a curiosity received it as a present from one of the executors, who told me he supposed it had belonged formerly to some schoolmaster in the Border. It is still very common for Parochial schoolmasters and teichers (!) of music to write out such collections for their own use. In February 1795 I lent it to Mr. Alex*ande*r Campbell,[2] then employed on his Introduction to Scotish Poetry, and received it from him Dec*embe*r 1799 to show Mr. Heber,[3] to whom I now consign it.

Edin[r]. March 5. 1800. John Leyden.

Den Text der Ballade hat Leyden auf freie Seiten zwischen den von Chappell charakterisierten ersten und zweiten Teil des Heftes eingetragen (fol. 29[a]—30[a]):

Thomas o' Winesberry.

The following Song is so much corrupted, that in the common recital it does not make sense. I have altered some passages a little, but in many I could not understand the meaning of the recited verses. It is well known in Teviotdale *and* Liddisdale.

John Leyden.

1. Lang sevin year[4] the king staed away,
The eight year he came hame,
And a' the knighties round about
Came to welcome the king hame.

2. „How now, how now, Janet[5] my dochtor,
Ye look sae pale and wan?
Ye've surely had some sair sickness
Or else ye've lo'ed some man."

3. „I hae nae had nae sair sickness,
I hae nae lo'ed nae man,
But it is for you, father dear:
Ye've stayed sae lang in Spain."

---

[1] J. Leyden war demnach erst dreizehn Jahre alt, aber bereits ein fanatischer Bücherjäger. Eine oft wiederholte Anekdote erzählt, wie er einem Hufschmied ein Exemplar von Tausend und eine Nacht abzuringen wufste (*Poetical Works* ed. Th. Brown 1875, S. XIII).

[2] Organist und Musiklehrer. Walter Scott war sein Schüler. Seine *Introduction to the History of Poetry in Scotland*, ein wertvolles Werk, das nur in 90 Exemplaren gedruckt wurde, erschien 1798.

[3] Leyden machte die Bekanntschaft Richard Hebers durch Archibald Constable 1799. Dieser wiederum führte ihn Walter Scott zu.

[4] *Ursprünglich* years. seven CFG, five months and more HI.

[5] *So* AGH, Dysmill BC, Jane D, Jean FI, *ohne Namen* J.

4. „Cast off, cast off your berry-brown gown
And lay it on the stane,
And I'll tell you by your middle-jimp,
Gin ye've lo'ed man or nane!"

5. She has cast off her berry-brown goun
And lay'd it on the stane,
And a' them that stood round about
Said she was twa part gane.

6. „Is't to a man o' might, Janet,
Or is't to a man that's mean,
Or is't to ane o' my rankers,[1]
That I sent out o' Spain?"

7. „It's no to a man o' might, father,
It's no to a man that's mean,
It's to true Thomas[2] o' Winesberry,
Nae langer I maun lane!"[3]

8. He's ca'd on his merrie men a'
By threty and by three:
„Gae seek to me that strang traitor,
I'll see him hanged hie!"

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Before the boots gae off my legs
I'll see him hanged hie!"

9. True Thomas he came up the gate
[Clad a'[4]] in robes of silk,
His hair shane like the beaten gold,
His face was like the milk.

10. „Nae ferlie, nae ferlie, the king cansay,
My dochter loved thee,
Had I been a woman as I'm a man,
My crown I wad gie thee.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Had I been a woman as I'm a man,
I'd died for the love o' thee.

11. But if ye'll marry Janet my dochter
By the truth o' my right hand.
Ye's be a knight into my court
And lord o'er a' my land."

12. „I will not marry Janet your dochter
By the truth o' your right hand,
To be a knight into your court,
Or lord o'er a' your land.

13. But let your dochter Janet busk her white
And gae to the kirk with me,

[1] I know not what is meant by rankers [Leyden]. [2] *So* CGHI, William A, Willie BF, Johnny Barbary D, Johnnie Barbour E, John Barborough J. [3] lane: hide it, or conceal it [L.] *s.* N. E. D. *s. v. und* Childs *Glossary. Vgl. auch:* That cannot longer len G 8. [4] The word left out is sailering. I know not what is meant by it [L.].

And I'll seise Janet your dochter
O' threty mills and three."

— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

And I'll seise Janet your dochter
To be lady o' Winesberry."

I know not whether there is any more or not. June 13. 1791.

Dafs wir gerade Leyden eine Aufzeichnung dieser Ballade verdanken, ist besonders günstig. Sie mufs ihm, der seine ganze Jugend im Teviottale zugebracht und der es in seinen *Scenes of Infancy* (ursprünglich *The Vale of Teviot*) schön besungen hat, frühzeitig vertraut gewesen sein. Seine Fassung (im folgenden A[1]) steht denn auch Childs bester Version am nächsten. Die Verwandtschaft erklärt sich leicht aus der gemeinschaftlichen Heimat der Fassungen: A stammt aus den Campbell-Manuskripten, deren Inhalt in Berwick, Roxburgh, Selkirk und Peeblis um 1830 gesammelt wurde (Child V, S. 398). Der Vergleich berechtigt zu dem Schlusse, dafs die Abänderungen, von denen Leyden spricht, nicht einschneidender Natur gewesen sein können. In den einzelnen Zeilenpaaren, die Leyden nach den Strophen 8, 10 und 13 einfügt, sehe ich Varianten zu den zweiten Hälften der betreffenden Strophen. Leyden, der die Ballade aus dem Gedächtnis aufzeichnete, hatte wohl gelegentlich beide Strophenausgänge gehört. Der Zusatz zu Str. 13, der freilich in keiner der anderen Versionen eine Entsprechung hat, schliefst die Ballade vortrefflich ab.

Str. 1, Z. 3 und 4 können mit Sicherheit, schon auf Grund des Gleichreimes *hame* : *hame*, ausgeschieden werden. Ebenso unbeholfen ist der Wortlaut selbst (s. *knighties*). Die Rekonstruktion ist sehr einfach. Das ältere Reimwort lautete *Spain* (vgl. Str. 3, Z. 4), und die Halbstrophe besagte, dafs der König die sieben Jahre seiner Abwesenheit (als Gefangener, auf Kriegszügen, auf der Jagd?) in Spanien zugebracht habe (vgl. A 1 C 1 F 1). — Str. 1, Z. 3 *And a' the knighties round about* klingt an das gleichfalls zu beanstandende *And a' them that stood round about* in Str. 5, Z. 3 an. Die Intimität der Scene, voller Stimmungsgehalt und tragischem Pathos, verbietet die Anwesenheit von Zuschauern. Sehr sinngemäfs mufs nach dem Geständnis der Tochter der König seine Gefolgsleute erst herbeirufen (Str. 8). — Str. 10, Z. 4 *My crown I wad gie thee* findet sich nur in A[1] und ist wohl Leyden zuzuschreiben. B 9 dürfte mit *My bedfellow ye sould be* die ursprünglichere Wendung bewahren. — In den Schlufsstrophen gehen die Fassungen stark auseinander, doch bereitet die Divergenz wenig kritische Schwierigkeiten. In C und F sind Wendungen aus der Ballade *The Knight and the Shepherd's Daughter* (Child II, Nr. 110) eingedrungen, die auch

sonst, kraft einer gewissen Ähnlichkeit der Motive, zersetzend gewirkt hat. A und A^1 bieten wohl auch hier, dem ganzen Zusammenhange nach, das Richtige: des Königs Anerbieten an Gut und Ehren wird abgelehnt unter Hinweis auf eigenen Wohlstand. Dafs der Reichtum des Herrn von Winsbury vornehmlich in Mühlen bestanden habe, besagen A, A^1 und G. Die Lokalisierung an den Dee (G 15) ist belanglos. Abgesehen von der Bequemlichkeit des Reimes mag noch eine Erinnerung an das weitverbreitete Lied *The Miller of Dee* (Herd 1776, II, S. 185) mitgewirkt haben.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, eine Rekonstruktion der 'Urfassung' des *Willie o Winsbury* im Sinne Brandls[1] vorzunehmen. Indessen möchte ich darauf hinweisen, dafs gerade diese Ballade für solche Versuche ein gefüges Objekt abgäbe. Von dem rein auskristallisierten Kern der Dichtung fallen die Fremdkörper bei der leisesten Berührung ab, und die Frage nach 'gut' und 'schlecht' — immer ein sehr bedenkliches Moment bei der Balladenkritik — dürfte selten weniger Kopfzerbrechen und Zweifel veranlassen.

Laboe-Kiel. Hans Hecht.

Aus einem Handschriftenkatalog.

'Bibliotheca Philippica, catalogue of a further portion of the ... mss. of Sir Tho. Phillipps of Middle Hilland Cheltenham ..., which will be sold by ... Sotheby, Wilkinson & Hodge, 27. April 1903,' verzeichnet u. a.:

23. 'The Lord's prayer in 49 languages, autograph of Hu. Wanley, given to me 1697' Will. Elstob.
24. Collections of Wil. and Eliz. Elstob ... with copies of charters etc. in [Anglo-]Saxon characters 1710 f.
251. Mag. Alaini Chartier super planctu captivitatis Francie; Tractatus de regno Ricardi: 'Afin que le grant fait d'armes ... je messire Jehan le Beau, jadis chanoine de ... Liege.' 15. Jh.
260. Chron. of England, 679 — Henry V, in Old English, 15. Jh.
261. Chron. of England, 800 — Henry VI, roll on vellum, 1422.
263. Le livre des estoires dou commencement dou monde, 14. Jh.
545. Chron. of England to 1417, in old English, beg. 15. Jh.
550. Here beggynnyth ye new croniclis of Ingelond from Brute to ye 14. yere of Harry VI, beg. 15. Jh. 'Liber cron. Richardus Rede.'
624. Songs, verses etc. c. 1604; hand like Ben Jonson.
746. The siege of Troye by Lydgate, 15. Jh., beginnt 'And of malice and conspiracioun', gehörte G. P. Turner.

[1] Forschungen zur neueren Literaturgeschichte (Festgabe für Richard Heinzel) S. 53 ff.

760. Medical recipes; treatis sente by the masters Salvine to Phillype quene of Ingland 1320 (so); 15. Jh. Seit 15. Jh. in Holland.
803. Ye mirroure of the blessed lif of oure lorde Jhesu Cryst. 15. Jh.
843. Chroniques des ducs de Normandie et rois d'Angleterre. 14. Jh.
960. Here begynneth the lyfe of Roberte the Devyll, 16/17. Jh., Abschrift des Druckes vom Ende 15. Jhs.
1015. Collection of poems and songs of the Shakespearian period. Anf. 17. Jhs. Für Näheres s. Katalog.

Berlin. F. Liebermann.

Zum Fairfax-Liederbuch.

Im *Archiv* CVI, 48 (1901) sagt B. Fehr (Die Lieder des Fairfax-Ms.): 'Das papierne Titelblatt trägt oben ... die unerklärbaren Worte: "Faueur d'un Roy aut (?) roealle n'est pas Eeritage (?)."'

Mit diesem Motto konnte schon Fuller Maitland nichts anfangen, der es DNB XVIII, 138 (1889) mit den gleichen Fragezeichen (nur abweichend 'roialle' statt 'roealle') abdruckte.

Unerklärbar sind die Worte nicht. 'Faueur d'un Roy n'est pas Eeritage' bedeutet: 'auf die Gunst eines Königs kann man nicht bauen, Königsgunst schwankt.' Dieser Gedanke begegnet in der französischen Literatur in verschiedener Gestalt. Ältere Beispiele, aus dem 14. bis 16. Jahrhundert, bietet Le Roux de Lincy, Le Livre des Proverbes français'[2] 1859:

De seigneur amour héritage
N'est pas bien, convient autre gage. (II, 98)

Ebenda: Amour de seigneur n'est pas héritage. Heute ist noch sprichwörtlich: promesse de grand n'est pas héritage (Sachs; mancherlei Phrasen mit 'n'est pas héritage' siehe bei Littré).

Etwas anders ist der Gedanke gewendet in: Service de Seigneur n'est pas héritaige (Le Roux de Lincy a. O. 100). Vgl. das heutige Sprichwort: service de grand usw. Dem entspricht der Refrain eines Liedes der englischen Hs. Sloane 2593 (Fehr, *Archiv* CIX, 47 f.):

for seruyse is no*n* erytage.

Der Earl of Strafford sprach die Überzeugung unserer Devise in dem berühmten Satz aus: Put not your trust in Princes. —

Die Worte 'aut roealle' können nur heifsen: 'oder königliche' (scil. Gunst). Sie geben eine dem Schreiber geläufige Variante des Wahlspruchs. Dafs er sie nicht einklammerte, konnte das Verständnis des Ganzen allerdings erschweren.

Berlin. Rudolf Imelmann.

Zu Lylys 'Alexander and Campaspe'.

In seinen Anmerkungen zu dieser Komödie Lylys hat es Bond unterlassen darauf hinzuweisen, dafs das von den Dienern Granichus,

Manes und Psyllus vorgetragene vierstrophige Trinklied: *O for a Bowle of fatt Canary* (Akt I, Sc. 2; bei Bond vol. II, p. 322) mit wenigen Textvarianten auch am Schluſs des von Thomas Middleton verfaſsten Schauspiels 'A Mad World, my Masters' von Sir Bounteous Progress gesungen wird, und zwar erst in der zweiten Ausgabe dieses Dramas von 1640, noch nicht in der ersten von 1608.

Bullen meint: *Perhaps neither Middleton nor Lyly wrote* [*this catch*] (vgl. seine Middleton-Ausgabe vol. III, p. 358). An Middleton ist als Autor wohl gar nicht zu denken, er wird sich den Blountschen Text ebenso zwanglos angeeignet haben, wie Ford und Dekker das Lied des Trico in derselben Komödie für ihre Zwecke verwandten (vgl. *Archiv* CX, p. 453). Gegen Lylys Autorschaft kann der Umstand sprechen, daſs der Text des Liedes erst in Blounts 'Six Court Comedies' vom Jahre 1632 zu lesen ist. Dasselbe Argument müssen wir dann aber auch gegen die Echtheit sämtlicher uns in den sechs Prosakomödien Lylys überlieferten Lieder geltend machen: alle einundzwanzig Lieder erscheinen erst in der Blountschen Ausgabe. Kürzlich ist die Echtheit der schönsten dieser lyrischen Zugaben, des berühmten Liedchens des Apelles: *Cupid and my Campaspe playd* (A. and C., Akt III, Sc. 5), in Zweifel gezogen worden, aber ohne neue Gründe, lediglich nach subjektivem, dem Euphuisten als Dichter nicht günstigem Empfinden (vgl. Littledale, Athenæum Nr. 3931).

Straſsburg i. E. E. Koeppel.

Quevedos Orpheus-Gedichte in England.

P. Albrecht (*Leszings Plagiate,* S. 414 ff.) verzeichnet eine Reihe von Bearbeitungen, die die beiden humoristischen Orpheus-Gedichte Quevedos in Deutschland und Frankreich erfahren haben.[1] Dieselben sind auch in England nicht unbekannt geblieben, wie die folgenden Proben dartun mögen:

Upon a time, as Poets tell,
Their Orpheus went down to Hell.
To fetch his Wife, nor cou'd he guess
To find her in a likelier Place.

---

[1] Die Griessche Übersetzung steht auch in Scherrs *Bildersaal der Weltliteratur,* 1848, S. 315. — Einen Hinweis auf unser Motiv hat schon Zedler in seinem Universal-Lexikon s. v. 'Ehestand' (8, 374): 'Ein Spanischer Poet hat bey der bekannten Fabel von dem Orpheus und seinem Weibe, als er sie aus der Hölle zurück führen wollen, nachfolgende Gedancken gehabt. Der Pluto hätte es übel empfunden, daſs sich Orpheus mit seiner Music dahin gewagt, und dadurch die Quaal derer Verdamten gelindert hätte, daſs er sich vorgenommen, ihn mit der gröſten Straffe zubelegen, da ihm denn diese am wichtigsten geschienen, wenn er ihm sein Weib wieder zustellte. Weil ihm aber die Music des Orphei so wohl gefallen, habe er ihm zur Belohnung diese Straffe wieder in so weit gemindert, daſs er ihm das Weib unter der Bedingung wiedergegeben, daſs er ihrer bald loss werden könne' usw. Übrigens liegt die Verwandtschaft mit dem Motiv von Hiobs Frau (dazu *Archiv* 106, 140) deutlich zu Tage.

Down he went singing, as they say,
And troling Ballads all the way;
No wonder that, the Reason's clear,
For then he was a Widower, etc.

([Mary Monck,] 'Marinda. Poems and Translations upon several occasions', London 1716, p. 135;)

Fond Orpheus went, as poets tell,
To bring Eurydice from hell;
There he might hope to find a wife,
The pest and bane of human life ....

Pluto, enrag'd that any he
Should enter his dominion free,
And to inflict the sharpest pain,
Made him a husband once again.

But yet, in justice to his voice,
He left it still within his choice;
If, as a curse, he'd not refuse her,
And taught him by a look to lose her.

('The Hive. A Collection of the most celebrated Songs', Ed. 1726, I[3] p. 70;)

When Orpheus went down to the regions below, etc.

('Imitated from the Spanish.' By the Rev. Dr. Lisle. Set to Music by Dr. Hayes. — In vielen Lieder- und Gedichtsammlungen des 18. Jahrhunderts; auch bei Dodsley.)

Halle a. S. Otto Ritter.

Zur Aussprache von engl. *neither*.

Über die Verteilung der verschiedenen Aussprachsweisen des Wortes 'neither' zu Ende des 18. Jahrhunderts findet sich bei Küttner, *Beyträge zur Kenntnifs vorzüglich des Innern von England* etc., VIII. Stück (1794), S. 104, die folgende interessante Angabe: 'Das Wort neither ... wird auf dem Theater und von Modeleuten nihther ausgesprochen; der gemeine Mann und Leute ohne Erziehung in der Provinz sagen nehther; die mehresten von denen hingegen, welche gut sprechen, ohne zu affektiren, sagen neither.'

Halle a. S. Otto Ritter.

Shelleyana.

1. Zu *The Question.*

Der Schlufs des Shelleyschen Gedichtes *The Question* (1820; Rossettis Ausg. III, 67):

Methought that of these visionary flowers
I made a nosegay ... and then, elate and gay,
I hastened to the spot whence I had come,
That I might there present it — oh to whom?

erinnert lebhaft an die (auch von Heine nachgeahmten) Verse des Goethischen Gedichtes 'Schäfers Klagelied' (erster Druck 1804):

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll;
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

2. Zu *Good-Night.*

'Good-night?' — No, love! the night is ill
Which severs those it should unite;
Let us remain together still, —
Then it will be *good* night, etc.

Shelley kann die erste Anregung zu diesem Gedicht von Nr. XIV des *Passionate Pilgrim* empfangen haben:

Good night, good rest. Ah! neither be my share:
She bade good night, that kept my rest away, etc.

Eine moderne Paraphrase gab (ohne ihre Quelle zu nennen) J. Frapan (Gedichte, 1891, S. 77: 'Hohnwort des Abschieds — Lebewohl!').

3. Zur Vorrede des *Adonais.*

In seinem Vorwort zum *Adonais* macht Shelley verschiedene Bücher namhaft, denen seitens der englischen Kritik unverdientes Lob zu teil geworden sei, während eben diese Kritik über Keats' *Endymion* mit schonungsloser Härte abgesprochen habe: 'As to *Endymion,* was it a poem, whatever might be its defects, to be treated contemptuously by those who had celebrated with various degrees of complacency and panegyric *Paris,* and *Woman,* and *A Syrian Tale,* and Mrs. Lefanu, and Mr. Barret, and Mr. Howard Payne, and a long list of the illustrious obscure?' W. M. Rossetti gibt in seinem ausführlichen Kommentar über die hier genannten Namen und Titel Aufschlufs, bemerkt aber zu der 'Syrian Tale', es sei ihm nicht möglich gewesen, über sie Genaueres im Britischen Museum zu ermitteln. Meines Erachtens kann es nicht zweifelhaft sein, dafs Shelley die Dichtung Henry Gally Knight's *Ilderim, a Syrian Tale* (1816) gemeint hat, die in der *Monthly Review; or Literary Journal,* Lond. 1817, LXXX. 370 ff., sowie in der *Quarterly Review,* July 1819, p. 149 ff. eine anerkennende Besprechung gefunden hatte. Byron hat den 'Ilderim' bekanntlich in seinen Briefen wiederholt zitiert.

4. Zum *Epipsychidion.*

(v. 279 ff.) As is the Moon ...
That wandering shrine of soft yet icy flame
Which ... *warms not but illumines,* etc.

Der nicht ganz seltene Vergleich erscheint beispielsweise auch in Byrons Gedicht *Sun of the Sleepless* (*Hebrew Melodies,* 1815):

Sun of the sleepless! melancholy star! ...
So gleams the past, the light of other days,
Which *shines, but warms not* with its powerless rays, etc.

Bei v. 331 'By the small, still, sweet spirit of that sound' hat natürlich 1. Kings XIX. 12 vorgeschwebt: 'And after the earthquake a fire; but the Lord was not in the fire: and after the fire *a still small voice.*'

(v. 450 ff.) And from the moss violets and jonquils peep,
And dart their arrowy odour through the brain
'Till you might faint with that delicious pain.

Die Zeilen, die inhaltlich wohl (mit Dowden) auf eine Reminiszenz aus dem Leben des Dichters zurückzuführen sind, scheinen in formeller Beziehung durch eine, auch von Pope nachgebildete Stelle aus der *Ode to the Spleen* von Lady Winchilsea beeinflufst:

... whilst Man his paradise possessed,
His fertile garden in the fragrant East,[1]
And all united odours felt ...
But now a jonquil daunts the feeble brain,
We faint beneath the aromatic pain.

Auch die *Nocturnal Reverie* derselben Dichterin glaube ich an verschiedenen Stellen des *Epipsychidion* anklingen zu hören.

(v. 573 f.) We shall become the same, we shall be one
Spirit within two frames, etc.

Vgl. dazu Guarinis *Pastor fido,* I, 5:

ed in due petti
Stringer un core, e'n due voleri un alma.

(Studien zu Epipsych., v. 126 ff.[2]). Alas! what are we? Clouds
Driven by the wind in warring multitudes, etc.

In anderer Weise vergleicht Shelley die Menschen mit den Wolken in dem Gedicht *Mutability* (1816):

We are as clouds that veil the midnight moon;
How restlessly they speed, an gleam, and quiver, etc.

Zweifellos kannte er Euripides' *Ἱκέτιδες* 970 ff.[3]

πλαγκτὰ δ' ὡσεί τις νεφέλα,
πνευμάτων ὕπο δυσχειμων ἀΐσσω.

Halle a. S. Otto Ritter.

'Lou Roucas de Sisife' von Frederi Mistral.

Die Stellung, die Frederi Mistral zu den Ereignissen des Krieges von 1870/71 eingenommen hat, unterscheidet sich auf das wohltuendste von dem Gebaren so vieler seiner französischen Landsleute.

---

[1] Cf. Epipsych. 417: '... a far Eden of the purple East'.

[2] Ich zitiere nach der Ausgabe von R. Ackermann (Englische Textbibliothek V).

[3] Dem Euripideischen Hippolytus (v. 1143) ist ja das Motto des Gedichtes *To Coleridge* (Rossettis Ausg. III, 1) entnommen.

Er ist, bei aller Glut seiner Vaterlandsliebe, nach wie vor ein aufrichtiger Bewunderer deutscher Bildung und Wissenschaft geblieben; er hat die von der Hauptstadt aus so lange Zeit künstlich genährte Entfremdung stets lebhaft bedauert und ist seinerseits den Landsleuten Goethes, denen es vergönnt gewesen, mit ihm in persönliche Berührung zu kommen, allezeit mit besonderer Wärme begegnet.

Die Schuld am Ausbruche des Krieges hat Mistral da gesucht, wo sie war. Zum Beweise genügt es, seinen herrlichen 'Saume de la Penitènci' zu nennen. Das Gedicht ist mehrfach übersetzt worden. In dem sich daranschliefsenden 'Roucas de Sisife', dessen bis jetzt ungedruckte Verdeutschung unten folgt, geht der Patriot vom elegischen Ton in den strafenden über und erneuert zugleich die durch seine sämtlichen Dichtungen sich ziehende Klage über den Verlust der Selbständigkeit seiner provençalischen Heimat.

Der Dichter der 'Mirèio' ist, so sehr ihn die Anerkennung der Gebildeten aller Länder erfreute, sich auch darin treu geblieben, dafs er nie vergessen wollte, er singe in erster Reihe 'pèr li pastre e gènt di mas'. Und da er diese viel zu genau kennt, um bei ihnen die Bekanntschaft mit Homer und Hesiod vorauszusetzen, begnügt er sich nicht damit, durch die blofse Nennung des Sisyphos die Vorstellung der ganzen Sage zu erwecken, sondern er schickt sie in anschaulicher Erzählung dem eigentlichen Kern seines Gedichtes voraus, in einer Weise und Sprache, die auch vom mythologisch bewanderten Leser nicht als Länge empfunden wird.

Der 'Roucas de Sisife' erklärt sich selbst. Einer Erläuterung bedarf allenfalls nur der Ausdruck 'Mütze der Konsuln'. Den Titel 'Conse' führten vom frühen Mittelalter an bis zur französischen Revolution die Schultheifsen und Ratsmitglieder der provençalischen Stadt- und Landgemeinden. Zu ihrer Amtstracht gehörte eine rotwollene, mit einer Feder geschmückte Mütze. Der 'Capeiroun de lano roujo' ist erwähnt im Beginne des IV. Gesanges von 'Calendau'. Wenige Verse weiter offenbart Mistral seine eigenste Gesinnung in der prächtigen Lehre des Vaters an den Sohn: 'Siegues umble emé l'umble e mai fièr que lou fièr'. Sie verdiente in allen Sprachen auf die Wände der Schulstuben aller Länder geschrieben zu werden. Es könnte dann wohl mit der Zeit ein Geschlecht heranwachsen, das diese Lebensregel seltener umkehren würde als das heutige.

Die Anordnung der provençalischen Form A i s für den Namen der Hauptstadt der Provence, anstatt der uns geläufigeren französischen, A i x, ist auf den von Mistral selbst ausdrücklich gebilligten Grundsatz zurückzuführen, dafs in einer Übertragung aus dem Provençalischen ins Deutsche die französische Form nichts zu suchen hat und nicht berechtigt ist, die Schreibart des Originals zu verdrängen.

Der 'Roucas' ist in Alexandrinern gedichtet, der einzigen Versform, für die dem deutschen Übersetzer zu raten ist, von der sonst

trefflichen Übung des Übertragens im Versmafse des Urtextes abzugehen. Der Gegenstand legte die Wahl des Hexameters nahe, und in der Tat gestattet dieser, ebensowohl den Inhalt des alexandrinischen Verses voll auszuschöpfen, als nichtssagende Füllwörter zu vermeiden.

Das Gedicht, im Jahre der Kommune verfafst, lautet in deutscher Wiedergabe:

Der Felsblock des Sisyphos.

Sisyphos nennt, in des Hades Reich, sich ein ewig Verdammter.
All sein Geheul ist umsonst, vergebens sein Toben und Wüten;
Unentrinnbar bannt ihn der Fluch der beleidigten Gottheit.
Höret denn, wie seine Schuld der rächende Richter bestraft hat:

Auf zum obersten First eines weithin ragenden Berges
Mufs einen mächtigen Fels über steile Halden er wälzen.
Sisyphos also ergreift den Block mit wuchtigen Fäusten,
Klammert sich, triefend vor Schweifs, daran und stöfst ihn und schiebt ihn.
Grofs und schwer ist der Stein. Was tut's! Dort oben vom Gipfel
Winken ihm Frieden und Rast, dort endet die schreckliche Mühsal.
Also rüttelt und schiebt er. Der Fels, mit Ächzen gehoben,
Setzt sich, Ruck um Ruck, die Höhe hinan in Bewegung.
Fort von sehnigem Arm gestofsen, rumpelt der Steinblock
Über die Hügel und Täler dahin mit Schwanken und Rollen.
Immer voran denn! Schritt für Schritt und ohne Ermüden
Klimmt der Verdammte bergan. Aus der Haut, aus den nervigen Gliedern
Quellen die Muskeln hervor; vom gesenkten, glühenden Haupte
Über den struppigen Bart rinnt perlender Schweifs ihm hernieder.

Auf denn, immer voran! Er zermalmt mit Krachen die Büsche,
Überschreitet Gehänge voll Schutt und zertrümmerter Felsen,
Schluchten und schroffes Geländ und Rampen voll spitzen Gerölles;
Dort schon müht er sich ab, wo am steilsten der mächtige Berg ist,
Aber indessen er steigt, wird schwerer und schwerer der Felsblock;
Seine Nägel zerspleifst er in unablässiger Arbeit,
Und wo des Felsens Gewicht den Pfad ihm gebahnt im Gestrüppe,
Sind auch die Dornen gefärbt vom Blute der schmerzenden Zehen.
Tut nichts! Zornvoll keucht er vor Mühe, vor brennendem Durste;
Jetzt ein Schulterstofs noch, ja! nur noch ein letztes Bemühen,
Und das Geschick ist besiegt. Zum winkenden obersten Gipfel
Wird er ihn zwingen, den Fels, der unbezwungne Verdammte ...
O des Unglücks! Eben, da er den Kulm schon erreicht wähnt,
Überschlägt sich der Block! Hinunter zum gähnenden Abgrund
Schiefst er und talwärts rollt und springt er in mächtigen Sätzen,
Und wie ein Donner verliert er sich fernhin von Absturz zu Absturz.

Aber die Töchter des Himmels, die leuchtenden weifsen Gestalten,
Welche die Gipfel umschweben, die nie von Menschen erstiegnen,
Nahen dem Sisyphos mild und sprechen mit goldenen Stimmen:
'Unglückseliger! siehe, dein Schmerz ergreift uns; zur Seite
Wirf den verderblichen Stolz, du Ärmster, und weine bereuend:
Denn das Geschick ist versöhnlich und hilft den Guten und Sanften.'
Sisyphos aber erhebt sein verzerrtes, verwildertes Antlitz,
Stumm und verächtlich mifst er von Haupt bis zu Füfsen die Holden,
Schaut gen Himmel voll Zorn, wie zu tun die Verdammten gewohnt sind,
Und an sein qualvolles Werk begibt er sich trotzig von neuem.

Wiederum klammert er grimmig sich an, an den schrecklichen Felsen,
Knirschend und lästernd; und stets, sobald er am Gipfel zu sein glaubt,
Äfft ihn der Block; und aufs neu muſs wieder und wieder er keuchen.

Wohl denn! Ewig, bis einst sie zurück sich zerstäubt in das Urnichts,
Wird auch unsere Welt ganz ähnliche Arbeit verrichten.

Ehmals waren wir selber ein Volk. Unser eigener König
Thronte zu Ais in der Burg. Wir gaben uns selbst die Gesetze.
Wie die Natur sie dem Volk auf die Lippen gelegt, so bewahrten
Unsere Sprache wir treu; und unter den Augen der Frauen
Reihten wir Sonntags, nach Vesper, uns an, und mit zierlichen Schuhen
Tanzten wir, jauchzend, beim Schall des Tamburins, Farandole.
Dann, eines Tages, von so viel Glück und Behagen gelangweilt,
Wandelt die Lust uns an, mit Frankreich uns zu verschmelzen.
Vorwärts! Blitzschnell sind wir die prächtigsten kleinen Französchen;
Einen Haufen schichten wir uns aus den alten Gebräuchen
Und verbrennen ihn flugs. Fahrt hin denn, Gedächtnis der Väter,
Stolz auf die Troubadourzeit und fröhlicher Wissenschaft Pflege!
Mütze der Konsuln, Sinnbild der Freiheit blühender Städte,
Fahret dahin samt Treu und Glauben im Handel und Wandel!
Tugend und einstiges Glück, nur Märchen seid ihr gewesen:
Unsere Grafen ersetzt zu Ais ein Unterpräfektlein.
Kurze Hosen trugen wir einst und tanzten und sprangen;
Jetzt trägt jeder sie lang, aber schinden muſs er sich weidlich.
Ehmals, zur Weihnacht, verbrannten wir unser gesegnetes Holzscheit
Auf dem Herde der Väter. Jetzt, ach! wohnt man zur Miete.
Sei's drum! Aber als Volk — Heil uns! — sind wir groſs und gebietend.
Frankreich, einig und stark und edelsten Ehrgeizes durstig,
Leuchtet den übrigen Völkern voran und erobert und blendet,
Gleichermaſsen berühmt und glänzend im Krieg wie im Frieden.
Nur noch ein letztes Bemühen ... und hoch zum obersten Gipfel
Schwingst du dich, Königin, auf ... ach, nein! das wäre zu schön ja!
Dort, im Gassengewirr, an den Ecken, stehn auf dem Prellstein
Stolz die Modepropheten und rufen's in alle vier Winde:
'Nein! Kein Vaterland mehr! Und nieder die Grenzen, ihr Völker!
Vaterländischer Ruhm ist, glaubt uns, nichts als ein Greuel!
Reinen Tisch denn gemacht! Zermalmen wir, was da gewesen!
Weiſs man doch heute genau, daſs der Mensch der einzige Gott ist!'

Richtig! Da haben wir's ja! Franzosen, es lebe die Menschheit!
Unser Erbteil, das uns die Väter gespart und gehütet,
Schlagen wir aus entweder, oder vergeuden es schmählich.
Christi altes Gebot, ein Hort und ein Stab uns im Leben,
Und in der Stunde des Todes ein Führer zum strahlenden Jenseits,
Undankbar lehnen wir's ab, gleich einer uns lästigen Sache ...
Was sind Johanna von Arc, Turenne, der heilige Ludwig!
Altes, verrostetes Zeug und abgegriffen wie Heller ...
Fort mit den Namen, den stets und ewig wiedergekäuten,
Bouvines und Denain, Arcole und Lodi, Austerlitz, Jena!
Euer schlachtenlenkender Gott, mit Blut und mit Hirnen
Vollgestopft, hat gelebt! Platz, Platz für die neuen Gedanken!

Während wir schwatzen und schwelgen, erdröhnen plötzlich die Trommeln,
Und die man Brüder genannt, die Völker, stürzen sich auf uns;
Zwischen den Zähnen zerbricht uns der Becher der Freude ... Kaiser,
Sei verflucht, verflucht, verflucht! Du hast uns verschachert ...

Und aus dem Schlummer geweckt, bestürzt und aufser uns, rennen
Wir zum Vendôme-Platz, zertrümmern wütend die Säule,
Stürzen die Kuppeln herab von unsern Palästen und Kirchen,
Wir verbrennen Paris, ermorden die Priester; und endlich
Greifen wir wieder, tödlich erschöpft, zum Felsblock des Fortschritts.

Frankfurt a. M. A. Bertuch.

Die Gründung einer Société des Etudes Rabelaisiennes.

Zu den illustren Schriftstellern, für deren Studium sich besondere Gesellschaften gebildet haben, gehört längst auch Rabelais. Doch ist der englische Rabelais-Club und die französische Société des Amis et Admirateurs de Rabelais heute nicht mehr tätig, und ihre Publikationen sind fast verschollen. Dafs ihre Arbeit wieder aufgenommen und im Geiste streng historischer Forschung weitergeführt werden sollte, hat Abel Lefranc erkannt, als er 1901/02 im Renaissance-Seminar der Ecole des Hautes Etudes zu Paris das vierte Buch des *Pantagruel* behandelte, in Übungen, über welche das *Annuaire* der Ecole interessante Aufschlüsse gibt. Um Lefranc und seine Zuhörer scharte sich rasch ein Anzahl von Freunden Rabelais', so dafs im Februar dieses Jahres der Aufruf zur Gründung einer Rabelais-Gesellschaft einige fünfzig Namen vereinigte. Der Aufruf weist nachdrücklich auf die grofsen Lücken hin, die in unser aller Rabelaiskenntnis klaffen. Es heifst da unter anderem:

'Nous ne savons ni l'année de sa naissance, ni celle de sa mort. (La date acceptée jusqu'à présent pour cette dernière est tout à fait inexacte.)

A peine ses origines familiales commencent-elles à se dessiner, grâce aux patientes investigations d'érudits locaux, dont les travaux restent d'ailleurs presque entièrement ignorés, faute de dépouillements bibliographiques. L'enquête poursuivie en 1091—02 à l'Ecole des Hautes-Etudes a permis de constater que la biographie de l'écrivain aussi bien que l'histoire de ses idées sont susceptibles d'être en grande partie renouvelées. Des sources abondantes s'offrent pour chaque moment important de sa vie, qui attendent d'être exploitées.

En ce qui concerne le texte, des problèmes essentiels restent à résoudre. Nous connaissons très mal les circonstances au milieu desquelles chacun des livres du *Gargantua* et du *Pantagruel* fut composé et mis au jour. De même, l'explication des variantes, additions et changements apportés à l'œuvre, entre 1532 et 1553, par l'auteur et par ses éditeurs, reste fort obscure. Il n'est pas douteux que la critique historique et littéraire du roman tienne encore en réserve d'étonnantes surprises. Enfin, la question du Ve livre subsiste, toujours pendante, jetant dans toutes les études du domaine rabelaisien des éléments de doute et d'incertitude singulièrement embarrassants. Pour ne choisir qu'un seul exemple, les travaux consacrés à la langue

de Rabelais ne peuvent logiquement aboutir à des résultats définitifs, tant que cette énigme subsistera.

D'autre part, la bibliographie des éditions demande à être refaite ... Pareillement, la bibliographie des ouvrages consacrés à Rabelais depuis le milieu du XVI[e] siècle est à constituer d'un bout à l'autre. Il est inutile d'ajouter que l'histoire de la réputation et de l'influence de notre écrivain est encore à écrire ...

Au point de vue du commentaire, il est avéré — et cette affirmation ne nous empêche pas de rendre hommage aux efforts méritoires de certains éditeurs récents — qu'il a peu progressé depuis Le Duchat (1741) ...'

Dem Aufruf ist die Gründung der Gesellschaft unter dem Vorsitze Lefrancs gefolgt, und damit ist das willkommene Zentrum für die Erforschung Rabelais' geschaffen, deren Ziel eine kritische Gesamtausgabe seiner Werke sein muſs.

Die Gesellschaft, deren Jahresbeitrag zehn Franken beträgt, will vierteljährlich eine *Revue des Etudes rabelaisiennes* (vgl. unsere Bibliographie) veröffentlichen, die jeweilen 1) Aufsätze; 2) Beiträge zur Texterklärung; 3) Miszellen; 4) eine Bibliographie, die sowohl retrospektiv sein als auch über die neuesten Erscheinungen orientieren soll; 5) einen Gesellschaftsbericht; 6) einen Fragekasten und, wenn möglich, 7) Neudrucke (mit besonderer Paginierung) bringen wird und deren Text man mit Illustrationen schmücken und erläutern zu können hofft.

'Jamais,' sagt Lefranc, 'jamais peut-être, Rabelais n'a été autant d'actualité. Il y a dans l'air d'actives sympathies à l'égard de son œuvre et de ses idées, non seulement en France, mais aussi en Angleterre, en Allemagne, aux États-Unis, en Suisse, en Italie, en Belgique, dans les Pays-Bas, en Scandinavie et jusque dans l'Amérique du Sud. La curiosité est partout éveillée. Nous avons la confiance que bien des voix répondront à notre appel dans le monde entier.'

Möge zu diesen Stimmen sich auch ein ganzer Chor aus dem Vaterland Fischarts gesellen. H. M.

Am 28. Juni dieses Jahres hat sich zu Paris eine

Société amicale Gaston Paris

unter dem Vorsitze von Antoine Thomas konstituiert, zu deren Gründung ein von A. Morel-Fatio, A. Thomas und A.-G. van Hamel am 1. Juni erlassenes Zirkular eingeladen hatte. Diese konstituierende Versammlung hat vorläufig folgende Statuten genehmigt, deren weiterer Ausbau einer späteren Sitzung vorbehalten bleibt:

Art. 1. **La Société amicale Gaston Paris** a pour but de rapprocher ceux qui ont été les amis ou les élèves de Gaston Paris et ceux qui voudront s'unir à eux en les associant dans une pensée commune, celle d'honorer et de perpétuer sa mémoire, de propager ses travaux et sa mé-

thode, *de maintenir les bons rapports qu'il avait établis entre les savants français et les savants étrangers.* Elle se donne pour première tâche de pourvoir à l'entretien de la bibliothèque du Maître, offerte à la section des Sciences historiques et philologiques de l'Ecole pratique des Hautes Etudes par Mme la Marquise Arconati-Visconti, et au classement et à la publication éventuelle des papiers scientifiques que Mme Gaston Paris y a joints, de façon que ce précieux dépôt rende le plus de services possible à la science.

Art. 2. Le siège de la Société est à Paris.

Art. 3. Deviendra membre de la Société toute personne qui déclarera adhérer aux présents statuts et dont la demande d'admission sera agréée par le Bureau.

Art. 4. Tout membre de la Société paie une cotisation annuelle de **dix francs**, rachetable moyennant un versement immédiat de **deux cents francs**. Il s'engage en outre à offrir à la Bibliothèque Gaston Paris un exemplaire de toutes les publications qu'il fera dans le domaine de la philologie romane.

Die reiche Bibliothek G. Paris' ist bereits in den Räumen der Ecole des Hautes Etudes, die so manchem Leser des *Archivs* vertraut sind, untergebracht, und sobald der Katalog abgeschlossen ist, wird Benutzung und Ausleihedienst — auch nach auswärts — beginnen.

Bis zum 22. Juli haben sich der Société amicale bereits über zweihundert Mitglieder angeschlossen. Etwa neunzig davon gehören dem Ausland an (Amerika, Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Holland, Italien, Österreich, Portugal, Rumänien, Rufsland, Schweden, Schweiz, Spanien), und die Universitäten deutscher Zunge sind — mit Lehrern und Schülern — dabei mit mehr als einem Drittel beteiligt, obschon noch mancher klangvolle Name fehlt.

Gewifs ist dadurch, dafs seine Bibliothek der Stätte seines Wirkens erhalten bleibt, ein Wunsch G. Paris' erfüllt worden, und diejenigen, welche mithelfen wollen, die hochherzige Schenkung auch für künftige Jahre zu sichern und zu vermehren, dürfen überzeugt sein, durch diese freilich bescheidene Ehrung im Sinne des anspruchslosen Mannes zu handeln, der uns allen teuer war. H. M.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Kuno Francke, A history of German literature as determined by social forces. Being the fourth edition (enlarged) of the author's social forces in German literature. New York, Henry Holt and Company, 1901. XIII, 595 S.

Kuno Francke, Professor der deutschen Literatur an der Harvard-Universität zu Cambridge, steht auf einem wichtigen Posten für die Vermittelung deutscher Geistesarbeit nach dem neuen Kulturlande Nordamerika. Sein jüngster Aufenthalt in Deutschland, dem Lande seiner Geburt, sowie seine erfolgreichen Bemühungen um Gründung und Ausgestaltung des 'Germanischen Museums' haben allen daran Beteiligten gezeigt, wie er seiner ihm durch Fügung und eigene Kraft erwachsenen Aufgabe gerecht zu werden weifs. Genötigt immer, die grofsen Interessen zweier Kulturnationen zugleich im Auge zu halten, hat er sich den Blick für das Wesentliche geschärft, er sieht auf die bewegenden Kräfte im geschichtlichen Leben des deutschen Volkes und sucht ihre Kulturwirkung auf dem Gebiete der Literatur zu verfolgen. Diese grundsätzliche Auffassung der Geschichte kennzeichnet Franckes Buch über die deutsche Literatur, von dem jetzt die vierte Auflage erschienen ist.

Francke geht bei seiner Arbeit nicht von linguistischen, kritischen und ästhetischen Gesichtspunkten aus, sondern unmittelbar von den Dingen selbst, als von Kulturerscheinungen, deren Inhalt, Folge und Zusammenhang mit dem grofsen Zuge der Allgemeingeschichte er darzustellen habe. Er betrachtet die deutsche Literatur eben als Wirkung der im Volke ruhenden Kräfte. Die Literatur studieren, bedeutet ihm, die Kräfte des Volkes von dieser Seite her, also das Volk selbst, kennen lernen. Darum hatte Francke sein Werk in den ersten Auflagen geradezu *Social forces in German literature* genannt. Ihm gilt die Literaturgeschichte nicht als eine Disziplin, die für sich allein bestehen könnte, sondern als historische Hilfswissenschaft, die an ihrem Teile zum Aufbau der Gesamtgeschichte eines Volkes, der Menschheit, beizutragen habe.

In neun Kapiteln bewältigt Francke den ungeheuren Stoff, vom Unbedeutenden absehend, nichts Wichtiges übergehend: zu Anfang jedes Kapitels ein mit grofsen Strichen hingestelltes Zeitbild, dann der Eintritt in das einzelne und das ruhige Verweilen bei den Haupterscheinungen der deutschen Literatur. So geht's von der Periode der Völkerwanderung vorwärts bis zum Zeitalter Goethes und Schillers, positiv die Dinge gebend, das blofse Räsonnement über die Dinge nach der Möglichkeit vermeidend. Goethes Ausgang schliefst auch noch die Zeit der Romantik in sich ein. Neu hinzugekommen ist in der vierten Auflage eine Übersicht über das zeitgenössische deutsche Drama, durch die Francke seine Geschichte der Literatur noch über Goethes Tod hinaus und bis in unsere Gegenwart weiterführt. Das Buch insgesamt beruht zuvörderst auf der eigenen Belesenheit und eigenen Studien des Verfassers, sodann auf den besten deutschen Arbeiten über die Schriften und Schriftsteller, die gerade zu be-

handeln sind: in die Vielheit und Verschiedenartigkeit dieser Auffassungen aber bringt Franckes produktives Urteil die durch das Ziel seines Buches geforderte Ruhe und Einheitlichkeit.

Das Buch ist englisch geschrieben: denn es soll allen amerikanischen Studenten und Gebildeten, nicht bloſs deutscher, sondern germanischer Rasse, welche danach verlangen, die Kenntnis der deutschen Literatur vermitteln. Die, seit 1895, jetzt nötig gewordene vierte Auflage bewährt, daſs es seine Aufgabe erfüllt. Wir dürfen uns Glück wünschen, daſs ein solches aus deutscher Gesinnung heraus geschriebenes Werk in Nordamerika existiert und seine Wirkung tut.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Der Heliand und die alts. Genesis von Otto Behaghel. Gieſsen, Ricker, 1902. 48 S.

In dieser Hermann Paul gewidmeten Schrift wird die alte Streitfrage, ob Heliand und Genesis von einem und demselben oder von verschiedenen Verfassern herrühren, noch einmal aufgenommen und zu der Entscheidung gebracht, zu der die groſse Mehrzahl der Forscher bereits gelangt war: daſs es sich um zwei Dichter handele. Aber die Sicherheit ist nun gröſser, nachdem Behaghel vielseitiger und eindringender, als es bisher geschehen, geprüft hat, wie sich Wortschatz und Wortverwendung, Syntax, einige stilistische Erscheinungen und die Variation in beiden Gedichten zueinander verhalten. Dabei ist die Erkenntnis des Wesens der Variation durch die Frage nach der Stellung der variierenden Glieder gefördert worden. Prozentualen Berechnungen gegenüber hat Behaghel im allgemeinen die nötige Vorsicht gewahrt, und dazu mahnt auch ein so überraschender Fall wie der, daſs in dem einen der beiden ausgewählten Stücke des Heliands 16,9 Prozent, im anderen dagegen nur 8,3 Prozent der unpaarigen Satzglieder den paarigen (variierten) vorausgehen. Behaghel erörtert diesen Unterschied, der beinahe so groſs ist wie der zwischen Gen. und Hel. I (25,6 — 16,9), nicht und verwischt ihn nachher durch eine Addition, indem er Vorstellung und Mittelstellung der unpaarigen Satzglieder zusammenfaſst. Aber auch die Mittelstellung besitzt für sich keine Beweiskraft: die Zahlen betragen für die Gen. 36, für Hel. I 32,5, für Hel. II 36,9 Prozent. Ein überzeugender Unterschied zwischen Gen. und Hel. liegt nur bei der Nachstellung vor: Gen. 38,4, Hel. I 50,6, Hel. II 54,8 Prozent. Änderungen dieser Prozentverhältnisse sind freilich nicht ausgeschlossen. So fasse ich Gen. 16 ff. anders als Behaghel und Braune auf (S. 8):

gisuuerek upp dribit,
kumit haglas skion himile bitengi,
ferid ford an gimang.

Ich sehe hier keinen Stillstand, sondern fortschreitende Schilderung: zuerst treibt, herangeführt vom Winde (15 f.), dunkles Gewölk herauf (*upp dribit* ist vielleicht intransitiv), es erweist sich als Hagelwolke — *skion* halte ich mit Braune für den Nom. Sing. —, dann zieht es ab. Höchstens gehören also die beiden ersten Halbzeilen als Variation zusammen. Durchaus ablehnen muſs ich die Variation bei zwei auf S. 25 besprochenen Stellen, die Pachaly nicht beachtet haben soll. Allein *firinuuerk fremmian* wird dadurch noch nicht zur Variation von *karm* 'Geschrei', *burugi brinnan* nicht zur Variation von (*thero thiodo*) *qualm* 'Mord', weil sie alle in auffallender Weise von *gihordun* abhängen: dazu wäre noch Ähnlichkeit der Begriffe erforderlich. Und in 151 f.:

Thuo habdun im eft so suuído Sodomoliudi,
uueros so faruuerkot

variiert *so* nicht *ſo suuído*, sondern nimmt es einfach wieder auf.

So bin ich noch an einer Reihe anderer Stellen Behaghels Auffassung zu widersprechen genötigt.

S. 15: *botean* heifst 'besser machen'. V. 102 *iro hugi buotta* 'er gab ihnen bessere, freudigere Gedanken, verbesserte ihre Stimmung' hält sich, dächte ich, ganz in dem Bereich, in dem der Hel. das Verbum anwendet.

S. 18: *an uueroldstundu* V. 57 hat Koegel gar nicht übel durch 'so lange die Welt steht' verdeutscht. Es bedeutet dasselbe wie *an uueroldrikea* 53. Hinter *uuiht* setze ich Komma und lasse von *uuiht* sowohl das unbestimmte *is,* wie das es erläuternde *dadeo* abhängen. *bidernian* ist hier mit doppeltem Akk. konstruiert, wie ahd. mhd. *helan, verswîgen,* Gram. 4, 621 f. Mit Dat. der Person und Akk. der Sache haben wir *bihelan* und *bidernian* V. 41 f. Inhaltlich kann ich keinen Anstofs an der Stelle nehmen.

S. 19, V. 140 f. liegt die Sache ebenso wie bei *is* und *dadeo.*

thann hier ok thie ledo kumit,
that hier Antikrist ...

Antikrist erklärt das unbestimmte *thie ledo.* Mithin ist der Nebensatz kein Folgesatz, sondern ein explikativer, woher denn auch die Wiederholung von *hier. That* liefse sich übersetzen: 'in dem Sinne dafs, ich meine dafs'. 'Ungeschickt' möchte ich dies Nachholen des 'eigentlichen Subjektes' nicht nennen: es erregt Spannung und entspricht dem Stile der alliterierenden Poesie. Ebensowenig weifs ich, was

S. 20, V. 189 f. an der Wendung

habda im ellian guod,
uuisa uuordquidi

'er besafs tapferen Mut und die Gabe weiser Rede' sonderbar sein soll. Sie kommt im Hel. nicht vor — aber hat er kanonische Geltung? Nach S. 41 soll *ellian guod* zum hohen Alter des Abraham nicht passen. Allein es drückt doch vortrefflich den mutigen Eifer (vgl. got. *aljan, aljanon*) aus, mit dem er sogar gegen Gott Einwände zu machen wagt.

V. 294 dürfen wir *fiundos* schwerlich mit 'böse Menschen' übersetzen. Entweder bezeichnet es die sündigen Sodomiter, die dem Loth als frommem Mann feindlich gesinnt sind — den speziellen Grund der Feindschaft übergeht der ungeschickt kürzende Dichter —, oder es handelt sich um die *fiundos* aus V. 256, die *uureda uuihti,* die Teufel, die die Leute zu ihren Übeltaten verführt hatten. Auch an dieser Stelle nimmt Behaghel S. 43 Anstofs. 'Es waren die Teufel da — das würde man zur Not begreifen, wenn fortgefahren würde: die sie verleiteten. Aber was die Teufel da tun, die sie verleitet h a t t e n, ist gänzlich unklar.' Nicht doch! Sie schauen zu und freuen sich des Erfolges ihrer Anstachelungen. Das braucht der Dichter wahrhaftig nicht ausdrücklich zu sagen! Behaghel geht eben überscharf mit ihm ins Gericht — das lehren von neuem die tadelnden Bemerkungen S. 36 ff.

Den Vorwurf gegen V. 2 ff. mufs ich ganz hersetzen.

'nu maht thu sean thia suarton hell
ginon grádaga, nu thu sia grimman maht
hinana gihórean.

Dafs man die Hölle gähnen sehe, weil man sie lärmen höre, ist eine Logik, deren der Helianddichter nicht fähig ist. Der Dichter der Gen. fährt dann fort:

nis hebanriki
gelihc sulicaro lognun.

Es wird also das Höllenfeuer, seine Ausdehnung, seine Stärke, mit dem Himmelreich verglichen, eine Geschmacklosigkeit, die sich in den Bildern

des Heliand nicht findet. Augenscheinlich liegt hier eine verunglückte Nachahmung von Hel. 2625 vor:

that oft luttiles huat liohtora uurði,
so hoho afhuoƀi, so duot himilriki.'

Die beiden mit *nu* beginnenden Sätze bilden nicht ein Gefüge, sondern sind jeder selbständig. Die Verschiebung von *maht* im zweiten hängt mit der Alliteration zusammen. Die Geschmacklosigkeit des Vergleiches von Himmelreich und lohender Hölle empfinde ich ebensowenig, wie meine blöden Augen die 'augenscheinliche' Nachahmung erkennen. Das sind freilich nur Geständnisse und kein Gegenbeweis; aber vielleicht finden sie hier und da Zustimmung.

192 f. bedeuten nicht: 'Du hast die Welt geschaffen', sondern, wenn ich

all bi thinun dadiun stéd
thius uuerold, an thinum uuillean

mit Benutzung der richtigen Winke Behaghels wörtlich übersetze: 'Gänzlich (Adv.!) gemäſs deinen Taten besteht, verhält sich diese Welt, nach deinem Willen.' Weil Gott ein so guter Richter ist (191 f.; vgl. 198 und in der biblischen Genesis 18, 25), weil seine Handlungen und sein Wille maſsgebend sind und er Gewalt hat über die Menschen auf Erden, soll er nicht die Gerechten mit den Ungerechten verderben — ein Gedanke und Zusammenhang, der mir durchaus nicht unlogisch vorkommt.

V. 217 antwortet *the guoda god* dem bittenden Abraham *sniumo*. 'Für die Beschleunigung der Antwort fehlt es an jedem Anlaſs; *sniumo* ist leere Formel, die lediglich dem Bedürfnisse der Alliteration ihr Dasein verdankt.' Gewiſs hat die Alliteration eingewirkt; aber die schnelle, unverzügliche Antwort steht dem gütigen Gott sehr wohl an.

Arg miſshandelt werden V. 270 ff. Loth sieht zwei Engel *gangan an thea gardos*. 'Aber *an gardos*', sagt Behaghel, 'kann nur heiſsen: in das Haus; da aber Loth steht *fore thes burges dore* (269), ehe er den Engeln entgegengeht, ist die Formel *gangan an gardos* hier ganz sinnlos.' Sie soll unbedacht dem Heliand entnommen sein. Nun stimmt aber Hel. 4020 ff. genau zu unserer Stelle. Christus *gieng an thia gardos*, und es wird dort gemeldet, daſs er *bi thero burg utan* sei. Mithin kann *an thia gardos* nur heiſsen 'auf das Haus — genauer: das umzäunte Gehöft — zu.' Es liegt innerhalb der *burg*, der Stadt, und Christus betrat noch nicht einmal diese, geschweige denn das Haus. Genau so gehen die Engel auf die in der Stadt befindlichen Gehöfte — beide Dichter haben die Bauweise ihrer Heimat vor Augen — zu, treffen am Stadttor auf Loth, werden von ihm in seine Wohnung geladen und gehen in sein Gastgemach (275 bis 280). Das entspricht völlig der biblischen Schilderung Gen. 19, 1. 3.

In V. 277

quat that he im selƀas duom
gaui sulikas guodas

hat in der Tat *selƀas duom* die von Behaghel geforderte, aber vermiſste Bedeutung 'eigene Verfügung'. Denn *selƀas* steht, als erstarrte Form oder indem die Mehrheit der Engel sich in den Gedanken des Redenden in ihre einzelnen Bestandteile auflöst, für das grammatisch korrektere *selƀaro*. Es ist ein ähnlicher Fall der Inkongruenz wie bei Otfr. 2, 17, 20 und Hartm. 152 *iues selbes dato*, nur daſs er noch einen Schritt weiter geht und *iues* statt *iuer* schreibt, oder wie in Werners Marienliedern 210, 4 *die mit ir selbes bluote ... erwurben*. Vgl. Gram. 4, 356 ff. Der Sinn ist der gleiche, wie wenn ein Kompositum *selfduom* gebraucht wäre oder dastände *iro selƀas duom*.

Die 'merkwürdige' Angabe in V. 303 und 311, 'dafs das Getöse kracht und birst', läfst sich sehr einfach beseitigen. Man interpungiere

hietun, that siæ io ni gehordin sulik gehlunn mikil,
brakon an them burugium

und fasse *brakon* als substantivierten Infinitiv, und in den Versen

thuo uuard thar gihlunn mikil himile bitengi,
brast endi bracoda

gebe man den beiden letzten Präteritis das unbestimmte Subjekt 'es' und fasse sie unpersönlich.

V. 332 f. Die Einschränkung, dafs die zu Stein Gewordene — nicht zur Salzsäule; also wie Zwerge, die die Sonne trifft — *Lohthas brud* war,

than lang the siu an them landa libbian muosta,

ist albern, und es wäre besser gewesen, der Dichter hätte nicht seinen Vers 305 benutzt, um hier gröfsere Fülle zu erreichen. Aber hierin liegt das Mangelhafte der Stelle, weit weniger darin, dafs er Loths Frau, die Mutter erwachsener Kinder, *brud* 'junge Frau' nennt. Denn solche liebenswürdigen Schmeicheleien gestatten sich auch andere: um von den zum Kaufe lockenden Marktweibern zu schweigen, Eurykleia, die Od. 4, 743 Penelope *νύμφα φίλη* anredet. Ich halte mich zu Goethe in der Klassischen Walpurgisnacht:

Ich seh', die Philologen,
Sie haben dich so wie sich selbst betrogen.
Ganz eigen ist's mit mythologischer Frau;
Der Dichter bringt sie, wie er's braucht, zur Schau:
Nie wird sie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Gestalt,
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit.

Der unserige ist kein grofser, aber von einer Anzahl ihm vorgeworfener 'Ungereimtheiten' hoffe ich ihn wenigstens befreit zu haben. Sein Hauptfehler ist die Redseligkeit, und sie allein hätte schon Zweifel an der Identität mit dem Helianddichter wecken sollen. Mit ihr hängen auch die unschönen Wiederholungen von Sätzen in kurzen Zwischenräumen zusammen (Behaghel S. 32 f.), zu denen der Dichter greift, weil er volltönend reden möchte und wahre Beredsamkeit ihm mangelt. Man vergleiche noch 60 und 67, 254 und 256, 303 f. und 311 f. Durch irgend eine Hintertür die Gleichheit der Verfasser wieder einzuschmuggeln, wird nach den Erörterungen Behaghels am Schlusse seiner Schrift nicht mehr glücken, und auch darin wird er recht haben, dafs der Bearbeiter der Genesis ein Nachahmer des Helianddichters war. Meine Ausstellungen sollen Behaghels Verdiensten nicht zu nahe treten.

Berlin. Max Roediger.

Die Jakobsbrüder von Kunz Kistener, hrsg. von Karl Euling.

(Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. XVI. Heft.) Breslau, M. u. H. Marcus, 1899. VIII u. 130 S. 8°. 5 Mk.

Über die Vorzüge der Arbeit Eulings ist schon eine Weile kein Zweifel mehr. Wir wissen, dafs er in ihr Kunz Kistener in eine mit bestimmten Linien umrissene elsässische literarische Überlieferung fest ein-

gereiht hat, mit Egenolfs Staufenberger und dem Rappoltsteiner Parzival als Vorgängern, Hans dem Büheler als Nachfolger, dafs Goedekes Vermutungen über eine dem 13. Jahrhundert angehörige Vorlage der Gengenbachischen Bearbeitung damit beseitigt, Zeit und Ort der Abfassung endgültig bestimmt sind, dafs die von anderen bereits aufgedeckte, auf Konrad von Würzburg zurückgehende Stiltradition von ihm auf Kistener hin erstreckt worden ist, dafs er endlich in anziehender Art die Individualität des kleinen Gedichtes selbst entwickelt hat.

Wenn ich dennoch so spät noch den vorhandenen Besprechungen die meinige hinzufüge, so geschieht es, um einige Bemerkungen an die kritische Herstellung, die Euling geübt hat, zu knüpfen. Sie hat bereits mehreren (hauptsächlich Leitzmann, *Zs. f. deutsche Phil.* 32; Helm, *Beitr.* 26; Ehrismann, *Anz. f. d. Alt.* 27) Anlafs zu ziemlich zahlreichen Besserungen gegeben, deren Hauptmasse darauf zurückgeht, dafs Euling das Verhältnis der Handschriften nicht scharf genug aufgefafst, ein eklektisches Verfahren eingeschlagen und die Freiheit der Konjektur auch in Fällen sich angeeignet hat, wo der Überlieferung methodisch ihr Recht zu wahren war. Helm hat richtig hervorgehoben, dafs A (die Wolfenbütteler Hs.) und C (Gengenbachs Bearbeitung) eine Gruppe bilden, der B (das Frankfurter Bruchstück) gegenübersteht; wo also B mitzeugt, erweist die Übereinstimmung mit A oder mit C die Lesart ihres gemeinsamen Archetyps; wo A und C allein zeugen, ist methodisch A vor der Umarbeitung C zu bevorzugen. Diese Grundsätze, die auf der A und C gemeinsamen Auslassung 867—876 beruhen, reichen völlig aus, um sämtliche Erscheinungen der Überlieferung zu erklären. B ist nirgends durch erheblichere fehlerhafte Übereinstimmungen mit einer der zwei anderen Quellen verbunden; auch das Fehlen des *aber* 905 in A und B, das noch Halm für eine solche hielt, widerspricht keineswegs dem angenommenen Schema der Überlieferung: der Gedanke des Verses steht allerdings in einem starken Gegensatz zum Vorhergehenden (eben deswegen hat das frei bearbeitende C die Partikel eingefügt!), aber man tut doch den Ausdrucksmöglichkeiten, die insbesondere einem zuweilen lebhafter deklamierenden Poeten zu Gebote stehen, Eintrag, wenn man dem Satzaccent gar nichts überläfst; und der reicht, wenn *ich* 905 stark betont wird, völlig aus, um den Gegensatz eindringlich zur Geltung zu bringen, überdies da hierdurch das Pronomen in beschwerte Hebung kommt. Wem das noch nicht genügt, der lese in der folgenden Zeile statt der matten (wenn auch sonst nicht durchaus gemiedenen) Wiederholung der identischen Wortgruppe (Pron. + Verb) *jâ bitte mich* (das auch 451 *jâ gib ich dir* — denn so ist dort herzustellen — vorkommt). Auch in allen übrigen Fällen, in denen B mit A oder C stimmt, bewährt sich das Schema: nirgends ist ein Hindernis der Lesart A B, bezw. B C zu folgen; nur in 951 haben B und C unabhängig voneinander das in seltenerer Fügung gebrauchte und ihnen befremdliche *er brach* (... *sich*) in ein naheliegendes *er sprach* B, *sprach er* C verballhornt. (V. 925 ist aus der Gruppe dieser Lesarten überhaupt auszuscheiden, weil nicht blofs B und C, wie Euling notiert, *da heyme bleip* lesen, sondern auch A — wenigstens gibt Goedeke das an, und Euling, der sonst mehrmals auch geringfügige Verlesungen seines Vorgängers verzeichnet, berichtigt ihn hier nicht — die Lesart gehört also schon in den Archetyp.)

Wo A und C allein vorliegen, war überall, wo nicht Fehler von A oder der gemeinsamen Vorlage *A C nachweisbar ist, am Texte A methodisch festzuhalten. Das hat Euling zwar im ganzen getan, aber ohne Konsequenz. In einzelnen Fällen griff er zu C oder konjizierte ohne Not, glättete den Vers zur Ausfüllung fehlender Senkungen durch Füllwörter und beruft sich bei solchen *so, do, und, gar, wol, ie* gelegentlich auf Parallelen aus den Stilmustern Kisteners oder aus seinem Nachahmer, dem

Büheler. Was soll aber bewiesen sein, wenn Euling z. B. die Konjektur 471 *und des nahtes an der rast, do nam er den toten gast* (> *des nahtes an der rast, so nam er den toten gast*) durch Berufung auf Königstochter 3276 *und da ich schlaffen solt des nachtes, da kam ein kamerer on vil brachtes* rechtfertigt? Ich wiederhole nicht, was Schroeder in seiner Anzeige (GGA 1901) über solche Parallelen sagte.

Bei alle dem, was schon andere zur Wahrung des Textes A bereits angemerkt haben, bleibt noch immer eine Nachlese übrig: 89 *ie* Eul.] *so* A. Vers 197 ist wie er in A steht zu belassen, 198 fehlte schon in der Vorlage *AC, der Wortlaut beider Zeilen in C ist in willkürlicher Ausfüllung dieser Lücke durch Zerdehnung von 197 entstanden. 213 Wortfolge von A! 229 ist *gar*, gegen A, ebensowenig einzufügen als etwa 223, wo C es bot, Euling aber A unangetastet liefs. Allerdings halte ich die Reimwörter des Reimpaares 229 f. mit Helm, *Beitr.* 26, 162 f. für verderbt. 304 ist *guot* ohne Not aus C herübergenommen. 328 *got* Eul.] *ach got* A. 355 hat A *ein getruwe man*, wie 392 *AC *ein getruwe herze:* beide Male gibt Euling dem Adj. flektierte Form. 374 ff. folgt er der breiten und stilistisch verdächtigen Erweiterung C; es ist mir (wie Leitzmann, *Zs. f. d. Phil.* 32, 428) zweifellos, dafs die drei Zeilen von A dem Ursprünglichen ganz nahe stehen, und zuversichtlicher als Leitzmann beseitige ich den einzigen Anstofs — in der Zeile A *war ich sol oder keren mich* durch Ergänzung von *gan* nach *sol:* der Pilger meint: ich weifs nicht aus noch ein, soll ich vorwärts gehen oder kehrt machen? 420 *lieber herre* C und Eul.] *junger herre* mit A. 463, 464 fehlen in A, Euling nimmt sie aus C auf; aber der Gedanke, den sie ausdrücken, ist in den folgenden Einzelheiten enthalten. 520 *deheinen* Eul.] *kein menschen,* nach A. 818 ist die Lesart A *zuo der porten trat er aber in* (l. *hin?*) dem ganzen Zusammenhang nach besser als die von Euling aus C aufgenommene *zuo der porten drang er in:* weil der Aussätzige auch 799 *zuo dem burgtor trat,* weil er 816 weggehen wollte sich zu ertränken, Gott aber 817 seinen Sinn wandte und er nun 'wieder zur Pforte trat'. Hingegen ist mir 270 *wartent,* nach C, wahrscheinlicher als Eulings *vartent,* nach A *fortent,* wegen 353 (wo *warten* nicht blofs auf 352 sich bezieht, sondern auch auf 347 ff. und 'gewärtig sein', 'sich richten nach' bedeutet).

Auch dem übereinstimmenden Zeugnis von A und C gegenüber wünschte man ihn öfters konservativer: 837 warum *abe* statt *gegen im* AC? 942 ist Einfügung von *den* unnötig. 726 ist *die* nicht in *wie* zu ändern; aber auch die blanke Aufnahme der Lesart A (*E vatter, din frumkeit ist vergessen, die man seit*), die Leitzmann vorschlägt, ist unzulänglich, weil C (... *die man vor von dir seit*) auf *die man vor* (= einst) *dir* (Dativ, wie 266) *seit* hinweist; dann mufs man aber wohl das Ganze zu einem Fragesatz der Verwunderung machen: *E vater, ist din vrümekeit vergessen, die man vor dir seit?*

Ob die Verse 607—14, die die Klage des Schwaben über seine Vernachlässigung beim Empfang enthalten, nicht unmittelbar nach 600 (Anlafs zur Verstimmung: *sin bruoder stuont alleine do*) und vor die Stelle 601—606, die den Unmut des jungen Grafen über die Ignorierung des Gefährten ausdrückt, gehören? Denn 607 *dax nam der bruoder in den sin* (kehrte sich ab, weinte und klagte) pafst doch nur zu 600, nicht zum Inhalt der Rede des Grafensohnes. — Nach 757 ist vielleicht etwas ausgefallen. Denn 'ich weifs es leider nicht' als Antwort des Schwaben auf die Frage des Einsiedlers 'woher kommst du?', ist sinnlos. Wenn hier ein Bericht des Aussätzigen über seine Schicksale stand, so begreift man besser 761, 762, und die Zeile 763 ist vollkommen genügend durch die Kenntnis derjenigen Dinge motiviert, die der Waldbruder im folgenden mitteilt.

Innsbruck. Joseph Seemüller.



Johann Christoph Rost. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert von Gustav Wahl. Leipzig, J. C. Hinrichssche Buchhandlung, 1902. 180 S. Mk. 3,30.

Angeregt durch Max v. Waldberg, der in der *Allgemeinen deutschen Biographie* über Rost gehandelt hat, tritt Wahl mit einer ersten geschlossenen Monographie über diesen mit dem allzu einseitig typischen Beiwort 'berüchtigt' bedachten Dichter hervor. Man kennt eben die schlüpfrige Schäfererzählung, die ja keineswegs von Rost aufgebracht und keineswegs von ihm am schlüpfrigsten behandelt worden, sondern für eine ganze Zeit und Literaturperiode bezeichnend ist, zumeist durch ihn, weil er das relativ Beste darin geleistet hat, und macht ihn so leicht für die Sünden seiner weniger begabten und weniger gelesenen Zeit- und Dichtgenossen mit verantwortlich. Schreibt doch ein Literarhistoriker vom Range Hermann Huttners in seiner *Gesch. d. deutschen Lit. im 18. Jahrh.* (Teil 3, Bd. 2, S. 479): 'von Rosts gemeinen Zotengeschichten kann in wissenschaftlicher Literaturbetrachtung nicht füglich die Rede sein'. Die vorliegende neue Darstellung ist denn auch eine mit Maſs unternommene 'Rettung', um mit Rosts Jahrhundert zu sprechen. Da sie unbefangen und gerecht vorgeht, kann man sie sich im wesentlichen wohl gefallen lassen. Abgesehen von dieser ethisch-ästhetischen Tendenz kommt man auch bei dem Philologen Wahl auf seine Kosten. Mit einer sicheren Methode literarhistorischer Realkritik ist er an seine Arbeit herangetreten, die, auf fleiſsiger, auch ungedrucktes Material verwertenden Forschung beruhend, umsichtig und gewissenhaft vorgeht. Wahls Belesenheit und philologische Exaktheit vermag in Einzelheiten Gödeke zu bereichern, Wanieks Biographien Gottscheds und Pyras zu berichtigen. Als spezifisch historische Leistung befriedigt die Arbeit weniger, indem sie Rost nicht genügend in die Geschichte der sächsischen und weiterhin der allgemeinen deutschen Literatur einordnet. Sein Verhältnis zu den französischen Vorbildern wird besser aufgedeckt als das zu den deutschen. Auch scheint mir Wahl zu wenig vergleichende Umschau zu halten, wie denn der Name Rabeners nur ganz vereinzelt begegnet. Dagegen sind wiederum die Fäden, die von Rost aus nach vorwärts führen, in der Hauptsache gut entwickelt worden. — Jacob Minor hat dem Buche in den *Göttinger Gelehrten Anzeigen* eine seiner Musterarbeiten produktiver Kritik gewidmet, an der man in Zukunft nicht vorübergehen darf.

Leipzig. Harry Maync.

Uhde-Bernays, Hermann, Der Mannheimer Shakespeare. Ein Beitrag zur Geschichte der ersten deutschen Shakespeare-Übersetzungen (Lit.-hist. Forschungen, hrsg. von Schick und v. Waldberg, XXV). Berlin, Felber, 1902. X, 90 S. Mk. 2, Subskript. Mk. 1,70.

Eine interessante Kontroverse knüpft sich an die Schlegel-Tiecksche Shakespeare-Übersetzung. Hie Revisionist, hie Antirevisionist, tönte es uns in jüngster Zeit gar oft entgegen, berühmte Dichter haben das Wort ergriffen, aber noch immer ist der Streit nicht ganz geschlichtet. Unbestritten aber ist, daſs in einem von der Gottheit besonders begünstigten Augenblicke durch Schlegel-Tieck 'der gewaltigste aller Poeten, die in den Jahrhunderten zwischen Dante und Goethe die europäische Welt erstehen sah, in den Kreis unserer nationalen Bildung aufgenommen worden ist, um, unseren einheimischen Meistern verbrüdert, mit ihnen fortan die Herrschaft über unsere Dichtung zu teilen'. (Michael Bernays: *Entstehung des Schleg. Shak.* Leipzig, 1872, S. 172.) Und wenn je, so ist an dem uns Deutschen so lieb und vertraut gewordenen Shakespeare der Schlegel-Tieck das Revidieren eine gefährliche Sache. Der alte Bernays hat mit

seiner *Entstehungsgeschichte* noch wesentlich dazu beigetragen, unsere Pietät vor Schlegels klassischer Übersetzung zu erhöhen und dieselbe in gewissem Sinne als unantastbar erscheinen zu lassen. Und ein Träger desselben Namens, Uhde-Bernays, liefert in dem vorliegenden *Mannheimer Shakespeare,* in dem er von Schlegels genialem Wurf rückwärts schaut und den Streit um den besten deutschen Shakespeare bei Schlegels Vorläufern verfolgt, einen willkommenen Beitrag zur Geschichte des gewaltigen britischen Poeten in Deutschlands klassischem Literaturzeitalter.

Wielands Übersetzung und die des Professors Johann Joachim Eschenburg am Collegio Carolino in Braunschweig (1775—77, 1782) werden von Uhde-Bernays analysiert und 'dichterische Freiheit und poetisches Gefühl' (S. 6) als Hauptvorzug Wielands gepriesen, 'peinliche Übersetzersorgfalt, ohne jede Spur von dichterischer Verwandtschaft mit dem übersetzten Autor' (S. 7) wird bei Eschenburg konstatiert. 'Eschenburg ist ein elender Kerl' (S. 6, Note 3) tönte es aus Goethes Munde zu dem gelehrten Professor nach Braunschweig hinüber, ein hartes, nicht ganz unverdientes Urteil. Heine gibt einmal (*Shakesp. Mädchen und Frauen*) der Eschenburgschen Prosaübersetzung, 'welche die prunklose, schlichte, naturähnliche Keuschheit gewisser Stellen leichter produziert', den Vorzug vor der metrischen Schlegels; man darf aber nicht vergessen, daſs derselbe Heine kurz vorher (*Romant. Schule*) Schlegels Übersetzung 'meisterhaft und unübertreffbar' genannt hatte.

Überleitend zu seinem Hauptthema: Abhängigkeits- und Wertverhältnis zwischen Eschenburg und Eckert, dem Autor des Mannheimer Nachdrucks der Übersetzung Eschenburgs, verbreitet sich der Verfasser zuerst ziemlich eingehend über die Raubdrucke jener Zeit. Mir fällt dabei immer der alte Müller von Itzehoe ein, der sein ganzes Leben lang gegen das 'ehrlose Diebesgewerbe' (Siegfried von Lindenberg) des Nachdrucks kämpfte. (Vgl. auch das 61. Kapitel des *Emmerich* und seine Broschüre *Über den Verlagsraub oder Bemerkungen über D. Reimarus' Verteidigung des Nachdrucks* im April des *Deutschen Magazins* 1791.) Er hat für sich nichts mehr erreicht. — Eschenburgs Verleger, heiſst es S. 13, lieſs, um sich vor der Gefahr des Nachdrucks einigermaſsen zu schützen, die Ausgabe auf Vorschuſs drucken. Worin da der Schutz bestand, ist nicht recht ersichtlich. Einen wirklichen Schutz gewährte ja nur ein Staatsprivilegium. Noch 1825 muſste selbst Goethe für die Gesamtausgabe seiner Werke um diese Vergünstigung bitten, die ihm allerdings bereitwilligst und mit mancher hochoffiziellen Anerkennung seiner Leistungen gewährt wurde. Vgl. die Korrespondenz, die groſsenteils erst jetzt zum erstenmal bekannt geworden ist, im 17. Band der Schriften der Goethegesellschaft unter dem Titel *Goethe und Österreich.* Goethe sieht in der Privilegierung einen 'Fall von der gröſsten Bedeutung' (S. 179) und entschuldigt sein Ansuchen mit Familienrücksichten: 'In hohen Jahren versuche ich zum Besten der Meinigen, was ich für mich zu unternehmen angestanden hätte' (S. 203).

Gabriel Eckert, 'der kurfürstlichen Edelknaben zu Mannheim Professor', veröffentlichte seit 1778 zuerst in Straſsburg, dann in Mannheim und Frankenthal einen 'Nachdruck' der Eschenburgschen Übersetzung. Die ersten drei Bände trugen noch den Übersetzernamen Eschenburg, bei den folgenden Bänden fehlt er. Eine bloſs äuſserliche und oberflächliche Prüfung muſste Eckerts Werk als literarische Konterbande erscheinen lassen. Diesem unter so wenig ehrenhaften Auspizien erfolgten 'Nachdruck' Eckerts die richtige, selbständige Stellung in der Reihe der deutschen Shakespeare-Übersetzungen angewiesen zu haben, ist Uhde-Bernays' Verdienst. Nur Eckerts literarische Freibeuterei rettete Herrn Professor Eschenburg vor völliger Vergessenheit. Eckerts 'Nachdruck' war eben kein bloſser Nachdruck, der gemeiniglich noch recht viele Verschlechterungen zu zeigen pflegt, er war das Werk eines selbständigen, kritischen

Mannes, der 'mit feinem Instinkt für die oft unergründlich tiefen Absichten des geliebten Dichters, verbunden mit einer unverkennbaren Sicherheit in der Wahl eines gleichwertigen deutschen Wortes' (S. 18), an seine Arbeit ging. Uhde-Bernays vermerkt nicht weniger als 465 Änderungen bei Eckert, darunter 405 Verbesserungen und nur 43 Verschlechterungen (10:1). Und was das Merkwürdigste ist, 270 Verbesserungen Eckerts hat Eschenburg ohne jedes Bedenken sogar ohne Namensnennung des Verbesserers in seine zweite Auflage übernommen, ein Vorgehen, welches den ja gewiſs nicht zu rechtfertigenden 'Raub' Eckerts einigermaſsen kompensieren mag. Die von Uhde-Bernays zum Beweis angeführten verbesserten und verschlechterten Stellen sind durchweg geschickt gewählt und die erbitterte Fehde der beiden Gelehrten in ihren Hauptzügen klar dargestellt. Der Verfasser untersucht auch kurz die Frage nach dem Einfluſs der Eckertschen Übersetzung auf Schlegel, und, merkwürdig aber sehr erklärlich, für Schlegel kommt bloſs Eschenburg in Betracht. In einem Briefe an Eschenburg (abgedr. bei Bernays: *Entstehungsgeschichte* S. 255—256) nennt er dessen Übersetzung ein Werk 'von so geprüftem und anerkanntem Wert'. Eckerts Leistung für die Vervollkommnung des deutschen Shakespeare existiert für die Folgezeit fast gar nicht, selbst sein Name bleibt verschollen, und mit Recht bezeichnet Uhde-Bernays seine Übersetzung nach dem Hauptverlagsort als Mannheimer Shakespeare. Schiller freilich benutzte Eckert für seinen Macbeth.

Formell wäre wohl zu wünschen gewesen, daſs das Ganze besser in Unterabteilungen gegliedert worden wäre; an sinnstörenden Druckfehlern ist vor allem S. 55 zu vermerken, wo 'Eilet' statt 'Eilet nicht' zu lesen ist.

München. M. Oeftering.

Albert Fries, Goethes Achilleis. Diss. Berlin 1902. Nebst einem Anhang.

Von so bewährten Forschern, wie M. Morris und R. M. Meyer, ist dem Verfasser schon öffentlich bezeugt worden, daſs ihm auf seinen beiden Gebieten, der deutschen und der klassischen Philologie, eine Fülle von Kenntnissen zu Gebote steht, daſs seine durch Fleiſs und Scharfsinn gewonnenen Quellennachweise unser Verständnis der Achilleis wesentlich gefördert haben. Mir sei daher verstattet, mehr auf das ideale als auf das reale Ergebnis der viel schon bietenden und viel verheiſsenden Erstlingsarbeit hinzudeuten.

Der Doktorand, den 'ein unwiderstehlicher Trieb nach klassischer Geistesbildung' aus einem anderen Berufskreise zum akademischen Studium hingezogen hat, legt in dem beigegebenen Lebenslauf das seltene schöne Bekenntnis ab: 'Mein Streben ist, wie gering auch die produktiven Kräfte sein mögen, ein hohes; es richtet sich auf eine harmonisch ausgeglichene Bildung des Geistes und des Geschmackes, auf Totalität im Schillerschen Sinne des Wortes.' Und daſs dies Sehnen und heiſse Bemühen nicht vergeblich sein werde, dafür nun scheinen mir eine ganz besondere und kräftige Gewähr zu leisten: die allgemeineren Betrachtungen, welche die Diss. einleiten, und manche Zwischenbemerkungen, auch Fuſsnoten, im beweisführenden Teile. Denn da verrät sich, was allein das Vorhandensein einer im höchsten Sinne bildungsfähigen Persönlichkeit bekundet, was, wenn es mangelte, keine Gelehrsamkeit je ersetzen könnte, da verrät sich überall Urteil. Und schon erhält dies Urteil zuweilen ebenso sicheren wie anschaulichen Ausdruck. Nur wenige kurze Beispiele! Bei Goethes epischen Vorgängern vom Mittelalter bis ins 18. Jahrhundert wird das antike Gewand um neue religiöse oder politische Ideale drapiert. Anders bei Goethe. 'Das Kleid deckt wieder ohne künstlich gespreizten Faltenwurf den Körper, aber es liegt ihm zu eng an.' Oder: 'Goethe hat zu lang in die homerische Sonne geblickt und in freiwilliger Dienstbar-

keit der Liebe zeitweilig der eigenen Kraft entsagt.' Oder: 'Goethe verfällt in den Fehler, den Klopstock in den letzten Gesängen des Messias beging, er läfst den Helden durch Reden loben, statt ihn durch Taten lobenswürdig zu zeigen.' Oder über den lässigen Vers, der zwar vorzüglich pafst zu der einfachen Welt des Hermann, hier aber in der Übersetzung des Apollo-Hymnus doch störend wirkt: 'nicht um der Korrektheit willen, wie etwa Vofs auf Goethes Hexameter, Pope auf Shakespeares Jamben schulmeisterlich herabblickte; allein der Gegenstand, die kriegerische Atmosphäre des Ganzen erheischte doch mehr Nerv und gedrängte Kraft.' Endlich noch eine hier wohl einzufügende Stelle aus des Verfassers Aufsatz über 'Goethes Schema zur Ilias' (*Wissenschaftl. Beil. der Leipziger Zeitung*, 1902, No. 126), wo die Achilleis, in der wir nicht den Hauch des Erlebten fühlen, verglichen wird mit jenen anderen aus dem Studium der Antike und des Orients hervorgegangenen Schöpfungen, den römischen Elegien und dem Diwan: '... in sie giefst der Dicher so viel eigenen Lebens- und Empfindungsgehalt, so viel von seinem Selbst, dafs er überall Herrscher, Schöpfer bleibt, ein König gleichsam, der zwar des Orients Gebräuche annimmt, aber darum doch immer — Alexander bleibt.'

In längeren Anführungen wäre solche Urteils- und Ausdrucksfähigkeit noch überzeugender darzutun. Man dürfte nur eine oder die andere der ersten zehn Seiten ausschreiben, etwa die dritte mit ihrer feinen Abgrenzung und knappen Charakteristik der drei Perioden, die sich in Goethes Nachahmung der Antike — in seinem Verhältnis zu Homer erkennen lassen. Dagegen würden freilich irgend welche Proben aus dem Hauptteile der Schrift, den Einzeluntersuchungen auf Grund der Schemata, den guten Eindruck mindern und beweisen, wie sehr dem Anfänger noch die technische und stilistische Schulung mangelt. Seine Absicht, 'ein möglichst vollständiges Material anzuhäufen', hat er wahrlich erreicht und den Ertrag seiner Mühen derart vor dem Leser aufgeschüttet, dafs der entschuldigende Hinweis des Vorworts 'auf den zu eng bemessenen Raum' nur als löbliches Zeichen der Selbsterkenntnis dienen, nicht entlasten kann. Aber mit vielem hält man Haus, lernt man bald genug wirtschaften, und so ist zu fordern und zu erwarten, dafs schon die nächste Ernte nicht wie Streu eingebracht werde, sondern reinlich in Garben gebunden.

Freiburg i. B. R. Woerner.

A. Koch, Über den Versbau in Goethes Tasso und Natürlicher Tochter. (Beilage zum Jahresbericht des Friedrich-Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin Ostern 1902.)

Wir erhalten hier eine sorgfältige Untersuchung der metrischen Form beider Dramen nach den Grundsätzen, die der Verfasser schon 1900 a. a. O. aufgestellt und an der Iphigenie erprobt hat. Wiederum werden Verslänge, Versausgang und Verseinschnitt, Wortverkürzung und Hiatus, Wort- und Satzbetonung und Brechung des Satzes durch den Rhythmus mit statistischer Genauigkeit, aber auch mit erwägendem Urteil abgehandelt und zum Schlusse alle Beobachtungen in einer kurzen Vergleichung des Versbaues der drei Stücke zusammengefafst. Da ergibt sich denn im ganzen natürlich nichts Neues — nämlich eine stete Weiterbildung des Verses zu gröfserer Regelmäfsigkeit und Glätte, nicht ohne Einbufse an dramatischer Beweglichkeit und Kraft. Aber der Verfasser zeigt auch schon durch das für die Iphigenie gewählte Motto (Wenn die Könige bauen), dafs er seine Arbeit nicht überschätzt und sich wohl bewufst ist, durch Untersuchung allein der äufseren Form nicht mehr bieten zu können, als eben eine dankenswerte Hilfsarbeit für diejenigen, die äufsere und innere Form in ihrem Wechselverhältnis betrachten und beurteilen wollen.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Camillo v. Klenze, The treatment of nature in the works of Nikolaus Lenau. — Decennial publications of the University of Chicago. 1902. Chicago Press.

Der Hauptwert dieser fleifsigen und eindringenden Studie liegt in der genauen Aufzählung und Besprechung aller Stellen, die für Lenaus Verhältnis zur Natur bezeichnend sind. Sorgfältig wird über seine Naturbeobachtung (S. 12 f.), Naturbeseelung (S. 15), seine Auswahl von Naturerscheinungen, Tieren, Blumen, Jahres- und Tageszeiten (S. 19 f., 44, 52, 59, 71) usw. berichtet und das Ergebnis durch Vergleich mit Goethe, Rückert, Heine, Shelley, Wordsworth u. a. beleuchtet. Als Gesamtresultat ergibt sich wieder, dafs Lenau in seiner ziemlich engen Auswahl (besonders auch der Blumen) nicht sowohl durch Erfahrung und ästhetische Rücksichten, als vielmehr durch psychologische Einfühlungen bestimmt wurde. (Die Korrektur, die K. hierbei S. 28 Anm. an meiner Literaturgeschichte übt, kommt lediglich dadurch zu stande, dafs der in seinem Sprachgefühl doch ein wenig unsicher gewordene Deutsch-Amerikaner das neutrale Adjektiv 'gemütlich' in die positive Bedeutung des Substantivs 'Gemütlichkeit' hineindeutet; sonst ist er ganz meiner Meinung; vgl. S. 43 u., auch S. 82.) Sehr hübsch sind namentlich die Ausführungen über die charakteristische Auffassung des Herbstes (S. 63 f.).

Berlin. Richard M. Meyer.

Kraeger, Heinrich: C. F. Meyer, Quellen und Wandlungen seiner Gedichte. Berlin, Mayer und Müller, 1901. XXX, 367 S. 8°. (In: Palaestra, Untersuchungen und Texte aus der deutschen u. englischen Philologie, herausgeg. von A. Brandl und E. Schmidt. XVI.) Mk. 10.

Gottfried Keller, der grofse Landsmann und Freund des Dichters, dem die vorliegende Studie gilt, stellt einmal C. F. Meyers Lyrik über seine erzählenden Dichtungen, die bekanntlich am lautesten sein Lob in deutschen Landen verkündeten. Die Kritik war freilich nicht immer derselben Meinung; aber einig war und ist sie in der Anerkennung der hehren Einfalt und stillen Gröfse, der Wucht und Schönheit der Sprache, der Kraft der dramatischen Gestaltung der lyrischen Muse C. F. Meyers. In die Allgemeinheit, in die grofse Masse des Volkes wird freilich C. F. Meyer, der Aristokrat unter den Dichtern, nie dringen. Das Was und das Wie seiner Dichtungen steht dem im Wege. Aber die anfänglich kleine Gemeinde von Verehrern des Dichters unter den Besten des Volkes ist doch gewaltig gewachsen, und sie alle werden dem Verfasser der 'Quellen und Wandlungen', wie auch den Herausgebern der Palaestra Dank wissen für dieses Buch, das sie mühelos zu den reich fliefsenden Schönheitsquellen der Meyerschen Muse geleitet.

Fast in allen seinen Balladen und Romanzen hat des Dichters ausgeprägter Sinn für die Historie, für die Helden und Grofstaten der Geschichte seine poetische Imagination angeregt; der Gegenwart ist er ängstlich ausgewichen. Gewaltige, über das menschliche Mafs hinausreichende Gestalten, die kräftigen, rücksichtslosen Menschen der Renaissance hat er aus der Nüchternheit der Historie oder auch aus dem Halbdunkel der Überlieferung herausgelöst und in den verklärenden Lichtkreis der Poesie gerückt. Kein Zweifel, 'ein wirkliches Gedicht, das ein selbständiges Leben führt, darf nun und nimmer an seinem reifen, ausgewachsenen Leibe noch eine Nabelschnur tragen. Es ist für sich verständlich, ohne dafs man die Bücher nachschlägt, denen ein Stoff entstammt' (S. 353). Kraegers literarischer Wegweiser ist aber keine lästige Schmarotzerpflanze, die sich an C. F. Meyers Gedichte klammert, sondern eine unbedingte Notwendigkeit. Gerade wie das junge Volk bei den Märchen immer fragt: Ist denn das

auch wahr? so drängen C. F. Meyers Balladen und Romanzen, in denen Wahrheit und Dichtung den innigsten Bund geschlossen, zu Parallelen zwischen der Historie und ihrer poetischen Verarbeitung und Gestaltung, und das ist ein Teil der mühevollen Aufgabe, die sich Kraeger gestellt hat. Dabei ist er glücklich der Gefahr entronnen, den Wert seiner Quellengeschichte zu überschätzen, entsprechend Goethes Warnung: 'Die Frage, woher hat's der Dichter? geht auch nur auf das Was; vom Wie erfährt dabei niemand etwas' (S. XXII). Das Verhältnis C. F. Meyers zur Geschichte illustriert wieder einmal so recht die Wahrheit eines anderen Wortes Goethes: 'Den Stoff sieht jedermann vor sich, den Inhalt findet nur der, der etwas dazu zu tun hat, und die Form ist ein Geheimnis den meisten'. Ganz offen zu Tage liegen die Quellen zu C. F. Meyers Gedichten nicht immer, aber in diskretester Form hat sie der Verfasser bloſsgelegt, nicht nur um unsere Neugierde zu befriedigen, sondern um die gewaltige Strecke Weges um so sinnfälliger zu machen, die der Poet von dem nüchternen historischen Bericht bis zu seinem weihevollen Gedichte zu durchmessen hatte. Nur in zwei Fällen gelingt ihm der direkte Quellennachweis nicht, einmal für das Gedicht 'Der Hugenot' — 'Die Füſse im Feuer' (S. 135—145) und dann für 'Das Heimchen' — 'Conquistadores' (S. 340—349). Für das herrliche Hugenottengedicht hat auch der Referent die bekannten Werke von Bèze (*Hist. ecclés. des églises réf. au royaume de France* 1841, Art. VI und VIII), und Putaux (*Hist. de la Réf. franç.* Paris 1859, 4 vols.) durchblättert, aber keine darauf bezüglichen Angaben gefunden; möglich, daſs Chamissos 'Mateo Falcone' und 'Korsische Gastfreiheit' die Quelle bilden.

Den breitesten Raum in Kraegers Buch nehmen die 'Wandlungen' ein, und wie immer bei bedeutenden Männern, ist es ein Genuſs, bei den verschiedenen Fassungen einiger Gedichte den Dichter in seiner Werkstatt aufzusuchen, wie er unablässig feilend den Gesetzen der poetischen Konzentration gerecht zu werden sucht. G. Keller definiert merkwürdigerweise das Schöne als 'die mit Fülle vorgetragene Wahrheit; deshalb nennt er die Kürze gern Schroffheit und das Schlanke dünn und mager' (*Deutsche Dichtung*, 1891, S. 23). Wenn dem so wäre, dann wäre C. F. Meyer nicht der erhabene Hohepriester der heiligen Flamme der Schönheit, der Dichtkunst, die er getreulich hüten will. ('Eine Flamme zittert mir im Busen — Lodert warm zu jeder Zeit und Frist ...'). Denn Meyers Wesenszug ist das Dramatisch-Drängende und Schlagende, das auf epigrammatische Kürze hindrängt, das oft sogar zur Unverständlichkeit zu werden droht. Hauptsächlich nach dieser Richtung haben seine *Balladen* (1864), *Romanzen und Bilder* (1870) eine so durchgreifende Umarbeitung erfahren, daſs sie in den *Gedichten* 1882 oft nicht wiederzuerkennen sind. Nicht etwa jählings, mit Sturm und Hagelwettern ist der Dichter dem deutschen Volke erschienen, sein Leben war ein 'langsames Sichentwickeln, ein schlieſsliches Sichfinden' (Trog, *Beil. der Allg. Ztg.*, 1898, Nr. 283), immer aber ein Sichselbstverzehren an der Arbeit, das die Sorgsamkeit bis zur Selbstqual trieb. Was er von U. Hutten bekennt, daſs er 'bei kühlerem Blut und fortgesetzten geschichtlichen Studien noch manchen realistischen Zug in das Bild des Ritters fügte, um ihm Porträtähnlichkeit zu geben' (*D. Dichtung*, 1891, S. 172—174), dazu hat ihn sein poetisches Gewissen auch sonst noch gar oft veranlaſst. Kraeger verfolgt liebevoll diesen Entwickelungsprozeſs und findet fast immer, daſs die spätere Form der Gedichte einen Fortschritt gegen den ersten Wurf bedeutet. Es kam ihm darauf an, 'die Gründe aufzudecken, nach denen der Dichter geändert und gebessert hat, und ferner an der Hand der verschiedenen Fassungen das Reifen seiner poetischen Kraft nachzuweisen' (S. XXV), und das ist ihm durchweg gelungen. Kraegers ästhetische Kritik tritt mit Recht fast überall für die spätere Gestaltung der Gedichte ein; gelegentlich rügt er

auch den Mangel allzu grofser Knappheit — 'zwischen den cyklopisch gehäuften Steinen fehlt oft der Mörtel', sagt er von der endgültigen Form des 'Hugenotten' (S. 139), — doch hätte er der erhabenen Gröfse des Dichters keinen Abbruch getan, wenn er Mauerhofs Urteil über die 'Richterin' (*C. F. Meyer oder die Kunstform des Romans.* Zürich und Leipzig, 1897, S. 33): 'Überblickt man das ganze Werk, so möchte es fast scheinen, als ob es ihm an Fülle gebräche', auch bei den *Gedichten* noch öfters zu dem seinigen gemacht hätte. Nicht leicht kann man eben mit gröfserem Rechte von einem Dichter sagen: 'Es steht kein unnützes Wort in seinen Werken' (Stickelberger: *Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen*). Wohl aber kann man sagen, dafs oft ein Wort oder auch mehrere bitter not täten, um die 'zerhackte Form', über die Kraeger klagt (S. 141), zu vermeiden. 'Meyers Sprache ist Brokat', sagte G. Keller einmal (*D. Dichtung*, 1899, S. 237—248), und mit diesem kostbaren Seidenstoff hat Meyer nur allzusehr gespart. Wie schwer liest sich z. B. in 'Der tote Achill' (S. 265) die (von Kraeger nicht beanstandete) Periode: Es bedarf — Der mut'gen Rosse Paar, das, Haupt an kühnem Haupt, — Die weite Flut durchrudert mit dem Schlag des Hufs, — Des Zügels nicht. Das 'tote Kind' (S. 163 bis 165) ist in der endgültigen Fassung entschieden auch eine Verschlechterung. Abgesehen von dem harten Vers: 'Dann welkten es und er im Herbste sacht', der auch den Beifall Kraegers nicht findet, klingt doch beispielsweise die Frage: 'Wo steckst du?' unvergleichlich nüchterner als das frühere innige 'Herzliebchen, wo verbirgst du dich?' Ähnliches gilt von dem Gedicht 'Der Pfad', später 'Die Felswand' genannt (S. 201/202). Nicht viel Zustimmung wird Kraeger auch finden, wenn er in 'Erntewagen' — 'Auf Goldgrund' für das 'gespreizte, einheimische Bildersaal' in dem Fremdwort 'Museum' einen besseren poetischen Ersatz entdeckt. — Dafs in 'Die Söhne Haruns' (S. 303) der schauerliche Vers: Harun lächelt. Zu dem jüngsten, seinem Liebling, sagt er: 'Ruhst du? — Wie beschämst du deine Brüder? Zarter Scheherban, was tust du?' eher oder ebenso verbesserungsbedürftig gewesen wäre als der Reim 'Polizeiminister — Geflüster' wird man auch ohne allzu vieles Bedenken zugeben. Als Muster einer ästhetischen Beurteilung möchte Ref. Kraegers Parallele zwischen 'Kaiser Ottos Weihnachten' (ältere Fassung) und 'Der gleitende Purpur' (jüngere Fassung) bezeichnen. Ein Vergleich mit Gg. Rauchenecker Kantate 'Kaiser Otto I.' hätte die Wirkung noch gesteigert.

Bei der Lektüre des Kraegerschen Buches, das uns noch einmal all die zahllosen Vorzüge der lyrischen Muse des Schweizer Dichters vor die Seele führt, empfindet man so recht wieder den unendlichen Verlust, den die deutsche Literatur durch seinen Tod erlitten hat. 'In der Schweiz haften seine Wurzeln' — Ein Werk, das nicht die trauten Züge — Der Heimat trägt, mir dünkt es Lüge (Engelberg, 3. Aufl. S. 94) — 'aber seine Krone schaut weit darüber hinaus' (Maync im *Deutschen Wochenblatt*, 1898, Nr. 49). Denn jedes Deutschen Herz schlägt höher bei den wuchtigen Versen vom 'Deutschen Schmied', die also anheben:

Ein riesenhafter Schmied am Ambos stand
Und hob den Hammer mit berufster Hand.

(37. Gesang des 'Hutten'.)

C. F. Meyer ist ein im besten Sinne nationaler deutscher Dichter, als Balladendichter — das hat uns Kraeger wieder einmal gezeigt — ein würdiger Nachfolger Uhlands, würdiger noch als Th. Fontane, bei dessen Tod Felix Dahn schrieb:

Held Uhland war der König der Ballade;
Thronfolger wurdest du, Fontane, auf diesem Pfade.

(Tägl. Rundschau, 22, I, 1901.)

München. M. Oeftering.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1903. No. 1—4, je Mk. 0,50.

Es hat lange genug gewährt, ehe sich die deutsche Schule entschlofs, die Uhr wieder aufzuziehen, die lange nachgegangen und schliefslich ganz stehen geblieben war! Endlich beginnt man den Abstand zu verringern, der sich, so äufserst unantikisch, zwischen der nationalen Jugend und der lebendigen Literatur befestigt hatte. Als zwei bedeutsame Symptome dieser neuen Tendenz sind zwei neue Erscheinungen des Teubnerschen Verlags zu begrüfsen: das Seminarlesebuch von Heydemann und Clausnitzer und Lyons Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts. Beide suchen mit Glück und Eifer gerade auch die neuere Literatur den Lernbegierigen näher zu bringen — freilich eben mit Recht nur so weit, als sie wirklich lebendig und lebenspendend scheint!

Der Sammlung des um das Eindringen unserer Literatur in das Volk längst so verdienten Dresdener Schulmannes kommt aber dabei doch noch die weitere Bedeutung zu. Das Lesebuch ist für bestimmte Kreise berechnet — die hübschen kleinen grünen Heftchen wenden sich ganz allgemein an Schule und Haus. Auf das Haus möchte ich dabei das Hauptgewicht legen. Darauf kommt es an, den der Schule entwachsenen Deutschen wieder an ernsthaftes und verständnisvolles Lesen zu gewöhnen; man glaubt es ja gar nicht, wie völlig er es verlernt hat! Was vor allem der unvergefsliche Rudolf Hildebrand — auch Lyons einflufsreichster Lehrer —, was weiter Otto Schroeder und andere hochverdiente Pädagogen gelehrt und gefordert haben, das gilt es nun systematisch durchzuführen. Die Aufmerksamkeit soll geschärft werden, das Publikum mufs lernen, auf Stil, Technik, Tendenz selbst zu achten, wie es überall die Lesewelt getan hat, wo eine grofse literarische Tradition bestand, in Griechenland so gut wie in Frankreich. Wir müssen die Leser zur Kritik und die Kritiker zum Lesen erziehen.

Dies Programm schliefst gewisse Bedingungen in sich. Die Erläuterungen müssen gemeinverständlich sein, nicht mit unnützem literarhistorischem oder spekulativem Ballast beladen; jede für sich abgeschlossen; vor allem auch: kurz! Man kann den bisher erschienenen Heften bezeugen, dafs sie diese Forderungen sämtlich erfüllen. Im übrigen bleibt Spielraum genug, und in der Tat hat jeder Bearbeiter die Aufgabe anders angefafst. — P. Vogel hat den Hauptaccent auf die Analyse und somit auf die Komposition von Reuters 'Stromtid' gelegt; unter den stilistischen Einzelheiten hebt er fast nur die Gleichnisse (und in nicht sehr glücklicher Behandlung) heraus. — R. Petsch sucht in Otto Ludwigs 'Makkabäern' vor allem die Grundidee herauszustellen. Freilich möchte ich der eingehend liebevollen Darstellung das Hauptergebnis nicht zugeben: allzusehr scheint mir P. die theologische Tendenz zu betonen, was damit zusammenhängt, dafs er über der einen Hauptfigur, Lea, der anderen, Judah, nicht gerecht wird. In jener auch von P. angezogenen Stelle, an der Ludwig das mangelnde Selbstgefühl des eigenen Volkes durch Judahs Mund beklagen läfst, ist doch die Beziehung auf die Deutschen zu klar, als dafs man die Lehre: 'Unterdrücke deinen eigenen Willen' zur Grundidee des Stückes machen dürfte! — G. Bötticher beleuchtet an Sudermanns 'Frau Sorge' fast ausschliefslich die psychologische Entwickelung, geht jedoch am Schlufs auch auf die literarhistorische Stellung von Sudermanns bestem Werke ein, wobei 'Jörn Uhl', schwerlich gerecht, beinahe nur als schwächere Nachahmung aufgefafst wird. Seine Darstellung ist im übrigen die objektivste: Bedenken gegen die Zeichnung der Hauptfigur werden nicht verschwiegen, während in den anderen Kommentaren zuweilen eine zu stark apologetische Tendenz hervortritt. — O. Laden-

dorf endlich zieht in seiner Erläuterung von Storms 'Immensee' und 'Grünem Blatt' auch ältere Fassungen heran, um die technischen Hilfsmittel des Dichters klar zu machen. Für den geschulteren Leser bietet dies Heft vielleicht das meiste Neue; für den 'Leser schlechtweg', auf den doch eigentlich die Sammlung gemünzt ist, bietet jede von den Bearbeitern gewählte Auffassung der Aufgabe ihre Vorteile. Im ganzen möchten wir freilich raten, vor allem das Technische zu betonen und das rein Sprachliche noch mehr, als in den vier Bänden geschehen, dem Interesse des Publikums zu empfehlen. Gerade hier hat die Schule der Erwachsenen noch eine bedeutsame Mission zu erfüllen, an der wir Lyons Heften von Herzen einen guten Anteil wünschen!

Berlin. Richard M. Meyer.

Zur Lautlehre der altenglischen Ortsnamen im Domesday Book. Von Max Stolze. Berlin, Mayer & Müller, 1902.

Der Verfasser der vorliegenden Arbeit hat sich die verdienstvolle Aufgabe gestellt, das 'Domesday Book' für die englische Sprachwissenschaft in ähnlicher Weise nutzbar zu machen, wie es schon vorher für die romanische Sprachwissenschaft getan worden war. Er prüft zu diesem Zwecke die darin überlieferten ae. Ortsnamen einer Anzahl von Grafschaften auf ihre Lautgestalt, um zu bestimmen, was von den Lauten um 1086, dem Jahre der Niederschrift des Textes, noch ae. Bestand, was bereits fortschrittlich entwickelt war. Die Auswahl der Grafschaften: Kent, Sussex, Devonshire, Somerset, Gloucester, Warwick, Lincoln, York (aus Great Domesday) und Essex (aus Little Domesday) ist so getroffen, daſs bei der Untersuchung ein Eingehen auf Dialektfragen möglich gemacht wurde (S. 4). Vorbedingung für die Auswahl der Namen aber war, daſs ihre etymologische Deutung entweder klar zu Tage lag oder mit hinreichender Sicherheit ermittelt werden konnte. Diese suchte der Verfasser zu gewinnen, einmal durch Vergleichung der Domesday-Namen miteinander, bald nach ihrem Hauptthema, bald nach dem Suffixthema geordnet; dann durch Vergleichung der Namen in Domesday mit den in ae. Urkunden aufgezeichneten einerseits und mit den ne. andererseits, sofern eine Identifikation möglich war (S. 5).

Das war nun aber mit groſsen Schwierigkeiten verknüpft. Die Namen erscheinen nämlich in Domesday nur ganz selten in der hergebrachten ae. Form, sondern in normannischer Schreibung: die königlichen Einschätzungskommissare normannischer Herkunft zeichneten sie auf, so wie sie sie hörten, und mit den ihnen geläufigen Mitteln der Darstellung. Es handelt sich also zunächst darum, den genauen Lautwert der verwendeten Zeichen zu bestimmen. Dabei dürfen wir uns auf die Ergebnisse der romanischen Sprachforschung stützen. Wenn aber beispielsweise *ue* zur Zeit noch diphthongischen Lautwert gehabt haben soll (*úe* oder *üe*, S. 9; nach Suchier in Gröbers Grundr. I, 573 f. *oé* oder *üé*), so ist seine sporadische Verwendung für den — sicher schon monophthongischen — Laut des ae. *ēo* schwer zu erklären. Es muſs also *ue* in England doch wohl schon den Laut *ē* bedeutet haben (wie auch der Verfasser § 22 mit Berufung auf Morsbach annimmt, während ihm S. 9 diese Schreibung noch unklar war), oder aber einen Zwischenlaut, der sich im Südwesten, wo in me. Zeit neben *ue* häufig *u* geschrieben wird, dem *ü* genähert haben dürfte (Sweet, HES., p. 176): daher die Schreibung *Flutes* neben *Flueta*, De., zu ae. *flēot* (S. 29). Für gewisse englische Laute hatten die Schreiber überhaupt kein entsprechendes Zeichen in ihrem Schriftsystem und muſsten sich daher auf verschiedene Weise zu behelfen suchen. Dazu kommt noch, daſs die Laute in vielen Fällen offenbar nicht richtig erfaſst wurden. Man stelle sich einmal vor, ein phonetisch ungeschulter Norddeutscher

sollte mit Hilfe der nhd. Schrift etwa bayerisch-österreichische Ortsnamen aufzeichnen, wie sie ihm von den Eingeborenen vorgesprochen werden! Ich glaube, die normannischen Einschätzungskommissare waren damals in keiner besseren Lage. Daſs ihnen, wie Stolze S. 5 behauptet, zwanzig Jahre nach der Eroberung Sprache und Schrift der Besiegten geläufig waren, möchte ich in dieser Allgemeinheit nicht gelten lassen: aus der gelegentlichen Verwendung eines traditionellen ae. Zeichens scheint es mir wenigstens noch nicht gefolgert werden zu dürfen. Warum schrieben sie denn nicht englisch, wenn sie es konnten, wo ihre eigene Schrift zur Darstellung eines gehörten Lautes nicht ausreichte? Und was die Kenntnis der Sprache betrifft, so wird sie sich im höchsten Falle auf einige Vertrautheit mit der gemeinen Literatursprache erstreckt haben. Stolze weist denn auch gelegentlich darauf hin, daſs gewisse Schreibungen sich nur durch die Annahme einer ws. Zwischenstufe erklären lassen: 'der normannische Schreiber substituierte gelegentlich in Wörtern, die ihm bekannt waren, den Laut des fremden Dialektes durch den ihm geläufigen' (westsächsischen). Das scheint unter anderem auch bei der Wiedergabe des kt. *ēa* (oder *jea*) durch *e* der Fall gewesen zu sein: *Estwelle, Estbrige, Erhede* etc. (S. 27), wogegen man die kt. Formen des Me. halten möge. Dann versteht man aber wieder nicht recht, warum z. B. ein so charakteristischer Laut wie *ü*, der auch dem Normannen geläufig war, in den Namen aus dem westsächsischen Gebiet nicht konsequent durch *u*, sondern ebenso häufig durch *i* oder *e* wiedergegeben wird, selbst in solchen Fällen, in denen er nach Ausweis des Me. in jenen Gegenden noch lange fortlebte.

Man sieht also, wie groſs die Schwierigkeit ist, durch die verwendete Schreibweise zum gesprochenen Laut vorzudringen, noch dazu, wenn man es mit etymologisch nicht immer ganz durchsichtigen Namen zu tun hat. Stolze hat sich ernstlich bemüht, den englischen Kern aus der fremden Schale auszuscheiden. Das Ergebnis seiner Untersuchung ist freilich nicht allzu bedeutend: daſs um 1086 die ae. einfachen Vokale und ihre Längen in der Tonsilbe im allgemeinen erhalten sind (Spuren der Verdumpfung von *ā* in der Gruppe *āld*?); daſs die Qualität der Bildungssilben unter dem Nebenton schwankend geworden und das *a* der Flexionssilben zu *e* geschwächt ist; daſs die alten Diphthonge durchgehend monophthongiert sind und neue Diphthonge aus hellem Vokal + palataler Spirans sich gebildet haben; daſs *f* und *đ* inlautend stimmhaft sind, *d* im Auslaut gelegentlich *t*, *ng* im Auslaut und vor stimmlosen Konsonanten auch *nc* geschrieben, das *n* der Flexionssilben meist geschwunden, auslautendes *m* öfters zu *n* geworden, *p* zwischen *m* und *t* eingeschoben ist: Tatsachen, die zumeist bekannt und nicht anders zu erwarten waren. Mundartliche Formen schimmern zwar hier und da (ich möchte nicht sagen: 'überall deutlich') durch die normannische Schreibung durch, aber etwas besonders Bemerkenswertes ist für die Kenntnis der Dialekte nicht herausgekommen, manche dialektische Eigentümlichkeiten erscheinen sogar völlig verwischt. Es möge mir nun gestattet sein, ein paar Einzelheiten der Arbeit zu besprechen.

S. 13. *Talebrige* gehört schwerlich zu ae. *æ*. Im entsprechenden ae. *þælbrycg* dürfte das *æ* möglicherweise nur eine weite Aussprache des wg. *e* bezeichnen, die nach Bülbrings *Ae. Elementarb.* § 92, Anm. 1, mundartlich bestanden zu haben scheint — wenn *æ* nicht etwa bloſs ungenaue Schreibung für *e* ist. Die richtige Namensform ist doch wohl *þelbrycg* (zu *þel*, Diele); vgl. Middendorff, *Ae. Flurnamenbuch* S. 138.

S. 16. Das häufige *-dana* in Ess., das Stolze nicht zu erklären weiſs, wird normannische Schreibung für *-dæna* sein; *æ*, als *i*-Umlaut von wg. *a* vor Nasal, erhält sich am längsten im östlichen Süden, an der kentischen Grenze (Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 171) und erscheint dann im Me. als

a in Formen wie *dane, campan, panig* (mkt. Evang.), plur. *pans, dane danes* (Ayenb.); vgl. Morsbach, *Me. Gramm.* § 108.

S. 26 wird bemerkt, daſs das *ā* der Lautgruppe *āld* in einigen Fällen bereits verdumpft erscheine. Als Beispiele werden angeführt: *Oldeham* (mit ne. *Wouldham* identifiziert) und *Colret* (ne. *Coldred*) in K., *Coldrid* in Yo.; ferner *Hamolde* (ne. *Hamwolde*) in K., *Bricstvoldes* (*Brictvoldesberg*, S. 28) in Gl., dazu noch (S. 33) *Siwoldestone* in Som. und *Tedboldestun* in Gl. — Beweisend für die Annahme eines solchen Lautüberganges wären hier nur *Oldeham* und *Colret* (*Coldrid*). Aber ein kentisches *Oldeham*, wenn hier *Old-* wirklich zu *weald-* gehören soll, ist doch zum mindesten sehr auffällig; denn eine Lautentwickelung *old* aus kt. *eald* in betonter Silbe, auch nach *w*, widerspricht völlig den sonst bekannten Tatsachen. Was aber *col-* in *Colret* anbelangt, so zweifle ich, ob es mit *ceald* zusammenzustellen sei, trotz ne. *Coldred* (*Coldrid*, Yo.). *col-* findet sich gar nicht selten in Verbindung mit Wassernamen; vgl. Middendorff, *Flurnamenb.*, S. 29; auch Förstemann verzeichnet solche Namen, darunter *Colrid*.

Die übrigen Beispiele sind anders zu beurteilen: *-old* (aus *-ald*) im zweiten Glied der Zusammensetzung.

S. 29, 31. Daſs der Diphthong *ie* um 1086 nicht mehr geschrieben und darum auch nicht mehr gesprochen wurde, ist doch selbstverständlich: altwestsächsischen Lautstand wird man für die Zeit doch nicht mehr erwarten!

Die Bemerkung, daſs im späteren Ws. nicht umgelautete Formen von *ēo* häufig seien, ist ungenau: sie treten nur in bestimmten Wörtern auf; vgl. Sievers, *Ags. Gram.* § 100, 2, *Zum ags. Vokalismus*, S. 44; Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 189. *Newe-* in den Namen aus dem sächsischen Gebiet dürfte eine Patoisform sein (Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 189, Anm. 1; Sievers, *Ags. Gramm.* § 100, Anm. 2), wenn *e* (neben *i* in denselben Namen) nicht etwa nach dem zu beurteilen ist, was von Stolze in § 8 darüber gesagt wurde. Für die Schreibung *Niwe-* in Namen aus Yo. westsächsische Vermittelung anzunehmen, ist wohl nicht nötig; vgl. Sievers, *Ags. Gramm.* § 156; Bülbring, *Ae. Elementarb.* § 110, 2.

S. 35. Die Laute *tš* und *dž* sollte man doch nicht als palatale 'Tenuis', bezw. 'Media' bezeichnen!

S. 44. In den Namen auf *-castre* in nördlichen Landesteilen kann allerdings der palatale Verschluſslaut *ċ* (natürlich nicht der *tš*-Laut!) gesprochen worden sein, falls das *a* in normannischer Schreibung den *æ*-Laut ausdrücken soll. Ich finde aber in den betreffenden Wörtern S. 26 keine Nebenformen mit *e*, darum scheint es mir nicht ausgeschlossen, daſs das ursprüngliche *æ* hier schon zu *a* geworden ist, und das anlautende *c* die gutturale Tenuis bezeichnet.

M. Konrath.

Sir Walter Scott's Minstrelsy of the Scottish border edited by T. F. Henderson. 4 Bde. Edinburgh and London, William Blackwood and sons; New York, Charles Scribner's sons, 1902. 42 sh.

Im Jahre 1802 erschienen die beiden ersten Bände der *Border Minstrelsy*, und es ist erfreulich, daſs eine Neuausgabe des Werkes, deren wir bedurften, in so schöner Weise das erste Jahrhundert seines Bestehens beschlieſst. — Die Zeitgenossen begrüſsten die *Border Minstrelsy* als ein literarisches Ereignis ersten Ranges. Zum erstenmal fielen die Strahlen des Ruhmes auf den Dichter, der unendliche Liebe und Begeisterung der Sammlung und Bearbeitung seiner Texte zugewendet hatte. Allenthalben von Scotts Wegen ermöglicht sich leicht ein Rückblick auf dieses Werk, das die Brücke zu dem Grunde bildet, in dem Scotts beste Dichterkraft wurzelt. Ein stark individuelles Element erhält es lebendig und anziehend. Childs groſses Balladenwerk macht ihm den Boden nicht streitig, indem

es die Willkür enthüllt, mit der Scott seinen Texten Gestaltung gab: das Interesse geht auf die Gestaltungsweise selbst über, und der Dichter gewinnt, was der Gelehrte vielleicht verliert. Merkwürdig genug, dafs sich die Arbeit des letzten Herausgebers der *Border Minstrelsy* im wesentlichen auf Zusätze beschränken liefs.

Den Gewinn neuerer Forschung in das Gebäude Scotts einzufügen, wäre niemand berufener gewesen als T. F. Henderson, dessen genaue Kenntnis des einschlägigen Materials sich im *Centenary Burns* so schön bewährt hat. Seinen wertvollen Arbeiten zur volkstümlichen Dichtung Schottlands reiht sich diese neue würdig an. Wir verdanken Henderson ein allgemeines Vorwort (Bd. I, S. IX—XXXV), Zusätze, Erklärungen und Berichtigungen zu Scotts Abhandlungen und Einleitungen, Fufsnoten zu den Texten, die 1) Scotts Verhalten seinen Originalen gegenüber veranschaulichen und 2) Übertragungen der schwerer verständlichen dialektischen oder veralteten Worte enthalten, schliefslich einen, soweit ich feststellen konnte, sehr zuverlässigen Index.

Im Vorwort gibt Henderson, wie zu erwarten, die nötigen Daten zur Entstehungsgeschichte der *Border Minstrelsy*, kritisiert Scotts Methode sehr treffend — die Bemerkung, dafs Scott als Wiederhersteller alter Texte doch nicht über die Intuition und das stilistische Genie Burns' verfügte (S. XIX), verdient Beachtung — und verbreitet sich dann, leider, über die schwierige Frage nach dem Ursprung der Balladen (S. XXIII—XXXI). Wir sehen Henderson auf der Seite derer, die den kommunalen Ursprung der Ballade verneinen und das individuell-schöpferische Element nachdrücklich betonen. Indessen ist seine Beweisführung nicht überzeugend und die Behandlung, die er seinen Gegnern angedeihen läfst, bisweilen ungerecht. Das Citat aus Gummeres *Beginnings of Poetry* (S. XXIV) wirkt, seines eigentlichen Zusammenhanges beraubt, irreführend; den Folkloristen werden Gedanken unterschoben, die sie nicht oder nicht mehr vertreten; die Bemerkung über die Individualpoesie der 'Naturvölker' (S. XXIV) hätte gerade im Hinblick auf das erste Kapitel in Gummeres ebengenanntem Buche wegfallen müssen, und Gemeinplätze, wie der über den Wurzelzusammenhang der dichterischen Stoffe aller Länder, tragen üble Früchte, wie z. B. einen anonymen, seichten Aufsatz in *Blackwood's Magazine* für November 1902.[1] Bücher, Gummere und Andrew Lang aber sind mit so leichtem Geschofs nicht verwundbar.[2] Überhaupt macht sich eine Neigung Hendersons zu weitläufigen polemischen Erörterungen gelegentlich geltend (z. B. III, 177 ff.). Das Ergebnis ist, dafs um seine Supplemente mitunter Dunst aus der Studierstube schwebt, der sich mit der frohen Ritterherrlichkeit und der blühenden Romantik in Scotts Einleitungen nur schlecht paart. Und fraglich bleibt trotz aller Gründlichkeit und Gelehrsamkeit Hendersons noch vieles. Doch sollen diese Einwände die Anerkennung, die seiner Arbeit gebührt, nicht schmälern. Er hat mit Umsicht und Sorgfalt seines Amtes gewaltet und eine Ausgabe zu stande gebracht, die vorläufig abschliefsend sein wird. —

Ich möchte hier ein paar Kleinigkeiten einfügen, die im Zusammensammenhange mit der *Border Minstrelsy* vielleicht nicht ohne Interesse sind und Henderson in einigen Punkten berichtigen und ergänzen sollen. Sie gruppieren sich um David Herd, der in aller Stille und nach bestem

---

[1] The Border Minstrelsy, S. 651—60 (erschien gleichzeitig mit Hendersons Ausgabe).

[2] Inzwischen haben sowohl Gummere als Lang ihren Standpunkt gegen Henderson verteidigt; s. Lang, *Notes on Ballad Origins* in *Folk-Lore*, Bd. XIV, S. 147—161, und Gummere, *Primitive Poetry and the Ballad*, I, in *Modern Philology* Bd. I, S. 193—202.



Vermögen Walter Scott unterstützt und mit wertvollem Material versehen hat. Der Name dieses schlichten und allem literarischen Ehrgeize fernen Mannes kehrt auf den Seiten der neuen Ausgabe häufig wieder, und stets ist er der Bringer ausgezeichneter Gaben, der Zuverlässigste von allen, die sich um volkstümliche Texte, Balladen und Lieder verdient gemacht haben. Schon Child mufste ihm einen Ehrenplatz einräumen, und Henderson bestätigt ihn.[1] Herd hätte es wohl verdient, dafs Lockhardts nicht ganz zutreffende Notiz über seinen Geburtsort (I, 42) richtig gestellt worden wäre: Marykirk, nicht St. Cyrus in Kincardineshire (s. DNB.). Lawrie und Symingtons nicht autorisierter Neudruck von Herds *Ballads and Songs* sollte ein für allemal mit der Jahreszahl 1791 bezeichnet bleiben. Statt dessen steht 1792 Bd. III S. 253 und 326. Mackenzies Balladennachahmungen *Duncan* und *Kenneth* fanden sich bereits in der zweiten Ausgabe von Herds Sammlung (1776) Bd. I, S. 131 und 136 (zu *Minstrelsy* I S. 43). Die Notiz im *Scots Magazine* für März (nicht Juni!) 1802, S. 216, die Scott in seinen Anmerkungen zu *Glenfinlas* berücksichtigt (IV, S. 156), ist D. H. gezeichnet und wohl einer der wenigen Beiträge David Herds zu der Zeitschrift, die sich mit einiger Wahrscheinlichkeit identifizieren lassen. Er hatte sich, gleichfalls unter der Chiffre D. H., bereits in der Januarnummer desselben Jahrganges kritisch zu der gerade erschienenen Neuausgabe des *Complaynt of Scotland* durch John Leyden geäufsert.

Von den Stücken, die Scott der ihm von Herd geliehenen Handschrift entnommen hat, geben zwei zu weiteren Bemerkungen Anlafs:

1. *The Laird of Muirhead* (III, 412—13). Diese stilistisch wohlgelungene Balladennachahmung trägt bei Herd die Überschrift: Fragment of the *Ballad of Flowdenfield* (fought 9th Sept. 1513) und steht in seiner Hs I (Add. 22311) fol. 68b und in Hs. II (Add. 22312), die Scott nicht vorlag, fol. II 15b. Dafs sie von Scott wortgetreu wiedergegeben wurde, ist an sich schon erwähnenswert. Herds Einleitung wurde von Scott einfach kopiert. Sie lautet in den Handschriften: This fragment was sent from J. Grosett[2] at Breadishome near Glasgow, who informs that the whole song (wherein 20 or 30 different gentlemen were mentioned) from which he took this passage relating to his own family, was in a large collection in the hands of Mr. Alex*ande*r Monro, merch*ant* in Lisbon, but is now supposed to be lost.

Am Ende des Fragmentes notiert Herd: The reality of the fact related in this fragment may be seen in Nisbet's Appendix folio 264.[3] An der Existenz der genannten Sammlung kann man füglich zweifeln. Das Fragment ist wohl aus einer Stelle bei Nisbet II, 264 erwachsen, auf die Herd, den Angaben seines Korrespondenten folgend, Bezug nimmt:

John Muirhead of Lachop and Bullis ... was Tacksman and kindly Rentaller, or rather Feuar of many of the Crown Lands of Galloway which he possessed till his Death, that he was slain fighting by the Side of his Royal Master King James IV. in campo belli de Northumberland, sub vexillo Domini Regis, as 'tis generally called in many Records, and

---

[1] Seit dem Erscheinen von Childs Sammlung ist man meines Erachtens nicht mehr berechtigt, von Herds *MSS.* zu sprechen. Die betreffenden Balladen wären zweckmäfsiger mit der Bezeichnung versehen worden, die sie bei Child tragen.

[2] Grosiert nach Nisbet. Die Grosierts von Logie waren mit den Muirheads verschwägert.

[3] *A System of Heraldry* etc. by Alexander Nisbet, Gent. 2 Bde. Edinburgh 1722—1742. — Dafs ein Grosiert tatsächlich in Lissabon lebte, bestätigt Nisbet II, 268: James Grosiert Esq., dritter Sohn von Archibald Grosiert, war Kaufmann in Lissabon, 'a Gentleman of Reputation, and a rising young Man that Way'.

which is well known was the Battle of Flowden, which was fought the 9th of September 1513.

In Str. 1 des Fragmentes heifst es, der Herr von Muirhead habe vor dem Könige gestanden:

> Wi' that sam twa-hand muckle sword
> That Bartram felled stark deid:

eine Anspielung auf eine Familienlegende der Muirheads, die gleichfalls in Nisbets *Heraldry* enthalten ist.[1] Nisbet selbst nennt William Hamilton von Wishaw als seinen Gewährsmann.[2] Zur Zeit König Roberts II. hauste ein riesenhafter Räuber bei Shotts in Lanarkshire und wurde zu einer wahren Landplage und zum Schrecken aller derer, die durch jene Gegend reisen mufsten, so dafs schliefslich die Regierung jedem, der ihn finge, töte oder den Gerichten überliefere, zum Lohn gewisse Besitztümer als Lehen versprach. Der Name des Räubers war Bartram de Shotts. Der Herr von Muirhead, ein kühner, unternehmender und unverzagter Mann, griff ihn mit einigen Getreuen bei der Kirche von Shotts an, überwältigte ihn, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn ohne Verzug vor den König, der Muirhead alsbald mit der Landschaft belieh, die damals oder kurz darauf den Namen Lachop (Lauchop) erhielt.[3]

2. *O gin my love were yon red rose* (III, 382—83). Henderson citiert eine nach seiner Ansicht bessere Fassung des Liedes aus Herds Handschriften (Z. 1—4 in Hs. I, 18b, die ganze Strophe in Hs. II, 54b). Es war unnötig, auf die Handschrift zu verweisen, denn die Strophe steht, und zwar genauer als bei Henderson, in Herds *Ancient and Modern Scottish Songs, Heroic Ballads* etc. (1776) II, 4. In diesem Falle hat Scott seine Vorlage bearbeitet, und die abweichenden Lesarten in Herds Handschrift (I, 137b) wären, übereinstimmend mit Hendersons sonst durchgeführter Methode, in Fufsnoten zu verzeichnen gewesen. Der Vergleich ergibt: a) es hat eine Strophenumstellung stattgefunden: Scotts Str. 2 entspricht Herds Str. 1; b) Herds Handschrift enthält als Chorus nur die beiden Zeilen:

> O my love's bonny, bonny, bonny,
> My love's bonny and fair to see;

c) Herds Text lautet Str. 1, 1 (nach Scotts Anordnung): — *was a bonny* red rose; 1, 2: *And growing* upon *some barren* wa'; 1, 4: *in* that red rose; Str. 2, 1: *was* a pickle etc.; 2, 2: *lily-white* lee; 2, 3: bonny *sweet* bird; 2, 4: o' wheat fehlt; Str. 3, 1: *was* a coffer etc.; 3, 3: *Then* I would open *it* when I list; 3, 4: *into* that coffer; statt gin in Z. 1 sämtlicher Strophen if. —

Es wäre unrecht, zu verschweigen, dafs der Verlag die neue Ausgabe in jeder Hinsicht musterhaft ausgestattet hat. Die vier stattlichen Bände werden auch äufserlich jedem Freude machen. Der Kaufkraft des deutschen Philologen wird freilich etwas viel zugemutet. — Ein prächtiges, bisher unveröffentlichtes Porträt Sir Walter Scotts aus dem Besitze der Mrs. Blackwood Porter, ein Werk Sir William Allans, ziert das Titelblatt des ersten Bandes: der Dichter steht, leicht auf seinen Stock gelehnt, auf felsiger Hochfläche; seine Hunde umspielen ihn, aber er achtet ihrer nicht:

---

[1] a. a. O. S. 259.

[2] Hamilton erwähnt die Legende in seinem Werke *Descriptions of the Sheriffdoms of Lanark and Renfrew* nicht (Ausg. für den Maitland Club 1831).

[3] s. auch F. H. Groome, *Ordnance Gazetteer of Scotland*, s. n. Shotts, der noch eine andere Version der Geschichte überliefert, wonach Muirhead den Räuber allein angefallen habe, freilich auf wenig tapfere Weise.

sein Auge blickt, innerer Gesichte voll, scharf und freudig in den klaren Abend hinaus.

Wir wünschen, dafs sich über dem klassischen Werke in seiner schönen neuen Gestalt die begeisterten Worte Motherwells[1] erfüllen mögen: 'Long will it live a noble and interesting monument of unwearied research, curious and minute learning, genius and taste of its illustrious Editor.'

Laboe-Kiel. Hans Hecht.

Frederic Ives Carpenter, The life and repentaunce of Marie Magdalene by Lewis Wager, a morality play reprinted from the original edition of 1566—67, edited with introduction notes and glossarial index. [The decennial publications of the university of Chicago.] Chicago, The university of Chicago press, 1902. XXXV, 91 S.

Der vorliegende Band eröffnet die zweite Reihe der von der Chicagoer Universität anläfslich ihrer Dezenniumsfeier herausgegebenen Schriften, 'dedicated to the men and women of our time and country who by wise and generous giving have encouraged the search after truth in all departments of knowledge.' Ein Gegenstand, der Kunst und Wissenschaft so vielfach beschäftigt hat wie die Geschichte der Maria von Magdala — vor Jahresfrist lernten wir durch eine Chicagoer Doktorschrift eine mittelniederdeutsche Version der Legende kennen, und Heyses magna peccatrix bewegte unlängst die Gemüter —, ein solcher Stoff darf wohl allgemeines Interesse erwarten. Dem Anglisten ist die Gabe als eine Ergänzung seiner Kenntnis des vorshakespearischen Dramas willkommen.

Der Herausgeber bietet zunächst in einer reichhaltigen Einleitung (XI—XXXV) Aufschlüsse bibliographischer Art, ferner über Verfasser, Entstehungszeit und Charakter, Sprache, Metrik und Quellen unseres Stückes, sowie eine Skizze der Stoffgeschichte, die bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts verfolgt wird.

Cs Neudruck gründet sich auf den alten Druck von 1567; ein Exemplar der von Hazlitt beschriebenen Ausgabe von 1566 hat er nicht auftreiben können. Ich möchte bemerken, dafs auch die hiesige Königliche wie die Pariser Nationalbibliothek nicht im Besitz eines solchen sind. Allem Anscheine nach decken sich ja die beiden Editionen; doch beachte godly für godlie, Anno. für Anno in Hazlitts Beschreibung des Titelblattes von 1566.

Carpenter, wie vor ihm schon Collier, hält für wahrscheinlich, dafs Lewis Wager — von dem wir nur sehr wenig wissen — mit dem Verfasser des Interludiums 'The longer thou livest, the more foole thou art', W. Wager, verwandt war. Er hätte auf die Übereinstimmungen hinweisen können, die sich in den beiden Dramen finden und die um so bemerkenswerter sind, als W. Wager sein Stück schrieb, bevor die Marie Magdalene gedruckt war (ca. 1560). Einige Beispiele: beide Prologe beginnen mit einem Citat aus Valerius. Mit V. 80 ff. des Magdalena-Prologs:

> We desire no man in this poynt to be offended,
> In that vertues with vice we shall here introduce,
> For in men and women they haue depended[2] &ct.

vergleiche man The longer th. l. 1896 ff.:

> We desire no man here to be offended,
> In that we use this terme Pietie,
> Which is despised and vily pended &ct.

---

[1] *Minstrelsy* S. LXXIX.

[2] Cs Deutung dieses Wortes (= been interdependent, S. 90) befriedigt nicht recht; ich schlage vor: they haue depended = they haue hung in balance.

Ihre Überzeugung von dem Fluche schwächlicher Erziehung drücken beide Dichter durch das nämliche Citat aus: [Puellae pestis] indulgentia parentum (Magd. 174, The longer th. l. 1012). — Infidelitie und Moros sind verwandte Typen, beide stammen von Bales Infidelitas, wie überhaupt die beiden Wager zur Bale-Schule gehören. — Überdies ergibt sich für sie aus ihrem Drama, daſs sie eifrige Reformatoren und begeisterte Freunde des klassischen Altertums waren. Sie verraten eine so übereinstimmende Bildung, wie wir sie am ehesten für zwei Brüder oder für Vater und Sohn annehmen dürfen. — Vermutungsweise möchte ich das nur fragmentarisch erhaltene, 1565—1566 registrierte Stück 'The cruell Debtter' Lewis Wager zusprechen; Magd. 1754—1774 wird von den zwei Schuldnern aus Luc. VII, 41—43 gehandelt; der bibelfeste Autor mag später darauf gekommen sein, die andere Geschichte, von dem grausamen Schuldner (Matth. XVIII, 23—35), dramatisch zu behandeln.

Zur Datierung unseres Stückes benutzt Herausgeber die Prologverse, die die Schauspielkunst rühmen:

32 Doth it not teache God to be praised aboue all things?[1]
What facultie doth vice more earnestly subdue?
Doth it not teache true obedience to the kynge?

Vom Königsgehorsam könne kein Dichter der Elisabeth- (natürlich auch der Maria-) Zeit sprechen. Für entscheidend halte ich diese Verse nicht. Es ist doch möglich, daſs ganz allgemein vom König gesprochen wäre. Ferner reimt Wager stets king(s) auf thing(s) und kennt keines dieser Worte sonst im Reim. Wenn auſserdem ein Schriftsteller der Königinnenzeit nicht vom König reden durfte, warum führte man dann nicht wenigstens im Druck queen für kynge ein, wie anderwärts geschehen ist? — Freilich stimmt Cs Argument zu den übrigen Kriterien, die das Stück der Zeit Eduards VI. zuweisen.

Der Text gibt, von der Interpunktion abgesehen, die Vorlage diplomatisch genau wieder; ein Miſsstand ist dabei, daſs selbst evidente Druckfehler stehen bleiben muſsten. Einige davon sind in den Anmerkungen verzeichnet, andere scheinen dem Herausgeber entgangen zu sein, wie Infidelities 255, felictie 511. Inkonsequent ist die Ergänzung eines Buchstabens in einem verstümmelten oder leicht falsch gedeuteten Wort: sen[s]es 1337, A[h] 456. Ob das Original zwischen den von derselben Person gesprochenen Vierzeilern Absätze macht, sagt Herausgeber nicht. Mehrfach sieht er die originale Reimordnung durch Versausfall oder Reimmangel gestört. V. 1487, wo C. den Reim auf make 1489 vermiſst, ist derselbe durch eine einfache Umstellung zu gewinnen:

With me at my house some repast to take?

Da in 1486 to take dem Reimwort vorangeht, so mag to take 1487 sich danach gerichtet haben.

Ebenso V. 1748 (Reim auf now 1746):

what meane you, wherabout looke you?

statt do you looke.

Daſs nach V. 676 nicht nur eine, wie Carpenter vermutet, sondern siebzehn Zeilen ausgefallen sind, und zwar durch ein Versehen des Herausgebers selbst, hat Brandls Besprechung im *Shakespeare-Jahrbuch* XXXIX gezeigt und C. selbst in einem Nachtrag berichtigt.

---

[1] Des Reimes wegen ist natürlich thing zu lesen; 35 endigt auf brynge. Siehe auch V. 1302: of all thing.

C. hält übrigens für möglich, dafs laugh in seinem V. 677 aus einer Bühnenanweisung in den Text geraten sei. Doch sein Hinweis auf V. 910:

Ha, ha, ha, laugh, quod he? laugh I must in dede

spricht gegen eine solche Annahme.

Die Anmerkungen, aus denen im vorstehenden hin und wieder citiert wurde, geben Druckfehlerberichtigungen, Quellennachweise, einzelne Worterklärungen.

Der 'glossarial index' wäre etwas systematischer zu wünschen gewesen. Warum wird z. B. ebrietie mit 'drunkenness' erläutert, über quod she 423 nichts gesagt? Über recorders, regals, virginals gibt Wager selbst mehr Auskunft als das Glossar.

Der Druck des Buches ist musterhaft, die Ausstattung macht seine Lektüre zum Genufs.

Berlin. Rudolf Imelmann.

The influence of Beaumont and Fletcher on Shakespeare by Ashley H. Thorndike. Worcester (Massachusetts), Press of Oliver B. Wood, 1901. VIII, 176.

Der Verfasser will erweisen, dafs die 'Romanze' als dramatische Gattung von Beaumont und Fletcher geschaffen worden sei und dafs Shakespeare in Cymbeline diese neue Gattung bewufst nachahmt, in Winters tale und Tempest meisterlich ausbildet.

Um die Basis für diese Beweisführung zu gewinnen, mufste der Verfasser vor allem die Chronologie der einschlägigen Stücke sichern. Das war ein hartes Stück Arbeit, die auch mehr als die Hälfte des Buches ausfüllt. Für die drei Romanzen Shakespeares festigt er die bisherigen Annahmen: Cymbeline 1610, Winters tale und Tempest 1610/11. Demnach werden ihm von den Stücken Beaumont und Fletchers direkt nur jene wichtig, die vor 1612 liegen. Hierher gehören sicher vier, wahrscheinlich sechs Romanzen, darunter ziemlich früh 'Philaster'. So ist denn die Möglichkeit einer Beeinflussung Shakespeares durch Beaumont und Fletcher vom chronologischen Standpunkt aus erwiesen.

Die Voruntersuchung zeichnet sich durch Fleifs und Geist aus. Die Kriterien sind biographisch, bibliographisch, textkritisch; hauptsächlich werden sie der verwickelten Londoner Theatergeschichte entnommen, dabei bekundet sich der Verfasser als vorsichtiger Kritiker gegenüber dem raschschlüssigen Fleay und verbessert so unsere Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht unerheblich.

Nun setzt das Hauptthema ein mit einer allgemeinen Rundschau über das Drama von 1601 bis 1611, welche zeigt, dafs erst gegen Ende dieser Periode die Romanzen als Neuerungen aufkommen. Die gruppenmäfsige Sonderung des Riesenstoffes — es handelt sich ja um die bedeutendste Dekade in der Entwickelung des elisabethinischen Dramas — macht dem Verfasser selbstverständlich manche Schwierigkeit und bleibt nicht einwandsfrei, doch im Prinzip ist sie gelungen, weil sie nicht literarisch, sondern theatermäfsig entworfen ist in Hinblick auf die lebende Bühne und auf den Geschmack des grofsen Publikums. Das ernste Drama scheidet der Verfasser ziemlich reinlich in 'plays of adventure', 'chronicle-history plays', 'spectacular entertainments' und 'tragedies'. Die letzteren zerfallen wiederum in 'domestic tr.', 'tr. of blood', 'tr. with subjects from classical history', gleichen sich aber bei aller Verschiedenheit nach Stoff und Motiv in ihrer Struktur, die einen Titelhelden aufweist, dessen Schicksal die Haupthandlung ausmacht. Schwieriger ist die Gruppierung des heiteren Dramas. Für die Komödie drängt sich als gemeinsamer Grundzug ein negatives Moment auf: sie ist nicht romantisch. Vielmehr ist sie realistisch

und bietet als solche ein mehr oder minder getreues Bild vom zeitgenössischen London — mit oder ohne satirische Absichten. Zwischen diesen beiden Hauptgruppen des Dramas ist die romantische Tragikomödie nur ganz selten und unbedeutend vertreten — bis zu dem Moment, da am Ende der Periode als Neuform die Romanze auftaucht.

Hierauf gibt der Verfasser eine allgemeine Charakteristik von der älteren Romanze Beaumont und Fletchers vor 1612. Er bestimmt deren Eigenart an ihren wesentlichen Qualitäten, nämlich an 'plot', 'characters', 'style' und 'stage-effect'.

Die Handlung ist im Material (Figuren und Situationen) heroisch, aber nicht historisch; im Wesen unwahrscheinlich und aufregend; in den Motiven eine Mischung von krassen Leidenschaften und sentimentaler Liebe; überdies wird sie durch idyllische Szenen bereichert. So strebt sie nach stärkster Abwechselung und gipfelt in Rühreffekten.

Die Charaktere entsprechen der Handlung: sie bleiben im Typischen stecken, weil die bunte Fabel, die ohnedies fast alles Interesse für sich allein in Anspruch nimmt, eine feinere Charakterentwickelung ausschliefst. Undramatisch ist die Art der Charakterzeichnung durch äufserliches Beschreiben. Diese einfachen Typen sind auch nach der ethischen Seite hin primitiv: nur die Extreme von gut und schlecht finden sich. So schmilzt der Figurenbestand der Romanze auf eine kleine, in jedem Stück wiederkehrende Typengruppe zusammen.

Der Stil pafst sich der neuen Gattung völlig an. Besonders Fletcher bildet ihn scharf aus. Metrische Lizenzen und freie, ziemlich kurzatmige Syntax, Färbung des Ausdrucks nach der Alltagssprache hin bewirken eine frische und ziemlich realistische Diktion. Sie kehrt sich von der dramatischen Deklamation ab und strebt dem prosaischen Konversationston zu. Beaumont freilich geht als Stilist nicht so weit als Fletcher, aber zeigt immerhin dieselbe Neigung bei schwächer ausgeprägten Mitteln.

Endlich streben die Romanzen nach äufserlichen Bühneneffekten mit seltsamen Nebenfiguren, eigenartigen Szenen, Gesangs- und Tanzeinlagen. Die Ausstattung der Bühne entlehnen sie den modischen Hofmasken.

Alles in allem genommen spielen die Romanzen im damaligen Londoner Gesamtrepertoire die Rolle des heutigen theatralischen Melodramas.

Die folgende Analyse der Romanzen Shakespeares liefert in der Hauptsache dasselbe Ergebnis. Der Verfasser betont dabei die starken Unterschiede der Gattung zu des Dichters unmittelbar voraufgehenden Tragödien: mithin für die Handlung das romantische Element gegenüber dem historischen, die Vielheit der verschlungenen Elemente gegenüber der konzentrischen Einheit, den glücklichen Ausgang in der raffiniert vorbereiteten Erkennungsszene gegenüber dem organischen Zusammenbruch in der Katastrophe; für die Charaktere die geistig und ethisch verarmende Typisierung gegenüber der feinen Individualisierung; im Stil die Lockerung der dramatischen Deklamation; auf der Bühne die theatralischen Effekte. Nach all dem ist also die Romanze für Shakespeare eine neue dramatische Form, und ihre Ähnlichkeit mit der Romanze von Beaumont und Fletcher liegt auf der Hand.

Dafs nun Shakespeare der Nachahmer war, erweist der Verfasser an einer eingehenden Vergleichung der beiden frühen Stücke Philaster und Cymbeline in geistvoller Art. Feinfühlig findet er an Shakespeares Drama das Mühevolle und erst halb Gelungene der bewufsten Kopierung heraus. Ebenso klar zeigt er im folgenden an Winters tale und besonders an Tempest, wie sich der geniale Dichter rasch in die neue Form gefunden, wie er sie individuell umbildet, künstlerisch bereichert.

Hiermit hat der Verfasser sein angeschlagenes Thema durchaus und glücklich gelöst. Er hat sich als Sammler für das Material und als Forscher für das Problem bewährt. Aber der Wert seines Buches ist damit

noch nicht erschöpft. Dieses darf den Anspruch erheben, neue Einblicke in die Schaffensart Shakespeares eröffnet zu haben. Und das erscheint mir als das Hauptverdienst. Denn es ist doch nicht die Aufgabe der Literaturforschung, literarische Erscheinungen zu bewerten, weil dies immer nur individuell vom Geniefsenden lebendig vollzogen werden kann. Hingegen soll die Forschung die Empfänglichkeit vorbereiten. Sie kann das nur, indem sie den Schöpfungsakt der literarischen Werke erklärt. Den wichtigsten Faktor spielt hier die Eigenart des Dichters. Der Verfasser hat nun Shakespeare nicht nur als freien Künstler, sondern auch als mannigfach beengten Theatermann zu schauen versucht. Er hat auch die reale Seite seines Themas nicht übersehen und so alle Momente der Produktion ins Auge gefafst. Darum ist es ihm auch gelungen, überzeugend zu wirken, weil er lebendig schildert. Die literar-geschichtliche Methodik hat er uns Europäern glücklich abgelernt, den realistischen Zug seiner Forschung dankt der Amerikaner wohl seinem Heimatsgeist. Es ist eine segensreiche Verbindung. Sie hat den Inhalt seines Buches befruchtet, sie hat aber auch dessen Form erleichtert. Der Verfasser schreibt frisch und klar, anschaulich und warm, weil er seinen Stil nicht in Systematik erfrieren läfst.

Innsbruck. R. Fischer.

The gentle craft. By Thomas Deloney. Edited with notes and introduction by Alexis F. Lange. (Palæstra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie. Herausgegeben von Alois Brandl und Erich Schmidt. XVIII.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. XLIV u. 128 S. Preis 8 M.

Der dichtende Seidenweber Thomas Deloney, der Zeitgenosse Shakespeares und Spensers, ist eine so oft genannte und eigenartige Persönlichkeit, dafs wir diesen Neudruck eines seiner beliebtesten Prosawerke mit Freude begrüfsen.

Die Sammlung von Erzählungen, welcher Deloney den Titel 'The Gentle Craft' gegeben hat, dient einem bestimmten Zweck, sie soll das ehrsame Schusterhandwerk und seine Vertreter um jeden Preis, bis über den Schellenkönig loben — ganz wie Deloney in seiner vermutlich etwas älteren Schrift 'Thomas of Reading, or the Sixe Worthie Yeomen of the West' die Tuchmacherinnung verherrlicht hatte.

Die Komposition des 'Thomas of Reading' war eine etwas kunstvollere gewesen, die biographischen Skizzen der berühmten Tuchmacher wurden durch die eingeflochtene romantische Liebesgeschichte von Fair Margaret und dem Königssohn Duke Robert zusammen gehalten; der aus zwei Teilen bestehende Schustercyklus hingegen zerfällt in einzelne, voneinander unabhängige Geschichten. Dafür ist Deloney bei diesem Panegyrikus systematischer verfahren: er erzählt zuerst die tragische Geschichte von dem Schutzheiligen der Schuster, von Sir Hugh, der sich in hoffnungsloser Liebe für die schöne Prinzessin Winifred verzehrt und schliefslich gemeinschaftlich mit dem frommen Mädchen den Märtyrertod erleidet. Seine Gebeine vermachte St. Hugh, der, obwohl ein Fürstensohn, von der Not des Lebens doch gezwungen worden war, das Schusterhandwerk zu lernen, seinen Innungsgenossen, die sie zur Herstellung von Werkzeugen verwandten. Deshalb sage man heute noch, wenn man einen wandernden Schustergesellen mit seinem Felleisen sehe: *There goes Saint Hugh's bones*. St. Hugh war es auch, der den Schustern, die ihn während seiner Gefangenschaft unterstützt und getröstet hatten, den Ehrentitel *Gentlemen of the Gentle Craft* verlieh.

Auf diese fromme Geschichte, deren Legendenkolorit durch die protestantische Gesinnung des Erzählers einigermafsen geschädigt wurde, folgt eine nicht minder romantische weltliche Geschichte von den zwei Prinzen

Crispine und Crispianus, die, von einem den Thron ihres Vaters stürzenden Usurpator bedroht, Zuflucht im Hause eines Schusters finden und seine Lehrlinge werden und viele Jahre bleiben. Später gewinnt der eine Prinz im Krieg hohen Ruhm und der andere im Frieden eine hochgeborene Braut, indem sich die Prinzessin Ursula, die Tochter des Usurpators, beim Schuhanmessen in den hübschen Lehrling verliebt und sich schleunigst heimlich mit ihm vermählt. Aufserdem erfahren wir, dafs der grofse Feldherr der Perser, Iphicratis, ein Schusterssohn ist, und dafs die Prinzessin ihrem Gatten, während er noch in der Schusterwerkstätte haust, einen Sohn schenkt — kurz, die Geschichte bekräftigt nachdrücklichst den Grundsatz, der uns durch den redseligen Schuhmacher Simon Eyre Dekkers eingeprägt wird: *A shoomaker's son is a prince born.*

Aus der romantischen, mangelhaft mittelalterlich ausstaffierten Welt dieser beiden einleitenden Geschichten treten wir in Deloneys Wirklichkeit, in die Londoner Welt. Der erste Teil schliefst mit der durch Dekkers Drama 'The shoemaker's holiday' weiteren Kreisen bekannten Biographie des Londoner Schuhmachermeisters Simon Eyre, der es in der Zeit Heinrichs VI. bis zum Lordmayor von London brachte, und der zweite Teil bietet Lebensskizzen verschiedener berühmter Schuster aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Auf dem heimatlichen Boden bewegt sich Deloney freier als in dem seinem Verständnis entrückten Mittelalter; diese Londoner Geschichten enthalten viele humoristische Elemente und sind für den Leser, der in technischer Hinsicht keine zu grofsen Ansprüche erhebt, heute noch eine ganz ergötzliche Lektüre.

Dem Druck des Textes hat Lange eine hübsche, lesenswerte Einleitung vorausgeschickt, in der er sich mit dem Leben Deloneys, mit der Quellenfrage und mit den in seinen Novellen erkennbaren literarischen Einflüssen beschäftigt.

Sehr interessant ist die Stilmischung in Deloneys Erzählungen. Drei Strömungen lassen sich deutlich unterscheiden: die euphuistische, die arcadische und die volkstümliche Strömung. Bei der Verwendung der Euphuismen beobachtet Deloney in den Schustergeschichten dasselbe Verfahren, das ich für das Tuchmacherbüchlein im *Archiv* CX, S. 451 bereits beleuchtet habe: die Reden, namentlich die Monologe, seiner feinen, romantischen Gestalten sind mit Stabreimen, mit kurzen Vergleichen, seltener mit Ketten von Frage- und Antwortsätzen geschmückt, während das frisch von der Leber redende Volk weder den euphuistischen noch auch den mit ihm verschmolzenen arcadischen Zierat kennt. Dafs Deloney selbst den künstlichen, alliterierenden Stil nicht ohne Mühe schrieb, wird uns dadurch bewiesen, dafs sich innerhalb der Erzählungen, an denen er offenbar am meisten gefeilt hat, in den mittelalterlichen Geschichten, eine wesentliche Abnahme der Euphuismen bemerken läfst. Die ersten Reden im St. Hugh strotzen von Stabreimen, späterhin hat sich der beeilte Erzähler diese Mühe nur noch bei besonderen Anlässen gegeben.

Der der 'Arcadia' Sidneys abgesehene Stil blüht auch in den Reden der feinen Leute und in der Schilderung pathetischer Zustände und Ereignisse. Manchmal werden wir unmittelbar an den Wortlaut der 'Arcadia' erinnert. Der junge Harry Nevell, der die schöne Witwe Mrs. Farmer, natürlich auch eine Schuhmacherswitwe, bestimmen will, ihm ihre Gunst zu schenken, hält ihr vor: *Now in the April of your yeares and the sweet summer of your dayes, banish not the pleasures incident to bright beauty* ... (II, p. 82), wie Cecropia zu Pamela, die sie zur Ehe zu überreden sucht, gesagt hatte: *Do you see how the spring-time is full of flowers decking itself with them ...? what lesson is that unto you, but that in the April of your age, you should be like April?* (citiert nach Kraufs, *Shakesp.-Jahrb.* XVI, p. 148). Oft stofsen wir auf Sätze, die uns wie Auflösungen bekannter Dichterstellen ans Ohr klingen, wie z. B. ein von Deloney für die unwiderstehliche Gewalt der Liebe zweimal gebrauchtes Bild: *As a streame*

of water, being stopt, overfloweth the bank, so smothered desire etc. (I, p. 5); *Love is like an unruly streame that will overflow the banks if the course be be once stopt* (II, p. 20) — vgl. die bei W. Heise, *Die Gleichnisse in Spensers Faerie Queene* etc. unter Nr. 211, p. 48, 131 citierten Verse aus Spenser und Shakespeare.

Gerade zu Shakespeare wandern unsere Gedanken beim Lesen der Deloneyschen Prosa des öfteren, die ganze Literatur der Zeit gleicht ja einer Spiegelgalerie, aus der uns das Bild des Meisters allseitig entgegenblickt. Lange selbst hat bemerkt, dafs die Trostrede der von dem fleifsigen Schuster Richard Casteler verschmähten Long Meg of Westminster über das Thema: *Wherefor is griefe good?* (II, p. 36), welche in einem Frage- und Antwortspiel die völlige Zwecklosigkeit des Sichabhärmens dartut, eine offenbare Nachahmung der Falstaffschen Beweisführung für die praktische Nutzlosigkeit des Ehrbegriffes ist (vgl. H4A V, 1). Aufserdem finden wir in Deloneys Prosa öfters Bilder und Metaphern, die der Dichtersprache der Zeit angehören und auch von Shakespeare an bekannten Stellen verwendet worden waren. Richards III. erste Worte lauten:

> Now is the winter of our discontent
> Made glorious summer by this sun of York —

dieselben Metaphern, der Winter und die Sonne, schmücken eine Liebesklage des Sir Hugh: *Long and tedious hath the winter of my woes beene, which with nipping care hath blasted the beauty of my youthfull delight; which is like never again to flourish, except the bright sunshine of thy farour doe renew the same* (I, p. 9); das Gleichnis, welches Tom Drum für das trügerische Wesen der Frauen gebraucht: *It is well known, though lillies be faire in shew they be foule in smell; and women, as they are beautifull so are they deceitfull* (II, p. 75) erinnert stark an Shakespeares auch den Frauen geltendes Liliengleichnis:

> For sweetest things turn sourest by their deeds;
> Lilies that fester smell far worse than weeds (Son. 94).

Bei diesen Parallelstellen läfst sich jedoch nicht mit Sicherheit behaupten, dafs Deloney gerade die Shakespeare-Verse im Gedächtnis hatte. Ganz deutlich aber wird uns die Wirkung der Dichtung Shakespeares, die eine überaus grofse Zahl von zum Teil parodistischen Nachahmungen hervorgerufen hat, des erotischen Epos von Venus und Adonis. Wie sehr auch Deloneys Augen von der Farbenpracht dieser Dichtung gefesselt worden waren, können uns folgende drei Stellen beweisen:

I, p. 24: Die holde Prinzessin Winifred erblafst im Tode: *The young princesse fell down dead; at what time a pale colour overspread her faire face in such comely sort, as if a heap of roses had been shadowed with a sheet of pure lawn* — eine Wiederholung des Bildes, dessen sich Shakespeare bedient hatte für das Erbleichen der Venus bei der Kunde, dafs Adonis den Eber jagen wolle:

> 'The boar!' quoth she; whereat a sudden pale,
> Like lawn being spread upon the blushing rose,
> Usurps her cheeks ... (V. 589 ff.);

I, p. 38 ist von der Prinzessin Ursula gesagt: *She arose up from out of her bed and, as a bright starre shooting in the element, she swiftly got her forth to meet the shoomaker* — Adonis entreifst sich den Armen der Göttin:

> Look, how a bright star shooteth from the sky,
> So glides he in the night from Venus' eye (V. 815 ff.);

II, p. 82: Der die Witwe Farmer mit Liebesanträgen verfolgende Nevell erinnert sie warnend an die Vergänglichkeit ihrer Reize: *We see by daily*

experience that flowers not gathered in time rot and consume themselves, wobei er sich in wörtlicher Anlehnung eines Vergleiches der um Gegenliebe flehenden Venus bedient hat:

> Beauty within itself should not be wasted:
> Fair flowers that are not gather'd in their prime
> Rot and consume themselves in little time (V. 130 ff.).

Auf Grund der von Falstaff beeinflufsten Stelle und dieser Wort- und Gedankenechos aus 'Venus and Adonis' hätte Deloney vollen Anspruch auf einen Platz in den 'Shakespeare-allusion-books' der New Shakespeare Society gehabt.

Die Gespräche der Leute aus dem Volke, der Schustergesellen und Dienstmädchen, sind reich an frischen, originellen Wendungen und Ausdrücken. Deloney selbst verfolgt innerhalb seiner Geschichten wiederholt den Zweck, auffällige Redensarten der Umgangssprache zu erklären: eine längere Episode der Geschichte von 'Master Peachey and his men' beschäftigt sich mit dem grofssprecherischen Gesellen Tom Drum und der derben Abweisung, die ihm zu teil wurde, wie er in das Haus der schönen Frau Farmer eindringen wollte: *It is to this day a proverb amongst us that, where it is supposed a man shall not be welcomed, they will say he is like to have Tom Drum's entertainement* (II, p. 79). Neu war mir unter den volkstümlichen Redensarten die Anspielung auf einen stadtbekannten Hahnrei in einer Rede der erzürnten Long Meg: *I wish it from my heart, if thou marriest any but me, that thy wife may make thee as errant a cuckold as Jack Coomes* (II, p. 35) — und ein von der ebenfalls gereizten Magd Florence gebrauchter Vergleich: *Go too, go too ... you are like to Penelope's puppy, that doth both bite and whine* (I, p. 89).

Überliefert ist uns 'The gentle craft' erst in recht späten Drucken der Jahre 1648 (Part I) und 1639 (Part II). Den Text des bei den Lesern, weil romantischer, viel beliebteren ersten Teiles hat Lange aufserdem mit den Drucken von 1675? und 1678 verglichen, und gelegentlich hat er auch noch andere, spätere Drucke zu Rate gezogen. Er bietet für beide Teile einen durchaus verständlichen Text, der mir bis jetzt nur an zwei Stellen besserungsbedürftig erscheint. Bei der einen Stelle handelt es sich um einen offenbaren Druckfehler, um die in alten Drucken so häufig zu bemerkende Auslassung eines kurzen Wörtchens: *Roses flourish in June and gillyflowers in August, and never of them both doth so in the cold winter* (I, p. 14) — nach *never* wird *one* zu ergänzen sein. Ein Druckfehler, und zwar ein recht begreiflicher, steckt wohl auch in den Worten, die Griffith an seinen hoffnungslos verliebten, melancholischen Bruder richtet: *Why, how now brother? Hath Winifred's faire beauty so greatly wounded you as you cannot speak a merry word to your freind, but sit in a corner as if you were tonguelesse like a stock?* (I, p. 8). Ein Stumpf oder Stamm oder Stock ist allerdings stumm, wir bedienen uns ja heute noch der Stabreimformel: stumm wie ein Stock; auf eine Zunge aber kann ein Stock nie Anspruch erheben, die besondere Betonung dieses Umstandes ist daher einigermafsen auffällig. Wenn wir aufserdem erwägen, dafs der Stil der beiden ersten mittelalterlichen Geschichten stark euphuistisch gefärbt ist, dafs z. B. in 'St. Hugh' in echt euphuistischer Weise von der zähmenden Wirkung des Feigenbaumes auf wilde Stiere und von einem fabelhaften Stein Carchaedonis die Rede ist, der wie Feuer funkelt und doch schmilzt, wenn ihn das weiche Wachs berührt (*The wildest bull ... is tamed being tied to a fig-tree; and the coyest dame, in time, may yeeld like the stone carchaedonis, which sparkles like fire and yet melts at the touch of soft wax* I, p. 19) und in 'Crispine and Crispianus' von dem Fische Musculus, der so in den Walfisch verliebt ist, dafs er ihn vor allen Klippen warnt (*The like affection the fish musculus beareth unto the huge whale, insomuch that he leadeth him from all*

danger of stony rocks I, p. 38, 40), und von allerlei merkwürdigen Vögel- und Pflanzenliebschaften, so werden wir auch an unserer Stelle ein einer märchenhaften Naturgeschichte entlehntes Gleichnis erkennen und lesen: *as if you were tonguelesse like a stork*, wie die auch zu Euphuismen geneigte Grafentochter Fair Margaret in 'Thomas of Reading' gesagt hatte: *Good sir William, I would I had beene like the Storke tonguelesse, then should I never have caused your disquiet* (cf. Thoms, *Early English prose romances*, 2nd ed., London 1858, vol. I, p. 140). Stofflich ist Deloney übrigens in allen diesen Gleichnissen unabhängig von Lyly, bei dem weder im Euphues selbst noch auch in den Komödien von jener Wirkung des Feigenbaumes und dem Stein Carchaedonis oder von dem Fische Musculus oder dem zungenlosen Storch gesprochen wird.[1]

Hingegen könnte man meinen, daſs die Schilderung des Kampfes zwischen einem Elefanten und einem Drachen, dem Sir Hugh von einem Baume aus zuschaut, aus einer Stelle von 'Euphues and his England' herausgewachsen sei. Die beleidigte Camilla schreibt an Philautus: *Thou being clipped of thy libertie, goest about to bereave me of mine, not farre differing from the natures of Dragons, who sucking bloud out of the Elephant, kill him, and with the same, poyson themselves* (vgl. die Bondsche Lyly-Ausgabe, vol. II, p. 138). In derselben Weise tötet Deloneys Drache seinen Elefanten: *The furious dragon never left till he had thrust his slender head into the elephant's long, hooked nose, out of which he never once drew it untill, by sucking the elephant's blood, he made him so feeble and so weak that he could stand no longer upon his feet; at which time the fainting elephant, with a greivous cry, fel down dead upon the dragon* ... (I, p. 17). Der Drache selbst wird von der Last des toten Elephanten erdrückt. Lange (Intr., p. XXXV) nimmt an, Deloneys Vorbild für diese Schilderung sei der Kampf eines Löwen mit einem Drachen gewesen, der in der Sage von Guy of Warwick erzählt ist; Lange hat dabei besonders an die um die Mitte des 16. Jahrhunderts von William Copland veröffentlichte Prosaversion des berühmten Romans gedacht. Aber bei Deloney ist der Gegner des Drachen eben kein Löwe, sondern ein Elefant wie in Lylys aus Plinius geschöpftem Gleichnis,[2] und die beiden Elefanten

---

[1] Ich habe diese drei Naturwunder bei Plinius erwähnt gefunden, der somit Deloneys Gewährsmann sein könnte: *Sunt qui ciconiis non inesse linguas confirment* (*Natur. histor.* lib. X, cap. 23, citiert nach einer fünfbändigen Pariser Ausgabe vom Jahre 1585, vol. II, p. 412, wo in der Anmerkung auf Solins Mitteilung verwiesen ist: *Aves istas ferunt linguam non habere*); *Amicitiae exempla sunt ... balaena et musculus: quando praegravi superciliorum pondere obrutis ejus oculis, infestantia magnitudinem vada praenatans demonstrat, oculorumque vice fungitur* (ib. lib. IX, cap. 62; vol. II, p. 364 f. — eine Anmerkung vergleicht Plutarch, Oppianus, Ovids 'Halieutica', Aelianus und Claudianus); [*Carchedonios*] *umbrante tecto purpureos videri, sub caelo flammeos, contra radios Solis et scintillare: ceras signantibus his liquescere, quamvis in opaco* (ib. lib. XXXVII, cap. 7; vol. V, p. 388). Wenn Deloney unmittelbar aus Plinius schöpfte, hat er diese letztere Stelle miſsverstanden.

[2] Schon Bond (vol. II, p. 519) hat zu der Euphues-Stelle auf Plinius, *Natur. histor.* lib. VIII, cap. 11 f. verwiesen. In der Schilderung des Plinius, der von zwei verschiedenen Angriffsweisen der Drachen zu berichten weiſs, sind folgende Stellen für Deloney beachtenswert: [*Elephantos*] *maximos* [*fert*] *India, bellantesque cum iis perpetua discordia dracones, tantaeque magnitudinis et ipsos, ut circumplexu facili ambiant, nexuque nodi praestringant. Commoritur ea dimicatio: victusque corruens complexum elidit pondere ... At hi in ipsas nares caput condunt ... Elephantis frigidissimum esse sanguinem: ob id aestu torrente praecipue a draconibus expeti ... Dracones esse tantos, ut totum sanguinem capiant. Itaque elephantos ab iis ebibi, siccatosque concidere: et dracones inebriatos opprimi, commorique* (vgl. in dem Pariser

werden von dem blutsaugenden Drachen getötet, während der Löwe von Guy gerettet wird. Auch die anderen von Lange betonten Ähnlichkeiten scheinen mir für die Begründung eines Quellenverhältnisses zwischen der Guy-Prosa und Deloneys Erzählung nicht zu genügen. Merkwürdigerweise sind in 'The gentle craft' die sonst so beliebten, populären Romanzenhelden des Mittelalters nicht erwähnt.

In den sehr knappen, sich leider nicht auf Parallelstellen aus den anderen Werken Deloneys erstreckenden Anmerkungen, die Lange seinem Text angefügt hat, sind neben den Lesarten der verschiedenen Drucke besonders die Beziehungen der Geschichten von Crispin und Crispianus und von Simon Eyre zu Dekkers lebensvoller Komödie berücksichtigt. Erschöpfend soll dieses Thema behandelt werden in einer für Macmillans *Representative English comedies* geplanten Neuausgabe dieses Dramas (vgl. Intr., p. XLIII).

Ein Appendix, der u. a. eine genaue Bibliographie von 'The Gentle Craft' und interessante Mitteilungen über die auch in den Dramen jener Zeit so überaus häufig genannte Amazone Long Meg of Westminster bringt, und ein reichhaltiger Index beschliefsen die dankenswerte Publikation. Hoffentlich wird nun bald auch noch das dritte Prosawerk unseres Fabulisten, 'The history of John Winchcomb, in his younger yeares called Jack of Newbery' durch einen Neudruck weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden.

Dafs sich Deloneys Prosaerzählungen manche beachtenswerte Illustration für die Werke der grofsen Dichter seiner Zeit abgewinnen lassen wird, soll schliefslich noch an einem Beispiel aus Spensers 'Faerie Queene' gezeigt werden, an einem der vielen Abenteuer der streitbaren Keuschheitsheldin Britomart. Auf ihren Irrfahrten wird Britomart eines Abends von einem ihr unbekannten Manne eingeladen, in seinem Hause zu übernachten. Über die Vergangenheit dieses Mannes erfahren wir von dem Dichter:

> The goodman of this house was Dolon hight,
> A man of subtill wit and wicked minde,
> That whilome in his youth had bene a Knight,
> And armes had borne, but little good could finde,
> And much lesse honour by that warlike kinde
> Of life: for he was nothing valorous,
> But with slie shiftes and wiles did underminde
> All noble Knights, which were adventurous,
> And many brought to shame by treason treacherous (B. V c. VI, 32).

Artegall hatte einen der schlechten Söhne dieses schlimmen Mannes erschlagen; Dolon, der die in männlicher Rüstung einherreitende Britomart für Artegall hält, will nun diese Gelegenheit zur blutigen Rache benutzen. Britomart wird von ihm gastlich bewirtet und in ein Schlafgemach geleitet, aber sie kann aus Kummer über die Gefangenschaft des Geliebten nicht schlafen; in voller Rüstung harrt sie auf den Morgen. Dadurch entgeht sie einer schweren Gefahr, denn:

Druck vol. II, p. 151 f., wo in den Anmerkungen auf Aelians Bericht über diese Drachen- und Elefantenkämpfe verwiesen ist). Lylys knappem Vergleich gegenüber ergeben sich uns zwischen Deloney und Plinius wichtige Übereinstimmungen: auch Deloney erzählt, dafs der Drache seinen Kopf in den Rüssel des Elefanten hineinbohrte, wovon Lyly nichts sagt — auch Deloney meldet, dafs der blutsaugende Drache von dem umstürzenden Elefanten erdrückt wird, während Lylys Drachen durch das Blut vergiftet werden. Der Seidenweber mufs also jedenfalls entweder den Bericht des Plinius selbst oder eine diesem sehr nahestehende Beschreibung gekannt haben.

What time the native Belman of the night,
The bird that warned Peter of his fall,
First rings his silver Bell t' each sleepy wight,
That should their mindes up to devotion call,
She heard a wondrous noise below the hall.
All sodainely the bed, where she should lie,
By a false trap was let adowne to fall
Into a lower roome, and by and by
The loft was raysd againe, that no man could it spie (ib. 27).[1]

Deloneys Tuchmacher-Cyklus läfst uns erkennen, dafs Spenser für diese Episode aus volkstümlicher, wahrscheinlich von Tatsachen ausgehender Tradition schöpfte: ausführlich ist da im elften Kapitel erzählt, wie der berühmte Tuchmacher Thomas Cole of Reading in einem Wirtshause auf diese Weise schmählich ermordet wurde: *That part of the chamber whereupon this bed and bedstead stood, was made in such sort, that by the pulling out of two yron pinnes below in the kitchen, it was to be let downe and taken up by a draw-bridge, or in manner of a trapdoore: moreover in the kitchin, directly under the place where this should fall, was a mighty great caldron, wherein they used to seethe their liquor when they went to brewing* etc. (cf. Thomas of Reading l. c. p. 145).

Diese Mordgeschichte war jedenfalls weit verbreitet, auch in einer deutschen Erzählung habe ich von einem solchen *mordorbed* gelesen, das, wenn ich mich recht erinnere, in einer Pariser Spielhölle stand. Ob eine ähnliche Geschichte in England schon vor dem Abenteuer der Britomart schriftlich aufgezeichnet wurde, ist mir nicht bekannt, aber sehr wahrscheinlich. Flugblätter und Balladen über Mordtaten erfreuten sich ja im 16. Jahrhundert einer grofsen Beliebtheit.

Strafsburg i. E. Emil Koeppel.

Ludwig Fuhrmann, Die Belesenheit des jungen Byron. Berliner Dissertation. 1903. 119 S.

Byron war, wie wir wissen, in seiner Jugend unermüdlich im Lesen. Davon zeugt das Verzeichnis der Bücher, das im ersten Bande von Moores Biographie abgedruckt ist. Dies reicht freilich nur bis zum Jahre 1807, während die vorliegende Schrift mit dem Jahre 1816 abschliefst, das ja den Wendepunkt im Leben des Dichters bezeichnet. Es ist jedenfalls dankenswert, dafs uns jetzt, wo das Material dazu in der grofsen Ausgabe von Murray vorliegt, ein übersichtliches, systematisch geordnetes Inventar über die geistige Habe Byrons geboten wird, wenn auch der Natur der Sache nach viel Neues nicht zu Tage gefördert wird. So weit meine Stichproben reichen, habe ich die Angaben des Verfassers zuverlässig gefunden. Im einzelnen läfst sich ja bei einer Arbeit dieser Art mancherlei nachtragen. So hätte der Verfasser S. 28 den Einflufs Wordsworths auf Byron kurz berühren sollen, zumal da er gleich danach Scotts Einwirkung ziemlich ausführlich behandelt. Das hierher gehörige Buch von Pughe (1902) ist ihm wohl noch nicht zugänglich gewesen. — Das Gedicht Campbells (S. 35) über einen Vorgang in Bayern, welches Lett. & journ. III, 128 erwähnt wird, ist natürlich 'Hohenlinden'. — Bei dem Abschnitt über Jsaac Disraeli (S. 79) hätte dessen Briefwechsel mit dem Dichter (L. & J. VI, 83 ff.) erwähnt werden können. — Der Bericht über Gustav Wasa (S. 95) mufs nicht notwendig von de la Harpe

[1] Das Versenkungsabenteuer, welches Upton in einer Anmerkung zu dieser Strophe aus dem Roman des Sonnenritters anführt, scheint dem von Spenser geschilderten Vorgang nicht zu entsprechen; Upton sagt nichts von einem Bett.

gewesen sein: man könnte z. B. auch an den Roman der Madame de la Force (1694) denken, der später ins Englische übersetzt wurde. — Woher weifs der Verfasser, dafs Byron Schillers 'Räuber' gerade in der Übersetzung von Benjamin Thompson gelesen haben mufs (S. 103)? Es gab ja noch drei andere Übertragungen: von A. F. Tytler (bis 1800 vier Auflagen), von Render und von der Markgräfin von Ansbach.

Berlin. Georg Herzfeld.

Christoph Fr. Griebs englisch-deutsches und deutsch-englisches Wörterbuch. Zehnte Auflage, mit besonderer Rücksicht auf Aussprache und Etymologie neubearbeitet von Dr. Arnold Schröer. Stuttgart, Paul Neff. XXXII u. 1356 S. und XXII u. 1192 S.

Das ganze Werk liegt jetzt in 42 Lieferungen vollständig vor. Der erste Teil ist bereits von so vielen Seiten besprochen worden, dafs ich, zumal da vier Jahre seit seiner Fertigstellung verflossen sind, auf eine Kritik meinerseits verzichten darf. Der 14 Lieferungen umfassende deutsch-englische Teil, Furnivall und Murray gewidmet, ist unter der Leitung des Herausgebers von Frl. E. Bonn und Frl. J. Behaghel (beide aus Freiburg, B.) für den Druck vorbereitet worden. Bei der Ausarbeitung wurden benutzt die Wörterbücher von F. Flügel, Flügel-Schmidt-Tanger, Muret-Sanders und das Wörterbuch der deutschen Sprache von Daniel Sanders nebst Ergänzungswörterbuch. Für den wissenschaftlichen Teil des Bandes sind zu Rate gezogen das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von F. Kluge, das deutsche Wörterbuch von H. Paul und das deutsche Wörterbuch von Moritz Heyne. Die vorliegende Ausgabe des deutsch-englischen Teiles unterscheidet sich nämlich nach dem Postskript dadurch von den übrigen deutsch-englischen Wörterbüchern, dafs die Wortbedeutungen, soweit möglich, auf etymologischer Basis nach Mafsgabe der historischen Entwickelung geordnet sind, dafs ein richtiges Verhältnis zwischen seltenen und veralteten Ausdrücken und der Alltagssprache sowie der Sprache der Poesie, der Wissenschaft, des Handels und der Technik hergestellt ist und dafs die deutsche Aussprache bei den einzelnen Worten angegeben wird. Betreffs des letzteren Punktes war der Herausgeber in einiger Verlegenheit, da es für viele deutsche Worte eine einheitliche Aussprache nicht gibt. Er begnügt sich deshalb in der Regel damit, die Quantität und den Hochton anzugeben, hat aber in der Preface eine Übersicht über die deutschen Laute in ihrer Entsprechung zu den englischen gegeben, die vollständig ausreicht, um den Engländer über das Wissenswerteste betreffs der Aussprache des Deutschen zu belehren. Hier behandelt er auch die Prinzipien der Einrichtung des Buches. Bei dieser Gelegenheit erhält der Engländer aufserdem eine ganze Reihe von praktischen Winken über Wortbildung, deutsche Wortstellung und sonst Interessantes aus der Grammatik. Die Stellungnahme des Verfassers zur Etymologie (Preface XIII) kann ich indessen nicht teilen. Für den, der eine Sprache nur praktisch erlernen will, kann die Etymologie in einzelnen Fällen Wert haben, aber sie ist nicht von grofser Wichtigkeit für ihn überhaupt, wie der Herausgeber meint. Und da er diese Ansicht vertritt, hat er jedem Wort das Etymon beigefügt. So wird uns nicht nur bei Worten aus fremden Sprachen die Quelle gegeben, was ja im allgemeinen erwünscht ist, sondern auch den echt germanischen Worten werden die mittelhochdeutschen (und althochdeutschen) Entsprechungen in Klammer beigesetzt. Tragen diese zur Erklärung der Verwandtschaft, der Bedeutung und Gebrauchssphäre des Wortes nichts bei, so kann ich ihren Nutzen nicht einsehen. Ob erneuern im Mhd. erniuwen und erleuchten früher erliuhten hiefs, kann dem Benutzer eines deutsch-englischen Wörterbuches gleichgültig sein. Hier hätte viele Arbeit gespart werden können. Dasselbe gilt von der peinlich durchgeführten Zerlegung der

Worte in ihre Elemente. Wer dehnbar, derzeit, Dichtheit in ihrer Zusammensetzung nicht erkennt, dem ist schwer zu helfen. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daſs wirklich nötige Winke in dieser Richtung nicht gegeben werden sollen. Man hat hier offenbar ein Prinzip zu konsequent durchgeführt, anstatt die praktische Notwendigkeit im Einzelfalle entscheiden zu lassen.

Über der Etymologie und grammatischen Wortanalyse steht die Bestimmung des Wortes in seiner jeweiligen Bedeutung und Gebrauchssphäre durch die fremdsprachlichen Equivalente. Der Begriffskern des Stichwortes muſs in der englischen Entsprechung mit Schärfe und Sicherheit getroffen werden. Dies erfordert seitens des Bearbeiters eine umfassende, tiefgehende Kenntnis der fremden Sprache und auſserdem einen feinen sprachlichen Instinkt. Ist ein Begriff richtig übersetzt, so muſs bei der Rückübersetzung das deutsche Wort leicht wieder getroffen werden können. Dies ist der Prüfstein für solide Arbeit. Synonyma sollten deshalb nach Möglichkeit in ihrer jeweiligen Gebrauchsweise bestimmt werden. Grieb-Schröer bietet mitunter einen Reichtum in der Glossierung eines Begriffes, der angetan ist, den Ratsuchenden in Verlegenheit zu setzen. Widerspenstig z. B. wird durch folgende Adjektive wiedergegeben: refractory, restive, stubborn, obstinate, unruly, perverse, sullen, unmanageable, indocile, obstreperous, ungovernable, intractable, wrongheaded; rebellious, contumacious; recalcitrant. Ein Versuch der Differenzierung ist (auſser allenfalls durch die Interpunktion) nicht gemacht, und doch wie auſserordentlich verschieden in Bedeutung und Gebrauch sind die meisten der genannten Worte! Restive gilt m. W. nur von Pferden, und es steht ohne besondere Kennzeichnung an zweiter Stelle. Hier fehlt Arbeit, die unbedingt hätte geleistet werden müssen. Man würde dafür gern die Erwähnung einer veralteten Bedeutung vermissen, wie sie sich z. B. bei wenig findet. Zur Erklärung der Herkunft steht hier in Klammer: Mhd. weinec, wēnec = lamentable; cf. weinen. Dann folgt: 1. * destitate, miserable, poor, weak. Erst an zweiter Stelle erfahren wir die heutige Bedeutung: 2. little (comp. less, superl. least), few. Da die Klammer ausreichend über die ursprüngliche Bedeutung orientiert, scheint es mir mehr als überflüssig, dieselbe besonders noch einmal in das Englische zu übersetzen. Wer sucht wohl derartige Information in einem deutsch-englischen Wörterbuch? Jedenfalls wenige. Strolch ist glossiert mit stroller, vagabond, vagrant; loafer, tramp; larrikin, hooligan. Das treffendste englische Wort: tramp, steht an fünfter Stelle, während der Begriff des an erster Stelle stehenden Substantivs viel zu weit ist. Stroller heiſst ganz allgemein 'eine Person, die umherwandert', sie kann ein Strolch sein, braucht es aber keineswegs zu sein. Das Wort wäre am besten gar nicht genannt worden. Larrikin wird nach Muret als Substantiv in Australien für 'roher, wilder Bursche' gebraucht, und hooligan muſs noch weniger allgemein gebraucht sein, da das New English Dictionary und Muret es nicht kennen. Peinlich genaue Begriffs- und Gebrauchsbestimmung des zur Glossierung verwandten Wortmaterials wird niemand erwarten, doch sollten ganz veraltete Worte nicht zu diesem Zwecke verwandt werden. Unter Sproſs (eines Baumes usw.) spring, shoot, sprout; germ; stolon steht an erster Stelle ein vollständig veraltetes Wort, an letzter Stelle ein technisches Wort, beide hätten näher charakterisiert sein müssen; germ würde ich ausscheiden und dafür sprig nennen.

Zuweilen vermiſst man naheliegende Entsprechungen der deutschen Stichwörter. Widerhaarig in figürlichem Sinne ist durch untoward, perverse wiedergegeben. Stubborn, refractory, obstinate sind weit gebräuchlicher und liegen auch begrifflich näher. Strichelchen findet sich durch little streak, stroke or stripe übersetzt, aber dash fehlt. Unter Stich fehlt bei der Übersetzung einen im Stiche lassen vor allen Dingen das vornehme abandon. Wenn vier verschiedene Ausdrücke zu

seiner Übertragung gegeben werden, so mufste es unbedingt genannt werden. Unter diesen finde ich to leave one to the wide world entbehrlich. To give one the slip hätte ich nicht genannt, weil es zunächst heifst: jemand (heimlich) durchgehen, ausreifsen. Die Bedeutung jemand im Stich lassen kann der Ausdruck unter Umständen natürlich haben. Ebensowenig hätte ich to turn one's back on one erwähnt, weil es in sehr vielen Fällen nicht zutreffend ist. Der deutsche Ausdruck wäre durch abandon, forsake, to leave one in the lurch ausreichend gedeckt gewesen. Alles im Stiche lassen wird unmittelbar nachher durch to leave everything (at sixes and sevens or) to take care of itself übertragen. Die beiden Ausdrücke sind durchaus nicht gleichwertig, die in Klammer stehende Redewendung heifst: Alles in Unordnung (Verwirrung) zurücklassen. Die Auswahl und das Urteil machen den Wert eines deutsch-englischen Wörterbuches aus, nicht die Fülle. Ganz selbstverständliche Dinge sollten nicht besonders erwähnt werden. Unter Wetter findet sich folgendes: Schönes ~, fine, beautiful or fair weather; schlechtes ~, bad weather; warmes, kaltes, trockenes ~, warm, cold, dry weather; stürmisches, nebeliges ~, tempestuous (or stormy), hazy weather (letzteres recht aufsergewöhnlich übersetzt). Der so verbrauchte Raum hätte nützlichere Verwendung finden können.

Durch diese Ausstellungen möchte ich im entferntesten nicht den Eindruck erwecken, als ob der Herausgeber nicht im stande wäre, im Einzelfalle weit Besseres zu leisten. Gegen die ältere Ausgabe von Grieb hat die jetzige Ausgabe jedenfalls wesentlich gewonnen, aber es war eben sehr viel zu bessern, und die Hilfskräfte, mit denen Schröer arbeitete, waren bei aller Anerkennung des tatsächlich Geleisteten der sehr schweren und aufreibenden Arbeit doch nicht ganz gewachsen. Die Zeiten sind eben vorüber, da man in verhältnismäfsig kurzer Zeit ein veraltetes Werk derart umarbeiten kann, dafs es den vielseitigen Ansprüchen der Neuzeit genügt. Hierzu gehört eine nicht zu kleine Mehrheit von gut durchgebildeten und erfahrenen Fachleuten, von denen jeder einzelne im stande ist, selbständig zu urteilen und darzustellen. Deutsche und Engländer müssen in solchem Falle unter einer einheitlichen Oberleitung zusammen arbeiten und ihr Wissen und Gefühlsurteil gegenseitig ergänzen und berichtigen. Das Werk von Muret, für das ja auch der Herausgeber eine hohe Wertschätzung hat, ist unter weit günstigeren Vorbedingungen ins Leben getreten, und deshalb kann es auch mehr leisten. Den Anforderungen, die man an ein deutsch-englisches Wörterbuch billigerweise stellen kann, entspricht es in geradezu glanzvoller Weise. An Schärfe der Beobachtung, Zuverlässigkeit der Angaben, Feinheit und Entschiedenheit des Urteils, an Geschick und Takt in der Verarbeitung eines ungeheuren Materials, an Gediegenheit des Inhalts überhaupt wird es von keinem in Deutschland erschienenen Wörterbuch übertroffen. Und dasselbe gilt von dem englisch-deutschen Teile desselben Verfassers. Mag auch die Aussprachebezeichnung altmodisch sein — sie ist eben für die grofse Masse bestimmt, die der phonetischen Umschrift abhold ist —, die übrigen Vorteile, die es bietet, wiegen diese Schwäche reichlich auf.

Tübingen. W. Franz.

Erich Krüger, Voltaires Temple du Goût. Inaugural-Dissertation. Berlin, Druck von J. Driesner, 1902. 68 S. 8.

Als eine der wichtigeren unter den kleinen Schriften Voltaires verdiente der 'Temple du Goût' eine eigene Untersuchung. Die vorliegende Dissertation ist uns daher willkommen. Sie zeugt von sorgfältiger und eindringender Beschäftigung mit dem grofsen Spötter und seiner Zeit und verwertet die erworbenen Kenntnisse verständig und umsichtig zur Erklärung des Werkchens. Gegen diese Vorzüge fallen die Mängel wenig

ins Gewicht: die Darstellung ist noch ziemlich ungeschickt, und die Anordnung läfst zu wünschen übrig.

E. Krüger bespricht zunächst Voltaires frühere Versuche auf dem Gebiete literarischer Kritik, namentlich seine Auseinandersetzungen mit Houdar de la Motte[1] über die Bedeutung Homers (*Essai sur la poésie épique*, II) und über die drei Einheiten und die Brauchbarkeit des Verses für die Tragödie (Vorrede zur Œdipe-Ausgabe von 1730). Das Kapitel beleuchtet als Einleitung und für einen solchen Zweck ausreichend die ästhetischen Anschauungen des Dichters und die damals noch sehr mafsvolle Haltung seiner Polemik,[2] doch scheint mir der Widerstand gegen die paradoxe Forderung der Verbannung des Verses nicht genug gewürdigt. Wenigstens würde ich Bedenken tragen, sein Verdienst mit den Worten abzutun: 'Im Grunde genommen steht Voltaire auch in diesem Streite um die Verse auf dem Kunstprinzip der überwundenen Schwierigkeit.' (S. 6.)[3] Gewifs hat er es hier wie an anderen Orten[4] gegen Neuerer vorgeschoben, die in einer poesiearmen Zeit[5] das literarische Schaffen erleichtern und — verflachen wollten, und er hat seine mitunter schwachen Argumente durch äufserliche Betrachtungen gestützt über die Möglichkeit eines Zusammenfallens von Dichtung und Prosa, die unausbleibliche Förderung des Stümpertums u. a.; aber bestimmt und geleitet hat ihn nicht theoretisches Erwägen, sondern das von der eigenen Erfahrung bestätigte Gefühl, zum Wesen des Epos und des Dramas gehöre nun einmal die gebundene Rede, und die durch umfassende Studien befestigte Achtung vor den grofsen Überlieferungen des Altertums und der Neuzeit. Bevor man sich über seine unleugbare Oberflächlichkeit entrüstet, mit der er doch eine gute Sache verteidigt, hat man ferner zu bedenken, dafs er von der Frage nach der Notwendigkeit des Verses nicht die sekundäre Frage nach der des Reimes zu trennen vermochte,[6] und dafs dadurch die

---

[1] Diese Schreibung des viel mifshandelten Namens ist wohl vorzuziehen, obschon nicht unbedingt sicher (A. Jal, *Dict. crit. de biogr. et d'hist.*, Paris 1867, p. 687 ff.)

[2] Über Voltaires Stellung zu La Motte, der auch im 'Temple du Goût' verspottet, aber vorher, wenn man von dem 'Bourbier' als einem ganz unreifen Werkchen absieht, mit Achtung behandelt wird (doch nicht wegen seiner Beziehungen zu Fénelon, wie es S. 7 heifst, da dieser lange tot war), hat Paul Dupont in seinem lesenswerten Buche *Un Poète-philosophe au commencement du XVIIIe siècle* (Paris 1898) ausführlich gehandelt (p. 163 ff. und 286 ff.). Es ist Herrn Krüger leider unbekannt geblieben.

[3] Hierzu ein mir unverständlicher Zusatz: 'wenn er es auch La Motte gegenüber bekämpft.' Wie sollte Voltaire dazu kommen? Sein Gegner hatte sich ja selbst über das Prinzip lustig gemacht, von dem er die Anhänger des Hergebrachten geleitet glaubte. *Qu'est-ce que ce prétendu mérite que nous mettons à si haut prix? le vain mérite de la difficulté*, sagt er in der Comparaison de la Ire scène de Mithridate etc. (*Les Œuvres de théâtre de M. de La Motte*, Paris 1730, I, 222).

[4] Man denkt sogleich an den fast berüchtigten Ausspruch über die *vers blancs*, die jeder machen könne: *Dès que vous ôtez la difficulté, vous ôtez le mérite* (Avertissement zur Übersetzung des Julius Cäsar); s. auch Tobler, Versbau³, S. 22.

[5] Indessen geht Krüger offenbar zu weit mit der Behauptung: 'Alles, was wir an wirklich Wertvollem aus dieser Zeit haben (nämlich dem "Anfange des achtzehnten Jahrhunderts"), ist in Prosa geschrieben; so die Romane eines Lesage und Prévost, sowie die Schriften eines Montesquieu und Fénelon.' (S. 4). Sind denn Regnards spätere Lustspiele, wie die 'Folies amoureuses' oder der 'Légataire universel' uns Heutigen schon wertlos? Ist nicht der ältere Crébillon, dessen 'Rhadamiste et Zénobie' z. B. wir nur mit einer gewissen Überwindung lesen mögen, doch für die Geschichte der Tragödie unbedingt zu berücksichtigen, hat also sein Lebenswerk nicht einen historischen Wert?

[6] *Qui dit* vers, *en français, dit nécessairement des vers rimés* (*Disc. sur la Tragédie;* Ausg. Beuchot, II, 352).

Erörterung von vornherein einigermafsen verwirrt und auf ein niedrigeres Niveau herabgezogen wurde. Über diesen zweiten Punkt aber konnte er trotz manchen feinen Bemerkungen nichts wirklich Befriedigendes sagen, weil ihm und dem ganzen achtzehnten Jahrhundert die klare Erkenntnis der sprachlichen und geschichtlichen Grundlagen der französischen Metrik fehlte.

Sodann behandelt der Verfasser die Veranlassung zu dem Gedicht, den Plan einer kritischen Musterung der zeitgenössischen Literatur nach Boileaus Vorgang, die von Voltaire auch sonst beliebte Form des Tempels (hier hätte die Bedeutung von Popes 'Temple of Fame', dem mit Recht berühmten und gern nachgeahmten Lehrgedicht, stärker betont werden sollen), die Mischung von Prosa und Versen. Nach dieser Zergliederung der Hauptbestandteile des Werkchens erfahren wir Näheres über das ziemlich kühle Verhältnis zu dem Kardinal de Polignac, den Voltaire wegen seiner Beziehungen zu der Herzogin von Maine und ihrem Hofe von Sceaux, wie auch wegen seiner gelehrten und künstlerischen Neigungen klug berechnend sich zum Führer im Reiche des Geschmacks wählt, um an ihm einen Beschützer gegen die zu erwartenden Widerwärtigkeiten aller Art zu gewinnen.

Am besten gelungen ist der lange Abschnitt über die verschiedenen Ausgaben des 'Temple du Goût' (S. 24—50); doch liefse sich wohl mit Hilfe der hierfür aufschlufsreichen, sonst übrigens von Krüger eifrig und gut benutzten Korrespondenz ein lebendigeres Bild von den Mühen der Umgestaltung des Büchleins geben (S. 29 ff.). Sie ist für die Arbeitsweise des Dichters bezeichnend. Es war schon längere Zeit vorbereitet und den Eingeweihten bekannt (S. 11), als der erste Druck etwa zu Neujahr 1733[1] ohne Erlaubnis der Censur erschien und peinliches Aufsehen erregte. Eine zweite Auflage scheint bald gefolgt zu sein.[2] Um nun dem 'Temple' eine gröfsere Verbreitung, aber auch eine würdigere Gestalt zu verleihen, unternahm er sodann eine Bearbeitung, die vor dem Argwohn der Behörde und vor den Angriffen der Gegner bestehen könnte. Schon am 24. Februar schreibt er an Thieriot:[3] *Je viens de finir le* Temple du Goût, *ouvrage assez long et encore plus difficile,* und einen Tag darauf an Cideville:[4] *Je crois que vous trouverez cet ouvrage plus limé et plus fini que tout ce que j'ai fait jusqu'à présent.* Nachdem er diesem am 17. März zwei Exemplare der veränderten Form nach Rouen geschickt hatte,[5] beschwört er ihn plötzlich am 25. desselben Monats, unter allen Umständen eine vorzeitige Veröffentlichung zu verhüten und die Ungeduld des dort wohnenden Verlegers Jore zu beschwichtigen. Er arbeite Tag und Nacht; denn: *On clabaude ici; on crie, on critique. Il faut apaiser les plaintes, il faut imposer silence à la censure ... Il est essentiel pour moi qu'une seconde édition paraisse, purgée des fautes de la première, et pleine de beautés nouvelles.*[6] Nach solcher fieberhaften Tätigkeit, die neben wichtigeren Arbeiten hergeht, kann er am 2. April stolz vermelden: *in triduo illud reaedificavi.*[7] Dabei ist er so schonungslos zu Werke gegangen, dafs an-

---

[1] S. Voltaires Brief an Moncrif (*Œuvres* ed. Moland, XXXIII, 321, Nr. 307); leider ist er nicht datiert, so dafs auch für den 'Temple' nicht genau die Zeit des Erscheinens festzustellen ist.

[2] Über das Verhältnis dieser beiden spricht sich Krüger dahin aus, dafs ihr Text kaum voneinander abweicht (S. 24); doch werden wir später eine Ausnahme sehen (vgl. Bengesco, *Voltaire. Bibliographie de ses œuvres*, I, 162).

[3] *Œuvres* ed. Moland, XXXIII, 325, Nr. 313.

[4] Ibid. p. 328, Nr. 314. [5] S. 329, Nr. 315. [6] S. 329, Nr. 316.

[7] S. 330, Nr. 318, ebenfalls an Cideville; vgl. dazu den Brief an Thieriot vom 1. Mai, S. 337, Nr. 328, wo er denselben Bibelspruch (Matth. 26, 61 und 27, 40; Ev. Joh. 2, 19) mit derselben Genugtuung parodiert.

geblich von dem alten Gebäude nur spärliche Reste stehen geblieben sind.[1] Der Plan des Ganzen hat sich ihm ständig erweitert, der Ton veredelt: *Cette petite chapelle* du Goût, *que je vous ai envoyée bâtie de boue et de crachat,* sagt er zu Cideville, *est devenue petit à petit un* Temple *immense.*[2] Aus einer Satire mit zeitlich beschränkter Wirkung ist fast ein literarisches Glaubensbekenntnis geworden. Die zahlreichen und wichtigen Abweichungen, die sich teils aus dieser Umwandlung ergaben, teils auch durch Rücksichten äufserer Natur bedingt waren, zeigt Krüger eingehend und sachkundig auf, indem er die beiden vorangehenden Ausgaben mit jener dritten vergleicht, die trotz langen Verhandlungen in betreff der Druckerlaubnis nicht in Frankreich, sondern in Holland erschien (Amsterdam, Anfang Juli 1733[3]), nachdem Voltaire seinem *féal ami* Jore den Verlag ziemlich formlos entzogen hatte;[4] und ebenso stellt er die weniger eingreifenden Veränderungen der folgenden Ausgaben fest, namentlich die der Amsterdamer Gesamtausgabe von 1738/39, die im wesentlichen die Grundlage unseres Textes geblieben ist.

Im allgemeinen stimme ich seinen Ausführungen durchaus zu;[5] doch scheint mir das Verhalten des Dichters gegen Jean-Baptiste Rousseau noch nicht völlig aufgeklärt, wenn auch unser Gewährsmann schon viel Licht über die interessante Frage verbreitet hat. Zunächst besteht zwischen den ersten beiden Drucken hier ein Unterschied, dessen Wichtigkeit gar nicht zu verkennen ist, von dem er aber S. 38 nicht einmal Notiz nimmt. In der Fassung, welche ich für die ursprüngliche halte,[6] wird der alternde Lyriker persönlich schroff angegriffen, als ob nach einem verhältnismäfsig langen Waffenstillstand der wieder angesammelte Zorn sich Luft machen müfste. Es wird an die Verse gegen den einflufsreichen Abbé Bignon,[7] sein taktloses Benehmen gegen den Herzog von Noailles[8] und seine Respektlosigkeit gegen das Parlament erinnert. Seine Verbannung gilt Voltaire, dem selbst so viel verfolgten und bedrohten Schriftsteller, als gerecht und verdient, und sein Aufenthalt im Auslande wird hämisch als der Grund des Niederganges seines Schaffens betrachtet. In der zweiten Auflage[9] sind diese Anspielungen, vielleicht unter dem Druck des allgemeinen Unwillens, ausgemerzt worden, sei es nun von dem Autor selbst oder von dem Verleger, jedenfalls aber so gründlich, dafs der Zusammenhang des übrigen leidet, und nur die im Vergleich zu ihnen fast zahme literarische Satire ist stehen geblieben, die Rousseau nicht erheblich

[1] An Cideville, 12. April; S. 332, Nr. 322.

[2] In dem oben angeführten Briefe Nr. 314; vgl. einen anderen vom 25. März an denselben, S. 330, Nr. 317.

[3] S. den bekannten Brief an Bainast vom 9. Juli; S. 359, Nr. 347. Mahrenholtz, *Voltaires Leben und Werke*, I, 106 spricht noch von einer gleichzeitig erschienenen Londoner, über die sonst keine Auskunft erteilt wird.

[4] Brief an Cideville vom 21. April; S. 335, Nr. 327.

[5] Über den Schauspieler Dufresne (mit vollem Namen Quinault-Dufresne) und seine Kollegin Gaussin (s. S. 45) vgl. J.-J. Olivier, *Voltaire et les comédiens interprètes de son théâtre*, Paris 1900, S. 12 ff., 43 ff., 47 ff.

[6] Beuchot XII, 363—365. Die Wiedergabe der Varianten läfst hier bei ihm wie bei Moland so viel zu wünschen übrig, dafs man sich nur mühsam durch das Labyrinth durchfindet.

[7] Bignon war Bibliothekar des Königs und Mitredakteur des 'Journal des Savants'.

[8] Nach den Untersuchungen von Paul Bonnefon, die der Verfasser noch nicht kennen konnte, hatte Voltaire schon einmal den Herzog von Noailles in höchst überflüssiger und unehrlicher Weise gegen Rousseau aufgehetzt (*Rev. d'Hist. littéraire de la France*, IX, 560).

[9] Beuchot XII, 362—363.

schlimmer mitnahm als seinen grimmigen Feind La Motte. Wenn dann in der Amsterdamer Fassung[1] von 1733 die Ausfälle von neuem scharf und bissig werden, so ist dies zweifellos Voltaires Rache für die von dem Gegner inzwischen an der 'Zaïre' geübte Kritik,[2] die ihn an der empfindlichsten Stelle verwundet hatte. Krüger, der natürlich auch von ihr wufste (S. 10), hat ihre Wirkung nur darum nicht erkannt, weil er die Chronologie nicht genügend beachtet hat.

Der 'Temple du Goût' ist aber nicht blofs eine Satire auf zeitgenössische Berühmtheiten, das erste Massenopfer, das der Dichter auf dem Altar der Eitelkeit darbrachte; er enthält auch genug schmeichelnde und aufmunternde Worte für Gönner und Freunde, die freilich zum Teil wieder aus den späteren Ausgaben verschwanden, als sie ihre Schuldigkeit getan hatten. Und wie er unter den Lebenden keck und sicher die Leute, die Geschmack haben, von der grofsen Menge jener scheidet, denen die undefinierbare und unschätzbare Gabe versagt ist,[3] so will er auch unter den Toten die Grofsen und die Kleinen sondern, jene in das Heiligtum einlassen, diese ausschliefsen. Wir erhalten also zweierlei: eine zwar unvollständige und gänzlich subjektive, aber lehrreiche und fesselnde Kritik der Literatur der Zeit und eine viel sachlichere, aber auch viel nüchternere Charakteristik der Leistungen des 17. Jahrhunderts. Über die Einzelheiten unterrichtet uns Krüger völlig ausreichend; auch hält er mit seiner eigenen Meinung meist nicht zurück, wo er auf kleinliche, schiefe, mit ihrer Preziosität fast alberne[4] Urteile stöfst, und deren finden sich genug.

Dagegen unterläfst er es, über die Wirkung des 'Temple' etwas Genaueres zu sagen. Vielleicht hat das Material nicht ausgereicht, das ihm zur Verfügung stand; vielleicht hat er auch nicht ungestraft sich so lange mit einem Werke beschäftigt, das dem Schriftsteller immer wieder empfiehlt, zu streichen und zu kürzen. So erfahren wir kaum (S. 1) von der Haltung der angegriffenen Literaten und ihres Anhanges und der durch halbes Lob oder völliges Übergehen nicht minder gekränkten übrigen.[5] Die Gegenschriften, die Beuchot zusammengestellt hat (XII, 317 A.), die dramatischen Parodien, von denen Desnoiresterres berichtet (l. c. II², p. 15 ff.), sind wohl nicht ohne Interesse. Voltaire fühlte sich durch den Sturm, der sich nach der ersten Ausgabe erhob und nach der holländischen

---

[1] Ibid., p. 365—367.

[2] Rousseaus Besprechung erschien nach Desnoiresterres (*Volt. et la société au XVIIIe siècle*, I², S. 463 A.) in der Haager Zeitschrift 'Le Glaneur historique' etc. am 6. April 1733, also zu einer Zeit, wo die Umarbeitung zwar im wesentlichen abgeschlossen gedacht werden mufs, aber Änderungen im einzelnen noch vorgenommen wurden (vgl. den Brief an Cideville von Mitte April, S. 334, Nr. 324). Dafs Voltaire gerade damals den Abschnitt über Rousseau umschrieb, zeigt schlagend eine Stelle aus seinem Briefe an Cideville vom 12. April (S. 333, Nr. 322). Hier führt er dieselben Verse aus einer Ode seines Widersachers an, über die er im 'Temple du Goût' spottet. (Voici le temps *Où les zéphyrs de leurs chaudes haleines Ont fondu l'écorce des eaux;* bei Rousseau, Ode VII des III. Buches steht: *Et les jeunes zéphyrs* etc., im 'Temple' *Car les jeunes zéphyrs* etc.). Dieses Zusammentreffen ist natürlich nicht zufällig.

[3] Vgl. darüber Crouslé, *La vie et les œuvres de Voltaire*, Paris 1899, I, 100.

[4] Faguet, *Dix-huitième Siècle*, p. 242, sagt mit Bezug auf seine Äufserung über die familiären Ausdrücke in Bossuets Leichenreden u. a.: *Voltaire n'a pas cessé d'avoir de ces singulières délicatesses et de ces étranges dégoûts. En littérature aussi c'est un gentilhomme, certes, mais trop récemment anobli, et il est plus intraitable qu'un autre sur la noblesse.*

[5] *Ce* Temple du Goût *a soulevé tous ceux que je n'ai pas assez loués à leur gré, et encore plus ceux que je n'ai point loués du tout; on m'a critiqué, on s'est déchaîné contre moi, on a tout envenimé.* Brief an Thieriot, 1. Mai 1733; S. 337, Nr. 328.

wiederholte, so verletzt und bedroht, daſs er für ein freundliches Urteil wie das des Abbé Prévost (*le tendre et passionné auteur de* Manon Lescaut[1]) doppelt dankbar war. Da der allgemeine Eindruck ungünstig gewesen zu sein scheint, so wird man auch nicht viele Nachahmungen finden. Ich weiſs nicht, ob schon jemand auf eine hübsche Epistel[2] von Johann Peter Uz hingewiesen hat, 'An Herrn Hofrat C* [Christ]', wo auch das Heiligtum, in das der Dichter eintritt, zum Schauplatz von Kämpfen wird, die Kritik (als solche nicht geradezu bezeichnet, aber kenntlich) und 'der Gott des guten Geschmacks auf einer leuchtenden Wolke und so, wie ihn Voltaire gesehen',[3] ihre Entscheidungen treffen, ein paar Einzelheiten geradezu übereinstimmen.

Heute werden der Wert und die Wichtigkeit des 'Temple du Goût' eher übertrieben als unterschätzt. Es ist das Recht und der Reiz einer solchen Schrift aus einer solchen Feder, Literatur und Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft zu besprechen oder zu streifen, Altes und Neues, Bleibendes und Nichtiges bunt zu mischen; aber es ist nicht zu leugnen, daſs die leitenden Gedanken, die bei dieser Mannigfaltigkeit eine innere Einheit herstellen müſsten, nicht klar genug hervortreten. Die Lebendigkeit der Erzählung und der sprühende Witz werden stets erfreuen, und doch darf man keinen Vergleich mit dem 'Pauvre Diable' ziehen, dessen Satire viel freier, sicherer, vernichtender ist. Die Urteile über die Gegenwart sind nicht immer von der Überzeugung, sondern auch von Schmeichelei und Brotneid eingegeben; die Urteile über die Vergangenheit sind nur zum Teil bedeutsam oder prägnant, freilich in ihrer Gesamtheit unentbehrlich für die Entwickelung der Auffassung, die im Siècle de Louis XIV ihren vollendetsten Ausdruck erhalten sollte.

Breslau. Alfred Pillet.

Dr. Milosch Triwunatz, Guillaume Budé's De l'institution du prince, ein Beitrag zur Geschichte der Renaissancebewegung in Frankreich. Erlangen 1903. pp. XV, 108.

Questa memoria, scritta con molto garbo, esamina la principale opera francese del sommo Ellenista e racconta, per sommi capi, la vita di lui. Potrà parere a taluno che codesta biografia di oltre 30 pag. sia, in qualche modo, dannosa all'economia di un lavoro, di modeste proporzioni, ma l'opera del B. si ricollega troppo intimamente alla vita sua, perchè sia possibile il discorrere dell'una senza tenere parola dell'altra. D'altra parte, il Dr. Triwunatz non si limita a riferire quanto altri asserì; egli, con nuove ricerche e con argute osservazioni, rischiara vari punti oscuri o controversi, a cominciare dal giorno della nascita dell'umanista, ch'egli poi segue nelle lotte feconde pel rinnovamento intellettuale della patria sua. Il carattere morale del Budé è tratteggiato con mano sicura. Infatti, oltre alle *Annotationes in Pandectas*, oltre allo studio *De asse*, al *De contemptu rerum fortuitarum*, al trattato *De philologia* e via dicendo, il B. attese, con particolare amore e con dottrina davvero straordinaria pel tempo in cui visse, all'incremento della coltura classica, giovandosi di tutta l'influenza ch'egli, vecchio cortigiano, poteva avere sull'animo del giovine re. Il *Collège de France* — così asseriscono concordemente il Lefranc nella sua *Histoire du Collège de France* ed il Boissier, in un articolo del *Journal des Savants* (Marzo, 1893, p. 173) — è in grandissima parte opera del Budé e la più grande biblioteca di Parigi sorse pure, in parte, per impulso suo.

---

[1] An Thieriot, 28. Juli; S. 368, Nr. 355.

[2] Gedruckt in: *Sämtliche poetische Werke von J. P. Uz*, hrsg. von A. Sauer, Stuttgart 1890, S. 362 ff. (*Deutsche Literaturdenkm. d. 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken*, hrsg. von B. Seuffert, 33/38).

[3] S. 370 = Beuchot XII, 341.

Nè a questo il B. limitava la propria attività. Egli protesse vari eruditi, incoraggiò dotte ricerche e servì il suo principe anche in delicati uffici, come quando nel 1515, col grado di ambasciatore, visitò l'Italia e Leone X. Ed è a questo proposito che il Guicciardini ebbe a dire di lui: 'huomo nelle lettere humane così Greche, come Latine, di somma e forse unica eruditione tra tutti gli huomini de' tempi nostri.'

Fu un vero sforzo per il B. quello di scrivere *l'Institution du prince* in francese, ma malgrado i molti elogi da lui prodigati alla coltura di Francesco I°, egli capiva bene esser quello il modo più spiccio per farsi capire da lui. Il padre delle lettere francesi aveva molta riverenza per la lingua di Cicerone, ma non intendeva veramente bene che il francese[1] Forse il Dr. Triwunatz avrebbe potuto esaminare le relazioni d'antecedenza e di discendenza che l'opera del B. potrebbe avere avuto con scritti italiani o francesi del genere. Egli ha creduto invece di fissare la sua attenzione soltanto sulla *Institutio principis Christiani* di Erasmo e sul *Principe* del Machiavelli.[2] Con quest'ultima opera, *l'Institution* del Budé non ha, a mio credere, alcuna intima relazione nè parmi si possa asserire col Triwunatz che lo scrittore francese avesse il senno pratico del segretario fiorentino (pag. 67). Il B. era grande erudito, molto più erudito del Machiavelli, ma a lui facevano difetto le doti dello statista italiano, che col principe o con la repubblica, col popolo o con la tirannide, mirava a comporre ad unità le sparse membra della patria.

Pur tenendo conto della diversità degli intenti, *l'Institution* non esce dalla solita categoria di una raccolta di esempi, per ammaestramento di principi, raccolta alquanto disordinata, con frequenti ripetizioni e di cui la sagezza e la dottrina appartengono ad altri tempi e ad altri uomini. L'utile diretto che Francesco I° poteva trarre da codesto libro è per lo meno assai discutibile, nè credo certamente che la lettura sua gli procurasse grande diletto.

Il B. parte dal concetto di Platone che la filosofia debba essere inseparabile dall'uomo di stato, quindi il principe modello sarà filosofo o consigliato da filosofi. In altri termini, Alessandro non potrà essere Alessandro senza il consiglio di Aristotile. Il sovrano sarà pertanto versato negli studi classici e conoscerà il greco ed il latino, indispensabili a chi governa i popoli (p. 30).[3] Solo dagli antichi s'impara la scienza della vita e per questo saranno familiari al giovine monarca di 'heureux et nouveau nom', le lettere sacre, Omero, Aristotile, Plutarco, Orazio, Cicerone, Sallustio, Quintiliano ed in particolare modo Tito Livio. Dell'educazione fisica e dell'arte della guerra non è tenuto parola. Dell'autorità del sovrano ha il B. un concetto assoluto. Se questi è buono ed accorto, tanto meglio per i sudditi; se malvagio od inetto è segno che Dio ha voluto punire i popoli, i quali non possono far altro che curvare la fronte al suo volere. 'Il n'appartient qu'à Dieu d'en faire le jugement (del principe), par ce qu'ilz ne recongnoissent aulcun superieur que luy' (p. 22). Quale differenza

---

[1] Francesco I° non mancava però di una certa coltura. Benvenuto Cellini, nella sua *Vita*, riferisce per es. (ed. Le Monnier, 1886. L. 11, p. 301) che il Re parlava italiano, con molta disinvoltura, ma non correttamente. D'altra parte alla corte francese vissero troppi uomini dotti, in principal modo italiani, perchè dal loro conversare il giovine principe non dovesse trarre qualche profitto. L'esempio stesso della sorella, Margherita di Navarra, doveva incitarlo all'amore delle lettere e dei letterati. A questi ultimi, tutti sanno, quanto egli siasi mostrato generosamente favorevole.

[2] Il Dr. Triwunatz ricorda, è vero, i trattati di Enea Silvio Piccolomini, del Filelfo e di Francesco Patrizii, ma forse un esame comparativo dei vari sistemi sarebbe stato opportuno e ad ogni modo il nominarli soltanto è troppo poca cosa.

[3] Seguo, nelle citazioni, l'edizione L'Arrivour, Parigi, 1547.



con le teorie liberali di tanti scrittori francesi del XVI° sec.! Il Bossuet ripeterà gli stessi concetti a Luigi XIV° e farà sue le minaccie del B. ai principi malvagi su cui veglia Iddio e di cui sarà fatta giustizia 'ce dernier jour si espouvantable, auquel se manifesteront publicquement et seront declairées les perverses sentences et opinions, tant des grands Prelats que des Princes, qui auront abusé de leur authorité' (pag. 18). Di questa espiazione lontana, il segretario fiorentino, che di diavoli non conosceva che Belfagor, avrebbe riso proprio di cuore! A me pare che il Dr. Triwunatz dovesse tenere conto dei contrasti fra le varie teorie del tempo intorno alle relazioni fra popolo e sovrano, per constatare che col B. si faceva un passo indietro e per mettere anche, in maggiore evidenza, le ragioni segrete, buone od interessate, che trassero il B. a comporre la sua *Institution*. Certo il grande Ellenista mirava, con questo scritto, ad indurre Francesco I° a mostrarsi sempre più propizio agli studi: 'Quand il vous plaira y remedier, vous fairez retourner en France l'honneur des bonnes et elegantes lettres' dice egli al suo principe, dandogli ampia lode di avere 'introduict la langue grecque' nel palazzo da lui eretto alla sapienza. Tuttavia nel concetto ch'egli ripete sovente 'l'esperance de touts les sçavants est remise sur vostre infinie Liberalité' (p. 34) si può, senza troppa malizia, intravvedere minor disinteresse di quello che i lettori, di buona fede, potrebbero supporre di primo acchito. Gli elogi del Re — e il Dr. Triwunatz l'ha osservato in nota — sono davvero eccessivi e ricordano talune dediche dell'Aretino. Francesco I° fu certamente bello, ma non per questo appare conveniente che il B. esalti, ad ogni istante '(sa) belle taille, stature, grandeur de corps, habitude de beaulté, de forme et traicts du visaige', l'eleganza delle sue mosse e quell'ingegno di cui dà prova anche 'quand (il est) a son (disné) ou souppé.' Insomma Dio dandogli tanta avvenenza 'dexterité et agilité' e 'la taille heroicque' nonchè profondo ingegno, mirabile facondia e virtù straordinarie, s'è mostrato 'chiche ... envers les aultres hommes et envers (lui) presque prodigue', tanto che il B. non dubita di concludere 'et pense, qu'en toutes ces choses, vous surmontés touts les Princes et Roys de l'Europe' (p. 40).

Ma ahimè! a tanto nobile entusiasmo pel suo signore il B. fa seguire talune considerazioni e mal larvate richieste, che ne guastano un tantino la spontaneità. Egli ricorda i propri studi ed i servigi mal ricompensati e per quanto sia 'maistre des Resquestes, Conseiller du Roi, secretaire et maistre de sa librairie', lagnasi apertamente della sua condizione, la quale, Dio sa da quanti era allora invidiata! 'Mais me suis advisé de ce faire, pour me donner plus à congnoistre à vostre sacrée Majesté, qui suis l'un de vos treshumbles et tresobeïssants subjects et serviteurs domesticques *petitement qualifié*, et *legierement chargé de tiltres:* et neantmoins, prest et appareillé de vous faire entier service ...' Mi pare che non si potrebbe parlar più chiaro, e la richiesta produce uno strano effetto, dopo gli elogi dal B. prodigati al sublime disinteresse degli antichi ed al loro disprezzo per gli agi, le ricchezze e gli onori.

Del resto, nell'ipotesi che il Re sia un po' duro d'orecchio, l'abile cortigiano cerca tutti i modi per farsi ben capire. Isocrate vendette una orazione per venti talenti di Atene 'qui sont en vostre monoye, douze mil escuts à la coronne. Car chascun Talent atticque, valoit autant que six cents escuts.' Ma oggi, se non ci fosse Francesco I°, le arti e i loro maestri potrebbero morir di fame (p. 48). 'L'on trouve un escript autentic, que Virgile avoit en vaillant cent fois de sesterces, qui est à dire, à la maniere de compter pour lors, cent fois cent mil petits sesterces. Laquelle somme reduicte à vostre monnoye, vault deux cents, cinquante mil escuts coronne' (p. 51). Ed ora, in questi tempi ingrati ecc. ecc.! Ottavia sorella di Augusto 'commanda que pour chascun metre et line desdicts vers (de Virgile) ..., on luy donnast dix mil petits sesterces, qui vauldroient aujourdhuy, deux cents cinquante escuts coronne' e perchè il prin-

cipe non si confonda a tirar la somma, il B. aggiunge: 'Or y avoit-il vingt deux vers et lines: parquoy, la somme estoit grosse, et au dessus de cinq mil escuts' (p. 53). Alessandro fece dare a Perillo dieci talenti 'comme si l'on disoit aujourdhuy de six mil escuts' (p. 97); Archelao di Tracia regalò ad Euripide 'une couppe d'or de grand prix et valeur' (p. 111) e Temistocle poi ottenne dal re di Persia quelle immense ricchezze che tutti sanno.

In somma Francesco I° non potrà dire, dopo la lettura della *Institution*, di non sapere come regolarsi per ricompensare chi gli rende tanto segnalati servigi e il B. aggiunge il suggerimento di scegliere, per consiglieri intimi, solo uomini fidati, di grande dottrina letteraria, grecisti insomma e latinisti di vaglia, evitando di lasciarsi trarre in inganno da coloro che hanno molta apparenza e poca sostanza. Senza malignare, quasi quasi si indovina il consigliere da presceglierc, quello che l'opera tutta ha messo così in evidenza.

Malgrado codeste mende, d'ordine più morale che letterario — ed ai piccoli difetti dei grandi bisogna pure non mostrarsi troppo severi — l'opera del B. ha sommo valore umanistico e completa, in certo qual modo, la celebre lettera di Gargantua a Pantagruel, quell'inno al Rinascimento ed al fiorire della nuova vita intellettuale. M'affretto ad aggiungere che il Dr. Triwunatz che ha trascurato di notare questo carattere del B. ha svolto il resto del suo tema con sobrietà e dottrina e ch'egli ha pur fatte pregevoli osservazioni sulla lingua del suo scrittore. Forse però gli è sfuggito che il B. qua e là pecca di taluni secentismi, il che non deve farci meraviglia in un tempo in cui il Du Bartas — per citare uno fra i molti — discorreva nella sua *Sepmaine*, delle mani 'chambrières de la nature', dell'erbe 'cheveux de la plaine' e delle stelle 'les chandèles du ciel'. Il B. non giunge a tanto, ma si diverte con bizzarre immagini. 'Un homme de cœur et de cervelle ne se doibt point tirer en la Chancellerie de paresse, pour obtenir prorogation et dilations ...' (p. 72). E continua con simili fioriture della *langue de palais*. Ma sono difettucci anche questi di non molto conto e nel suo assieme l'opera del Budé è ancor oggi degna dell'attenzione degli studiosi.

Torino. Pietro Toldo.

Jul. Riegel, Pädagogische Betrachtungen eines Neuphilologen. Ein Beitrag zur Schulreform. Köthen, Otto Schulze, 1903. VII u. 52 S. Groſs 8.

Der Verfasser ist ein bayerischer Realschullehrer (aus Nürnberg); was er sagt, kann man aber auch in Preuſsen mit Interesse lesen. Er spricht zunächst über die Methode des neusprachlichen Unterrichts vom Standpunkte des Reformers, dann über das Lehrbuch, die Schüler, das Haus und die Schule, die Lehrer, das Lehrerkollegium, die Aufsichtsorgane (Rektor und Prüfungskommissär) und die Lehrpläne und Prüfungsbestimmungen. Was er sagt, ist nicht gerade neu und blendend, wird aber verständig und mit warmer Begeisterung für die Sache vorgetragen. Interessant ist, daſs der Verfasser auf S. 15 dafür eintritt, daſs auf sechskursigen höheren Schulen der Betrieb der fremden Sprachen einige Jahre später als jetzt üblich seinen Anfang nehme. Bekanntlich tut das jetzt bereits die Berliner Realschule im Gegensatz zu dem Lehrplan der übrigen preuſsischen Realschulen. 'Die dadurch frei werdenden Stunden wären hauptsächlich der Ausbildung und Vervollkommnung der Zöglinge im Deutschen zu widmen. Sicherheit, Gewandtheit und Ausdrucksfähigkeit in der Muttersprache, sowie gründliches Verständnis ihrer Sprachgesetze erwiesen sich stets als eine höchst schätzenswerte Grundlage für den neusprachlichen Unterricht ...' Dieser zweifellos richtige Gedanke leitete ja auch den Geheimrat Bertram bei der Ausarbeitung des Lehr-

planes der Berliner Realschulen. Die Voraussetzung ist allerdings ein aufserordentlich kräftiger und verständnisvoller Betrieb des Deutschen in den beiden unteren Klassen; sonst würden die Gegner recht behalten, welche das Erlernen einer fremden Sprache gerade für das jugendliche, zu Gedächtnisübungen geneigte und geeignete Alter von neun bis elf Jahren nicht missen wollen.

Am Schlusse seiner Schrift macht der Verfasser eine Reihe von Vorschlägen, die wunderschön sind, aber zum Teil doch wohl noch recht lange auf Erfüllung werden warten müssen. So z. B. die Forderung, dafs die Maximalzahl der wissenschaftlichen Unterrichtsstunden für die Schüler vierundzwanzig in der Woche nicht übersteige. Wenn das so leicht zu machen ginge! Die Berliner Realschulen haben in den beiden obersten Klassen die hohe Zahl von neunundzwanig wissenschaftlichen Wochenstunden! Nur in Bezug auf die Pausen scheinen die Preufsen den Bayern voraus zu sein; die vom Verfasser aufgestellte Forderung von fünfzehn Minuten nach je zwei Unterrichtsstunden und sonst zehn Minuten nach jeder Stunde ist schon bei uns Vorschrift.

Berlin. Emil Penner.

Elise Wilm, Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Mädchenschule und Seminar. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Schüler. Halle a. S., Gebauer-Schwetschke, 1903. 56 S. gr. 8.

Es ist ein zweifellos richtiger Gedanke, der dem Büchlein zugrunde liegt. Wer wollte dem lernenden Geschlecht die Hilfe versagen, die sich im Erkennen und Verstehen findet, und es nur aufs Erlernen verweisen? Die Verfasserin stöfst daher offene Türen ein, wenn sie im Vorwort und einem dem Schriftchen beigefügten, 'zur gefälligen Benutzung' überschriebenen Waschzettel Anhänger für ihre Ideen wirbt. Jeder philologisch gebildete Lehrer beiderlei Geschlechts wird schon seit lange sich und seinen Schülern nicht die Freude versagt haben, ihnen die Gründe für sprachliche Erscheinungen auseinanderzusetzen und gewisse Kapitel der Grammatik miteinander zu vergleichen. Oft genug ist darüber gesprochen und geschrieben worden, wie weit man in seinen philologischen und etymologischen Exkursen vor der Klasse zu gehen habe, und der in seiner Deutungsfreudigkeit schwelgende junge Lehrer wird später oft genug sich gesagt haben, dafs erst in der Beschränkung sich der Meister zeige. Geht die Verfasserin des vorliegenden Büchleins scheinbar über die Grenzen der Schule hinaus, so soll ihr daraus kein Vorwurf gemacht werden, denn sie will ihre Schrift ja ausdrücklich für Lehrer und reife Seminarschülerinnen geschrieben haben, und denen kann ja auch ein bifschen 'Viel' nicht schaden.

Kann ich mich so mit dem Grundgedanken des Buches einverstanden erklären, so kann ich es nicht mit der Art der Ausführung. Die Hauptkapitel sind die vergleichende Flexionslehre der Wortklassen, Ableitung und Zusammensetzung im Französischen und Englischen, Geschichte dieser beiden Sprachen. Erstens wimmelt jede Seite von Druckfehlern, und dann ist vielfach, namentlich in den beiden Kapiteln über Ableitung und Zusammensetzung, der Stoff ohne Sichtung, ohne Klarheit nebeneinandergehäuft. Die Druckfehler aufzuzählen, kann mir nicht zugemutet werden; aber meine zweite Behauptung möchte ich durch einige Beispiele beweisen. Man nehme S. 16: Ableitung und Zusammensetzung im Französischen.

A. *Volksetymologie*,
B. *Entlehnung aus fremden Sprachen (Fremdwörter)*,
C. *Gelehrte Bildung (Lehnworter)* (Neue Seite).
  A. *Formwandel.*
  B. *Bedeutungswandel.*

A. Formwandel.

I. Volksetymologie (Vor- und Nachsilben).
I. Vorsilben ...

Abgesehen davon, dafs man unter 'Volksetymologie' etwas anderes versteht, als was die Verfasserin meint, mufs ich sagen, dafs mir etwas so Verworrenes von Disposition noch nicht vor Augen gekommen ist. — Auf S. 18: II. *Zusammensetzung*, S. 20: III. *uneigentliche* (?) *Ableitung*, a) *ohne Änderung, Übergang in eine andere Wortklasse oder Stamm, z. B. rose Subst. < Adj., appeler < appel.*

Wer in aller Welt soll das verstehen? Eine Nr. b fehlt ganz. — S. 26:

B. Bedeutungswandel.

1. *Teil für Allgemeinheit: bâtiment für navire, homme für être humain.*
2. *Singular für Plural und umgekehrt: pied, fers.*
3. *Ursache für Wirkung oder umgekehrt: effort.*

— —

7. *Uneigentlicher Sinn: cornet, corne.*
8. *Rayonnement und enchaînement: racine; mouchoir* — -*de cou* etc. *chasser un domestique, être à cheval sur un âne* ...

Ich frage wiederum: Wem und wie soll das nützen? Diese Beispiele könnte ich noch reichlich vermehren. Aber abgesehen von dieser verfehlten, unübersichtlichen und schiefen Art der Darstellung wäre es wohl im Interesse der Lernenden gewesen, wenn möglichst beide Hauptsprachen in Bezug auf 'Ableitung und Zusammensetzung' gleichlaufend behandelt worden wären; so, wie es ist, macht es den Eindruck, als ob zwei verschiedene Verfasser die beiden Sprachen verarbeitet hätten.

Am leidlichsten ist noch die 'Geschichte des Französischen bezw. Englischen' ausgefallen. Aber auch hier ist Unübersichtlichkeit mehrfach zu tadeln. Die Verfasserin wird ihr Buch doch recht sehr überarbeiten müssen, ehe es brauchbar und empfehlenswert wird; in der vorliegenden Form beweist es, dafs nicht immer, wie sie zweimal (S. 36 und S. 53) anführt, 'inter folios fructus' sich finden.

Berlin. Emil Penner.

Otto E. Dickmann und Joseph Heuschen, Französisches Lesebuch für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1902.

Die Verfasser wollen mit diesem Bändchen eine Brücke schlagen zwischen dem Lesestoffe der gangbarsten Schulgrammatiken und der Lektüre zusammenhängender Werke. Es sind nur Prosastücke aufgenommen, und das Buch wird daher manchem Kollegen in den Mittelklassen als Ergänzung zu der Gedichtsammlung von Gropp und Hausknecht willkommen sein.

Der Inhalt ist sehr vielseitig, zum grofsen Teil in deutschen Büchern dieser Art unbenutzt und meist gut dem Verständnis der in Betracht kommenden Unterrichtsstufe angepafst.

An eine Reihe kürzerer Erzählungen, von denen einige recht drollig sind, schliefsen sich Charakterbilder, bei denen auch andere als La Bruyère zu Worte kommen, eine kleine Auswahl berühmter Briefe, ein paar Dialoge, eine Folge guter historischer Darstellungen, in denen einige bedeutende Persönlichkeiten und Ereignisse, z. B. der Krieg von 1870/71, behandelt werden, dann führen ein paar geographische Charakterbilder den Schüler in das Land Frankreich hinein, und gern werden auch kleinere Aufsätze von Buffon u. a. über die uns vertrautesten Tiere und die Hauptnahrungsmittel gelesen werden. Den Schlufs macht eine reiche

Auswahl von französischen Sprichwörtern mit der entsprechenden deutschen Wendung gegenüber.

So erklingt die französische Prosa dem Schüler in allen Registern, von der edlen, breiten historischen Darstellungsform herab bis zu der nervös, in Interjektionen und Ellipsen herausgestofsenen alltäglichen Rede.

Es seien mir aber im Interesse des Buches auch einige Ausstellungen gestattet.

Zu dem Bilde französischen Geistes- und Gemütslebens, das uns darin aufgerollt wird, gehört nicht die Weltweisheit eines Tolstoi oder Jefferson. Ihnen könnte hier das Wort entzogen werden.

In der Absicht, dem Schüler mit diesem Buche auch einen sittlich bildenden Freund zu geben, haben die Verfasser einzelne Stücke aus französischen Schulmoralbüchern entnommen. Hier scheint mir die Wahl nicht immer glücklich; denn diese Literatur gehört zu dem Ödesten und Unfruchtbarsten, ja Unwahrsten, das in Frankreich geschrieben wurde und wird. Unsere Schüler können dieses künstlichen Ersatzes für den Religionsunterricht entbehren. Ich möchte den alten Arbeiter kennen lernen, der, wie der Vater Rémy (S. 33), sofort seine Pfeife zerschellt, wenn man ihm vorrechnet, dafs er, bei Unterdrückung seines Tabakverbrauches von 1 Sou täglich, 18 Franken im Jahre mehr für den Unterhalt seiner Familie anwenden könnte.

Auf S. 32 wird ein Trinker dadurch bekehrt, dafs ein Rechenkünstler ihm vorrechnet, er habe bei 2 Franken täglichen Lohnes in 30 Jahren 15 000 Franken infolge seiner Leidenschaft verloren. Sollen durch ein derartiges Lesestück unsere Schüler zu Antialkoholikern erzogen werden, so ist der Erfolg durch ein anderes (Au bivouac, S. 41) sehr gefährdet; denn hier macht der Wein (la liqueur inspiratrice des propos joyeux) die alten Soldaten beredt und läfst sie den Rekruten am Lagerfeuer tief in die Nacht vom Ruhm ihres Regiments erzählen.

Wie wird sich danach der Schüler zu der Alkoholfrage wohl stellen?

Auch manches andere Stück würde man gern vermissen. S. 5 f. hinterläfst ein übrigens nicht sehr wahrheitsliebender Vater, dem es ähnlich wie Lear gegangen war, seinen Söhnen in einem Geldkasten einen Hammer und einen Zettel mit folgendem Vermächtnis: Je lègue ce marteau pour casser la tête du père insensé qui, ayant donné tous ses biens à ses enfants, comptera sur leur reconnaissance. Gehört diese Menschenverachtung in unsere Mittelklassen?

Ebensowenig wenden sich an die Jugend die Vorwürfe Legouvés (S. 13): Oh! on n'étudie pas assez les enfants! On traite trop leurs sentiments de puérilités! etc.

Befremdet hat mich etwas Gaspard S. 18 f. Das Stück behandelt die rührende Waffenbrüderschaft eines Franctireurs und eines Wolfes, die beide ohne ersichtlichen Grund von zwei preufsischen Husaren erschossen werden. Bitter fügt der Franzose hinzu: Les Allemands s'éloignèrent, satisfaits de leur double victoire. Der edle Franctireur ist aber doch nicht tot, und seine erste Sorge ist, bevor er selbst von Landsleuten, die ihn am Abend finden, Hilfe annimmt, seinem für ihn gefallenen treuen Wolf ein ehrenvolles Soldatenbegräbnis zu verschaffen. Bei der sentimentalen Tiergeschichte kommen die grausam tötenden Deutschen schlecht weg. Dem Stücke fehlt der unparteiliche Charakter, der sich z. B. in der Darstellung des deutsch-französischen Krieges S. 142 ff. angenehm bemerkbar macht. Daher mufs diese Wahl als ein Mifsgriff bezeichnet werden.

Auch sonst könnten einzelne Ausschnitte geschickter gemacht sein. Die kleine Erzählung 'Le pinceau du Titien' S. 2 f. mufs den Schüler zu glauben verleiten, dafs A. de Musset der Sohn Titians ist. Bei der niedlichen Scene: 'La pendule cassée' wird mit Bedauern ein Abschlufs vermifst werden, ebenso bei 'Lisette' S. 52 ff.

Die Anmerkungen sind meist knapp und sachlich. Auszusetzen habe ich folgendes:

2, 13 warum nicht *Le* Titien?

22, 7 un chien regarde bien un évêque scheint mir nicht gut erklärt mit 'auch der Höchststehende darf es nicht übel nehmen, wenn ein Geringerer sich an ihn wendet.'

48, 14 die Bourbonen 'wieder herzustellen' ist unschön.

76, 5 'Die Mette wird von den klösterlichen Genossenschaften auch während der Nachtzeit gemeinsam gebetet' ist unklar.

131, 22 ist nicht ganz zutreffend, da die beiden Flügel der Tuilerien wieder hergestellt sind.

131, 32 lehrt, dafs Voltaire allein die grofse Revolution durch seine Schriften vorbereitete, obwohl die folgende Anmerkung über Rousseau dies einschränkt.

133 wird nur durch das Stück selbst verständlich, ist daher in dieser Form überflüssig.

141, 8 Der General Bertrand war neben Gourgaud, Las Cazes u. a. wohl bei der Überführung des Sarges Napoleons zugegen, die Mission war aber eigentlich dem Prince de Joinville, dem dritten Sohne Louis Philippes, übertragen, der sie auch ausführte.

143, 8 die Kaiserin Eugenie als Marie de Guzman zu bezeichnen, ist zum mindesten ungewöhnlich.

150, 26 verstehe ich nicht. Die Anmerkung erweckt falsche Vorstellungen.

150, 32 Notre Dame heifst nur für einen Nicht-Pariser Notre Dame de Paris. Dafs ihr Stil den Übergang aus dem romanischen zum gotischen zeige, ist zu viel gesagt.

150, 34 die Anmerkung über die Sainte-Chapelle ist vom heutigen Standpunkt aus unglücklich gefafst.

150, 35 ist falsch. Danach soll die Préfecture de Police, die im Text erwähnt wird, ein Teil des Palais de Justice sein.

151, 5 Le jardin des Plantes ist nicht zutreffend als der bedeutendste 'zoologische' Garten von Paris bezeichnet.

151, 26 Le palais du Trocadéro. schlechthin einen Palast zu nennen, führt irre.

151, 33 St. Eustache würde ich nicht als 'ein hervorragendes Denkmal der Renaissance' ansprechen.

151, 34 ist auch unklar. Danach müfste der Barockstil dem 16. Jahrhundert angehören.

Das Buch ist sauber gedruckt. An Druckfehlern fielen mir auf: S. 9, 27 vous; S. 23, 33 Tope; S. 36, 1 par; S. 196 Jefferson † 1826; S. 199 Mac-Mahon † 1883; S. 217 zu 169, 21 seiner. Bei den Sprichwörtern ist mehrfach die alphabetische Reihenfolge gestört. Zu 75, 16 bemerke ich, dafs Mme de Pressensé vor etwa drei Jahren gestorben ist.

Somit dürfte für eine zweite Auflage, die dem Buche bald zu wünschen ist, noch manche Besserung möglich sein.

Berlin. Max Kuttner.

Französisches Lesebuch von Dr. Heinrich Lüdecking. Zweiter Teil. Für mittlere und obere Klassen. Elfte, nach den neuen Lehrplänen und Bestimmungen eingerichtete und vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelang, 1901. 338 S. gr. 8. In Ganzleinen geb. Mk. 3,50.

Wenn die Verlagshandlung in einem Begleitzirkular zu vorliegendem Buche in sehr zuvorkommender Weise darauf aufmerksam macht, dafs ihm neben anderen Vorzügen der Lüdeckingschen Lesebücher auch verständige Wahl nach einem sorgfältig angelegten Plane zuerkannt werden müsse, scheint mir dieses Lob doch nur in sehr bescheidenem Mafse zu-

treffend zu sein. In sieben Abteilungen folgen sich Erzählungen, Bilder aus dem Natur- und Volksleben, Geschichte, Briefe, Abhandlungen und Reden, Vermischtes und endlich Gedichte, und wenn gegen diese Reihenfolge auch nichts einzuwenden ist, bedurfte es doch keines besonderen Aufwandes von Sorgfalt, um diesen Plan anzulegen. Daſs in einzelnen Abteilungen, wie Geschichte, Briefe, Gedichte, die gebotenen Stücke chronologisch geordnet sind, versteht sich auch von selbst, während ich in anderen, wie Erzählungen, Bilder aus dem Natur- und Volksleben, einen Plan nicht zu entdecken vermag. Dagegen gebe ich gern zu, daſs die Wahl der Lesestücke im ganzen eine sehr gute ist, und es muſs dem Buch als Vorzug nachgerühmt werden, daſs auch die moderne Literatur in verständiger und taktvoller Weise berücksichtigt ist. So wird z. B. die Szene aus den Straſsenkämpfen der Pariser Kommune von P. Bourget die Schüler unzweifelhaft zu fesseln vermögen, und die Fragmente aus den Werken von Anatole France, Zola und Brisson in der zweiten Abteilung bieten ihm ein ebenso anschauliches Bild von Paris und einigen Gegenden von Frankreich als gewisse nur dieses Ziel verfolgende Lesebücher, deren Bearbeiter ihre Beiträge bei nicht immer sehr empfehlenswerten Schriftstellern gesucht haben.

Was die Briefe betrifft, finden sich deren verhältnismäſsig ziemlich viele von Napoleon und Josephine, und es scheint mir, daſs einige derselben, besonders No. 15, ohne Schaden weggelassen und durch solche neueren Datums und auch allgemeineren Inhalts ersetzt werden könnten. Auffallend ist, daſs zu No. 16, wo Napoleon an Josephine schreibt: 'Je conçois tout le chagrin que doit te causer la mort de ce pauvre Napoléon' keine Anmerkung Aufschluſs gibt, um wen es sich handelt. Gemeint ist unter dem 'pauvre Napoléon' der Sohn König Ludwigs von Holland und der Hortense, Napoléon Louis Charles, der am 5. März 1807 (aus diesem Jahre ist auch der Brief) starb und der ein Enkel von Josephine war. Von Interesse für die Literaturgeschichte sind die Briefe von Madame de Staël, Chateaubriand und Béranger. Bei dem von Chateaubriand an Karl X. sollte das Datum nicht fehlen.

Recht ansprechende und Geistes- wie Gemütsbildung der Schüler fördernde Stücke finden sich in den Abteilungen 5 (Abhandlungen und Reden) und 6 (Vermischtes), wenn sie auch etwas bunt durcheinander gewürfelt sind. Weniger glücklich ist der Herausgeber in der Auswahl der Gedichte, unter denen sich mehrere minderwertige finden, während andere bekannte Dichter, besonders moderne, zu wenig berücksichtigt sind. Sehr zu tadeln ist es, daſs unter dem Titel 'Les deux Iles' die acht Teile des bekannten Cyklus von Victor Hugo in willkürlicher Weise in scheinbar nur e i n zusammenhängendes Gedicht zusammengestoppelt sind, und zwar aus dem 4., 6., 7. und 8. Teil. Das gibt den Schülern eine ganz falsche Vorstellung, und sie werden sich wundern, wenn ihnen etwa später der ganze Cyklus zu Gesichte kommt. Auf jeden Fall sollte der Anfang des ersten Teiles: 'Il est deux îles dont un monde sépare les deux Océans' etc. nicht fehlen, und das beste wäre wohl, wenn Herr Lüdecking in einer späteren Auflage sich auf diesen e i n e n T e i l beschränkte, der doch ein Ganzes bildet.

Indem er die Anmerkungen an das Ende des Buches verwies, folgte der Herausgeber einer in neuerer Zeit aufgekommenen Mode, von der man vielleicht, wie von anderen in den Himmel erhobenen Neuerungen, nach einiger Zeit wieder zurückkommen wird und deren Vorzug gegenüber den früher üblichen Fuſsnoten ich nie einzusehen vermocht habe. Diese Anmerkungen sind etwas dürftig, und zwar sowohl nach der sachlichen wie nach der grammatischen und lexikalischen Seite. Seltsamerweise werden die meist allzu kurzen biographischen Notizen bald französisch, bald deutsch gegeben, so S. 326: Prosper Mérimé (sic!), Dichter und Schriftsteller, und: Taine, critique d'art et historien; S. 327: Théo-

phile Gautier, poète et critique français; Emile Zola, célèbre romancier, und: Ernest Renan, Orientalist und theologischer Schriftsteller etc. Einige biographische Notizen werden auch wiederholt, während auf andere zurückgewiesen wird. Etwas naiv wird S. 334 von Madame von Sévigné gesagt, sie sei berühmt durch ihre Briefe, welche acht Bände füllen (in der Ausgabe der Grands écrivains de la France sind es, wenn ich mich recht erinnere, zwölf). Dafs 'la jeune captive' von André Chénier zur Zeit, als ihr der Tod durch die Guillotine drohte, nicht mehr das 'schöne und junge Fräulein von Coigny' war (S. 337), wird dem Verfasser der Anmerkungen nicht unbekannt sein.

Während der Text der Lesestücke, die, was nicht zu billigen ist, mit deutschen Titeln versehen sind, im ganzen sehr korrekt ist (S. 59, 36 ist tître zu verbessern, und S. 96, 6 wird wohl auch nach Gautier Obergestelen und nicht Obergestein zu lesen sein), finden sich mehr Druck- und andere Fehler in den Anmerkungen. So S. 324: le Ballon de l'Alsace statt d'Alsace, le secret du maître Cornille statt de m. C., S. 335: Anne Louise Germain (statt Germaine) Necker, S. 331: Bussy-Rabotin statt Rabutin etc. Wenn zu S. 37, 37: 'Qu'est-ce que j'en tirerais de votre clair d'étoiles?' die Anmerkung gegeben wird: 'Das sonst unstatthafte en soll durch das nachfolgende de votre clair d'étoiles verdeutlicht werden', so heifst das doch die Dinge auf den Kopf stellen. In der Stelle S. 137, 21: 'On se doit bien charger de cette ribaudaille qui faillit au besoin' darf faillit im Zusammenhang wohl als historisches Perfekt aufgefafst werden.

Dafs dem Lesebuch kein Wörterbuch beigegeben ist, halte ich für richtig, da nach meiner Ansicht den Schülern wohl zugemutet werden darf, auch in dieser Beziehung selbständig zu arbeiten und mit Hilfe eines allgemeinen statt eines Speziallexikons zu präparieren. Aber gerade deshalb wäre es nötig, für Ausdrücke, die in kleineren Wörterbüchern, deren sich die Schüler oft bedienen müssen, gewöhnlich nicht angegeben sind, in den Anmerkungen eine Erklärung zu bieten, so für carabin (S. 57), pion (S. 58), lavange statt avalanche (S. 96) usw.

Alles in allem genommen und trotz der gemachten Ausstellungen, von denen vielleicht einige in einer späteren Auflage Berücksichtigung finden, sehe ich im Lüdeckingschen Lesebuch ein Lehrmittel, dessen Vorzüge seine Verbreitung rechtfertigen.

Solothurn. M. Gisi.

F. J. Wershofen: Frankreich. Realienbuch für den französischen Unterricht. Köthen, Otto Schulze, 1903. 224 S. 8.

Ein Realienbuch kann verschiedenen Zwecken dienen. Es kann ein Nachschlagebuch sein, dann mufs es den Stoff ausführlich behandeln; oder ein Lehr- und Lernbuch, dann mufs es den Stoff auf das Notwendigste zusammendrängen; oder es kann zur Lektüre dienen, dann mufs es bei aller praktischen Bedeutung literarisch wertvolle Gegenstände bieten. Das mir vorliegende Buch will sowohl zum Lernen wie zum Lesen dienen, wie mir scheint. Es enthält in einem 'Connaissances utiles' überschriebenen Teile von 26 Seiten eine Anzahl von Abschnitten, die für die Einprägung eines Wortschatzes bestimmt sind, auf etwa weiteren 30 Seiten eine kurze Geschichte Frankreichs, die nach der Art verfafst ist wie unsere Hilfsbücher für den Geschichtsunterricht in der Schule, ferner einige Gedichte, die bestimmt sind, in Prosa übertragen zu werden, Inhaltsangaben, Darstellungen aus der Kulturgeschichte, Reden, Beschreibungen, eine auf etwa 20 Seiten zusammengedrängte Literaturgeschichte und im Anhang eine Anzahl Synonyma. Man sieht, es handelt sich mehr um eine Chrestomathie denn um ein Realienbuch, mehr um ein Hilfsbuch, wie es Münch, *Zur Förderung des französischen Unterrichts* S. 98, verlangt. Der erste Abschnitt, welcher 'nützliche Kenntnisse' vermitteln will, ist in einigen

Teilen, soweit es sich um bloſse Aneignung von Vokabeln handelt, die in einen gewissen Zusammenhang gebracht sind, recht brauchbar, doch glaube ich, daſs alle Versuche, solche Stoffe zu einer anregenden Lektüre zu gestalten, an der Unmöglichkeit scheitern, alle möglichen Ausdrücke über Speisen, Teile des Hauses, Möbel, Krankheiten in einen einigermaſsen natürlich klingenden Zusammenhang zu bringen. Man wird über trockene Aufzählungen nicht hinauskommen und tut wohl am besten, sie als solche und nicht als eine anregende Lektüre zu bieten. Es ist gewiſs sehr gut, wenn der Lehrer für Sprechübungen Anhaltspunkte findet, aber die Gefahr liegt nahe, in dem Bestreben, das Nützliche interessant zu gestalten, weitschweifig zu werden, Selbstverständliches zu sagen oder mit Gegenständen, die dem französischen Unterricht fern liegen, die Zeit zu verbringen. Sollte nicht der Verfasser auch zuweilen in diesen Fehler verfallen sein? Man lese z. B. Abschnitt 8 über die Krankheiten. Wir finden hier ausführliche Definitionen von sain, santé, malade, médecine, chirurgie, hygiène, während doch solche Worte einfach als etwas allgemein Bekanntes hingenommen werden sollten.

Die Geschichte Frankreichs bietet Schülern der Oberklassen Gelegenheit, sich zu Hause auf Sprechübungen vorzubereiten, doch wünschte ich, sie enthielte keine Druckfehler. S. 45, wo von der Niederlage der Franzosen bei la Hougue (Hogue) gesprochen wird, müſste wohl la marine française statt notre marine gesagt werden.

Die Abschnitte, welche französischen Schriftstellern entnommen sind, scheinen mir meist gut ausgewählt zu sein. Mir hat besonders gefallen, daſs auch die militärische Beredsamkeit Napoleons und die zündende Überredungskunst eines Gambetta zu ihrem Rechte gekommen sind. Für die einzelnen Stücke wäre eine genaue Quellenangabe recht wünschenswert, dringend erforderlich aber eine sorgfältige Durchsicht des ganzen Buches zur Ausmerzung der zahlreichen Druckfehler. Der Anhang über Synonyma würde gröſseren Wert haben, wenn die Synonyma durch Beispiele erläutert würden. Sehr zweckmäſsig wäre es, wenn diese Beispiele vom Verfasser aus dem Realienbuch selbst zusammengetragen würden. Dann würde der Zusammenhang dieses kleinen Abschnitts mit dem Buche deutlicher sein. Dann würde das Buch auch Gelegenheit zu einem vortrefflichen, auf die Verstandesbildung gerichteten Unterricht bieten.

Gr.-Lichterfelde. Paul Selge.

Lou Cansounié de la Prouvènço, adouba pèr l'Escolo Parisenco dóu Felibrige. Avignon, Roumaniho, et Marsiho, burèu di publicacioun poupoulari [1903]. 116 S.

Diese für die Pariser Feliber-Vereinigung von dem Cabiscol J. Ronjat herausgegebene Liedersammlung wird, wie billig und recht, eröffnet und geschlossen von Fr. Mistral: eröffnet von dem Trutzlied Espouscado (1888), das A. Bertuch in der *Zeitschrift für franz. Spr. u. Lit.* XV, 267 bis 270 so schön übersetzt hat, und geschlossen von der Respelido (*chantée au banquet de la Santo-Estello* 1900), welche in der *Revue des langues romanes* (XLIV, p. 5) zu lesen steht. Zwischen diesen beiden Gedichten zu Ehren der provenzalischen Muttersprache liegt ein Kranz von dreiſsig Liedern, die alle mit ihren volkstümlichen Weisen oder Kunstmelodien wiedergegeben sind. Sieben an der Zahl sind die Poeten, gleichsam *li sèt felibre de la lèi:* Mistral, Roumanille, Aubanel, P. Arène, F. Gras, A. Marin und Ch. Riéu. Die meisten sind mit nur zwei, Marin mit drei, Aubanel mit sechs und Mistral mit neun Liedern vertreten. Dazu kommen vier Volkslieder, nämlich eine Serie Schnaderhüpfel, das Lied von den klappernden Holzschuhen (Lis esclop), das weitverbreitete Gedicht vom Eifersüchtigen, das Daudet im *Numa Roumestan*

p. 178 zitiert, und ein Noël, der freilich die geistliche Urheberschaft noch deutlicher verrät als andere seiner Art.

Der Herausgeber schickt, *pèr legi lou cansounié,* einige nur die Diphthonge betreffende Sprechanweisungen voraus, welche die Sänger, *avans de canta,* ausdrücklich zu lesen gebeten werden.

Da Mistrals Kunst bei uns der *santo vièio lengo de Prouvènço* viele Freunde zugeführt hat, so wird das schlichte Heftchen — *costo vint sòu* —, das in Mistrals Gefolge auch anderer provenzalischer Dichter Wort und Weise bringt, gewiſs manchem willkommen sein. H. M.

Dr. L. Donati: Corso pràtico di lingua italiana per le scuole tedesche (Grammàtica — esercizi — letture). Zurigo, Orell Füssli, 1902. 8°. IV, 336. Geb. Fr. 4,50.

Mir ist auf dem Gebiete der italienischen Sprachlehre kein dem vorstehenden ähnliches Werk bekannt. Seine Eigenart liegt darin, daſs es von Anfang an den grammatikalischen Stoff nicht durch deutsche, sondern durch italienisch gefaſste Regeln dem Schüler zu übermitteln unternimmt, und daſs es für die Übersetzung aus dem Deutschen ins Italienische keinerlei Material bietet. Der Verfasser hat es sich zum Gesetz gemacht, das Deutsche aus dem Unterricht (wenigstens was den Lehrer anlangt) völlig zu verbannen, damit der Schüler einerseits durch unausgesetzte Übung sein Ohr schneller und sicherer an die fremden Laute gewöhne und andererseits durch Einprägung idiomatischer Wortgruppen vor der mechanischen Übertragung deutscher Redeweise ins Italienische möglichst bewahrt bleibe. Gewiſs ein erstrebenswertes Ziel, aber ich zweifle sehr, ob sich dieses auf die Spitze getriebene Lehrverfahren besonders in den ersten Monaten des Unterrichtes (noch dazu bei Nichterwachsenen!) uneingeschränkt wird durchführen lassen, ohne dem Miſsverständnis Tür und Tor zu öffnen. Auch wird durch das krampfhafte Bemühen, bei den Regeln jedes deutsche Wort auszuschlieſsen, entschieden kostbare Zeit vergeudet werden, die sich durch eine Erklärung in der Muttersprache des Schülers leicht ersparen lieſse. Schlieſslich ist noch zu bedenken, daſs unter den deutschen Lehrern des Italienischen sicherlich doch nur ganz wenige im stande sein werden, in der fremden Sprache alles Syntaktische schlicht, klar und treffend auseinanderzusetzen und etwa eingerissene falsche Auffassung der Dinge in einleuchtender Weise zu berichtigen. Gegenüber so unbestreitbaren Nachteilen können die oben berührten Vorteile des Systems kaum ins Gewicht fallen, zumal da sich Ohr und Sprachgefühl auch an den Übungssätzen und -stücken allein durch Verarbeitung zu Frage und Antwort meines Erachtens in ausreichendem Maſse bilden lassen. Jedoch mag diese Ansicht veraltet und überholt sein ...

Die Anordnung des Werkes ist der Art, daſs nach einleitenden Beispielen zu den wichtigsten Punkten der Aussprache — eine nur eben in den Grundzügen angedeutete Lautlehre ist an das Ende verwiesen — die Formenlehre ziemlich kurz abgetan und dann das Unentbehrliche aus der Syntax in den Hauptlinien zur Darstellung gebracht wird. Der durch diese bündige Behandlung alles Grammatikalischen gewonnene Platz ist den Übungssätzen und -stücken zu gute gekommen, denen somit das Buch seinen stattlichen Umfang in erster Reihe verdankt. Unter Verzicht auf eine eingehende Darstellung des theoretischen Lehrstoffes hat der Verfasser absichtlich zur Ergänzung aus eigenem Wissen dem Lehrer ziemlich weiten Spielraum gelassen.

Bei der Fassung der Regeln ist — schon des leichteren Verständnisses wegen — gröſste Einfachheit und Kürze angestrebt, denen natürlich manches nicht gerade Unwichtige hat zum Opfer fallen müssen. Hier und da stöſst man auf Schiefes oder Unzweckmäſsiges; so wird z. B.

§ 35 die Regel für die Mehrzahlbildung der Wörter auf -co durch Abtrennung des Ausgangs -ico (statt Sonderung der Paroxytona von den Proparoxytonis) wahrlich nicht vereinfacht. § 44: Nur wenn das voraufgegangene Objekt ein Personale ist, pflegt in der Umgangssprache das mit *avere* konstruierte Partizip mit ihm zu kongruieren (also *le ho vedute;* aber *quanti libri italiani hai letto?* und *la signora che avete salutato*); wenig üblich ist in alltäglicher mündlicher Rede die Anlehnung an das folgende Objekt (*abbiamo incontrati i tuoi fratelli*). § 50 würden Verbindungen wie *di il, in lo* etc., die der Schüler durch *del, nello* etc. zu ersetzen hat, besser überhaupt nicht angeführt, da es doch reine Phantasiegebilde sind. Sie sollten die längste Zeit in den Grammatiken ihr Wesen getrieben haben! § 94 lehrt der Verfasser, bei Anwendung des Teilungsartikels herrsche grofse Willkür. Ob nicht diese Willkür in der Mehrzahl der Fälle nur eine scheinbare ist? Sie liegt doch wohl begründet in der Auffassung des Sprechenden. Ist es ihm um den Begriff als solchen, nicht um die Menge zu tun, so wird ihm, falls er irgend logisch denkt, (oder durch Gewöhnung auch unbewufst) der Teilungsartikel nicht auf die Zunge treten. Daher hat eine Regel wie diese 'Der Teilungsartikel fehlt meist im Fragesatz' keine innere Berechtigung. Neben '*hai visto ragazzi in quel giardino?*' ist '*hai visto dei ragazzi in qu. g.?*' genau so üblich und ganz einwurfsfrei; nur kommt eben je nach der Fassung eine andere Gedankenschattierung zum Ausdruck. Wer das Ganze als eine '*questione d'orecchio*' hinstellt, trifft den Kern der Sache nicht. § 173 heifst es von *codesto,* es bezeichne Person oder Sache in der Nähe des Hörenden. *Codesto* bezieht sich doch immer auf die angeredete Person. Hörende könnten aufser dieser noch viele anwesend sein, auf die sich nur mit *quello* hinweisen liefse. § 195 zur Erklärung der Formen *glie lo, glie la* etc. zu sagen, *gli* erhalte unter diesen Umständen ein euphonisches e, ist zwar sehr beliebt, aber nur bei absichtlich unhistorischer Betrachtung der Dinge angängig.

Doch nun zu dem, worauf der Verfasser sein Hauptaugenmerk gerichtet hat und was auch den eigentlichen Wert des Buches ausmacht, zu den Übungs- und Lesestücken, deren reiche und mannigfaltige Fülle den Schüler in die Umgangssprache und in die Ausdrucksweise guter neuerer Schriftsteller einführen soll. Hier kann man der Umsicht und Sorgsamkeit, sowie dem Geschick und dem Geschmack des Verfassers uneingeschränkte Anerkennung zollen. Zur Veranschaulichung und Einübung der Regeln werden kleine Sätze gegeben, die trotz ihrer Schlichtheit kaum einmal etwas Törichtes bieten und sich vortrefflich zur Nachbildung eignen. Daran schliefst sich von Anfang an ein kurzes zusammenhängendes Lesestück, zu dem der Stoff aus der nächsten Umgebung des Schülers und dem alltäglichen Leben entnommen ist, z. B. über *la scuola, le materie d'insegnamento, la mia casa, gli animali domestici, i mestieri, mezzi di trasporto* usw.; und zwar alles dieses in langsamer, wohlabgewogener Steigerung vom Einfachen zum Schwierigeren. Jedes dieser Stücke ist dann wieder zu Fragen verarbeitet, die den Schüler zum Sprechen anleiten sollen. Eingestreut sind aufserdem Dialoghetti und Dialoghi praktischen Inhalts, anmutige Briefchen, sowie eine Anzahl hübscher kleiner Gedichte. Dem weiter vorgeschrittenen Schüler wird auch ab und zu eine längere Erzählung[1] vorgelegt und einiges (aber zu wenig!) über Land und Leute gesagt. Es machen den Beschlufs ein paar

[1] Sie sind gut gewählt; nur die von Signorini (*Nessun giorno senz' esercizio*) verdiente zum alten Eisen geworfen zu werden. Ein so unüberlegtes und daher schiefes Urteil, wie u. a. '*un semplice circolo fatto a mano libera indicò Giotto per il più grande pittore* (!) *d'Italia*' kann doch in jugendlichen Köpfen nur Verwirrung anrichten. Dafs dies Geschichtchen durch jahrhundertelange anekdotische Überlieferung sich hat fortpflanzen können, ist betrübend und macht sie keineswegs sinnvoller!

ausführliche Letture scelte, bei denen besonders Toskaner (Fucini, Collodi, Giusti) zu Worte kommen.

Mit dem Italienisch der Übungssätze und -stücke des Verfassers kann man sich durchaus einverstanden erklären. Er ist mit Erfolg bemüht gewesen, immer den schlichtesten und treffendsten Ausdruck zu gebrauchen und seine Redeweise der des gebildeten Toskaners anzunähern. Nur wenig ist mir bei eingehender Durchsicht aufgefallen, was Bedenken erregen könnte oder geradezu verbesserungsbedürftig wäre. *Soprabito* für *palton* oder *paltò* einzusetzen (§ 28 und S. 267), halte ich nicht für zweckmäfsig, weil mit *soprabito* — wenigstens in Toskana — doch der 'Überrock' bezeichnet wird; wer sich vor dem Schneider-Gallizismus bekreuzigt, mag dann schon lieber zu *cappotto*, bezw. *cappotto da mezza stagione* greifen. § 47 nicht *Mamma ce n'è una sola, Giulio mio*, sondern *Mamme* (vielleicht nur Druckfehler). Ebendaselbst *son due ore che continuo a sfogliare il vocabolario;* dann müfste ja der Sprechende schon vor Beginn der zwei Stunden geblättert haben ... Gemeint ist doch jedenfalls *son due ore che sto sfogliando* (od. *scartabellando*) *il vocabolario.* § 63 wird als kurzsichtig erklärt *chi vede gli oggetti meglio da vicino che da lontano;* in diesem Falle wären — abgesehen von den Weitsichtigen (*presbiti*) — alle Menschen *miopi!* Empfehlenswerter: *è miope chi non vede che confusamente gli oggetti posti a una certa distanza.* § 68 heifst es, oft schliefse ein Brief mit den Worten: *i cordiali saluti dal tuo ecc.* Doch nicht so, sondern entweder *ricevi* (*abbiti*) *i cordiali saluti del tuo ecc.*, oder aber *ricevi cordiali saluti* (ohne Artikel) *dal tuo ecc.* § 82 wäre dem *son presto le nove* entschieden *manca poco alle nove* oder *a minuti son le nove* vorzuziehen. § 93 und öfters *spinacci;* in Toscana nur *spinaci.* § 131 *c'è coincidenza col tranvai che ... arriva* [*a Porlezza*] *alle* 1912. *Qui prenderò di nuovo il battello.* Es ist doch nur *Lì* möglich! Ebendaselbst und öfter *Arrivederci senz'altro!* als Schlufs eines längeren Briefes. Toskanisch ist das nicht; was meint der Verfasser eigentlich damit? § 187 klingt das *che pensi dunque di presentargli* [*per il suo natalizio*] des G. Tarra recht geziert; das gewöhnliche ist *regalare.* § 192 war in dem toskanischen Märchen nicht nur — wie geschehen — die Bedeutung von Pitrès *'a piedi di chiesa'* zu erklären, es mufste auch als mundartlicher Ausdruck (aber nicht des toskanischen Dialektes!) gekennzeichnet werden; nicht minder (§ 231) das Zeitwort *schifirsi* des G. Pascoli. § 235 wäre auch das *veniva ridonato in libertà* des Dandolo, wo doch eine Konstruktionsvermischung vorliegt, zu beanstanden gewesen. § 289: Die (anderwärts übliche) Ausdrucksweise *l'ho udito a dir male dei suoi amici, tu vedi le farfalle a volare* wird von Toskanern kaum angewandt. S. 277 wird schliefslich die Interjektion *gua'* als Abkürzung von *guarda* erklärt; so bei Tommaseo-Bellini, bei Petrocchi, bei Bulle-Rigutini und anderen. Es kann doch aber wegen des r nur *guata* die Grundform sein.

Noch ist hervorzuheben, dafs der Verfasser überall den Ton angegeben hat, sobald dieser auf die drittletzte Silbe fällt, und zwar bei e und o je nach ihrer Qualität durch den Akutus oder den Gravis. Zu einer gleichmäfsigen, durchgängigen Kennzeichnung der offenen e und o, sowie der weichen s und z hat er sich nur in den Wörterverzeichnissen entschliefsen können, nicht aus Bequemlichkeit, sondern aus der Befürchtung heraus, die immer wiederkehrenden Aussprachezeichen im Text würden den Leser allmählich 'anwidern'. Wirklich? Bei Anwendung der vielgepriesenen Laut-Umschrift würde auch ich diese Befürchtung hegen, aber doch nicht bei den wenigen Hilfszeichen ´, `, ṡ und ż! Der scharfe, saubere Druck, der durch mafsvolle Hervorhebung des Wichtigeren ein angenehm klares Bild auf dem guten Papier ergibt, ist auch bezüglich seiner Korrektheit mit anerkennenswerter Sorgfalt überwacht worden. Nur hier und da trifft man auf geringfügige Versehen, z. B. § 19 *Sì parla,* § 61 *fèmmina,* § 119 *Listz,* § 122 *cèrchio,* § 238 *Ròmolo,* § 240

còmpito, § 266 *bofònchiano,* S. 267 *paletôt,* S. 284 *scèndere,* S. 294 *dòpo,* S. 310 *nòrma,* S. 313 *sòrcio,* S. 326 *crepacuòre.*

Zum Schlufs den — schüchternen und wohl aussichtslosen — Wunsch, es möchte sich bei der zweiten Auflage, die verdientermafsen kaum lange auf sich warten lassen wird, der Verfasser zur Verwendung des Deutschen bei dem zu vervollständigenden grammatikalischen Teil seines Buches bekehren, wodurch es für weitere Kreise der Anfänger[1] (oder zum mindesten doch für den Selbstunterricht!) erst recht brauchbar würde, so dafs dann der wertvolle, auf ehrlicher Arbeit beruhende phraseologische Teil in noch gröfserem Mafsstabe förderlich wirken könnte.

Berlin. Oskar Hecker.

Kleines Lehrbuch der italienischen Sprache, II. Teil, Lese- und Übungsbuch von A. Zuberbühler. Zürich, Orell Füssli, 1902. 8°. IV, 189. Mk. 2,50.

Den vor etwa acht Jahren veröffentlichten I. Teil dieses Lehrbuches (vgl. *Archiv,* Band CVI, S. 459) beschliefst nunmehr der vorliegende II. Teil. Er gliedert sich in folgende Hauptstücke: 1) Nozioni di storia naturale e di fisica. 2) Lettere. 3) Dialoghi. 4) Geografia. 5) Narrazioni storiche. 6) Descrizioni e racconti. 7) Poesie. Der Stoff hierzu ist zur gröfseren Hälfte modernen, meist noch lebenden Schriftstellern entlehnt, zur kleineren neuesten Schulbüchern entnommen. Für mein Empfinden konnte Nr. 1 getrost fortbleiben. Nur verschwindend wenigen Schülern dürfte daran liegen, in der fremden Sprache angeben zu können, wie Gufseisen verarbeitet wird, durch welchen Prozefs man Stahl gewinnt, welches die einzelnen Teile der Kartoffel sind, wie dieselbe eingesetzt, wann sie geerntet und auf welche Weise sie am besten verspeist wird; auch von der Baumwolle erfahren wir umständlich vita, morte, e miracoli, und eine Pumpe wird uns gar lehrreich (mit zwei Abbildungen!) in allen ihren Einzelheiten gewissenhaft beschrieben ... Das scheint mir doch weit über das Ziel des Sprachunterrichtes hinauszuschiefsen! Gegen die übrigen Hauptteile ist dagegen nicht das geringste einzuwenden. Die darin enthaltenen Stücke sind mit Umsicht und Geschmack ausgewählt; fast alle sind unterhaltend und gute Proben der betreffenden Gattung. Auch hat sichtlich bei der Auswahl das (zumeist erfolgreiche) Bestreben obgewaltet, nur reines Italienisch zu bieten.[2] Am Ende eines jeden Stückes gibt der Verfasser willkommene Fingerzeige zur Nutzbarmachung des Gelesenen teils durch Frage und Antwort, teils durch phraseologische Verarbeitung, bald durch Übertragung einzelner dem Texte nachgebildeter Sätze, bald wieder durch Zusammenstellung der wichtigsten Vokabeln für ein bestimmtes Thema, und hier und da schliefslich auch durch elementare Bemerkungen zur Syntax. In der Hand eines tüchtigen Lehrers, der das Italienische wirklich beherrscht, kann das Werkchen zweifellos Nutzen stiften. An Aussprachehilfen wird nicht nur wie im I. Teil die Bezeichnung der offenen e und o, sondern auch die der stimmhaften s und z gewährt, aber beides leider nur bei den jeweilig neu hinzutretenden Vokabeln. Die des ersten Teiles werden als bekannt vorausgesetzt, die neuen

---

[1] Natürlich kann auch schon jetzt selbst der 'eingefleischte Grammatiker' dieses Lehrbuch mit nicht geringem Nutzen dem Unterricht zu Grunde legen, wenn er nur — die Regeln übersetzt und in deutscher Sprache klar macht und ergänzt.

[2] In einer Fufsnote hätte darauf hingewiesen werden sollen, dafs der Originaltext — wohl hauptsächlich, um dem Schüler gröfsere Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen — nicht immer wortgetreu wiedergegeben ist; vgl. z. B. den Brief Giustis an Francioni und die Ausschnitte aus Franceschis 'Città e Campagna'!

findet man am seitlichen Rande übersetzt oder zuweilen durch ein Synonymum erklärt. Die Verdeutschungen sind meist zutreffend; ab und zu lassen sie die wünschenswerte Sauberkeit vermissen. So dürfte *nitido* (S. 5) nicht als 'niedlich' ausgelegt werden; *svanire* vom Dampf ist nicht 'verschwinden' (S. 13); *ma tant'è* heifst nicht 'so ist's' (S. 20), sondern gleichviel!; *indolenzito* von einem Körperglied nicht 'eingeschlafen' (S. 23), was man vielmehr *informicolito* nennt; *costipazione* bedeutet an der betreffenden Stelle (S. 25) Erkältung, nicht 'Verstopfung', was aus dem gleich darauffolgenden Hinweis des Schreibers auf seinen Husten sich klar ergibt; mit *pallini* sind (S. 26) nicht 'Kugeln', sondern Schrot gemeint; wenn Giusti wegen Aufserachtlassung gesellschaftlicher Verpflichtungen sich selbst einen *villano* schilt, so will er doch damit nicht 'Grobian' (S. 29), sondern Flegel, ungeschliffener Patron sagen!; S. 33 mufste erklärt werden, dafs Duprè unter seinen *colonne d'Ercole* nicht ganz allgemein ein 'fernstes Ziel', sondern London versteht; und wenn er mit Bezug auf diese Stadt, verglichen mit Paris, ausruft *quella sì che sarà la babilonia!* läfst sich doch hier das *sì* nicht mit 'allerdings, sicherlich' (S. 34) wiedergeben; für die *cappelli* der Petroleumlampen soll als Übersetzung 'Glas' (S. 59) gelten, während *cappello* doch ein — heute selten gebrauchter — Ausdruck für das übliche *ventola* ist; *impazzamenti* bedeutet Unannehmlichkeiten, Scherereien, nicht 'verkehrtes Zeug' (S. 63); *dispettosetto* ist weder 'verächtlich' noch 'höhnisch' (S. 114), sondern unwillig; *sfiatarsi* gerade das Gegenteil von dem 'verschnaufen' (S. 129) des Verfassers.

Der Druck ist von anerkennenswerter Korrektheit; übersehen wurde z. B. auf S. 9 *negr;* S. 23 *unguenti e altri pasticche*; S. 85 *sempri;* S. 119 *mendicasse;* S. 141 *che con capii;* S. 159 *alla tesa del capello.*

Berlin. Oskar Hecker.

L. Darapsky, G. A. Bécquers Gedichte ins Deutsche übertragen. Leipzig, Ernst Heitmann, 1902.

In allen Ländern spanischer Zunge wird der Dichter der 'Rimas' geschätzt; er ist auch vielfach übersetzt worden. B. v. Tannenberg nahm ihn in seine französisch geschriebene Auswahl neuerer spanischer Lyriker auf und übertrug einzelne Gedichte, Paris 1889, ins Französische; seine Wiedergabe ist angemessen. In Deutschland sind mir allein für die 'Rimas' fünf Übersetzer begegnet, Darapsky ist der sechste. Aber nur einer hat eine bis auf den Nachlafs vollständige Übersetzung in Druck gegeben, nämlich Richard Jordan. Der zweite, der eine vollständige Sammlung hätte zum Druck geben können, Darapsky, schreibt zwar aufs Titelblatt 'G. A. Becquers Gedichte', hat es aber neben anderen Willkürlichkeiten für gut befunden, eine ganze Anzahl von Gedichten auszuschliefsen. — A. Meinhardt gab Leipzig 1880 ausgewählte Leyendas und Rimas heraus, in mäfsigen Versen, doch sorgfältigem Anschlufs an das Original. — R. Jordan liefs in *Hendels Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes,* No. 655, die 'Rimas' als 'Spanische Lieder von G. A. Becquer' wenigstens vollständig erscheinen. — Im *Gesellschafter,* Erfurt, bei Eduard Moos, Jh. II, 1896, No. 11, gab Edward Stilgebauer mit einer Skizze über den Dichter einige Rimas in den Mafsen des Originals oder selbstgewählten Strophen leidlich gut wieder. — Im *Magazin für Literatur,* Berlin 1896, No. 52, erschien vom Referenten das ¡Dios mío, qué solos se quedan los muertos! Rimas 73, in selbstgewählten Mafsen, 'frei nach dem Spanischen', weil nicht ohne kleine Ergänzungen, als Probe seiner in gleicher Weise behandelten Gesamtübersetzung der 'Rimas', die noch ungedruckt ist. — Endlich ist Julius Speyer zu nennen, in dessen *Fern im Süd,* Berlin, W. Ifsleib, 1885, zwar nur Leyendas von Becquer vorliegen, dessen saubere und treffliche Verdeutschung von Rimas aber Referent im Manuskript kennen gelernt hat.

Die einzige gedruckte Gesamtübersetzung — mit Ausschlufs des Nachlasses — ist also von R. Jordan. Wer eine Verdeutschung der ganzen Rimas geben will, mufs besser übersetzen als Jordan. Diese Aufgabe ist dem Nachfolger freilich nicht zu sehr erschwert; denn bei unverkennbarem Fleifs und sorgfältiger Nachbildung der Mafse hat Jordan manches Matte oder verfehlte Wiedergabe oder unpoetischen Ausdruck oder wirkliches Versehen.

Dennoch wurde ich enttäuscht, als ich Darapskys Übersetzung zur Hand nahm, in der Erwartung, nun wenigstens eine vollständige poetische Wiedergabe zu finden. Dazu war ich berechtigt, da der Übersetzer Einleitung S. IV—V sagt: 'Treue soll jedem Übersetzer das Erste und Höchste sein ... Freiheiten sich zu gestatten, wäre die schwerste Sünde.'

Mit Recht hat der Verfasser auf Wiedergabe der spanischen Assonanzen verzichtet und dafür deutsch den Reim gesetzt, nicht immer sehr glücklich, oft nicht einmal erträglich, sehr oft unter Einbufse des im Original gegebenen Gedankens. Zu wieviel gewaltsamen Umbildungen hat die Reimnot den Verfasser verleitet! Fast in jedem Gedicht, bei manchem Gedicht in jeder Strophe! Sie aufzählen hiefse fast sämtliche Gedichte mit Kommentar versehen, was hier nicht meine Aufgabe sein darf. Auch ist der Dichter häufig nicht mit der ihm gebührenden Rücksicht behandelt worden; der Übersetzer hat nicht blofs Gedichte fortgelassen, er hat auch in den von ihm aufgenommenen nach Gutdünken gekürzt oder geändert, wie er in der Wiedergabe nach Neigung den Reim auch fortliefs oder eigene Mafse und Strophenform gewählt hat. Alle dadurch veranlafsten Übelstände sind nicht aufzuzählen, nur einige der mehrfach noch durch Druckfehler verschlimmerten Entgleisungen müssen aufgeführt werden.

Die Nummern 3, 4, 5, 9, 22, 54, 60 und Nachlafs 2, 3 der Ausgabe von Fernando Fé, 4. Auflage, Madrid 1885, sind von Darapsky als 'weniger wertvoll' ausgelassen worden. Wieso das? 4 handelt z. B. von dem Thema, dafs 'Poesie leben wird, solange die Welt steht oder fühlende Menschen leben'. Warum ist dies Gedicht zurückzuweisen? Doch nicht, weil andere Poeten Ähnliches geäufsert haben? Dann hätte aus Darapskys Sammlung noch manches fortbleiben können, was in ihrer Weise andere auch schon gesagt haben. Und warum fehlt 60, wo der Dichter über sein düsteres Geschick klagt, oder 22, wo er über die stürmische Natur der Geliebten reflektiert, oder 9, das Lied vom Küssen? Was berechtigt den Übersetzer, die für Becquers poetische Phantasie so kennzeichnenden Nummern 3 und 5 zurückzuweisen, mögen sie auch deklamierende Jugendversuche genannt werden?

Wie ferner kommt der Übersetzer dazu, in manchem der von ihm als Becquerisch vorgelegten Gedichte des Dichters Gedanken und Absicht umzugestalten oder zu verstümmeln? So hat er in seiner Nummer 62, bei B. 70, die Beziehung auf das weibliche Wesen, die dem Gedichte seinen bestimmten Charakter verleiht, einfach entfernt. Warum? Der Lauscher auf der Strafse, vor der hohen Mauer, schildert intim die Örtlichkeit und Umgebung, wo er 'Sie' weifs; er hört auch (Zeile 16) deutlich ihre Stimme aus den anderen heraus. Er ist also irgendwie an dem weiblichen Wesen — wir erfahren nicht, warum, noch wer sie ist — interessiert, aber er spricht doch gewifs nicht ohne Grund nur in Andeutungen von ihr. Sie beherrscht also seine Gedanken, und daraus erklärt sich, warum er den Ort so genau kennt und sich mit seinen steinernen Heiligen, seinen Eulen und Reptilen befreundet. Fehlt nun diese Beziehung auf das weibliche Wesen, so bleibt im Gedicht nur eine kleinmalerische, als veristische Studie interessante Schilderung eines Ortes übrig. Aber der geheime Reiz, die Seelenstimmung, in der das Gedicht spricht, ist fort. Darapsky hat mehrfach anderwärts nicht ohne Geschick gekürzt, zwei Strophen in eine gekürzt: das kann man gelten lassen, wenn er wenig-

stens nicht den Hauptgedanken wesentlich alteriert. Aber solche Amputationen wie in B. 70 sind unzulässig.

Auch ist nicht ersichtlich, warum der Übersetzer, D. 21 = B. 27, Strophe 2—4 einfach fortgelassen und aus dem Inhalt von neun Strophen drei in eigenen Maſsen machte mit unmöglichem, fast komisch wirkenden Schluſs. B. schildert den Eindruck der schlafenden Geliebten, die er erst, wenn sie die Augen geschlossen, ruhig zu betrachten wagt, und kommt zum Schluſs seiner Betrachtung wiederholentlich zu dem Imperativ ¡Duerme! Darapsky will das nachbilden, aber rein äuſserlich, durch das Substantiv 'Schlummer', das er unglücklich mit der vorhergehenden Zeile immer durch ein Possessivpronomen verbindet, also: 1. Str.: 'Der stille Tag in seinen | Schlummer'. 2. Str.: 'folgt in deinen | Schlummer'. 3. Str.: 'Ängstlich besorgt um deinen | Schlummer'. Aber das betonte ¡Duerme! bei B. ist immer ein Ganzes und das Resultat der ganzen vorhergehenden Reflexion und Strophe, hat also den Hauptton, in dem jedesmal die ganze Betrachtung gipfelt. Durch D.s 'Schlummer' verliert es seinen ethischen und syntaktischen Wert. Noch empfindlicher verletzt dieser Fehler dadurch, daſs die zu 'Schlummer' gehörigen Possessivpronomina 'seinen' und 'deinen' mit den Zeilen 2, 4, 6 von D.s Strophe reimen, also noch besonders betont sind und durch den Rhythmus von der Schluſszeile 'Schlummer' getrennt sind, so daſs dies Substantiv zu den 8. Zeilen ein hyperkatalektisches Anhängsel wird.

Auch hat die von Darapsky vorgenommene Umstellung mancher der von ihm zugelassenen Gedichte die Auffindung und Vergleichung mit Becquers Text ohne Not erschwert.

Nun zu Übersetzungsproben. (D. mit folgender Ziffer = Gedicht und Stelle bei Darapsky, B. desgl. bei Becquer.)

B. 31 = D. 25. Zeile 1—4 lauten:

> [Ein unglückliches Spiel war unsre Liebe
> Mit schlecht erdachter Fabel.]
> So wirr war Lust und Kummer drein geflochten;
> Es war ein wahrer Babel.

B. 31, 3 lautet: Lo comico y lo grave confundidos = Scherz und Ernst durcheinander, d. h. in bunter Reihe. Die 'Verwirrung' brachte D. erst hinein, um den Gebrauch von 'Babel', das er mit 'Fabel' reimen will, zu motivieren. Dazu der häſsliche Druckfehler: ein wahrer Babel.

B. 12 = D. 8. Über die grünen Augen der Geliebten. D. 8, 1. Str.: zwei spanische Zeilen durch vier deutsche gegeben, von denen 3—4 unmotivierter Zusatz von D.:

> 1. Andre Augen willst du haben,
> Als die grünen, die du trägst:
> Töricht find' den Wunsch ich, töricht,
> 4. Liebes Mädchen, was du frägst.

'Trägt' man Augen wie ein Kleid oder Stiefel? Und warum der hofmeisternde Zusatz 3—4? Auch ist hinter 1 das Komma zu tilgen.

D. 8, Str. 2:

> 1. Wassergrün sind die der Nixen,
> Grün (daſs du es recht erwägst)
> Funkeln sie Mahomas Huris,
> 4. Wenn du den Koran aufschlägst.

Die Reimnot hat die ganze Strophe zerstört; sie veranlaſst 2 den leeren Zusatz 'daſs du es recht erwägst', um 4 das falsch betonte 'aufschlägst' zu ermöglichen. Dafür hat D. die Zeile von B. 'Verdes los tuvo Minerva' = 'grüne hat Minerva besessen' einfach fortgelassen, mit willkürlichem Zusatz von 4, wo Unmögliches behauptet wird. Sieht man etwa die Huris nur, wenn man den Koran 'aufschlägt'?

Die schalkhaft begütigende Entgegnung des Dichters, die in anmutigem Redespiel dreimal wiederkehrt:

Y sin embargo,
Sé que te quejas,
Porque tus ojos
Crees que la afean:
Pues no lo creas

hat D. nicht nachgebildet, sondern die indirekte Rede der Geliebten in eine allenfalls sinnverwandte direkte Erwiderung gekleidet, die eigensinnig klingt und mit hofmeisternder Gelassenheit beschwichtigt wird:

'Ja, wenn die Augen
So grün nicht wären,'
So laſs des Bessren
Dich doch bekehren.

Bei der zweiten Wiederkehr ist 'belehren' in 'bekehren' verdruckt.

D. 8, Str. 3, 1: 'Grün sind Wald und Feld und Fluren'. In B.s Text nur 'bosque'. — Que parecen tus pupilas übersetzt D.: 'reihen sich doch deine Augen' (an des Mandelbaumes erste Bl.); sie sollen ihnen aber ähnlich sein.

D. 8, Str. 4: Vier Zeilen, die der Dichter recht in eingehendem Anschauen dichtet, faſst D. summarisch in zwei zusammen:

Die Granate zum Genusse,
Deiner Lippen Rot zum Kusse!

Gewiſs temperamentvoll, aber nicht Becquer, nicht an dieser Stelle. Wer so einseitig ins Zeug geht, gerät in die Gefahr, überall nur eine Empfindung zu sehen und auszudrücken.

D. 8, Str. 5, 1—4 ebenfalls summarisch abgefertigt:

Golden wie des Morgens Glocken
Wallen deine dichten Locken.

Das sagt Becquer freilich etwas anders:

Es tu frente que corona
Crespo el oro en ancha trenza,
Nevada cumbre en que el día
Su postrera luz refleja.

Deutsch etwa:

Deine Stirn, die eine breite
Flechte lockigen Goldes krönet,
Gleicht dem schneebedeckten Gipfel
In des Tages letztem Glanze.

Auch die vier Schluſszeilen von D. sind Bedichtung, neue, willkürliche, nicht Übersetzung.

B. 15 = D. 11. 3—4 D.:

Singende Welle,
Zaubrische Quelle.

B. sagt aber:

Rumor sonoro
De arpa de oro

= 'ein voller Ton aus goldner Harfe'.

D. 11, 10—11:

Klagende Klänge, die ich nicht finde
Im Dunstrevier.

B.:

Como la niebla, como el gemido
Del lago azul.

= 'wie der Nebel, wie der Seufzer | Des blauen Sees'.

Wenn der Seufzer vom blauen See kommt, kann er ihn gewifs nicht im Dunstrevier finden, wo er ihn wahrscheinlich auch nicht suchen wird. Aber die Worte 'die ich nicht finde' reimen schön zu der vorhergehenden Zeile: 'Töne im Winde'.

B. 36 = D. 30, 4:

Wie man die Seiten durchstreicht dick und breit.

'Dick und breit' Zusatz wegen Reimes zu 2: 'aufgereiht'. B. sagt nur: Si se borrase.

B. 37 = D. 31, 24: '(wir wollen) erzählen ungescheut' statt 'offen, ohne Scheu', wegen Reimes zu 22: 'erneut'. B.: cuanto los dos hemos callado = was wir beide verborgen haben.

B. 40 = D. 34, 1—4. 'Die Augen halb geschlossen'. B. sagt aber gerade: Sus ojos en mis ojos = ihre Augen in die meinen gesenkt. D. setzt 'halb geschlossen' aus Reimbedürfnis zu 3—4: 'Dein Köpfchen sanft gegossen | An meiner Schultern Rast'.

B. 41 = D. 35. Die wiederkehrende Schlufszeile: ¡No pudo ser! überaus matt wiedergegeben: 'Es war nicht wohl bedacht!' Um nämlich Reime auf 'Macht, lacht, acht' zu erzielen. Die ganze Wirkung des Gedichtes, die hoffnungslos düstere Erkenntnis, dafs er nie mit der Geliebten sich einigen kann, wird durch diesen Schlufssatz ein schwächlicher Verweis.

B. 43 = D. 37, 6. D. spricht im völligen Verkennen der Situation von 'Trunkenheit!' B. sagt freilich 'la embriaguez', fügt aber hinzu: 'horrible del dolor', die man nicht ungestraft auslassen darf. Also nicht 'als die Trunkenheit wich', sondern: 'als die schreckliche Betäubung des Schmerzes wich'.

B. 53 = D. 47, 22: Como se adora á Dios ante su altar. D.: 'Wie man zu Gott fleht und der Heil'gen Heer'. Zusatz wegen Reimes zu 24: So liebt dich niemand mehr.

B. 1 = D. 1, 10: 'ich armer Tor!' Zusatz, um Zeile 12 einen Reim zu 'Ohr' zu haben.

B. 2 = D. 2, 4—8. B. nennt sich Hoja seca = ein vertrocknetes Blatt. D. macht daraus eine 'Blüte vom frischen Baum', die wieder wegen Reimes 'zu Ende träumen soll ihren Maientraum'. Nach B. soll aber das welke Blatt vom Südwind in irgend eine Erdfurche verweht werden. Also ein Herbstbild, kein Frühlingsbild; denn B. dichtet wie ein Verzweifelnder.

B. 57 = D. 50, 4: 'Denn wenn ich auch kaum in die Welt gerochen'. Reimnot zu 'Knochen'.

5—6 mufs der arme Dichter nach D. 'vertrackten Plunder mitmachen'; aus Reimnot zu 3: 'Wunder'.

B. 59 = D. 52. Die dreimal am Ende der Strophe wiederkehrenden Verse:

¿Te ries? ... Algún día
Sabrás, niña, por qué;
Tú acaso lo sospechas,
Y yo lo sé.

enthalten einen unausgesprochenen Gedanken, der der niña mit Bestimmtheit eine glückliche Zukunft voraussagt. Ihren Erwartungen setzt der Dichter seine Erfahrung entgegen. Also steht der Hauptsatz yo lo sé im Gegensatz zu Tú acato lo sospechas. D. nimmt richtig aus dem Verb sospechas die gesteigerte Wiedergabe: 'Dein Glück, dein Hoffen, ich weifs es längst'. Der unglückselige Reimzwang aber veranlafst ihn, das Vorhergehende zu übersetzen: 'Dem Sterne, | an dem du sehnend hängst, | folg' ihm'. Dieser Notrelativsatz ist kein glücklicher Zusatz. Erträglicher ist die 2. Strophe, wo D. glücklicher ergänzte. Er brauchte einen Reim auf 'spricht' und übersetzte: como en un libro puedo lo que callas | En

tu frente leer = D.: 'Was du nicht sagen kannst, vom Auge les' ich's, | Als wär' es ein Gedicht'.

B. 73 = D. 66. Das wiederkehrende ¡Dios mío, qué solos se quedan los muertos!! übersetzt D.:

Mein Gott, wie sind doch die
Toten so verlassen.

Diese unmögliche Trennung wiederholt sich dreimal.

2. Str., 6: Die Flamme 'lohte unbeweglich'. Sie muſs sich aber bewegen, weil nur á intérvalos (6), zeitweilig, das Bild der Toten sich an die Wand zeichnet.

4. Str., 5—8: 'Auf die blassen Züge (der Toten) fielen gelbe Lichter und gefüllte Krüge'. Völlig unverständlich.

5. Str. erfindet eine 'lahme' Alte; das mag hingehen. Aber die 'Kirche bleibt nicht in Nacht verloren'. B.: quedose desierto. Auch umgeben Kerzen den Sarg.

6. Str.: 'Weihrauchdüfte wallen auf verschwiegener Leiter'. Völlig unverständlich.

7. Str.: 'In gedämpftem Tone flüsterten Verwandte'. Im Text steht nichts davon; aber sie trugen 'el luto en las ropas'.

8. Str.: Warum ist á un extremo nicht übersetzt? Die Tote ist ja 'so verlassen': Hauptgedanke des Gedichtes.

9. Str., 4: 'Halb zum Gehn gewendet'. Der Totengräber geht wirklich: se perdió á lo lejos.

10. Str., 4: 'Der Wind wirbelt die Blätter in den Schächten auf'; Reimnot zu 'Nächten'. Ebenso 6, wo sich der (aguacero) Platzregen in Reif mit weiſsen Fädchen verwandeln muſs, damit der Dichter immer wieder denke 'an das arme Mädchen'.

11. Str., 2 werden Blitze notwendig, um Gespenster durch die Ritzen (4) schlüpfen zu lassen. 5 muſs die Tote 'unerlöst im finsteren Mauerloch harren'. Ob 'unerlöst', das ist doch die Frage; denn für ihre Erlösung ist nach dem bisherigen Gange der Handlung das Menschenmögliche geschehen.

12. Str., 4: 'Alles ist Moder und Gewimmel'. Reimnot zu 2: Himmel.

B. 76 = D. 69. 15—16: 'Vom frohen Glanz der scheidenden Sonne' (hat der Himmel noch einen Widerschein). B. sagt aber: como el cielo guarda del sol que muere el rayo fugitivo. Warum ist Str. 6 ausgelassen?

Str. 7, 3—4: á la cuna donde duerme un niño. Um einen Reim zu 2: auf 'Fuſs' zu haben, übersetzt D.: 'der Wiege, in der ein Knäblein | Dem Leben schlummernd bringt den ersten Gruſs'.

B. 74 = D. 67. Zwei Engel mit gezücktem Strahle, lies Stahle.

B. 76 = D. 69. Str. 11, 3: Frag' ich. Lies: Sag' ich. Und ferner D.: Wie mild ist doch im Tod die Liebe. B. sagt: tan callado = 'wie verschwiegen' oder 'wie still'.

Charlottenburg. George Carel.

Karl Dieterich, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur. — Paul Horn, Geschichte der türkischen Moderne.

(= Die Literaturen des Ostens, Bd. 4.) Leipzig, Amelang, 1902. X und 242 S.

Eine Darstellung der Literatur des byzantinischen und modernen Griechentums an dieser Stelle, und dazu noch von dem Verfasser selbst besprochen zu sehen, wird manchen auf den ersten Blick befremden. Man ist es ja noch nicht gewohnt, die ost- und südosteuropäischen Sprachen und Literaturen schlechthin zur neueren Philologie zu rechnen, weil

man diesen Begriff bis jetzt nur auf die westeuropäischen, die germanischen und romanischen Sprachen anwendet, und mit einem gewissen Recht. Denn was unter dem Zeichen von Byzanz steht, hat noch keinen vollen Anspruch weder auf die Bezeichnung 'europäisch' noch auf die von 'modern'. Das trifft sicher zu auf die slavische Kulturwelt, die wohl noch lange zwischen Orient und Occident hin- und herpendeln wird, wenigstens soweit es sich um die gröſste slavische Macht, um Ruſsland, handelt.

Anders verhält es sich mit den Balkanvölkern, zumal den nichtslavischen, den Rumänen und Griechen. Die ersteren sind ja, wenn auch nicht ethnographisch, so doch ihrer Sprache nach selbst Romanen, die letzteren sind durch ihre historischen Schicksale so eng mit dem Romanentum, speziell mit Italien, verknüpft, von seinem Geist erfüllt, daſs eine Betrachtung ihres Geisteslebens auch für den Romanisten von hohem Interesse ist. Es ist daher für den Verfasser eine um so gröſsere Genugtuung, daſs es ihm vergönnt ist, hier auf sein Werkchen hinzuweisen, als ihm eine engere Fühlung zwischen der Romanistik und der noch so unentwickelten Neograezistik schon lange als ein Lieblingsgedanke vor Augen steht. Besonders in literarhistorischer Hinsicht darf diese noch manche Aufklärung von der älteren und mächtigeren Schwesterwissenschaft erwarten. Die französische und mehr noch die italienische Poesie des Mittelalters hat ja die neugriechische erst aus den Armen des Byzantinismus errettet. Darum wird der Romanist, abgesehen von der allgemeinen kulturgeschichtlichen Einleitung, namentlich beim zweiten und fünften Kapitel länger verweilen, deren ersteres das Hervorbrechen und Aufblühen einer volkstümlichen Kunstpoesie im späteren Mittelalter und deren letzteres die Nationalisierung der griechischen Literatur des 19. Jahrhunderts, beide Male unter dem Einfluſs des romanischen Occidents, behandeln. Vor allem für die italienischen Vorbilder der kretischen Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts fehlt es, wenn man von Bursians Studie über die 'Erophile' absieht, noch fast ganz an Spezialuntersuchungen. Vgl. S. 80 ff., 111 ff. (ein neugriechisches Mysterienspiel über das Opfer Abrahams), 115 ff. (zwei Unterweltsgedichte), 142 (Einfluſs italienischer Totentanzdarstellungen). Besonders wünschenswert wäre es, dem Einfluſs Dantes in dieser sowie in der modernen Kunstpoesie, besonders bei dem gröſsten neugriechischen Dichter, Dion. Solomos (vgl. S. 197 ff.), nachzugehen. Der Einfluſs Frankreichs (s. Index s. v.) auf die neugriechische Poesie war nicht weniger stark, doch, wenigstens in der neuesten Zeit, mehr äuſserlich und ohne organischen Charakter. Vgl. besonders die nachahmende Poesie der Brüder Sutzos (S. 186); über die mittelalterlichen Romane, die unter altfranzösischer Einwirkung stehen, s. S. 77 ff. — Aus den vorstehenden Bemerkungen wird man ersehen haben, daſs es dem Verfasser nur um Anregungen mit seinem Büchlein zu tun sein konnte. Seine Hauptarbeit war mehr negativ, indem er erst die dilettantischen Vorstellungen, die über die neuere griechische Literatur herrschen, zerstören muſste. Die positive Arbeit muſs erst noch zum gröſsten Teil ausgeführt werden. Es wäre des Verfassers inniger Wunsch, daſs die Romanisten etwas beitragen möchten zur geistigen Wiedereroberung des Bodens, der so von romanischer Kultur durchtränkt ist. — Horns Darstellung der türkischen Moderne beschränkt sich auf die allerneueste Zeit und gibt einen Überblick über die jungtürkischen, unter französischem Einfluſs stehenden Dichter. Ein näheres Eingehen darauf steht dem Referenten nicht zu.

Berlin. Karl Dieterich.

Verzeichnis

der vom 7. Juni bis zum 25. Juli 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Schütz, J. H., Die Gerechtigkeit gegenüber den Schülern an den höheren Lehranstalten. Zur geneigten Erwägung für Schulbehörden, Lehrer und Eltern. Berlin, Leo-Hospiz [o. J.]. 30 S. 8. M. 1.

The American journal of philology, no. 94 [J. T. Hatfield, Unpublished letters of Wilhelm Müller. — Review: Macaulay's works of John Gower].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. IX, 3 [C. Adrian, Das Halleiner Weihnachtsspiel. — L. Mlynek, Tierkultus in Galizien. — J. Merhav, Zur Sagenfamilie vom Baue der Artabrücke. — St. Weigl, Das alte Kuhländler Bauernhaus. — Kleine Mitteilungen etc.].

The Library. IV, 15 (July 1903). London, K. Paul, Trench, Trübner. à 3 sh. [R. Garnett, Some notes on ancient writing and writing materials. — H. R. Plomer, A secret press in Stepney in 1596. — J. Rivers, How great minds jump. — Castor and Pollux: Net books — what next? — W. W. Grey, The bibliographical history of the first folio. — E. A. Savage, S. Pepys' library. — H. Jenner, The service books of the Latin church. — E. Lee, Recent German literature. — Notes on books and works].

Literaturblatt für german. und roman. Philologie. XXIV, 6 (Juni).

Modern language notes. XVIII, 6, June [L. A. Paton, Merlin and Ganieda. — P. Reiff, Pindar and Goethe. — W. L. Phelps, Two sonnets hitherto unnoticed. — W. H. Browne, Yeoman's service. — Reviews. — Correspondence].

Publications of the modern language association of America. XVIII, 2 [K. O. Petersen, Chaucer and Trivet. — R. Schwill, The Comedias of Diego Ximénez de Enciso. — F. Tupper, The Holme riddles — ms. Harl. 1960. — A. Schinz, Literary symbolism in France. — C. F. Brown, Cynewulf and Alcuin. — E. S. Sheldon, The fable referred to in Aliscans].

Studies and notes in philology and literature. VIII (Modern language departments of Harvard University). Boston, Ginn, 1903. 275 p. [A. C. Brown, Iwain, a study in the origins of Arthurian romance. — G. L. Kittredge, Arthur and Gorlagon].

Die neueren Sprachen ... herausgeg. von W. Viëtor. XI, 1 [R. Besser, John Ruskin, Vortrag, gehalten auf dem V. sächsischen Neuphilologentage. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 2 [G. Reichel, Neuphilologische Stipendienstatistik. Berichte usw.]. 3 [O. Nobiling, Die Nasalvokale im Portugiesischen. Besprechungen. Vermischtes].

Modern language quarterly. VI, 2 [E. G. B., Gaston Paris. — F. Spencer, Prof. Borstorff. — F. C. Nicholsen, Translations from the minnesänger. — W. W. Greg, 'Hymen's triumph' and the Drummond ms. — M. M. Banks, Notes on the 'Morte Arthure' glossary. — Studies in translations: II. Schiller's 'Anmut und Würde'. — Observations, reviews, modern language teaching].

Paton, Lucy Allen, Studies in the fairy mythology of Arthurian romance (Radcliffe college monographs 13). Boston, Ginn, 1903. IX, 288 p. C, 630 S.

Markscheffel, H., Der internationale Schülerbriefwechsel, seine Geschichte, Bedeutung, Einrichtung und sein gegenwärtiger Stand (fremde und eigene Erfahrungen). Marburg, Elwert, 1903. 44 S.

The journal of Germanic philology. IV, 4 [E. A. Boucke, Associative and apperceptive types of sentence structure. — A. S. Cook, A remote analogue to the miracle plays. — R. K. Root, Some notes on Shakespeare. — W. W. Lawrence, The wanderer and the seafarer. — A. S. Cook, Shakespeare's 'pattens of bright gold'. — J. S. Nollen, Kritisches und Prinzipielles zu Wolffs Jugendlustspielen von H. v. Kleist. — H. H. Schilling, The semasiology of Schenken 'Skink'. — J. T. Hatfield, An other unpublished sonnet of Wilhelm Müller. — Reviews].

Buck, C. D., A sketch of the linguistic conditions of Chicago (Decennial publ. of the University of Chicago, from vol. VI). Chicago, University press, 1903. 20 p. fol.

Nagl, J. W., und Zeidler, J., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. 22. Lieferung (S. 193—240). M. 1.

Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, herausgeg. und erklärt von Ernst Martin. II: Kommentar (Germanist. Handbibl. begr. von J. Zacher, IX, 2). Halle, Waisenhaus, 1903.

Levy, R., Martial und die deutsche Epigrammatik des 17. Jahrhunderts. Heidelberger Diss. Stuttgart, Levy, 1903. 111 S.

Hechtenberg, Klara, Der Briefstil im 17. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Fremdwörterfrage. Berlin, Behr, 1903. 48 S.

von Schulthefs-Rechberg, G., Frau Barbara Schulthefs zum Schönenhof, die Freundin Lavaters und Goethes. 66. Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich für 1903. Zürich, Fäsi, 1903. 76 S. 4.

Fulda, F. Ch., Antixenien. 1. Heft: Trogalien zur Verdauung der Xenien (1797); herausgeg. von L. Grimm (Deutsche Literaturdenkmäler herausgeg. von Sauer, 123). Berlin, Behr, 1903. XVIII, 45 S.

Brentano, C., Romanzen vom Rosenkranz, herausgeg. von M. Morris. Berlin, Skopnik, 1903. LXXIX, 402 S. M. 5.

Fries, A., Vergleichende Studien zu Hebbels Fragmenten nebst Miszellaneen zu seinen Werken und Tagebüchern (Berliner Beitr. zur germ. u. rom. Philol., Ebering, XXIV). Berlin, Ebering, 1903. 58 S.

Stoeckius, A., Naturalism in the recent German drama with special reference to Gerhart Hauptmann (Columbia Univ. dis). New York 1903. 58 S.

Langer, E., Deutsche Volkskunde im östlichen Böhmen. III. Bd., 1. Heft. Braunau i. B., Langer, 1903. 84 S.

Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts: Ästhetische Erklärungen, herausgegeben von O. Lyon. 5: Th. Matthias, W. H. von Riehl (Fluch der Schönheit, Quell der Genesung, Gerechtigkeit Gottes). 46 S. 6: H. Kinzel, Gustav Frenfsen, der Dichter des Jörn Uhl. 32 S. Leipzig, Teubner, 1903. à M. 0,50.

Weise, O., Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung. Leipzig, Teubner, 1903. VI, 144 S.

Schelle, H., Grammatik der deutschen Sprache für Ausländer. Leipzig, Renger, 1903. IV, 292 S.

Anglia. XXVI, 3 [B. Leonhardt, Textvarianten von Beaumonts und Fletchers Philaster. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early Engl. texts. II. — B. A. van Dam and C. Stoffel, The authority

of the Ben Jonson folio of 1616. — F. Küchler, Carlyle and Schiller. II. — W. J. Lawrence, A forgotten stage conventionality].

Beiblatt zur Anglia. XIV, 6, 7 (Juni, Juli).

Viëtor, W., Einführung in das Studium der englischen Philologie mit Rücksicht auf die Anforderungen der Praxis. Mit einem Anhang: Das Englische als Fach des Frauenstudiums. 3. umgearb. Aufl. Marburg i. H., Elwert, 1903. XII, 120 S.

Glogge, P., Das Leidener Glossar Cod. Voss. lat. 4° 69. 2. Teil: Erklärungsversuche. Münchener Diss. Augsburg, Pfeiffer, 1903. VI, 96 S.

Representative English comedies with introductory essays and notes, an historical view of our earlier comedy and other monographs by various writers under the general editorship of Ch. M. Gayley. From the beginning to Shakespeare. New York and London, Macmillan, 1903. XCII, 686 p.

Owen, D. E., Relations of the Elizabethan sonnet sequence to earlier English verse, especially that of Chaucer. (Univ. of Pennsylv. diss.) Philadelphia, Chilton, 1903. 34 S.

Croll, M. W., The works of Fulke Greville. (Univ. of Pennsylv. diss. 1901.) Philadelphia, Lippincott, 1903. 59 S.

Ekwall, Eilert, Shakspere's vocabulary its etymological elements. (Upsala universitats årsskrift 1903, filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, 2.) Upsala, Akademiska bokhandeln, 1903. XIX, 99 S.

Shakespeare's The merchant of Venice, ed. with an introduction and notes by H. Jones and F. T. Baker. (Twentieth century text-books.) New York, Appleton, 1903. 174 S.

Ben Jonson, The alchemist, ed. with introduction, notes and glossary by Ch. M. Hathaway (Yale studies in English, A. S. Cook editor, XVII). New York, Holt, 1903. VI, 373 S.

Hansche, Maude B., The formative period of English familiar letter writers and their contribution to the English essay. (Univ. of Pennsylv. diss.) Philadelphia 1902. 70 S.

Resa, F., Prolegomena zu N. Lee's Theodosius. Würzburger Diss. Rudolstadt, Mitzlaff, 1903. 32 S.

Ruskin, John, Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Aus dem Englischen übersetzt von Th. Knorr. 1. Bd. Strafsburg i. E., Heitz, 1903. XIV, 294 S. M. 4.

Collection of British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3659: E. W. Hornung, No hero.
„ 3660: Bret Harte, Trent's trust and other stories.
„ 3661—2: M. E. Braddon, The conflict.
„ 3663: "Rita", Souls.
„ 3664: A. Bennett, The gates of wrath.
„ 3665: R. H. Davis, Ranson's folly.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit, für Schule und Haus herausgeg. von J. Klapperich. Glogau, Flemming, 1903.

XX: Popular writers of our time, being selections from Mark Twain, L. T. Meade, A. Conan Doyle, James Payn, G. W. Steevens. First series. VIII, 85 S. Geb. M. 1,40, dazu Wörterbuch M. 0,65.

XXII: Peril and heroism, being stories told by G. A. Henty, G. M. Fenn, James Patey, J. Sh. Winter, Bret Harte. VII, 69 S. Geb. M. 1,40.

XXIV: Tales of the sea by W. H. Kingston, T. B. Reed, E. Pears, W. W. Jacobs. 82 S. Geb. M. 1,50.

Gesenius-Regel, Englische Sprachlehre. Ausgabe B, Oberstufe für Knabenschulen. Völlig neu bearbeitet von Prof. Dr. E. Regel. 2. Aufl. in neuer Rechtschreibung. Mit einem Plan von London und Umgebung. Halle, Gesenius, 1903. VIII, 258 S.

Romania, recueil .. fondé en 1872 par Paul Meyer et Gaston Paris p. p. Paul Meyer. No. 126, Avril 1903 [A. Thomas, Le suffixe-ARICIUS en français et en provençal. P. Rajna, Le origini della novella narrata dal 'Frankeleyn' nei *Canterbury Tales* del Chaucer. P. Meyer, Recettes médicales en provençal d'après le ms. R. 14. 30 de Trinity College, Cambridge. — Mélanges: A. Jeanroy, Fr. *sémillant.* G. L. Kittredge, The chanson du comte Herniquin. — Comptes rendus: J. Pirson, La langue des inscriptions latines de la Gaule; A. Carnoy, Le latin d'Espagne d'après les inscriptions (M. Roques). Collijn, Les suffixes toponymiques dans les langues française et provençale (G. P.). R. Zenker, Die Lieder Peires von Auvergne (A. Jeanroy). J.-N. Nassau Noordewier, Bijdrage tot de Beoordeeling van den Willehalm (Minckwitz). F. Guillon, Jean Clopinel dit de Meung (E. Langlois). A. Byhan, Istrorumänisches Glossar (J. Popovici). — Chronique.

Revue des langues romanes. T. XLVI, II—III, mars-avril-mai-juin 1903. [Grammont, Études sur le vers français I. Bertoni, Noterelle provenzali: IV. Il 'flabel di Aimeric de Peguilhan a Sordello'. V. Sulla vita provenzale di S. Margherita. Mlle. Pistolesi, Del posto che spetta al libro de Alexandro nella storia della letteratura spagnuola. Berthelé, Le vrai sens du mot 'gitare' dans les anciens documents campanaires. — Bibliographie.]

Paton, Lucy Allen, Ph. D. (Radcliffe), Studies in the fairy mythology of Arthurian romance. Boston, Ginn & Co., 1903. (Radcliffe College monographs No. 13.) IX, 288 S. 8.

Das beziehungslose Relativum von Leo Jordan. Aus 'Romanische Forschungen, herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 398—403. 1903.

Hürlimann, Dr. Clara, Die Entwickelung des lateinischen AQUA in den romanischen Sprachen, im besonderen in den franz., francoprovenz., italien. und rätischen Dialekten. (Züricher Inauguraldissertation.) Zürich, Orell Füssli, 1903. 76 S. 8. mit 8 Karten.

Meyer-Lübke, W., Zu den lateinischen Glossen. Wien, Selbstverlag. Druck von C. Gerolds Sohn [1903]. 21 S. 8 [arcisellium — badare — bancalis — basus — berna — brucus — bruscum — calabricus — calcatrippa — carius — cascabus — cattia — cervunus — clauculas — conoclea — copa — cormeos — curtio — derbitas — elicis — falla — falulia — fledomum — fleuma — globa — graulus — graphium — gufo — iungla — lerus — licinium — lubellum — maptola — matrinia — mattus — mentiriosus — micina — mordacius — obestrum — panna — patreus — pecosus — pedito — pimenta — plictura — porcopiscis — ragit — rasia — repe — scopiliae — speltum — tenaces — uvula].

Richter, Dr. Elise, Zur Entwickelung der romanischen Wortstellung aus der lateinischen. Halle, Niemeyer, 1903. X, 176 S. 8. M. 4,40.

Hommage à Gaston Paris [Association générale des étudiants de Paris: Allocution de M. L. Havet; Lettre de M. Sully-Prudhomme; Conférence de M. M. Roques]. 14 mai 1903. 60 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur .. herausgeg. von Dr. D. Behrens. XXV, 6 u. 8. Der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft.

Bulletin d'histoire linguistique et littéraire française des Pays-Bas p. p. Georges Doutrepont et le baron François Bethune, avec la collaboration d'anciens membres de la Conférence de philologie romane de l'Université catholique de Louvain. Année 1901. Bruges 1903. 56 S. 8. (Dieses Bulletin will jährlich die Arbeiten verzeichnen und kurz analysieren, die zur Sprach- und Literaturgeschichte des französischen Belgiens [le wallon] erschienen sind. Es geht von dem Gedanken aus, daſs eine Orientierung auf diesem Gebiete den belgischen Historikern will-

kommen sein werde — sie wird auch aufserhalb des Landes gute Dienste leisten und dankbar aufgenommen werden. Die verständige Anlage und Ausführung des Ganzen zeugt vom wissenschaftlichen Ernste des romanistischen Unterrichts an der Universität Löwen. Der Stoff [31 Nummern] ist in vier Abschnitte geteilt: I. Histoire de la langue française aux Pays-Bas (2 Nummern); II. Histoire de la littérature française aux Pays-Bas au moyen âge; auteurs et œuvres [20 Nummern]; III. Histoire de la littérature française aux Pays-Bas dans les temps modernes [nur bis 1830] [1 Nummer]; IV. Les légendes littéraires des Pays-Bas et leurs héros [8 Nummern]. Es ist in diesen 31 Nummern von Arbeiten über Eloy d'Amerval, Philippe de Commines, Olivier de la Marche, Jean Lemaire, Villar de Honnecourt, Aucassin und Nicolette, Gormund, Louis Desmasures, die Schwanrittersage etc. die Rede.)

Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande p. p. la rédaction du Glossaire. II[e] année 1903. No. 1 [E. Tappolet, L'agglutination de l'article dans les mots patois. L. Gauchat, Les parties du visage dans les locutions populaires de la Gruyère. J. Surdez, Sonnet, patois du Clos du Doubs; E. Tappolet, Notes. J. Jeanjaquet, Notes lexicographiques (*toilette; * furcella* = Brust).

Glossaire des patois de la Suisse Romande: Quatrième rapport annuel de la rédaction, 1902. Neuchâtel, Attinger, 1903. 12 S. 8.

The Espurgatoire saint Patriz of Marie de France with a text of the latin original by T. Atkinson Jenkins, associate professor of french philology. (The University of Chicago founded by John D. Rockefeller. The decennial publications. Printed from volume VII.) Chicago, 1903. 95 S. 4.

Ein altfranzösischer Prosalapidar mit Einleitung zum erstenmal herausgegeben von Leo Jordan. Aus 'Romanische Forschungen .. herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 371—398. 1903.

Mérimée, Prosper, Colomba, accompagnée d'une notice et de notes explicatives par E.-E.-B. Lacomblé, professeur à l'école moyenne d'Arnhem. Groningue, Noordhoff, 1903. VI, 187 S. kl. 8. Fl. 0,80.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, Gerhard, 1903. Kl. 8.

12. L'orphelin par Urbain Olivier. Für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. I. Teil: Einleitung und Text (1 + 163 S.), geb. M. 1,60. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch (40 S.), M. 0,40.

Englische und französische Schriftsteller der neueren Zeit für Schule und Haus. Glogau, Flemming, 1903. 8. geb.

21. Les femmes savantes, comédie par Molière. Avec une introduction et des notes par Dr. F. Lotsch. Elberfeld. XVIII, 99 S. M. 1,50. Ausg. B.
23. Scènes militaires par Alfred Cérésole. Ausgewählt und für den Schulgebrauch erklärt von Prof. Dr. K. Sachs. 67 S. M. 1,20, Wörterbuch M. 0,30. Ausg. A u. B.
25. Romanciers du XIX[e] siècle. Extraits de P. Mérimée, A. Dumas père, Pierre Loti, Émile Zola. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Dr. Ludwig Hasberg, Oberlehrer in Barmen. Mit einer Übersichtskarte vom Schlachtfelde von Sedan. VII, 88 S. M. 1,50, Wörterbuch M. 0,50. Ausg. A.

Jordan, Dr. Leo, Über Entstehung und Entwickelung des altfranzösischen Epos. Aus 'Romanische Forschungen ... herausgeg. von Vollmöller', Bd. XVI, 354—370. 1903.

Mortensen, Johan, docteur ès lettres, maître de conférences à l'Université d'Upsal, Le théâtre français au moyen âge. Traduit du suédois par Emmanuel Philipot, maître de conférences à l'Université de Rennes. Paris, Picard, 1903. XXI, 254 S. 8. Frs. 3,50.

Liégeois, Camilla, Gilles de Chin, l'histoire et la légende, avec trois

tableaux lithographiés. Paris, Fontemoing, 1903. XXIV, 169 S. 8. (Université de Louvain. Recueil de travaux publiés par les membres des conférences d'histoire et de philologie .., fasc. 11.) Fr. 4.

Borsdorf, A. T. W., Ph. D., professor in the University of Wales, Science of literature, On the literary theories of Taine and Herbert Spencer, two lectures. London, Nutt, 1903. 70 S. kl. 8.

Kalepky, Oberlehrer Prof. Dr. F., Ludwig Fulda als Übersetzer Molières und Rostands. Wissenschaftliche Beilage zum 16. Jahresbericht der städtischen höheren Mädchenschule zu Kiel. Kiel, 1903. 10 S. 4.

Kistner, Otto, Wörterbuch der kaufmännischen Korrespondenz in deutscher, französischer, englischer, italienischer und spanischer Sprache, unter Berücksichtigung der gebräuchlichsten Redewendungen. Mit einer Auswahl von Briefen aus dem täglichen Geschäftsleben. Leipzig, Brockhaus, 1903. 478 S. 8. M. 5, geb. M. 6.

Plattner, Ph., und J. Kühne, Unterrichtswerk der französischen Sprache. Nach der analytischen Methode mit Benutzung der natürlichen Anschauung im Anschlufs an die neuen Lehrpläne bearbeitet. II. Teil: Lese- und Übungsbuch für die zwei bis drei ersten Unterrichtsjahre. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 154 S. 8. Geb. M. 1,50.

Seket, V. A., Cours de langue française d'après la méthode intuitive. Exercices de langue et de conversation françaises. Première partie. Troisième édition, revue et augmentée. Groningue, Noordhoff (Leipzig, Schulze), 1903. XVI, 127 S. 8. (Vollständig in drei Teilen zu M. 0,85.)

Baumgartner, A., Prof. a. d. Kantonsschule Zürich, und A. Zuberbühler, Lehrer an der Sekundarschule Wädensweil, Neues Lehrbuch der französischen Sprache. 18. Aufl. Zürich, Art. Institut Orell Füssli [o. J., aber die Vorrede zur 17. Aufl. ist von 1903 datiert]. VII, 232 S. 8. Geb. Fr. 2,25.

Stier, Georg, Causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für höhere Lehranstalten, Fortbildungsschulen, Pensionate, sowie zum Selbststudium. Köthen, Schulze, 1903. XV, 306 S. 8. Geb. M. 2,80.

Stier, Georg, Petites causeries françaises. Ein Hilfsmittel zur Erlernung der französischen Umgangssprache. Für die höheren Knaben- und Mädchenschulen. Köthen, Schulze, 1903. VIII, 104 S. kl. 8.

Fetter, Johann, Regierungsrat, k. k. Direktor der Staats-Oberrealschule im IV. Bezirke Wiens, Französische Sprachschule für Bürgerschulen und verwandte Lehranstalten. Einteilige Ausgabe. Wien, Pichlers Witwe u. Sohn, 1903. VI, 184 S. 8. Kart. M. 2,20.

Böddeker, Dr. K., Prof., Directeur de la Kaiserin Auguste Victoria-Schule Stettin et Dr. H. Bornecque, prof. adjoint à l'Université de Lille, Grammaire française pour les classes supérieures de tous les établissements d'enseignement secondaire etc. Leipzig, Renger, 1903. VIII, 172 S. 8.

Logivue, Prof. Dr. Henri, Französisch-deutsches und deutsch-französisches Taschenwörterbuch. In zwei Teilen. Leipzig, Holtze, 1903. VIII, 452 und IV, 484 S. 16. In einem Halbfranzband M. 3,75.

Kastner, L. E., M. A., assistant lecturer in french language and litterature at the Owens College, Manchester, A history of french versification. Oxford, Clarendon press, 1903. XX, 312 S. 8. Geb. 5 s. 6 d. net.

Revue des Etudes rabelaisiennes, publication trimestrielle consacrée à Rabelais et à son temps, T. 1. Paris, Champion, 1903. 92 S. 8 [Avant-propos; Statuts; Liste des membres (über 200). — Ch. Wibley: Rab. en Angleterre; P. Toldo: La fumée du roti et la divination des signes; A. Lefranc: Problèmes rabelaisiens (un prétendu V^e livre de R.). — Mélanges. — Comptes-rendus. — Périodiques — Chronique — Questions]. Das inhaltreiche Heft enthält auch zwei Faksimile Rabelaisischer Autographen; der Umschlag gibt Rabelais' Bild aus der *Chronologie Collée* L. Gaultiers.

Counson, Dr. Albert, La légende d'Obéron. Bruxelles 1903. 25 S. 8 (aus: La Revue générale, juillet 1903).

Bastier, Paul, Fénelon critique d'art. Paris, E. Larose, 1903. 63 S. 8. Fr. 1.

Schmidt, Bertha, Esquisses littéraires. Le Groupe des romanciers naturalistes: Balzac, Flaubert, Daudet, Zola, Maupassant. Karlsruhe, G. Braun, 1903. 196 S. kl. 8.

Baist, G., Germanische Seemannsworte in der französischen Sprache (Sonderabdruck aus Zeitschr. f. deutsche Wortforschung, IV, 257—76). Strafsburg, Trübner, 1903. 20 S. 8 [Guinder, Accore, Sigle, Tïald, Ouarde, Nord, Pinque, Avaste, Raz, Iloire, Scolaringue, Itague, Nevre, Mât, Eskei, Marrer, Ossec, Raque, Jol, Amer, Matelot].

Bauer, Dr. Andreas, Der Fall der Pänultima und seine Beziehung zur Erweichung der intervokalen Tenuis zur Media und zur Vokalveränderung in betonter freier Silbe. (Ein Beitrag zur Chronologie altfranz. Lautgesetze.) Inaugural-Dissertation. Würzburg, C. J. Becker, 1903. 61 S. 8.

Kasten, Prof. Dr. W., Einführung in die technische Ausdrucksweise im Französischen an der Hand der Anschauung. Material zur Besprechung der Hölzelbilder: Port; Bâtiment; Houillière; Mine et forge. Mit 4 Abbildungen. Hannover u. Berlin, C. Meyer, 1903. 52 S. 8. M. 0,90.

Boerner, Dr. Otto, und Pilz, Clemens, Französisches Lesebuch insbesondere für Seminare. II. Teil, für Oberklassen höherer Schulen und zur Vorbereitung auf Fach- und Rektoratsprüfungen. Leipzig, Teubner, 1903. X, 314 S. 8. Geb. M. 3.

Boerner, Dr. Otto, Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische. Begleitschrift zu Boerners neusprachlichem Unterrichtswerk. Leipzig, Teubner, 1903. 59 S. 8.

Mackenroth, V., Mündliche und schriftliche Übungen an Kühns franz. Lehrbüchern. I. Teil, mit einem grammatischen Elementarkursus von Karl Kühn als Anhang.[2] Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1902. XIV, 160 S. 8 (vgl. *Archiv* CVIII, 470).

Bergmann, Oberlehrer Dr. Karl, Französische Phraseologie. Leipzig, Rofsberg, 1903. VI, 114 S. 8. M. 1,80.

Schwarze, Oberlehrer Dr. Max, Kanon franz. Sprechübungen über Gegenstände und Vorgänge des täglichen Lebens für höhere Schulen. Wittenberg, Wunschmann, 1903. VI, 42 S. 8. M. 0,90.

Un sirventés contre Charles d'Anjou (1268). Par A. Jeanroy, professeur à la Faculté des lettres de Toulouse. Extrait des *Annales du Midi*, t. XV, année 1903. 23 S. 8.

Lou Cansounié de la Prouvènço, adouba pèr l'Escolo Parisenco dóu Felibrige. Avignoun, encò de Roumaniho; Marsiho au burèu di Publ. poupoulari [1903]. 116 S. 8. Fr. 1.

Lefèvre, Edmond, Bibliographie Mistralienne. Fr. Mistral. Bibliographie sommaire de ses œuvres avec l'indication de nombreuses études, biographies et critiques littéraires. Notes et documents sur le félibrige et la langue d'oc. Marseille, édition de l'idèio prouvençalo, 1903. 154 S. gr. 8.

Twentieth annual report of the Dante Society (Cambridge, Mass.) 1901. Accompanying papers: An anonymous portrait of Dante. Reproduction with an account of the original by Theodore W. Koch. — The epitaph of Dietzmann, Landgrave of Thuringia, ascribed to Dante, by Charles Eliot Norton. — Notes on the latin translation of, and commentary on the Divina Commedia by Giovanni da Serravalle, by G. L. Hamilton. Boston, Ginn, 1902. XVII, 38 S. 8.

Vossler, Professor Dr. Karl, Stil, Rhythmus und Reim in ihrer

Wechselwirkung bei Petrarca und Leopardi. [Aus: Miscellanea di studi critici ed. in onore di Art. Graf. S. 453—481.]

Salvioni, Prof. Dr. Carlo, Bricciche Bonvesiniane. [Aus: Miscellanea in onore di Art. Graf 391—404. Etymologien und syntakt. Bemerkungen, z. B. *digo* < *diu* (das rät. *diǵ* ist *diudiu*); *fissor* < *fidejussore*; *fu* < *fit*; *ke* statt *ki* (vielleicht ist *ke* eher als *quid* aufzufassen; cf. deutsches *was* im Sinne von *wer:* was sich liebt, das neckt sich); relat. *ki* in Genetivfunktion; *moresta* = Schauspiel; *patron* = Mönche plur., dann auch sing.; *righiniar* = fletschen.]

Zumbini, Bonaventura, Per Wolfango Goethe. Napoli, 1903. (Edizione fuori commercio di 100 esemplari in carta a mano e 10 in carta a mano distinta.) 42 S. 8. Conferenza in memoria del soggiorno del Goethe a Napoli, tenuta nel Circolo tedesco di questa città, la sera del 7 maggio. 1903.

Giornale storico della letteratura italiana, diretto e redatto da F. Novati e R. Renier. Fasc. 124/25 [C. Marchesi, Il compendio volgare dell'Etica Aristotelica e le fonti del VI libro del 'Tresor'. Luzio-Renier, La coltura e le relazioni letter. di Isabella d'Este Gonzaga, Appendice prima. U. Cosmo, La polemiche Tassesche, la Crusca e Dante sullo scorcio del cinque e il principio del seicento. — Rassegna bibliogr.: F. Torraca, Studi sulla lirica italiana del Duecento (J. Sanesi). Ph. H. Wicksteed and E. G. Gardner, Dante and Giovanni del Virgilio (A. Belloni). E. Lamma, Questioni dantesche (G. Manacorda). O. Hecker, Boccaccio-Funde (H. Hauvette). G. Agnelli, Ferrara e Pomposa; A. Nani, Medaglioni estensi; G. Bertoni, La biblioteca estense e la coltura ferrarese ai tempi del duca Ercole I (R. Renier). E. Bertana, V. Alfieri (A. Neri). — Bolletino bibliogr. — Annunzi analitici. — Pubblicazioni nuziali. — Communicazioni ed appunti. — Cronaca].

Schädel, Dr. Bernhard, Die Mundart von Ormea, Beiträge zur Laut- und Konjugationslehre der nordwestital. Sprachgruppe, mit Dialektproben, Glossar und Karte. Halle, Niemeyer, 1903. 138 S. 8.

Paz y Mélia, A., Oberbibliothekar an der Nationalbibliothek in Madrid, Taschenwörterbuch der spanischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Berlin, Langenscheidt [1903]. XVI, 525, 486 S. kl. 8. Geb. M. 3,50.

Vianna, A. R., Gonçalves, Portugais, phonétique et phonologie, morphologie, textes. (Skizzen lebender Sprachen, herausgeg. von W. Vietor, Nr. 2.) Leipzig, Teubner, 1903. VI, 147 S.

Die Osnabrückische Liederhandschrift vom Jahre 1575.

(Berlin, Kgl. Bibl. Mgf 753.)

II. (Fortsetzung.)

48. **Kein Lieb ohne Leid magh mir nicht widerfaren** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 39, B 91; Berl. Hs. 1568 Nr. 83, 1574 Nr. 48 in je 3 entspr. Str. Niederd. Lb. Nr. 109, vgl. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 37. Erk-Böhme, *Liederh.* III S. 468 Nr. 1663.

49. **Die grofse Liebe zwinget mich, dafs ich kein wort kan sprechen** ... 5 fünfz. Str. = 1582 A 40, B 92. Fl. Bl. Ye 36: Schöner newer Lieder | drey. Das erste, Es was ein | wacker Meydlein wol | gethan, etc. | Das ander, Wo sol ich hin, Wo | sol ich her ... || Das dritt, Die grosse liebe | zwinget mich, etc. (Bildchen) Am Schlufs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Newber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. letzten Bl. leer.) Wegen des Liedes 'Wo sol ich hin' s. unten Nr. 68. 'Die grosse Liebe' 5 Str. Berl. Hs. 1574 Nr. 56 ebf. 5 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 136.

50. **Wach auff, mein Lieb, vnd hor mein stimm erklingen** ... 5 siebenz. Str. = 1582 A 55, B 107; Forster III 69 nur 4 Str. (Schlufsstrophe fehlt). Fl .Bl. Yd 7821. 4 'Vier schöner lieder' (o. O. u. J.). 'Das Dritt, Wach auff mein lieb' in 8 siebenz. Str., wovon die drei ersten und die letzte den Strophen I—III, V der anderen Fassungen entsprechen. M. Franck, *Musical. Bergkreyen* 1602 Nr. 16 in 3 Str. Pal. Nr. 191 in 7 Str.

51. **Vmb deinet willen byn ich hier** ... 7 achtz. Str. 1582 A 56 hat 8, B 108 nur 7 Strophen; hier in B und in der Handschrift fehlt die Schlufsstrophe von A. Bergr. 1536 u. ö. Nr. 46, Bergr. hrsg. v. J. Meier: Neudrucke 99/100 S. 98, in 8 bezw. 7 Str. Forster IV 1556 Nr. 15 die ersten drei Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 76 Nr. 84 in 8 Str. Goed. II² S. 28, 37, 40, 44 u. ö. Niederd. Lb. Nr. 76 bezw. 68: *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 30: in 8 Str.

Fl. Bl. Berl. Yd 7801 (v. Nagler) Stück 60 (offenes Blatt, links oben Bildchen) 'Ain hibsch lied ... Von deinet wegen bin ich hie' ... 9 achtz. Str., wovon nur die erste, dritte und letzte der ersten, zweiten und letzten der gewöhnlichen Fassung entsprechen. — Zusammen mit Nr. 28 u. 129 d. Hs. ist das Lied zu finden in mehreren fliegenden Drucken: Yd 7850 St. 16. Yd 9565. 66. 68.

Frankfurt a. M. Stadtbibl. Freytag XXI 311 'Drey schöner | newer Lieder. Das Erste: | Von deinetwegen bin ich hie, Hertz, etc.' | ... (Schlufs:) 'Getruckt zu Augspurg, durch | Michaelem Manger, Mattheus | Francken nachkommen.' | 8 Str. — Frankfurt a. M. Stadtbibl. Sammelb. St. 8 'Drey Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. 3. Von deinetwegen bin ich hie ... 8 Str.

Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 56 'Drey Hüpsche Neuwe Lieder' Basel, J. Schröter, 1608. An zweiter Stelle: Von deinetwegen bin ich hie ... 8 Str. In demselben Sonderdruck auch Nr. 41 d. Hs.

London, Brit. Mus. 11, 522 df 69 'Vier schöne newe Weltliche Lieder' Gedr. im J. 1664; o. O. 2. Von deinet wegen ... 6 achtz. Str.

Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 58 in 8 Str. Kopenh. Hs. des Rostocker Studenten P. Fabricius aus dem Anfange des 17. Jahrh. Nr. 189 gleichf. in 8 Str. Val. Holls Hs. v. J. 1526 (Nürnberg, German. National-Museum) Bl. 160 A 'Ich bin von deinentwegen hie' 3 achtz. Str. Pal. Nr. 186 in 6 Str.

Des Knaben Wunderh. 1, 1806, S. 212; Görres S. 91; Uhland Nr. 30; Goedeke-Tittmann S. 56; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 135, *Lh.* II S. 245 Nr. 428, vgl. II S. 283 Nr. 461.

52. **Nach gruner farbe mein hertz verlangtt** ... 7 neunz. Str. = 1582 A 57, B 10; Berl. Hs. 1574 Nr. 10 in 7 Strophen mit starken Abweichungen in Wortlaut u. Reihenfolge; Niederd. Lb. 108; vgl. *Jahrb.* 26 S. 37 u. 51. Pal. Nr. 90 in 4 Str. — Görres S. 39; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 206, *Lh.* II S. 321 Nr. 502.

53. **Die Sonne ist verblichen, die Stern seind aufgeghan** ... 7 neunz. Str. = 1582 A 58, B 167; Forster III 42 ebf. in 7 Str. Berl. Hs. 1574 Nr. 36 ebf. in 7 Str. Pal. Nr. 112 in 5 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 389, Görres S. 96; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 116, *Lh.* II S. 606 Nr. 806. Fl. Bl. London, Brit. Mus. 11, 522 df 11 (vgl. oben Nr. 5) 'Drey Schöner Lieder' Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 2. Die Sonn die ist verplichen ... 9 neunz. Str.

54. **Der wechter verkundiget vns den tagh** ... 5 sechsz. Str. = 1582 A 60, B 179. Fl. Bl. Yd 9655 'Zwey schöne Lieder' Nürnberg, F. Gutknecht o. J. 'Der Wechter' als erstes Lied in 5 entspr. Str. Niederd. Lb. 115 in 6 Str., die beiden letzten abweichend. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 38. Vgl. das ähnliche Lied 1582 A 155, B 22; Berl. Hs. 1574 Nr. 40, Pal. Nr. 108 u. a. m. — Görres S. 115, Uhland Nr. 80, Goedeke-Tittm. S. 74; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 102, *Lh.* II S. 599 Nr. 799.

55. **Wafs wollen wir singen vnd heben ahn, vnd singen von einem Frenckischen Edelman, ein Newes Leidt zusingen** ... 7 siebenz. Str. = 1582 A 61, B 19. Fl. Bl. Yd 8851: Ein schön Neu | Liedt, von einem frenckisch-|en Edelman, Albrecht | von Rosenberg | genandt, | Im Thon. Was wöllen wir aber | beben [!] an. | (3 bezw. 4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten und dritten, ursprünglich etwa vorhandenes viertes Blatt leer.) Das Lied verläuft in 8 von der anderen Fassung wesentlich abweichenden Strophen. Uhland Nr. 144, *Wunderhorn* IV hrsg. v. Ldw. Erk 1854 S. 247, Liliencr. IV S. 258 Nr. 511 (alle nach den Liederbüchern v. J. 1582, ohne die Hs. oder den Einzeldruck zu nennen).

Einzeldruck:

1. Was wöllen wir aber heben an,
von einem frenckische[n] Edelman,
ein frei[e]s Lied zu singen,
Albrecht von Rosenberg ist ern genandt,
Gott wöll das jm gelinge.

2. Albrecht vonn Rosenberg ist ein Reuters man,
die von Nurmberg haben jm vil leids gethan,
er lest nit vngerochen,
sie haben jm mit grossem gwalt
sein hauß vnd hof zerbrochen.

3. Die vonn Nürnberg zogen eins mals aus,
sie zogen Albrecht von Rosenberg wol für sein haus,
sein haus must er auffgeben,
vnd er must ziehen aus dem land,
wolt er behalten sein leben.

4. Frisch auff jr werden Reuter gut,
last vns straffen der vonNürnberg vbermut,
vnd macht daraus kein wesen,
vnd zihet dem Albrecht von Rosenberg zu,
vnd dienet jm ein reyse.

5. Zu hauff kam mancher Reutersmann,
sie griffen die von Nürnberg mit vortheil an,
nach jn stand jr verlangen,
sie haben sie dapffer vmb die meuler geschlagen,
den Baumgartner haben sie gefangen.

6. Albrecht von Rosenberg hat ein röß-lein kan wol rennen vnd traben,
darauff thut er manchen kauffman jagen,
wol vor der Nürnberger walde,
darauff ist er allzeit wol beriten
wie das Heßlein vor dem Behemer walde.

7. Frisch auff jr werden Reuter gut,
auff diser walstat ist nit mer halten gut,
wir wöllen fürbas reitten,
wir reitten der grünen waldtbuchen zu,
wir haben ein gute beuthe.

8. Wer ist der vns das liedlein sang,
ein freier Reuter man ist er genant,
er hats so wol gesungen,
Albrecht von Rosenberg hat er ein reys gedient,
hat jm gantz wol gelungen.

Einen Sonderdruck, in dem dieses Lied enthalten ist, besitzt auch die Züricher Stadtbibliothek, XVIII 1985 St. 4: Ein schön neüw Lied, der | Marggraff schiffet über Rhein. | ... 4 | Das dritte Lied, Von dem Al-|brecht von Rosenberg. | (8 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer) 'Was wöllen wir aber heben ahn' 8 Str.

Ein ander. 56.

1. Es giengen sich auß zwey Gespiele
woll uber eine weise wahr grune,
die eine furht einen frißchen muth,
die ander trauret sehre.

2. Gespiele liebste Gespiele mein,
warumb traurest du so sehre?
ey traurestu umb deines Vaters gudt,
oder traurestu umb dein ehre?

3. Ich trauer nicht umb meins Vatters gudt,
ich trauer nicht umb mein ehre,
wir zwey haben einen Boelen lieb,
daraus konnen wir uns nicht theilen.

4. Und haben wir zwey einen Knaben lieb,
konnen wir uns darauß nicht theilen,
ich will dir geben meins Vatern gudt,
dartzu meinen Bruder zu eigen.

5. Der Knab stund unter einer linden,
ehr hort der red ein ende,
hilff reicher Christ vom himell hoch,
zu welcher soll ich mich wenden?

6. Wend ich mich zu der reichen,
so trauret die seuberleiche,
ich will die reichen faren lhan,
will behalten die seuberlichen.

7. Und wen die reiche daß gudt vortzeret,
so hat die liebe ein ende,
wir zwei synd noch jungk und stark,
groß gudt wollen wir erwerben.

8. Ehr nam sie bey ihren schnewißen,
bey ihren schnewißen henden,
ehr furth sie durch den grunen waltt,
deß grunen waldeß ein ende.

9. Ehr furth sie ahn daß ende,
da ehr sein Mutter fand,
ach Mutter liebster Mutter mein,
daß Megdlein ist mein allein.

10. Ehr gab ihr von goltt ein ringelein
ahn ihr schnewißen henden,
sih da du feinß braunß Megdlein,
von dir will ich mich nicht wenden.

11. Sie gab ihm wider ein krenzelein von goltt,
darbey ehr ihr gedenken soltt,
ich hab euch lieb im herzen mein,
von euch will ich nicht scheiden.

Das Ambraser Liederbuch, 1582 A Nr. 53, gibt das Lied mit 11 der Hs. nach Wortlaut und Reihenfolge durchaus entsprechenden Strophen. In diesem Falle zeigt sich eine für das Gebiet des Volksgesanges fast auffällige und merkwürdige Übereinstimmung zwischen der gedruckten und der handschriftlichen Fassung; so lautet z. B. die achte Strophe, die ebenfalls um eine Zeile zu kurz gekommen ist, im Druck folgendermaßen:

Er nam sie bei jren schneeweißen henden,
er fuhrt sie durch den grünen wald,
des grünen waldes ein ende.

In kleinen Abweichungen berichtigen die beiden Fassungen einander.

Das Berliner Lb. 1582 B 105 hat nur 7 Strophen, wovon 1—4 = A I—IV, 6 u. 7 = V u. VI sind, die fünfte, worin das arme Mädchen den Bruder ihrer reichen Nebenbuhlerin ablehnt, für sich steht. Das Lied hat in B folgenden Wortlaut:

Es giengen zwo Gespilen gut, wol vber ein wisen grüne, die ein die führt ein frischen mut, die ander trauret sehre.

Gespile liebste Gespile mein, warumb traurest du so sehre, traurest du vmb deins Vatters gut, oder traurest du vmb dein ehre.

Ich traure nicht vmb meins Vatters gut, ich traure nicht vmb mein ehre, wir zwey haben ein knaben lieb, darumb traur ich so sehre.

Vnd haben wir zwey einen knaben lieb, traurest du darumb so sehre, ich wil dir meinen Bruder geben, meins Vatters gut ein theile.

Vnd deinen Bruder wil ich nicht, deines Vatters gut ein theile, sol mir der knab nicht lieber sein, dann du vnd alle deine Freunde.

Der Knab stund vnder einer Linden, erhört der red ein ende, hilff reicher Gott von Himmel hoch, zu welcher soll ich mich wenden.

Wend ich mich zu der Reichen, so traurt die seuberliche, ich wil die Reiche fahren lahn, vnd behalten die seuberlichen.

Yd 7852. 10 'Acht Schöne Newe Lieder' (o. O. u. J.), verstümmelter Druck, sollte als drittes Lied, das nunmehr ganz ausfällt, enthalten 'Es giengen sich zwo Gespiele'. Derselbe Druck enthält Nr. 65 der Hs., wobei der Anfang fortgefallen ist.

Antw. Lb. 1544 Nr. 162: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 242: Wie wil hooren een goet nieu liet ... 11 vierz. Str. Zweite: Daer ghingen twee gespeelken goet ... Antw. II—V = Hs. 1575 u. 1582 A 1—4; VII—IX = 6—8; I, X, XI stehen für sich; die beiden Schlufsstrophen der niederländischen Fassung stimmen schlecht zu dem übrigen Verlauf und scheinen von der ursprünglichen Richtung abgeirrt zu sein. Zwischen V und VII einerseits, 4 und 6 andererseits erfordert der Gang der Handlung 2 Strophen, wovon die niederländische Fassung die eine, die hochdeutsche Fassung die andere überliefert. Antw. Str. VI, ähnlich 1582 B 105 Str. 5, lautet:

Och dijnen broeder en wil ic niet
Noch dijns vaders goet een deele,
Ic hebbe veel lieuer mijn soete lief
Dan siluer oft root gulden.

Vgl. noch *Horae Belg.* II S. 83 'Het ghingen twee ghespelen goet' und 'Het reeden twee ghespelen goet'; Weim. Liederhdschr. v. J. 1537: *Weim. Jahrb.* I S. 105: Nr. 39 in 6 Str. 'Het ghingen twie ghespelen'. — Anderes Lied *Antw. Lb.* Nr. 80: *Horae Belg.* II S. 110, XI S. 119 'Het ghinghen drie gespeelkens goet'. — Snellaert, *Oude en n. liedjes,* 1852 S. 50, 1864 S. 65; Willems, *Oude vlaemsche liederen,* 1848 S. 149. — *Des Knaben Wunderhorn,* Bd. IV hrsg. v. Erk 1854, S. 51 nach 1582 A, und nach mündl. Überlieferung S. 356, vgl. auch III S. 18; Uhland Nr. 115; Goedeke-Tittm. S. 89; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 41, *Lh.* I S. 247 Nr. 70a bis d, vgl. II S. 296 Nr. 477.

Im *Liederhort,* I S. 250, gibt Böhme von diesem Liede nach W. Büttners *Epitome historiarum,* 1576, ein aus vier der mittleren Strophen bestehendes Bruchstück, welches der ursprünglichen Fassung am nächsten geblieben zu sein scheint, in allen Strophen genau denselben metrischen Bau darstellt, demnach wenigstens unzweifelhaft den richtigen Strophenbau bewahrt:

Der knab stund an der wende
Und hört der red eine ende,
Hilf mir Herr Christ vom Himmel hoch,
Zu welcher soll ich mich wenden?

Wend ich mich zu der Reichen,
So weint die Seuberleiche,
Ich wil die Reiche fahren lan,
Wil nemen die Ehrenreiche.

Wenn nun das geld zerrinnet,
Alle lieb und freud verschwindet,
Die seuberlich, die from und fein
Meim herzen viel lust bringet.

Es schmollt und zannt die Reiche,
Spricht, ich sey nicht jrs gleiche,
Ich acht kein Geld, darzu kein Gut,
Ich frey nach meines gleichen.

Über das Lied handelt Uhland in seinen *Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage* 3, 1866, S. 407 u. 490; 4, 1869, S. 119 und eigens in einem besonderen Aufsatz Ad. Hauffen: *Euphorion* 2, 1895, S. 29—39 'Das Volkslied von den zwei Gespielen'.

57. **Nu fall du reiff, du kalter schnee, fall mir auf meinen fufs ...** 6 vierz. Str. = 1582 A 62, B 180; Berl. Hs. 1574 Nr. 35, Nd. Lb. 14 ebf. in 6 entspr. Str. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 13. Görres S. 89; Uhland Nr. 47; *Wunderh.* IV S. 8; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 155, *Lh.* II S. 265 Nr. 447.

58. **Ich sah mir fur einem walde, ein feinſs hyrschlein sthan ...** 7 achtz. Str. = 1582 A 64, B 111; Berl. Hs. 1574 Nr. 49, Nd. Lb. 5 ebf. in 7 Str. *Jahrb.* S. 10. Pal. 33 in 6 Str. — Fl. Bl. Berlin, Basel, London s. Nr. 42 u. 45 d. Hs. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 445, *Lh.* III S. 460 Nr. 1652.

59. **Ach Mutter, liebste Mutter mein ...** 10 sechsz. Str. = 1582 A 65; Berl. Hs. 1574 Nr. 1 (Akrost. 'Herrmannus'), Nd. Lb. 21 ebf. in 10 Str. *Jahrb.* S. 14. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 171 Nr. 175 in 10 Str., unterz. M. von D. Liederhdschr. des P. Fabricius zu Kopenhagen Nr. 126 ebf. in 10 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 294; Keil, *Studentenl.* S. 51 usw.

60. **Schein vns du liebe Sonne ...** 7 vierz. Str. = 1582 A 66, B 112; Berl. Hs. 1574 Nr. 44 m. 8, nd. Lb. 120 m. 7 Str. *Jahrb.* S. 39. Uhland Nr. 31; *Wunderh.* IV S. 35; Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 93; Goedeke-Tittm. S. 11; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 181 u. 182, *Lh.* II S. 239 Nr. 422.

61. **Schons lieb mocht ich bey dir sein, nichts liebers woltt ich mir begeren ...** 4 siebenz. Str. = Hs. oben Nr. 12 'Hertzlieb mechte ich stedes bey dyr sein' = 1582 A 67, B 135.

62. **Fewr eitell fewr, brent mir mein hertz im leyb ...** 9 achtz. Str. = 1582 A 70, B 24; Berl. Hs. 1574 Nr. 29, nd. Lb. 110 in je 9 entspr. Str. *Jahrb.* S. 37. Pal. Nr. 34 in 6 Str.

63. **Man singet von schonen Jungfrawen viell ...** 5 sechsz. Str. = 1582 A 75; B 118 nur 3 Str. und nur I entspr. Forster III 52 in 5 Str. (III 53 Mel. vgl. V 7); Bergr. 1574, II 18 in 5 Str., von denen die beiden ersten zu den sonstigen Fassungen stimmen, wogegen die drei letzten Strophen ganz umgedichtet sind. Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' (enthält auch Nr. 36, 44, 69, 94, 108 d. Hs.), neuntes Lied 'Man singt' in 5 dem Ambraser Liederbuche v. J. 1582 entspr. Str. Aus einer westf. Hs. (1579) in *Mone's Anzeiger* 7, 1838, Sp. 85 eine fünfstrophige Fassung, die recht genau zu den Bergr. v. J. 1574 stimmt. Berl. Hs. 1574 Nr. 5 mit 4 Str. (Blatt dahinter ausgerissen.) Görres S. 70 (Pal. Nr. 172) in 5 Str. entspr. Bergr. 1574. Vgl. noch München, Hof- u. Staats-Bibl. Cgm 810, jetzt Mus. Mss. 3232 Bl. 159 'Man singt und sagt von frauen vil, die ich doch alzeit loben wil' 8 Str., Akrost. 'Magdalena'. *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 15, 1883, S. 122.

64. **Mein feinſs Lieb ist von Flandern . . .** 7 siebenz. Str. = 1582 A 77, B 121. Fl. Bl. Yd 9630 enth. 3 Lieder (Nürnberg, Gutknecht o. J.), darunter an erster Stelle Nr. 41 unserer Hs., an zweiter vorstehendes Lied mit 8 Strophen, wovon die 7 ersten den anderen Fassungen in Wortlaut und Reihenfolge entsprechen, die Schluſsstrophe neu hinzugetreten ist. Ye 71 'Fünff Schöner newer Lieder. 1. Auß argem won . . . 2. Mein feins Lieb . . . 5. Wer ich ein wilder Falcke, etc.' (Bildchen) Am Schluſs: Gedr. zu Nürnberg, durch Val. Neuber. 4 Bl. 8° o. J. 'Mein feins Lieb' in 8 Str. entspr. d. vorigen Einzeldr. Niederd. Lb. 54 (vgl. 6): *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 24 (vgl. 11). — Hil. Lustig v. Freudenthal, *Ztv.* Nr. 190. — Görres S. 155 (Pal. Nr. 46), Uhland Nr. 49, *Wunderh.* IV S. 11, Goedeke-Tittmann S. 47; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 217, *Lh.* II S. 294 Nr. 474. — Das Gedicht geht auf einen G. Grünwald zurück.

65. **Der Mond der scheindt so helle, zu Liebes Fensterlein ein . . .** 13 vierz. Str. = 1582 A 78; ohne Str. 6 u. 7, also nur mit 11 Strophen im niederd. Lb. Nr. 153: *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26 S. 47; *Altpreuſs. Monatsschr.* 9, 548; Willems, *Oude vl. liederen* 1848 S. 204. — Uhland Nr. 98; *Wunderh.* IV S. 54, vgl. II S. 235; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 48, *Lh.* I S. 445 Nr. 128.

66. **Ach Gott wem soll ichs klagen, daſs heimlich leiden mein . . .** 6 neunz. Str. = 1582 A 109, B 25; Bergr. 1536 u. ö. Nr. 48; Goed. II[2] S. 28, 29 u. ö. Niederd. Lb. Nr. 125 (bezw. 111), vgl. *Jahrb.* 26 S. 41. Berl. Liederhdschr. 1574 Nr. 51. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 242, *Lh.* II S. 703 Nr. 918. — Anderes Lied mit gleichen Anfangsworten oben Nr. 17; noch anderes Heyse, *Büchersch.* 935 = Ye 901; vgl. auch Pal. Nr. 19.

67. **Frolich byn ich auſs hertzen grund . . .** 12 fünfz. Str. = 1582 A 81, B 125; Hs. der Herren von Helmstorff, 1569 bezw. 1575 Nr. 32; nd. Lb. Nr. 96: *Jahrb.* S. 35. Fl. Bl. aus Berlin, Basel s. Nr. 35 d. Hs.; auſserdem nd. Yd 9908: Twe lede volgen, dath | Erste, Frölick bin ick vth herten grunt. Dat | ander, Mit lust so | wil ick singen. | (4 Bl. 8° o. O. u. J.) 'Frölick bin ick' 12 entspr. Str. Wegen des anderen Liedes s. unten Nr. 115. Pal. Nr. 98 in 8 Str.

68. **Wo soll ich hin, wo soll ich her, wo soll ich mich hin kheren . . .** 4 zwölfz. Str. = 1582 A 82, B 155 [! so st. d. verdr. 156!]; Lhs. d. Amalie von Cleve, s. Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 1890, S. 405 (10 Str.?); Berl. Hs. 1568 Nr. 94 m. 4 Str. Pal. Nr. 11 m. 4 Str. Fl. Bl. Ye 36 'Schöner newer Lieder drey' Nürnberg, V. Neuber o. J. (vgl. oben Nr. 49) an zweiter Stelle mit ebf. 4 entspr. Str.

69. **Hertz einiger trost auff erden, verlangen du thust meinem jungen hertzen wehe . . .** 4 siebenz. Str. = 1582 A 86, B 124; Berl. Hs. 1568 Nr. 13 m. 3 Strophen (I u. II entspr.); nd. Lb. 11 m. 4 entspr. Str. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 12. Fl. Bl. Ye 64 'Vier schöne liebliche Lieder' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. oben Nr. 1) 'Hertz einiger trost' an letzterer Stelle m. 3 Str. Schluſsstr. fehlt. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. (Beschr. oben Nr. 36; vgl. 44, 63, 94, 108) viertes Lied 'Hertz einiger Trost' 4 Str. Pal. Nr. 96 in 3 Str. Görres S. 128 in 4 Str.

70. **Ich habe so lange gestanden, in sorgen stundt ich groſs . . .** 11 vierz. Str. 1582 A 90, B 5 in 13 Str. Vgl. A 114, B 12; nd. Lb. 30 u. 90; *Jahrb.* 17 u. 33. Sehr ähnlich unten Nr. 83 'Mein feinß lieb stund in sorgen'. — Ye 57 Drey schöne Newe Lieder, | Das erste, Ich weiß mir ein Mägd-|lein hübsch vnd fein, Es hat ein roh-|tes Mündelein. | Das ander, Ich weiß ein Fräwlein | hübsch vnd fein, wolt Gott ich solt | heut

bey jhr sein. | Das dritte, Ich hab so lang gestan-|den, Ich stund in sorgen groß. Im Thon, | Stehe ich allhie verbor-|gen, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, durch | Valentin Newber, Wonhafft | im obern Wehr. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten und des letzten Bl. leer.) 'Ich hab so lang gestanden' 13 Str. Wegen des in diesem Einzeldruck ersten Liedes vgl. unten Nr. 76. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2017 St. 5 'Zwey neue Lieder' Augspurg, Mich. Manger o. J. 2. Ich bin so lang gestanden, ich stundt inn sorgen groß ... 13 Str. — Eine Strophe dieses Liedes findet sich später im *Berglbchl.* (1700/10) S. 116 Nr. 100 'So wünsch ich meinem Liebelein viel tausend gute Nacht', 5 vierz. Str., deren vorletzte lautet: 'Er ließ :|: er ließ sein Röselein droben [! d. i. Röſslein traben!] :|: sein Rößlein thät einem Sprung :|: damit :|: damit scheid er von dannen, so spahre euch der liebe Gott gesund, so etc.' — Das Jaufner Liederbuch. Hrsg. v. Max Frh. v. Waldberg: *Neue Heidelb. Jahrbücher* 3, 1893, S. 270 'Ich bin so lang gestanden' 13 vierz. Str.

71. **Eyn freundleichs Auge zu wencken** ... 4 neunz. Str. Hs. Nr. 124 dasselbe Lied noch einmal: Freundlich mitt ogen wencken ... 4 neunz. Str. = 1582 A 94, B 36; dasselbe Lied mit 7 Str. s. 1582 A 156, B 23; Berl. Hs. 1568 Nr. 4 nur 3 Str. (dritte Str. fehlt), 1574 Nr. 24 in 7 Str. Hs. f. O. Fenchlerin zu Straſsburg, 1592: *Alemannia* 1, 1873, S. 54: in 4 Str. Pal. Nr. 121 in 4 Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Auſsb.* 1602 S. 143 Nr. 152 in 7 Str. — Die kürzere Fassung entspricht den Strophen I, II, IV, V der längeren.

72. **Eſs saſsen drie gesellen, sie saſsen vnd assen vnd druncken kalten wein** ... 7 sechsz. Str. Berl. Fl. Bl. Yd 9748: Eyn schöner Brember-|ger, Ich hab gewacht die liebe | lange nacht. | Ein ander Lied, Gut Reytter | bey dem weyne saß, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg, | durch Valentin | Neuber. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer) 'Gvt Reytter' 12 Str. — *Weim. Sammelb.* St. 38: Zwey newe lieder, das | erste, Gut Reyter bey dem weyne saß. | Das ander, Mag jch vnglück nicht | wider stan, gut hoffnung han. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg | durch Kunegund Hergotin. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Gut Reyter' 12 Str. — London, Brit. Mus. 11, 522 df 15: Zwey newe lieder, Das | Erste, Künig ein herr ob allem reych. | Das ander, Mag jch vnglück nit wi-|derstan, gut hoffnung han. | Noch ein ander Lied, Gut Reyter | bey dem weyne saß. | (Bildchen) Am Schluſs: Gedruckt zu Nürnberg durch | Georg Wachter. (4 Bl. 8° o. J. Rücks. des letzten Bl. leer.) 'Gut Reytter' 12 Str. — Eine äuſserst rohe Fassung in einem späteren Sonderdruck: Yd 7919. 25 'Drey schöne kurtzweilige Lieder' o. O. u. J. (Schweiz) 'Es sind einmahl drey Gsellen' 6 Str. — *Bergliederbüchlein* (1700/10) S. 167 Nr. 137 'Drey gute Gesellen die saßen' 6 Str. — Liederhdschr. v. J. 1574 Nr. 31 'Drei gesellen inn einem weinhaus saessen' 9 Str. — *Des Knaben Wunderh.* I S. 32, IV S. 289; Uhland Nr. 107; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 75 u. 76, *Lh.* III S. 189 Nr. 1302—1306. In neueren Liedersammlungen und Kommersbüchern ist das treffliche Schelmenlied sehr oft mit abgedruckt, oft genug ist es auch nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnet.

73. **Ich armes Furstlein klage mein leidt, wo schall mich nu geschehen** ... 6 neunz. Str. R. v. Liliencron, *Die histor. Volkslieder* IV S. 446 Nr. 564: Herzog Johann Wilhelms zu Sachsen lied ... Ich armes fürstlein klag mein leid ... 6 Str. Heyse, *Bücherschatz* S. 73 Nr. 1154.

74. **Ich rew vnd klagh, daſs ich mein tagh nicht liebers habe verloren** ... 3 zwölfz. Str. = 1582 A 74, B 117; A. v. Aich 52, G. Forster I 121,

Gassenh. u. Reutterl. 33. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) Stück 15 auf einem offenen Blatt an zweiter Stelle; ebenda St. 27 z. Bez. d. Weise. Yd. 7821. St. 26 'Drey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. (Beschr. oben bei Nr. 19) 'Ich rew vnd klag' an zweiter Stelle. Ye 22 'Drey Schöne Liedter' Nürnberg, V. Neuber o. J. (Beschr. b. Nr. 19) 'Ich rew vnd klag' an zweiter Stelle. — Überall 3 entspr. Str., nur bisweilen mit abweichendem Anfang in der letzten Strophe. — Neudrucke: Görres S. 37 (Pal. Nr. 152), Wackernagel 1841 S. 852, Goedeke-Tittm. S. 55.

75. **Kundtschaft mitt dir, ich begheren byn** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 17, B 69; Forster I 87 ebf. in 3 entspr. Str. Liederhdschr. des Joh. Ketzmann zu München, 1552, Bl. 276 A ebf. in 3 zehnz. Str.

Tandem Patientia Victrix: Gedult
Adrian van Velen.

76. **Ich weifs mir ein Megdlein ist hubsch vnd fein, sie hatt ein Rotes Mundelein** ... 5 siebenz. Str. = 1582 A 99, B 4; P. v. d. Aelst, *Blumm u. Aufsb.* S. 129 Nr. 135 in 5 entspr. Str. Niederd. Lb. Nr. 48: *Jahrb.* 26, S. 22. Fl. Bl. Ye 57 (Beschr. s. oben Nr. 70) 'Drey schöne Newe Lieder, Das erste, Ich weiß mir ein Mägdlein' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 entspr. Str. Hoffmann, *Gesellschl.* 124.

77. **Ich hette mich vnderwunden, zu dienen ein Frewlein fein** ... 5 achtz. Str. = Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 32 'In der weiß ayn knab het ym für geonmen [!] er wolt spatzieren gan | Ich het mich vnderwunden' 5 Str. St. 60 z. Bez. d. Weise f. d. Lied 'Von deinet wegen', s. oben Nr. 51. — Yd 7821. 34 'Zwey hübsche Lieder' Nürnberg, K. Hergotin o. J. Zweites Lied 5 Str. — Yd 9552, Druck von 4 Liedern, o. O. u. J. Viertes Lied 'Ich het mich vnterwunden' 5 Str. An erster Stelle 'Ich armer man' s. unten Nr. 100. — Niederd. Lb. Nr. 58 bzw. 54: *Jahrb.* 26, S. 25: ebf. in 5 entspr. Str. — Berl. Hs. 1574 Nr. 42, Liederhdschr. d. Herzogin Amalia v. Cleve: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 403: ebf. in je 5 entspr. Str. In der Hdschr. des P. Fabricius Nr. 182 ohne Text. — Vgl. noch Antw. Lb. 1544 Nr. 103: Hoffmann, *Horae Belg.* XI S. 155. — Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 252 Nr. 431.

Ein ander. 78.

Jegen diesen vastelabendt
jegen diese heiligen zeit
zu meinem großen ungelucke
habe ich genommen ein Weib,
Elendt hatt mir die trumme geschlagen,
Barmhertzigkeitt gepfiffen,
zu der ehe hab ich gegriffen,|
radt zu wie heiset die Brauth?

Die Brauth die heistt sich Leider,
der Breutgam Gott erbarms,
sie haben ahn zerrißene kleider,
sie sein so leiden arm,
sie haben wider salz wider schmalz in dem hauß,
kein brodt haben sie darinne,
wie solten sie eß gewinnen,
waß solt ein arm Man thuen?

Wan ich des morgens frue ufstha,
auß meinem schlaffkemmerlin gha,
wie hart habe ich gelegen,
mein haubt daß thut mir wehe,
ich habe wider bett noch spaune darin
kein Stro hab ich darin[nen],
waß solt ich dan erwinnen,
waß solt ein arm Man thun?

Ich sehete meinen habern
so ferne vor den gronen walt,
den eßen mir ab die hasen,
mein leiden ist mannighfalt,
also geith eß mir daß liebe lange jhar,
Ungluck ist mein Geselle,
laß freien wer da wolle,
mein freien hab ich gethan.

Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 26 (offenes Blatt, ohne Überschrift, links oben Bildchen, am rechten Rande schadhaft):

Heür gen disem summer,
ich armer ellender [man],
ain weyb hab ich genommen,
ach got warumb hab [ichs] thau,
armut hat mir die lauten geschlagen,
ell[end hat] mir gepfiffen,
zu der ee hab ich gegriffen,
rat [zu wie] haißt die praut.

Die braut die haißt ach layder,
der breütga[m daß] got erbarm,
so hab wir kaine klayder
vnnd seyn [so] iämerlich arm,
ain katz ist vnser bestes vich,
sol ⟨. . .⟩ vil geniessen,
solt ich mein sünd hie biessen,
⟨. . .⟩ der teüfel im hauß.

Mein schwiger wolt mir helffen
mitt ainer schebigen ku
die truge kaum das l[eder,]
[der] flaischhacker sprach jr zu,
die haut ist besser dann das flaisch,
wie wilt du mir sy g[eben,]
[noch] tregt sy kaum das leben
vnd gibt kain milch dartzu.

Wann ich des morgens frue auffstee
vnd in mein stiblin gee,
so bin ich hart gele[gen,]
⟨. . .⟩ din thut mir wee,
so schwing ich mich vber die braiten haid
mit manchem gute[n gesellen,]
es heyrat wer da wölle,
der ee hab ich genug.

Der vns das liedlin news gesang
von neüwem gesungen hat,
das hat gethon a[in guter ge]sell
zu Budweiß in der stat,
er singt vns das vnd singt vns meer
hat vns das wol g[esungen,]
vom weyb ist er entrunnen,
zu jr kompt er nit meer.

Görres S. 151 'Fürwahr, gegen diesen Sommer' 6 Str. = Sonderdr. 1, 2, 4, 3, 5. Als III. und IV. Strophe bei Görres die zerdehnte vierte des Druckes. Ebenso Uhland Nr. 277; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 675 Nr. 882. Höchst merkwürdig ist es, dafs gerade in Altpreufsen, wohin diese Handschrift auch sonst mehrfach verweist, ein Bruchstück dieses Liedes mit ähnlichem Anfang sich erhalten hat: Frischbier, *Preufsische Volksreime,* 1867 S. 223 'Oen disse dolle Fastlawend, | Oen disse dolle Tiet, | Wat heww öck angegange, | Gefriet dat ohl' fuul' Wiew' ... (noch 8 Z.).

79. **Ich lafse leicht ab von solcher hab** ... 3 zwölfz. Str. = *A. von Aichs Lb.* (75 Lieder) Nr. 51 'Ich stel leicht ab von solcher hab'; Forster I 18 'Ich stell leicht ab'; *Gassenh. u. Reutterl.* Nr. 79; vgl. Goed. II[2] S. 28, S. 35 u. ö. Berl. Hs. v. J. 1568 Nr. 108 'Ich stell leidtt ab' ebf. in 3 Str.

Ein ander. 80.

Ich sach se nechten spade
ghar heimlich uff einen orth
vor Herzleibs kemmerlein lade,
dar ich sie schlaffen vandt.

Ich klopffede also leiße
mitt meinen goltringelein,
standt uf Hertzallerliebste
stand uff und laß mich in.

Ich will dich nicht einlaßen,
ich laße dir nicht in,
mich dunket bey alle deinen worden,
daß du die rechte nicht bist.

Dunket dich bey alle meinen worden,
daß ich die rechte nicht sey,
so luchte mich under die augen,
so sichstu woll wie ich sey.

Die kallen (kolen!) seind erlosschet,
die kirßen (kerzen!) seind außgedhan,
fhar hen du guder Gesellе,
du bist mich gar unbekandt.

Ach Eppelein auf dem Baume,
und ich vorpiete dich,
und daß du nichten fallest,
die reife roer dich.

Und rorth dich dan die reife
und daß du vallen muist,
so valle du Eppelein schone
meinem schonen Bolen in seinen schoiß.

Woll uf den reifen will bauwen
woll uf den kalten schne,
woll großer liebe thut treuwen,
waß thut ehm sein haubt so wehe.

Der Apffell ist gefallen,
der reife hatt kein schult,
daß herz in meinem jungen leybe
daß ist dich Herzlieb holt.

Vgl. Erk-Irmer II Nr. 13; Hoffmann-Richter Nr. 57 u. 58; Frischbier-Sembrzycki Nr. 59; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 625 Nr. 818 u. S. 732 Nr. 964.

81. **Woll auf Geluck dich tzu mir kher, mein trouren mufs sich wenden ...** 6 zehnz. Str. P. v. d. Aelst, *De arte am.* 1602 S. 170 in 7 Str. *Blumm u. Aufsb.* 1602 S. 26 Nr. 40 (vgl. Goed. II[2] S. 44), ebf. in 7 Str.

82. **Schons leiff wo heffstu mich so ghar vorlathen, vnd dich von mich gewant ...** 5 achtz. Str. nach Wortl. und Reihenf. entspr. nd. Lb. Nr. 86, vgl. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26, 1900, S. 33.

83. **Mein feinfs leib stund in sorgen, in sorgen also grofs ...** 12 vierz. Str. 1582 A 90, B 5; vgl. A 114, B 12 'Ich bin (bzw. habe) so lange gestanden' und 'Steh' ich allhie verborgen'; niederd. Lb. 90 'Myn Fynsleeff stundt in sorgen, in sorgen also groth' und 30 'Stha ick allhyr vorborgen', s. *Jahrb. f. nd. Sprf.* 26 S. 17 u. 33; vgl. oben Nr. 70.

Ein ander. 84.

Ein Megdlein muß ich meiden
so ghar ohne alle meine schult,
ich hab darumb ein heimleichs leiden
und trage in meinem herzen gedult,
umb eines Boßwichts willen
muß ich schweigen stille
beß auf ein ander zeit.

Der mitt Leuthen will scherzen,
der gebe woll acht auf seine wordt,
sie seind nicht alle von gueter erze,
wird manchem in ungudt vorkerth,
also hab ich armer Helt befunden
itzund und zu mehren stunden,
darumb warne ich dich junger Gesell.

Nicht soll man billich gedenken,
ehrleiche Leuthe zu beliegen,
einem damitt sein sache zu krenken
und redleiche Leuthe zu betriegen,
ich muß eß dahin stellen,
jho schebscher hundt jhe mher zu bellen,
Judas Ischarioth lebstu noch?

Von redleichen Leuthen soll man nicht sagen,
man wilß dan vor augen sein bekandt,
kan mich armer Helt nicht beiegen,
darumb fure ich einen schweren standt,
der mich gern woltt anrennen
und in der thatt nicht will kennen
ist daß nicht ein Ehren Dieb von art?

Ich will noch redlich handlen,
so langk ich lebe in dieser welt,
so magk ich ufrichtigh wandlen
hie und dort wo mirß gefelt,
bey allen ufrichtigen Leuthen,
konnen mirß nicht anders deuten,
dan daß ich schweige und denke der zeit.

Die dritte Strophe mit dem kräftigen Hinweis auf Judas Ischarioth als Abschlufs in der letzten Zeile würde besser als letzte stehen; bei dieser Umstellung würde sich das Akrostichon 'Edvin' ergeben.

Ein ander. 85.

Wach auf mein herz in frowden
und laß dir woll gesein
itzundt zu diesen zeiten
woll bey der Liebsten mein,
welche ich habe erkoren
zu dienen ihr mitt fleiß,
edell ist sie geboren,
meinen dienst hab ich ihr geschworen,
wie sie daß selbst woll weiß.

Auf erden soll mir bleiben
meins herzen aufenthalt,
mocht ich mitt ihr mein zeit vortreiben
in lusten mannichfalt,
Gott wolt ich davor danken
von mein[e]s herzen grundt,
von ihr wolt ich nicht wanken
mitt worten noch gedanken,
daß schaffet ihr roter mundt.

Lieblich uber alle Jungkfrauen
habe ich sie stedich gespuret,
holtselich ihr anschauwen
wie sich daß in ehren geburt,
darumb ich ihr gefangen
lieb egen ich wolt ihr sein,
mocht ich sie einß erlangen
meinen willen nach ergangen
Herz Allerliebste mein.

Ich betracht ihr zucht und ehre,
sie ist meins herzen ein kron,
anfangk felt mir so schwere,
in liebe muß ich zerghan,
hoffnungh thut mich erneren,
die zeit wirt erfrowen mich,
der Kleffer kanß nitt wehren,
Gott wirt sie mir bescheren
wie ich mich deß vorsich.

Eß ist wie man thut sagen
waß lebtt erfrowt vnd betrubtt,
noch solß mir woll behagen,
wen sie mich widerumb liebt,
so kanß mir gar nicht felen
nach dem treuw ist mein will,
treuw und liebe kan sich nicht vorhelen,
noch thut sie mir im herzen gefallen,
in aller geheim und still.

Recht wie daß golt im fure
soll sie befinden mich,
brinnende liebe ungeheure
die zwinget festiglich mich,
ligge hart in solchen stricken,
ist doch der wille mein,
ich hoffe eß soll gelucken,
sie soll mein herz erqwicken,
kein lieber soll mir sein.

Hs. IV 9 vorsehe V 5 fehilen

Ein ander. 86.

Ich hab dich Herzlieb außerwelt,
thust mir mein gemuth erfrowen,
mein herz hatt sich zu dir geselt,
dein stedt in trewen zu bleiben,
o edle kron
sei zweifelß ohn,
liebst mir ob allen weiben.

Dein edle zucht so mannichfalt,
dartzu dein zuchtiges leben
hatt bracht mein herz in deine gewalt
ganz egen dir zu ergeben,
ob schon itzundt
deß Kleffers mundt
mitt neidt thut widerstreben.

So bistu doch, gleub sicherlich,
mein hoheste frowd auf erden,
ganz egen dich ergeb ich mich,
ob du mich zu theile muchtest werden,
zu wohnen bey dir
ist mein beghir,
freundleiche gestalt thut mich erneren.

Wiewoll scheiden das bitter krauth
sich balt zu mir thut finden,
so soll sich doch edle Jungkfrau
mein liebe ahn euch nicht wenden,
vortroste auch mich
ganz vestiglich,
Gott wirts zum besten wenden.

Laß mich dich edles Herz bevolen sein
und thu mich nicht aufgeben,
in rechter liebe und treu ich dich mein,
nach dir richt ich mein leben,
[nur] dein zu sein
deß troste ich mich [allein],
Gott woll seinen segen geben.

Adde zu tausent gueter nacht
sey dir Herzlieb gesungen,
auß unverkerten muth bedacht,
scheiden mir frowd hatt genommen,
doch trostet mich daß
zu aller maß,
daß frowdt bringt widerkommen.

[Nieder mit dem Gelehrtenpack!
„Nur kein langes Federlesen
Mit dem Federfuchserwesen!"]

Ein ander. 87.

Woll auff ihr Frommen vom Adell gudt!
helft schlan alle Doctorn und Schreiber zu tott,
sie haben sich hoich erhaben,
die vom Adell haben sie in einen sack geiaget,
die Fursten fueren sie auffm kloben.

Die vom Adell seind noch nicht alle gestorben,
sie seind auch noch nicht alle vordorben,
man muß sie laßen bleiben,
eß gehorn der Schreiber feddern viell dartzu,
sollen sie die vom Adell vordreiben.

Und ist eß nicht eine große schandt,
daß in dem ganzen Teutschen landt
die Schreiber zu hove regieren,
ich hoffe zu leben die lieben zeit,
wir wollen sie weitlich schm[i]eren.

Die vom Adell mußen dahinden sthan,
deweil die Herrn die Schreiber haben genommen ahn,
das thut man Gott befelen,
waß aber zu letz darauß werden will,
wirt man zu letzen woll sehen.

Die vom Adell brauchet man im rechten nicht,
deweil Doctor falsch recht inbricht,
daß thut man sich beklagen,
wie eß aber dem Armen thut erghan,
daß hort man aufm lande woll sagen.

Die Fursten haben davon hoen und spott,
daß die armuth muß leiden groß nott,
daß wolt ihr Herrn recht bedenken,
die vom Adell mußen schweigen still,
nach den Schreibern mußen sie sich lenken.

Darumb ihr Fursten all zugleich,
ihr Graffen und Hern im ganzen Reich,
thut die sache recht woll bedenken,
so wirts umb euch haben keine nodt,
Gott wirt euch seine gnade woll schenken.

Bedenkt waß die vom Adell offt haben gethan,
und haben mit fleiß nitt underlhan,
vor euch willigh gestorben,
wie eß ihnen aber belhonet wirt,
daß muß Gott vom himell erbarmen.

Waß die vom Adell helfen raden,
daß helfen sie auch mit der faust und thaten,
daß hatt man offt befunden,
daß wolt ihr Hern bedenken nicht,
dartzu ists leider kommen.

Wolt ihr nu Fursten sein und bleiben,
so must ihr die vom Adell nicht vortreiben,
daß thut mir genßlich gleuben,
damitt wunsche ich euch gluck und heill
und singe daß leidt mitt frewden.

Wan ich die warheit reden soll,
ist eß auch zu gleuben woll,
daß Doctors und Schreibers nicht lenger
gedenken bey den Hern zubleiben
beß sie fullen ire budell.

Darnach so reiten sie hohe roß
und bauwen heuser wie die schloß,
wo haben sie eß genommen?
daß will ich euch zubedenken geben,
wo sie eß haben bekommen.

Ich wilß auf dißmall bleiben lhan,
eß ist gnugh geschrieben davon,
von irem betrugk auf erden,
welcher Furst und Herr daß nicht merken will,
muß weiter betrogen werden.

Wer iß der unß diß leidtlein gesank,
ein Frommer vom Adell ist er genandt,'
seiner frumicheit muß ehr entgelten,
die Doctors und Schreibers seindt ihme nicht holt,
muchten ihn viell lieber vortreiben.

88. **Kein lust hab ich, defs frow ich mich** ... 4 zwölfz. Str. = 1582 A 160 u. 212, B 31. Fl. Bl. Yd 7850. 12 'Drey schön newe Buhllieder' ... Augspurg, Val. Schönigk 1603; an erster Stelle 'Ein lust hab ich, das frewet mich', durch kleine Veränderungen die zwölfreimige Strophe zu zwei vollkommen gleich verlaufenden sechsreimigen Hälften zerteilt, sonst in engster Anlehnung an vorbezeichnetes Lied mit 8 sechsz. Str.

Die Strophe des Liedes im Einzeldruck stellt jene durch zahlreiche Beispiele zumal im 16. Jahrhundert vertretene Form dar, die später noch von Greflinger mehrfach angewandt ist und im Kirchenliede bis in die Gegenwart hineinragt:

Reimstellung:	aab	ccb	a′a′	b′	c′c′	b′
Zeilenschlufs:	mw	mw	m	w	m	w
Zahl d. Hebungen:	223	223	22	3	22	3

In diese recht eintönige Strophe, die genau besehen eigentlich nur dasselbe metrische Gebilde viermal und im weiteren Verlauf durch mehrere Strophen bis zum Überdrufs leirig wiederholt, ist nun im vorstehenden Liede mehr Abwechselung und Leben hineingebracht dadurch, dafs die elfte bezw. vorletzte Reimzeile drei Hebungen hat, solchermafsen erst wirklich die Form einer zwölfzeiligen — statt paarweise zusammengefafster sechszeiliger Strophen gewonnen und für diese Form ein scharf gekenn-

zeichneter Abschlufs eingeführt wird. Die spätere Fassung des Liedes hat dann wieder die geläufigere Strophe gewohnheitsmäfsig aufgenommen.

Blumm u. Aufsb. S. 137 Nr. 144 'Kein lust hab ich' in 4 zwölfz. Str. Schema demjenigen der Hs. entsprechend. — Fl. Bl. Basel, Sar. 151 St. 49 'Drey schöne newe Lieder' Basel bey Sam. Apiario o. J. Drittes Lied in ebf. 4 zwölfz. Str.

89. **Schwer langkweilich ist mir mein zeitt, syndt ich mich habe gescheiden ...** 3 zehnz. Str. = 1582 A 22, B 74, Forster I 98; Schöffer u. Apiarius, *65 Lieder* Nr. 10 ebf. mit 3 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. *Blumm u. Aufsb.* S. 181 Nr. 185 ebf. in 3 Str. *Des Knaben Wunderhorn* II S. 115 nur die erste Strophe nach e. Musikb. Görres S. 51 (Pal. Nr. 87) in 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 69 in 3 Str. (Eccardus 1578).

90. **Hertz eniges Lieb, dich nicht betrub ...** 4 neunz. Str. 'He-le-na' H. 1582 A 36, B 89 in je 3 Str. Schlufsstr. fehlt. Ebf. m. 3 Str. in d. Berl. Hs. 1568 Nr. 33 u. im niederd. Lb. Nr. 7. Vgl. *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26 S. 11. Vgl. noch Weimar, Sammelband, St. 17 'Drey hübscher Lieder, Das erst, Hertz eynigs lieb, bis nit betrübt' ... Nürnberg, Kunegund Hergotin o. J. (3 Str.). Val. Holls Liederhdschr. v. J. 1526 (Germ. Nat.-Mus. Nürnberg) Bl. 161 A: Hertz ainigs lieb, biß nit betrieptt ... 3 Str. München, Univ.-Bibl. Ms. 328 (Liederhdschr. m. Noten) Bl. 3: Hertz ainigs lieb, dich nit betrieb ... 3 Str. Pal. Nr. 133 in 3 Str. P. Schöffer 1513: Goed. II2 S. 27.

†
1576
gnade dyr Gott
D. A. O. A.
T. V. Dincklage.
Anno dn̄i ... ... ist her Thomas von Dincklage zu Bremen
in Gott entslaffen, vnd zu Verden ihm Dome begraben.

91. **Allefs wirtt vorkerth, in Bofsheitt gemerth ...** 4 zwölfz. Str. In einem niederd. Einzeldruck, der auch Nr. 25 (s. oben) unserer Hs. enthält: Ye 437 'Sös lede' an zweiter Stelle 'Als wert vorkert, in bösheyt vormert' 4 nach Wortl. u. Reihenf. entspr. Str. Einen niederdeutschen Liederdruck der Wolfenbütteler Bibliothek führt an Scheller, *Bücherkunde d. Sassisch-Niederd. Sprache,* 1826 S. 479 'Viff schöne lede'.

92. **Lieblich hatt sich gesellet, mein hertz in kurtzer frist, zu einer die mir gefellet ...** 4 siebenz. Str. = 1582 A 19, B 71; *Bergr.* 1531 Nr. 18, 1536 u. ö. Nr. 27; Forster II 14; Goed. II2 S. 28, 31, 35, 40 u. ö. — Niederd. Lb. Nr. 46, vgl. *Jahrb.* 26, 1900, S. 21. — Fl. Bl. Yd 9126 Druck von 5 Liedern, Nürnberg, Jobst Gutknecht o. J. Viertes Lied 'Lieblich hat' 4 Str. Beschr. s. oben Nr. 19; vgl. auch Nr. 39. — Ye 15 'Drey hübsche Lieder, Das erste, Lieblich hat sich gesellet' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Strophen, deren zweite den sonstigen Fassungen fehlt. Vgl. oben Nr. 43. — Ye 16 'Drey hübsche Lieder, das erst, Lieblich hat sich gesellet' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 5 Str. entspr. Ye 15. Die beiden Sonderdrucke stimmen in den beiden ersten Liedern zusammen, das Lied an dritter Stelle hat beiderseits nichts Gemeinsames: Ye 15 'Mir ist e. f. br. Meydelein', Ye 16 'Ich muß von hin'. — Basel, Universitäts-Bibl. Sar. 151 St. 37: Vier Hüpsche | nüwe lieder, Das erst, Ver-|würckt in allem wandel, etc. Das an-|der, Winter du must vrloub han. | Das drit, Lieblich hat sich ge-|sellet. Das viert, Ich bin | darzu geboren, etc. | (Bildchen) (4 Bl. 8° o. O. u. J.) 'Lieblich hatt' 4 Str. Wegen des letzten Liedes vgl. unten Nr. 148. — Zürich, Stadtbibl. Gal. KK 1552 St. 42: Sechs schöne | newe Lieder, Das erst, Es | ist auff erden kein schwerer leiden, etc. |

Das ander, Ein Knab auff dieser Erden, etc. | Das dritt, Mir liebt in grünen Meyen, etc. | Das vierdt, Venus du vnd dein Kindt, etc. | Das fünfft, Lieblich hat sich gesellet, etc. | Das sechste, Ich bin zu lang | gewesen, etc. | (Bildchen) Am Schluſs: Getruckt zu Basel, bey | Johann Schröter. | 1611. (8 Bl. 8°. Rückseite des letzten Blattes leer.) 'Lieblich hat' 4 Strophen. Wegen des ersten Liedes s. unten Nr. 142, wegen des vierten Nr. 150. Das zweite Lied findet sich in der Berliner Handschrift v. J. 1574 Nr. 9 mit 11 und in Einzeldrucken, z. B. Berl. Yd 9621 u. 25 u. ö., mit 13 Strophen, wie hier. Wegen des dritten Liedes vgl. Kopp, Jörg Grunwald: *Archiv f. neuere Spr.* Bd. CVII, 1901, S. 14. Das letzte Lied findet sich im niederd. Lb. Nr. 33, s. *Jahrb. f. niederd. Sprf.* 26, 1900, S. 17. — Zürich, Stadtbibl. XVIII 2016 St. 3: Zwey hübsche | newe Lieder, Das erst Es | ist auff erden kein schwe-|rer leiden, etc. | (Bildchen) | Ein ander Lied, Lieblich | hat sich gesellet, etc. | (4 Bl. 8° o. O. u. J. Rücks. des ersten u. des letzten Bl. leer.) 'Lieblich hat' 4 Str. Wegen des anderen Liedes s. unten Nr. 142. — Berl. Hs. 1568 Nr. 73, 1574 Nr. 17, Pal. Nr. 164 in je 4 Str. — Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 41; Goedeke-Tittm. S. 25; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 131, *Lh.* II S. 278 Nr. 456.

93. **Mitt lieb byn ich vmbfangen, hertz allerliebste mein ...** 8 achtz. Str. 1582 A 88 in 7 Strophen, ohne d. letzte; 1582 B 8 in 8 entspr. Str. P. v. d. Aelst, *Blumm u. Auſsb.* S. 68 Nr. 76 ebf. in 8 entspr. Str. Niederd. Lb. 123 bzw. 108: *Jahrb.* 26 S. 40 ebf. in 8 entspr. Str. — Fl. Bl. Ye 671 'Zwey Schöne newe Lieder. Das Erste. Mit lieb bin ich vmbfangen' ... Cöln, H. Nettessem o. J. 8 entspr. Str. — Basel, Sar. 151 St. 51 'Drey Hüpsche newe Lieder' Basel, bey Samuel Apiario 1572. An erster Stelle 'Mit lieb bin ich vmbfangen, hertz aller liebste mein' 8 Str. — Berl. Hs. 1569 bzw. 1575 (v. Helmstorffsche) Nr. 6 in 6 Str. 1574 Nr. 27 in 8 entspr. Str. Kopenh. Hs. des Rostocker Studenten P. Fabricius 1603/8 Nr. 178 in 8 Str. — Goedeke-Tittm. S. 58; Erk-Böhme, *Liederh.* II S. 212 Nr. 400.

94. **Ich schwingh mein horn inſs jamerthall ...** 3 zehnz. Str. 1582 A 8, B 17 und noch einmal 60 in je 3 entspr. Str., auſser daſs die zweite und dritte ihre Plätze getauscht haben; Forster III 9, IV 12 in je 3 Str. Goed. II² S. 28, 29, 36, 37, 38, 40 u. ö. — Niederd. Lb. Nr. 10: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 12. — Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. Beschr. s. oben Nr. 36. An dritter Stelle 'Ich erschell mein Horn ins jammerthal' 3 Str. In demselben Sonderdruck befinden sich noch Hs. Nr. 36, 44, 63, 69, 108. — Yd 9421 'Zwey newer lieder, Das erst, Ich erschell mein horn ins jammer thal' ... Nürnberg, Christoff Gutknecht o. J. 3 Str. — Yd 9425 'Drey newer Lieder, Das erst, Ich erschell mein Horn ins Jammerthal' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 3 Str. — Basel, Sar. 151 St. 46, beschädigter Sonderdruck von drei Liedern, Getruckt durch Samuel Apiarium. 1565 [Bern]. Darin letztes Lied 'Ich schwing mein horn ins jammerthal' 3 Str. — Berl. Hs. 1568 Nr. 21 'Ich schall mein Horn in Jamers thon' 3 Str. — *Wunderh.* I S. 162; Uhland Nr. 179; Goedeke-Tittm. S. 272; Birlinger u. Crecelius, *Deutsche Lieder* S. 23; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 443, *Lh.* II S. 51 Nr. 258.

95. **Ein Wechter gutt, in seiner hutt, rufft ahn den lieben Morgen ...** 3 zwölfz. Str. = 1582 A 47, B 99; Forster I 32 ebf. in 3 entspr. Strophen. Hoffmann, *Gesellschl.* 31.

96. **Bommey bommey ihr Polen, gegruist sytt all zu gleich ...** 9 siebenz. Str. 1582 A 152 in 12 Str., wovon I—VII = Hs. 1—7 in derselben Reihenfolge, Schluſs von X entspr. Schluſs v. 8, XI entspr. 9. — Bolte, *Altpreuſs. Monatsschr.* 26, 1889, S. 160; 28, 1891, S. 636. — Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 412, *Lh.* II S. 108 Nr. 299.

97. **Wach auff mein hortt, vornim mein wordtt** ... 3 zehnz. Str. = 1582 A 23; A 202 noch einmal und B [163 richtiger:] 161 in je 9 Str. Bergr. 1536 u. ö. Nr. 38 in 9 Str. Forster III 6 in 3 bzw. 9 Str. *Blumm u. Aufsb.* S. 141 Nr. 150 in 9 Str. — Nd. Lb. 62 bzw. 58: *Jahrb.* 26, 1900, S. 26: in 3 entspr. Str. — Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 67 in 9 Str. — Yd 9004 'Eine schöne Tageweyß, Wach auff mein hort, vernimm meyn wort. Ein hübsch Frawen lob' ... Nürnberg, V. Neuber o. J. 9 Str. — Weimarer Sammelb. St. 15 'Ein schöne Tagweyß, Wach auff mein hort, vernym mein Wort. Eyn hübsch Frawen lob' ... 2 Lieder, entspr. Berl. Yd 9004, Nürnberg, K. Hergotin o. J. 'Wach auff' 9 Str. — Berl. Hs. aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, Mgq 718 (vgl. 4°. 731) Bl. 19, gedrucktes Blatt 'Wach auff mein hort' 9 Strophen, unterz. Hanns Westermayr. — Liederhdschr. d. Herzogin Amalia von Cleve, s. Bolte: *Zeitschr. f. deutsche Philol.* 22, 404: 'Wach vff, myn ort' 7 Str. — Wackernagel 1841 S. 856; Goedeke-Tittm. S. 77; Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 105, *Lh.* II S. 602 Nr. 802.

98. **So will ich doch einen guten muth haben vnd wilſs vmb Niemandts willen laſsen** ... 3 achtz. Str. = 1582 A 26, B 78.

99. **Ach Gott wem soll ich klagen mein leidt, daſs mir mein jungs hertz gefangen leith** ... 7 fünfz. Str. (Nr. 145 unten noch einmal) = 1582 A 79, B 183; Berl. Hs. v. J. 1574 Nr. 50 ebf. in 7 entspr. Strophen; niederd. Lb. Nr. 32 desgl.: *Jahrb. f. nd. Sprachf.* 26, 1900, S. 17. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 216, *Lh.* II S. 214 Nr. 403.

100. **Ich armer Man, waſs hab ich gethan, ein Weib hab ich genommen** ... 3 achtz. Str. mit mehrfachen Binnenreimen ≐ 1582 A 83; B 120 in 5 Str. *115 Liedlein,* Nürnberg, Ott 1544, Nr. 16 nur Str. I und noch einmal unter den sechsstimmigen Liedern Nr. 7 die erste Strophe. Fl. Bl. Yd 7801 (v. Nagler) St. 28 ohne Überschrift: Wilt auff erden selig leben | So solt das liedlein nit begeben ... (12 Zeilen, doppelspaltig gesetzt; darunter:) Ich alter man was hab ich gethan, das ich ein weib hab gnummen ... 7 Strophen, wovon die drei vordersten den vorbezeichneten Fassungen entsprechen, während die vier letzten als Gegenstück und Fortsetzung die Klage des jungen Weibes über den alten Mann enthalten: Nun merck was weytter wirt drauß, inn die Apotecken thut er schicken ... Daran gedenck du alter man, nym dir kein yunge frawen ... Ich sprich on haß du alter greyß ... Der vns dises liedlein sang ... — Yd 7804. 24 noch ein offenes Blatt, anderer Druck, dieselben 12 Zeilen und in derselben Reihenfolge dieselben 7 Strophen enthaltend. — Yd 9552, Druck von 4 Liedern, o. O. u. J. 1. Ich armer man ... 3 Str. Viertes Lied s. Hs. Nr. 77. — Weim. Sammelb. St. 28 'Zwey schöne Lieder' Nürnberg, Hans Guldenmundt o. J. 2. 'Ich armer Man' 3 Str. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 319 nach Hollander 1574 eine Fassung in 2, Nr. 320 nach 1582 A in 3 Str. Böhme, *Altd. Lb.* Nr. 250, *Lh.* II S. 685 Nr. 892.

1582 B 120 liefert ein lehrreiches Beispiel für die bodenlose Verwirrung, die vielfach in diesen Liedertexten eingerissen ist. Auf die drei Strophen des Liedes 'Ich armer Mann', die auch in den anderen Fassungen sich vorfinden, folgen 2 Strophen, die beginnen: 'Ich lag ein mal in schwerer not' ... und 'Wie möcht ich nun frölicher sein' ... Diese beiden Strophen findet man als zweite und vierte des Liedes 1582 A 75 'Man singet von schönen jungfrawen viel'. Dieses Lied steht mit 3 Strophen 1582 B 118, weicht aber auſser der Anfangsstrophe von den anderen Fassungen ganz ab. Str. 2 'Mein klag mehrt sich mit schmertzen' ... Str. 3 'Hab vrlaub frewd vnnd wone' ... Diese Strophen stimmen gar nicht nach Inhalt und Strophenbau zur ersten; die richtigen Strophen sind von Nr. 118 nach 120 geraten, und 118 hat anderswoher seine falschen angeschweiſst erhalten.

101. **Mytt kummer schwer, hatt mich so sehr, ghar grofs vngluck vmbgeben** ... 3 elfz. Str. = 1582 A 87, B 126; Berl. Hs. 1568 Nr. 26 und 87 mit je 3 entspr. Strophen. Hoffmann, *Gesellschl.* Nr. 334 nach 1582 A nur die erste Strophe. Diese schliefst: 'Mich wundert das ich noch frölich bin'. Ähnlich schliefst in dem Liede 'Ach du heimlichs leiden, wie krenkestu mich so hart' (Berl. Hs. 1574 Nr. 3 u. ö.) die Anfangsstrophe 'mich wundert das ich so frölich bin'.

102. **Von recht schoner vnd liebleicher arth, meine aller schoneste geboren wardt** ... 4 zehnz. Str., Akrost. Vrsu[la] = 1582 A 91, B 127. *68 Lieder*, Nürnberg (o. J.) Nr. 56 in 6 Str. 'Vrsula'.

103. **Ich schweigh vnd mufs gedencken, hertz aller liebste mein** ... 3 achtz. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 1 in 5 Strophen, wovon I, III, V denjenigen des vorgezeichneten Liedes entsprechen. Berl. Hs. 1574 Nr. 63 in 4 Strophen, wovon die beiden ersten mit den entsprechenden vorstehender Nummer übereinstimmen, die beiden letzten mit der Schlufsstrophe dieser Fassung nichts Gemeinsames haben und auch von den überschüssigen Strophen der Handschrift v. J. 1568 ganz verschieden sind.

Ein ander. 104.

Helf Gott laß mich erhalten
die ich außerkaren hab,
die liebe nicht zuspalten
alse die ich zu ihr tragh
vorborgen in dem herzen
zu der Allerliebste[n] mein,
die ich mitt trewen meine,
und soll mir die liebste sein.

Trauren muß ich im herzen
und sagen daß vorwar,
daß ich mitt großen schmerzen
im herzen trage beschwer,
ach Gott, du wirst eß wenden,
dich ist mein sache bekand,
gib mir gedult im leiden,
ich setzeß in deine handt.

Dein hulf thu ich gewarten,
du außerkaren bildt,
Gott thu dich in tugenden sparen
und sey dein schirm und schilt,
du thust mich offt erfrowen
herz muth und alle mein synn,
wen ich dich magk anschawen,
kein lieber ich nitt gewin.

Gott thu sie in zucht bewaren,
die ich im herzen meine,
in aller tuget sparen,
sie ist mir die liebste alleine,
bey ihr so will ich bleiben,
sage ich und weiß vorwar,
und soll uns niemand scheiden
sagh ich ganz offenbar.

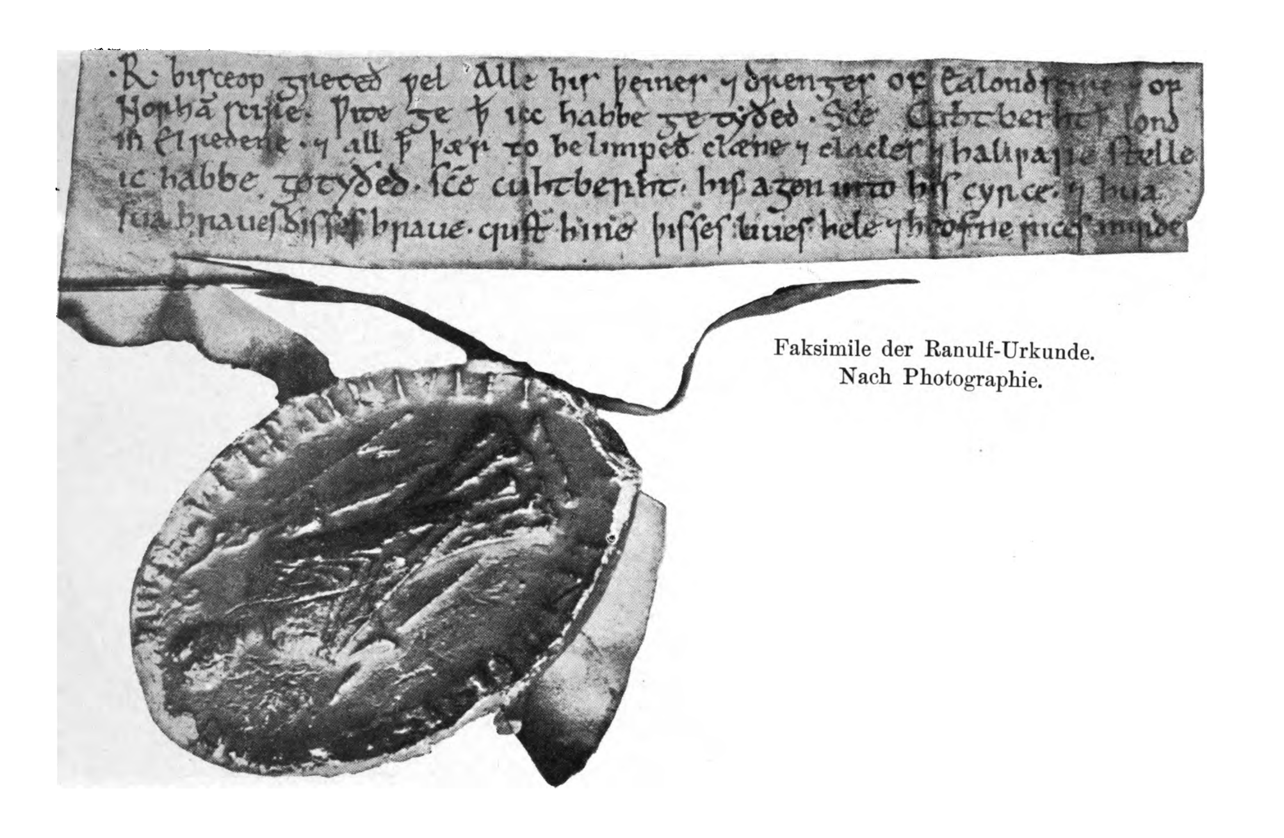
Videndum cui fidendum
I W G W
Hein. von Dincklage.

Der durch die Buchstaben angedeutete Spruch ist wohl: 'Ich wag's, Gott walt's'. Man könnte zunächst vielleicht 'Immer wie Gott will' zu vermuten geneigt sein, entsprechend der gewöhnlichen Bedeutung der drei Buchstaben W G W. Märcker, *Wahlsprüche d. Hohenz.* S. 14 u. Löbe S. 6 'Ich wag's, Gott walt's', Löbe S. 126 'Ich wag's, Gott vermag's': Leitspruch von Johann Georg, Markgraf zu Brandenburg.

105. **Ich binfs vorwundt in jamers nodt, wen ich gedenck ahn scheidens pfein** ... 3 achtz. Str. Berl. Hs. 1568 Nr. 31 in 3 entspr. Str. Pal. Nr. 48 ebf. in 3 Str.

Ein ander. 106.

Eß ist weinigh trew auf erden,
dartzu weinigh erbarheit,
die liebe ist gar zurspalten,
ist nicht den haß und neidt,
vuxschwanzen und lose bose tucke
iß itzundes idell eher,
damitt thut sich menniger schmucken,
trew iß itz willprett meher.



Faksimile der Ranulf-Urkunde.
Nach Photographie.

Thu du niemandt vortrawen,
alhier auf dieser welt,
auf niemandts rede du nicht bawe,
du hast ehne den zuvorn erkandt,
ehr thut sich jegen dich ertzeigen
alß meinet ehr eß von herzen gudt
mit reverenzien und auch mit nygen,
geschicht alleß aus einem falschen muth.

Ich habe ihrer viele vortrawet
und sie vor freunde gehalten,
nu hatt eß mich gereuet,
in schimpf und nachtheil gebracht,
ich habe offt horen sagen
und ist gewißlich whar,
daß untrew hatt geschlagen
seinen egen Hern daß ist whar.

Ich muß ahn mennigem orde sein,
dar ich nicht gewesen byn,
dar treibt man viell der bosen wordt,
gedenkt meiner im ubelsten darbey,
ich laß einen idenn bleiben,
ehr sey gleich wher hie will,
ich konde eß auch woll erleiden,
men laiße mich auch dabey.

Nu thu ichs Gott befelen
der doch ein Richter ist
uber die Toden und auch uber die Leben-
hier und dorth zu aller frist, [digen
ehr wirt mich nicht vorlaßen,
sein wordt vorheisschet mir eß whar,
demselben will ich vortrawen,
eß feilet mir nicht umb ein haer.

Hiemitt will ich beschleißen
in kurz ist mein gedicht
und whem eß thut vordrießen
auf dem eß ist angericht,
meinen aller besten Freunden,
den ich vortr[a]uw[e]t hab,
sie haben mich in noten gelaßen —
ade Herzlieb ich muß davon.

Reiffenberg S. 236 die ersten 4 Strophen; Berl. Hs. 1568 Nr. 116, Mone, *Anz.* 7, Sp. 84 ebf. je 4 Strophen. Böhme, *Altd. Liederb.* Nr. 404 nur d. erste Strophe, *Liederh.* II S. 102 Nr. 292 aus dem 'Dresdner Cod. M. 53' dasselbe Lied in 7 Str. 1. Ist doch in allen Landen kein Zucht noch Ehrbarkeit ... 2. Man darf keim Menschen mehr vertrauen ... 3. Ihr Viel'n hab ich vertrauet ... 4. Ihr viel thun mich beklaffen ... 5. Auch die ich hab vor Freunde am allermeisten geacht ... 6. Ich muß von manchem Orte sein, da ich nit hinkam ... 7. Ich schäm mich, mehr zu klagen über solch lose Schwänk ... Es entsprechen aus dieser Fassung 1 bis 3 und 6 den vier ersten Strophen der Hs. v. J. 1575.

107. **Von hinnen mufs ich scheiden, bedrouet seind all meine Synn ...** 4 achtz. Str. Fl. Bl. Yd 9575 'Vier schoner Lieder' o. O. u. J. (vgl. oben Nr. 32 u. 45). Viertes Lied: Ich muß vonn hinnen scheiden (bzw. Von hinnen muß ich scheiden) in 4 ganz entspr. Str. — Yd 7801 (v. Nagler) St. 35 offenes Blatt ohne Überschrift, o. O. u. J. 'Ich muß von hinen schayden' 5 Strophen, wovon I, II und IV den 3 ersten Strophen vorstehender Nummer entsprechen, während III und V einerseits von 4 andererseits abweichen. — Einen niederdeutschen Einzeldruck der Wolfenbütteler Bibliothek führt an Scheller, *Bücherkunde der sassisch-niederdeutschen Sprache,* 1826 S. 479 'Viff schöne lede', vgl. oben Nr. 91.

108. Ein ander.

Elende du hast keine weile
ahm jungen fro herze mein,
mich ist gewurden zu theile
ein hubsch Braunß Megdelein fein,
ich gebe mich ehr over
in rechter stedigkeit,
nach ihrem willen zu leben
beß an den ende mein.

Junckfraw laß eß mir genei-
ßen
auch nu und zu aller stundt,
ich byn in keinen vordreißen
in deinem dienste bereith
so offt du mir vortrauwest
daß glove du mir vorwar,
auf deine gnad will ich bauwen,
du Herz Allerliebste mein.

Junckfraw ich thu euch fragen,
wie eß in der warheit magh sein,
wen dar keme ein gudt Geselle auß
euhwern ogen,
ob ehr vorgeßen solde sein,

ach Geselle du bist alleine
und werstu uber tausent meil,
kein ander Lieb will ich haben
daß wher dan der wille dein.

Geselle du bist mir trewe,
ich weiß woll wher du bist,
du hast mir auch bedragen
und bist vull argelist,
von dir will ich nicht scheiden,
daß gleube du mir vorwar,
von dir will ich nicht scheiden,
und levede ich tausent jhar.

Ich hab ein wortlein gehoret
auß einem zart mundtlein rodt,
darauß so ist vorsturet
mein traurent zu aller stundt,
in frowden will ich leben
in ehrem dienste schon
nach deinem willen will ich leben
du Herz Allerliebste mein.

Hs. III 5 auch Geselle

Fl. Bl. Yd 7850. 3 'Zehen Schöne Weltliche Lieder' o. O. u. J. 8. 'Elend du hast dein weile, im jungen Hertzen mein' 8 achtz. Strophen, offenbar dasselbe Lied, jedoch in sehr verschiedener Fassung, Akrostichon auf den Namen 'Elisabeth'. Verhältnismäfsig am besten stimmen miteinander Anfangs- und Schlufsstrophe der Handschrift einerseits, erste und vorletzte Strophe des Einzeldrucks andererseits:

Elend du hast dein weile, im jungen Hertzen mein, das mir nit wird zu theile, ein junges brauns Megdelein, die ich mit trewen meine, an jhrem dinst zu sein, nach jhrem willen zu leben, biß an das ende mein.
Lieblich soltu feins Knebelein, ringen nach aller stetigkeit ...
In züchten thu ich dich fragen, schöns Megdelein hübsch vnd fein ...
Solt ich mich des erwegen, das ich der liebste solt sein ...
Auff dich kan ich nit bawen, schöns Megdelein hübsch vnd fein ...
Brauns Megdlein ich hab vernomen, dein Hertz vnd dein gemüte ...
Ein wörtlein hab ich gehört, aus jrem mündlein zart, Mein Trawren hat sich verzehrt, glück zu aller fart, der hoffnung thue ich leben, an jhrem dinst zu sein, den Trost hat sie mir geben, die hertz allerliebste mein.
Thue hiemit ich beschliessen, diß Liedlein mit gesang ...

Vgl. noch Pal. Nr. 130 Ellendt war ich ein weyle inn dem jungen hertzen mein ... 5 Str.

Gedichte, worin Wechselgespräche vorgeführt werden, worin demgemäfs die Strophen unter sorgfältiger Beachtung des Gedankenganges anzuordnen und zu verteilen waren, sind besonders leicht argen Verderbnissen ausgesetzt gewesen. Man warf die Strophen gedankenlos durcheinander, verkehrte sie völlig, indem man sie der unrechten Person in den Mund legte und in diesem falschen Sinne veränderte. Fehlte hier einmal erst ein Glied, war hier einmal erst eine Strophe weggefallen, so war es ungleich schwerer, Zusammenhang, Sinn und Reihenfolge aufrecht zu halten als in sonstigen Fällen.

(Schlufs folgt.)

Berlin. Arthur Kopp.

Drei nordhumbrische Urkunden um 1100.

Herausgegeben von F. Liebermann.

A. Brandl brachte mir im September 1903 von einer englischen Reise teils Photographien, teils Abschrift von drei Urkunden mit der Aufforderung, sie abzudrucken und historisch zu erklären. Letzteres erfordert Lokalkenntnis, Literatur[1] und Zeit, die ich nicht habe. Des Freundes Wunsch allein kann entschuldigen, wenn ich den Philologen dennoch hier Text und Übersetzung in unvollkommener Gestalt vorlege.

I.

Gospatrick privilegiert den Thorfin mac Thore in Ländereien des jetzigen Cumberland, in Allerdale.

Er schreibt, nach 1055 (§ 4), als groſser Dynast, Herr vieler freien Vasallen, Glied mächtiger Sippe und ohne Erwähnung eines Oberherrn. Er besitzt Allerdale, zu dessen erstem Baron später Heinrich I. den Waltheof,[2] Sohn des 1067—1072 Graf von Northumberland gewesenen Gospatrick,[3] erhob. Er spricht das Englisch etwa der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Er erwähnt Personen, deren Namen die Rassenmengung der Kymren und Nordgermanen mit nordhumbrischen Angeln belegen, bietet aber keine Spur von der normannischen Eroberung, wenn Wilhelm (§ 5) ein vorheriger vereinzelter Festländer ist. Also ist er wohl der eben erwähnte Gospatrick, keiner seiner gleichnamigen Verwandten,[4] und urkundet hier etwa 1056—1067.

Von der Urkunde fehlt das Original. Ich drucke nach einer hier in Originalgröſse faksimilierten Photographie[5] des stark verderbten Transkripts vom 13. Jahrhundert, das sich im Besitz des Lord Lowther (Lowther Castle, Westmorland) befindet und erst in diesem Jahre durch den nie alternden Eifer des Altertumsforschers Canon Greenwell zu Durham bekannt wurde.[6] Es hat

[1] Ich benutze erst während der Korrektur *Victoria hist. of Cumberland* I (1901) und entbehre Ferguson *Dialect of Cumb.* [Dickinson half nicht weiter] und *Northmen in Cumb.* [2] Ferguson *Hist. of Cumberland* 174. [3] *Dictionary of nat. biogr.* XXII 255. [4] Übersicht bei Searle *Anglo-Saxon bishops and nobles* 373 ff. [5] Durch die Freundlichkeit Canon Greenwells und Dr. H. Sweets in Brandls Hände gelangt. [6] Erste Ausgabe von James Wilson, *Scottish hist. rev.* I (Oktober 1903), p. 62—69; mit historischer Einleitung, Übersetzung und Anmerkungen, doch ohne Faksimile. Erst während der Korrektur wurde sie von mir benutzt.

bereits handschriftlich treffliche Erklärung (u. a. der Ortsnamen) durch W. H. Stevenson erfahren, die für eine weitere Ausgabe des Denkmals in der Fortsetzung von Hodgsons *History of Northumberland* (vol. V erschien 1899) durch Canon Greenwell eingeholt ward und so zu Brandls Kenntnis kam. Die Urkunde ist, abgesehen von der Sprache, interessant für die Geschichte Cumbriens, der Verfassung, der Rassenmischung und des angloschottischen Adels. — Ich setze *w* für die Rune. [Vgl. u. S. 284.]

[1] Gospatrik greot ealle mine wassenas* 7 h[w]ylkun[1] mann, freo 7 [d]renge[2], þeo woonnan on eallun þam landann þeo weoron Cōmbres, 7 eallun mine[3] kynling freondly[ce][4].

[2] 7 i[c[5]] cyđe eo[w[6]], *þæt* myne mynna[7] is 7 fulle[8] leof, *þæt* Thorfynn mac Thore beo swa freo on eallan đynges, þeo beo myne on Alnerdall, swa ænyg mann beo, ođer ic ođer ænyg myne wassenas, on weald, on freyđ, on heyninga 7 æt ællun đyngan, þeo by*n*[9] [on] eorđe [þ]æ[ro]nd[10] 7 đeoron[d]er[11] to Shauk, to Wafyr, to Poll*e*[12] Wađæn, to bek Troyte 7 þeo weald æt [C]aldebek*e*[13].

[3] 7 ic wille[14], *þæt* þeo mann bydann miđ Thorfynn æt Carđeú 7 Combeđeyfoch beo swa freals myđ hem, swa Melmor 7 Thore 7 Sygoolf weoron on Eadread dagan;

[4] 7 ne beo neann mann swa đeorif, þehat[15] miđ *þæt* ic heobbe gegyfen to hem neghar brech seo gyrth, [sw]ylc[16] eorl[17] Syward 7 ic hebbe getyđet hem [æ]frely[ce][18] swa ænyg mann leofand þeo welkynn đeor[19] on[d]er.

[5] 7 loch[w]ylkun[20] by*n*[21] þar by[d]ann[22], geyldfreo beo swa ic by*n*[21] swa Willelm[23] [7] Wallđeof 7 Wygande 7 Wyberth 7 Gamell[24] 7 Ku*n*yth 7 eallun mine kynling 7 wassenas.

[1] Gospatric grüſst alle meine Vasallen[1] und jeden Mann, Freie und Drenge[2], die wohnen in allen den Landen, welche Comber[3] gehörten, und alle meine Sippe freundlich.

[2] Und ich künde euch, daſs meine Absicht ist und volle Erlaubnis, daſs Thorfin Mac Thore sei so frei in allen Dingen, welche mein sind in Allerdale[4], wie irgendwer ist, sei es ich oder irgend einer meiner Vasallen, in Wald, in Heide, in Einhegung und in allen Dingen, welche sind auf der Erde darauf und darunter zu Shawk[5], zu Waver[6], zu Wampool[7], zu Bach Troyte[8] und dem Wald zu Caldbeck[9].

[3] Und ich will, daſs die Leute wohnend bei Thorfin zu Cardew[10] und Cumdivock[10] seien so frei bei ihm, wie Melmor und Thore und Sigewulf waren zu Eadreds[11] Lebzeiten.

[4] Und es sei niemand so kühn, daſs er bezüglich dessen was ich jenem gegeben habe irgendwo den Frieden breche, solchen wie Graf Siward[12] und ich jenem ewiglich verliehen habe, wie irgend jemand dort lebend unter dem Himmel.

[5] Und wer immer dort wohnend ist, steuerfrei sei er, wie ich [es] bin, wie Wilhelm [und] Waltheof[13] und Wigand und

[6] 7 ic wille þæt Thorfynn heobbe soc 7 sac, toll 7 theam ofer eallun þam landan on Carđeu 7 on Combeđeyfoch, þæt weoron gyfene Thore on Moryn dagan freols myd bode 7 wytnesmann on þy ylke[25] stow.

Wi[g]berht und Gamel[14] und Kunyth[15] und alle meine Sippe und Vasallen.

[6] Und ich will, daſs Thorfin besitze Gerichtsbarkeit, Zoll und Gewährzug-Prozeſs über all die Lande in Cardew und in Cumdivock, welche gegeben worden waren dem Thore zu Morins Lebzeiten frei mit Botschaft[16] und Zeugnismann am selben Orte.

---

* Prof. Thurneysen schreibt hierüber: Die keltische Herkunft des nordhumbr. *wassenas* ist kaum zu bezweifeln, da ja kymrisch *gwas* (gall. *vassus*) das allgemeine Wort für 'Diener, Dienstmann' etc. ist. Das *-en-* läſst sich wohl nicht aus dem Englischen erklären? *Gwassan* oder *gwasan*, das Diminutivum von *gwas*, finde ich nämlich erst in modernen Wörterbüchern (übersetzt 'a youth, a page'), dagegen nicht in den älteren Sprachdenkmälern. Andererseits macht freilich das alte Abstraktum *gwass-an-aeth* 'Dienst' wahrscheinlich, daſs früher eine Ableitung mit einem *n*-Suffix bestanden hat, die eventuell das nordhumbr. Wort bewahren könnte.

[1] hyylkun *Hs.* [2] đr. *Hs.* [3] *Über* i *und* y *Strich öfters, der unterscheidbar vom Accent über* Carđeú. [4] -ytt *oder* -ycc *Hs.; oft* t *von* c *ununterscheidbar.* [5] it *Hs.* [6] eoy *Hs.* [7] mymia *oder* mynua *Hs.* [8] full' *Hs.* [9] bȳ *Hs.; viell. hatte Or.* beon on. [10] bænand *Hs.;* boouand [< bufan[a]] SKEAT *bei* WILSON. [11] -nđer *Hs.* [12] poll' *Hs.* [13] taldebek *mit Haken dahinter, der vielleicht aus Interpunktion ; entstand.* [14] will'e *Hs.* [15] *Für* þæt. [16] đyylc *Hs.* [17] eorl' *Hs.* [18] cefrelycc *Hs.* [19] đeoronđer, *über* n *senkrechter dicker Strich, vielleicht Rest des Zeichens, wodurch* đ. o. *vor* þ. w. *gesetzt werden sollte.* [20] loc hyy. *Hs.* [21] bȳ *Hs.* [22] byđann *Hs.* [23] -lmi *Hs.* willann *liest Wilson.* [24] -ell' *Hs.* [25] ylk, *wagerecht oben durchstrichen.*

---

[a] Vgl. Formel bei Kemble *Codex dipl.* I, XLIIII ff.: bufan eorđan.

[1] Englische Rechtssprache erwähnt *Vasallen* selten, seit Glanvilla; Pollock and Maitland *Hist. Engl. law* I 277. *Vassi*, unter Merowingern, kommt von *gwâs*, keltisch *famulus*; vgl. Brunner *Deutsche Rechtsg.* I 234; dieses Wort findet hier STEVENSON. [2] Freie Grundbesitzer in Nordengland mit kriegerischer, doch auch unritterlicher Dienstpflicht, über der Villanenklasse; vgl. Maitland *Engl. histor. rev.* V 625. [3] Nach ihm heiſst vielleicht Commersdale südlich von Carlisle STEVENSON. [4] Südl. von Carlisle, Ferguson 157. [5] Ebd. 174 [6] Ebd. Waver und Wampool münden in Solway firth. [7] Wampole ST. [8] Troutbeck ST; vgl. Ferguson 2. [9] Zwei Meilen südl. von Carlisle; ebd. 3 f. [10] So ST; im Kirchspiel Dalston, zwischen Carlisle und Caldbeck ST. [11] Vielleicht Ealdred Graf v. Northumbrien, Schwiegervater des Grafen Siward (6 Z. weiter). [12] Graf von Northumbrien, † 1055, dessen Frau und Gospatric gemeinschaftl. Groſseltern haben. [13] Vielleicht Gospatrics Sohn, später erster Baron von Allerdale. [14] Gamel hieſs der Schwiegervater einer Schwester des Grafen Siward. [15] Kenneth ST (allerdings heiſsen Pikten- und Scotenkönige des Namens: *Cynoth*); vielleicht *Coen-uht* oder *Cynath.* [16] *bode and wytnesman*: Grundlast in Cumberland im 13. Jahrhundert WILSON.

Sprachliche Anm. Gute ags. Formen, wie sie zur Entstehungszeit der Urkunde passen, sind noch mehrfach erhalten, besonders in den Vollvokalen der Endungen *-as, (weor)on, (eall)un.* Auch die ags. Zeichen für *g*

(aufser im Lehnwort *heyninga*), stimmhaftes *f* (noch nicht *v*) und für *w* — dies allerdings vom letzten Schreiber nicht mehr immer verstanden — waren geblieben. Auf die spät-wests. Schriftsprache weisen das Brechungs-*ea* in *ealle, weald* (doch daneben *ællun, Caldebek, Walldeof*), die synkopierte Form 3. Sgl. Präs. *greot* und wohl auch das *y* in *gegyfen* (doch vgl. Bülbring S. 155,2). Daneben steht eine Reihe südenglischer Formen, die erst im 12. Jahrhundert aufkamen: diphthongische Schreibung in *greot, weoron, þeo, þeor*; *æ* > *e* in *he(o)bbe*; *byn* neben *beo*. Als dialektischer Einschlag des Nordens ist hervorzuheben: Partizip auf *-an(d)*; *d* > *đ* in *miđ, onder, đrenge* (über den Dentalwechsel in *team* > *theam* vgl. Björkman, *Scand. loanwords*, 1902, S. 223, und Stolze, *Ortsnamen im Domesday book*, 1902, § 36 f.); *lêaf* > *leof, frêols* > *freals*, wenn hier nicht etwa, wie bei *Eadread* < *Eadred*, blofs altertümelnde Diphthongschreibung vorliegt. Zu den spätesten Zutaten, wie sie erst einem wenig gebildeten Provinzschreiber des 13. Jahrhunderts zuzumuten sind, gehören Mifsverständnisse wie *e* > *c*, *w* > *y* oder *g*; lautlich unerklärliche Verdoppelung des *n* (*ann*); *seo* als Accus. neut., *h[w]ylkun* für *ilkan* oder südl. *ilkon*; Verlust der Genetivendung (*in Eadread dagan, on Moryn dagan*); ein Acc. Plur. wie *eallun mine kynling* oder ein Gen. Plur. wie (*ænig*) *myne wassenas*. Die Formenmischung macht den Eindruck, als hätte dem letzten Schreiber eine bedeutend ältere Kopie vorgelegen, in der er sich nicht mehr ganz zurechtfand; als wäre an jener ein südenglischer Schreiber tätig gewesen, wie dies auch in nördlichen Partien des *Doomsday book* nachweisbar ist (Stolze S. 49); und als wäre von vornherein bei der Abfassung unseres Cumberlanddenkmals die wests. Schriftsprache beteiligt gewesen. — Unter den Fremdelementen stechen die altnordischen hervor: die Partizipien Praes. auf *-and*, die Wörter *dreng, bec, heyning, gyrth* und von Eigennamen sicherlich *Thore, Thorfynn, Gamell*. Als normannische Schreibweisen darf man wohl ansehen: *o* für *u* in *onder, woonnan, Sigoolf*; *ch* für *c, k* in *brech*; *ey* statt *i* in *freyth, geyld* (vgl. Stolze S. 23 f.). Keltisch sind, wie in Cumberland zu erwarten, viele Eigennamen, dazu *mac* (*Thore*); auch bringt Stevenson das seltsame *wassenas* mit walisisch *gwassan* = Gefolgsmannen (verwandt mit *vasallus*) zusammen. A. B.

II.

Rechte des Erzbischofs Thomas I. von York (1070—1100) in der Stadt York.

Dieses Stück ist wahrscheinlich die Antwort, welche die Stadt York, der Hofstaat des Erzbischofs, die dortige staatliche Behörde und königliche Vasallenschaft — vermutlich im Wege der Enquête befragt und eingeschworen — erteilt haben auf die vom ersten normannischen Erzbischofe gestellte Frage nach den in der Stadt York dem Bischofe gehörigen Grundstücken, Jurisdiktionen, Zöllen und sonstigen Erträgnissen. — Der Erzbischof heifst, und zwar nur in dem einen Text, T. Dafs Thomas I. gemeint ist, ergibt die Zeugenreihe. Oft wird vom Bischof gesprochen, wo spätere Zeit stets den Erzbischof nennt: vermutlich eine Spur der Jahrhunderte, in denen kein Pallium von Rom nach York gekommen war, auf welche dieses Lokalrecht teilweise zurückreicht. — Die Urkunde erhellt die Geschichte nicht nur der Sprache und der Yorker Personen und Grundstücke, sondern auch der dortigen Verfassung und Handelsbeziehungen um 1080.

Die beiden Texte stehen, hinter einer 1065 datierten Urkunde, in dem berühmten Groſsen Weiſsen Register des Domkapitels zu York I f. 61 und gehören in einigen Sprachformen dem 13. Jahrhundert, in welchem sie dort eingetragen wurden. Aber andere Sprachformen des englischen Textes sind älter und müssen als Spuren eines verlorenen Originals gelten, das dem Zeitalter um 1080 gemäſs lautete. Der französische Text begeht sachliche Fehler: er schreibt *a cheval ou a pee,* wo 'mit Pferden oder Wagen' gemeint ist, offenbar verführt durch den *pé* ähnelnden Beginn von *wegnum* (§ 4); er überspringt 'dem König' (§ 4); er miſsversteht unter *misbeode* (statt 'falsch künde') die gewohntere Bedeutung 'missetut' (§ 9); er läſst *unrihtheming* aus, wohl weil er das erstorbene *hœman* nicht mehr verstand (ebd.); er miſsdeutet *be* ('bei Strafe des Verlustes von') als *en* (ebd.). Ferner birgt er englische Wörter, die nicht (wie *sacu, socn, toll, team*) unübertragbare Termini technici waren: *burh* (§ 1. 9), *scire* (5—8), was hier nicht etwa für technisch *Shire* steht. Und kein Franzose hätte Missetat *noun dreit ovraine* genannt, wenn er nicht *unrihtweorc* übersetzen wollte (§ 9). Auch der Übergang ins Latein in § 11 zum Schluſs spricht dafür, daſs der französische Text F nur Übersetzung ist. — Dennoch lautet er an einer Anzahl von Stellen sachlich besser und vollständiger als der englische E. Folglich entflossen beide einer Vorlage ef. Diese gehörte nicht mehr der Zeit um 1080, laut in E und F gemeinsamer Namensformen *Oud-* für *Ald-* und der Verderbnis in § 3. Also dem Authenticum A um 1080 entfloſs, nicht vor Ende des 12. Jahrhunderts, ef, und aus ef schöpfen im 13. Jahrhundert E und F.

Ich drucke nach einer Abschrift des Herrn Rob. H. Skaife von 1896, die Herr Wil. Brown verglichen und Brandl geliehen hat.

[1] [Ð]is[1] syn [þ]a[2] gerihto and [þ]a[2] la[g]a[3], thet archebiscop [T[4]] ah ofer eal Euerwic bynan burh an butan. [2] [þ*æt* is][5] aerest Le[g]era[þ]orp[6] and on nordhealf Munecagate ⁊ fra [Þ]urbrandes[7] hus eal up on Walbegate and eal Clementesthorp*e* an S*anc*te Marie circa [3] mid sace ⁊ mid socne, mid tolle ⁊ mid teme, and alcne [þ]ridde[8] peni[g][9], [þ]e[10] cumde up on Walbegate and on Fiscergate, and þridde p. of [þ]oñ fiscoup scrasudwrasas[11] ford y'b.

[1] Ces[1] sount le dreitures et les leis, qe l'arcevesqe T. ad par trestut Evervic, dedens burc et dehors. [2] Ceo est p*ri*mes Le[y]erathorp[2] et de nord part Muncagate et de la maison Turbrand tut sus en Walbegate et tretut Clementesthorp et l'eglise Seinte Marie [3] od sace e od socne, od toll ⁊ od teme e chescun tierz dener, qe vint sur Walmegate et sur Fiscergate, et le tierz dener d'achat de pessun de Sudwraies avant de ilde par le Fosset

dic and [þ]on*ne*[12] [þ]ridde[8], [þ]e[10] up cumđ of les[13] Gilde[g]arde [4] ⁊ al[c][14] man, [þ]e[10] mid coupfare cume to Euerwyc, eastan odde nordan, sudan odde westan, mid horsum odde[15] [w]e[g]non[16] gifen heora toll [þ]an[17], [þ]e his mid rihte sçylon: kynge, [þ]e[18] ah mid rihte, ⁊ biscop[e] [þ]e[18] ah; [5] and fare al[c][14] man [þe][19] come wille he to kyn[g]es[20] scire, wille he to biscopes, be Godes leoue and [þ]e[s][21] kynges. [6] ⁊ swa hwilc coupman so cumth into biscopes scire anđ coupad in kinges scire, gyf[e] [þ]an[22] kin-[ge][23] [þ*æt*][24] toll*e*, gif hit sy tolles wurde. [7[25]]

[8] And g[i]f[26] ani man formaele hine sylfne of b*iscopes* scire innan kynges scire, habbe se k[ing][27] ....

[9] ⁊ ealle [þ]a[28] unriht [đ]e[29] man wirced, gehaded man odde lawede, h*oc*[30] *est* [gif[31]] se læreda misbeode [f]reol[s]es[32] daes odde [f]astendas[33], and se lawed ...[34] on manađe and on unrihtheminc[g]e[35] and on unrihtweorcu*m*, [þ]e[10] man wirces bi*n*nan burh ⁊ butan, ne [đ]eo[36] kinges greua ne eorles to [þ]issum[37] giltu*m*, buton biscop and ercediac*on*, be Godes blezsun[g]e[38] and [þ]a[2] erbiscopes.

[10] And twa minetras hafy se biscop in Euerwic.

[11] [Đ]is[1] is to [g]ewitnesse[39] Arngrim M*onachus* ⁊ Oudergrim[40] ⁊ Clibern ⁊ Wlfstan ⁊ Ouldalf ⁊ Ulfkil ⁊ Ouderbern ⁊ Harwolf[41] ⁊ Lisolf an Gluneorn ⁊ Beornolf ⁊ Ulf ⁊ eal [s]eo[42] bur-[hw]are[42] on Euerwic and se erce-b[iscopes][43] hirde ⁊ Hu[g]a[44] scire-greuan and Willem of Snotingh*am*

et le tierz dener, qe vient de lei Gildegard [4] ⁊ chescun qi od marchandise vient a Ev*er*wic ou de est ou de north ou de sud ou de west ou a cheval ou a pee[3] dunist son toll, qi lui deit par dreit aver[4] .. et a l'evesqe ceo qe il aver deit. [5] Et chescun alt cenz[5] voile il en la scire [l*e*][6] rei voile il en la scire l'arcevesqe, par le cungied Deu et le cungied le roi [6] Et quel marchaund ki vient en la scire l'evesqe ⁊ achatred en la scire le roi, donist al roi le toll*e*[7]; [7] ⁊ le home qi vient en la scir*e* le roi et achated en la schire l'evesqe, dunist a l'evesqe le toll*e*. [8] Et si alcu*n*[8] ho*m*me p*ur*parloit a sei mesmes et entre de la scire l'evesqe en la scire le roi, les rois ait le soen et lui esvesqe le soen; et autresei de la scire le roi en la scire l'evesqe, ..[9] le soen ⁊ li reis le soen. [9] ⁊ touz le forfait qe lum fait, ou clerk ou lai, ceo est assaver, si li clers mesfait a franc[10] [j]ur ou a jur de june[11], et si li lais mesfait en parjurie et noun dreit ovraine qe lum fait dedenz burc ⁊ dehors, ne a p*ro*vost ne [al[12]] rei ne a cunte a ceste forfait fors a l'evesqe e a l'ercediacne en la benison Deu et l'evesqe. [10] Et dous muners ad l'evesqe en Everwyk. [11] Ces sount tesmoignes: Arngrim ⁊ Oudgrim, Clibernus, Wlstanus, Oudolf, Ulfkil, Oudbern, Hardolf, Hulfus, Gluneorn, Beornulfus, Ulf et tota civilis co*m*munio Eboraci et ipse[13] archiepiscopi*us et* eius familia et Hugo scire p*re*positus et Wil*lelmus* de Notingh*am* et Berengar regis nunci*us*, Ilbert*us* de Hiwitawda, Wil*lelmus* de P*er*cy, Will*elmus* Tisun

Photographie.

and Beringar [þ]aes[45] kyn[g]es[46] arendracan 7 Ilbeard of Hittawuda and Wilelm de P*er*cia[47] and Wilelm Tysun and ealle [þ]es[48] kinc[g]es[49] men.

[12] And habbe he Godes grame [þe][10] [þ]is[5] undo! Amen.

---

[1] Dis *RA.* [2] ya *RA.* [3] lasa *RA.* [4] *Ergänzt aus Französ. Text.* [5] yis *RA; emendiert aus Fr.* [6] Leserayorp *RA Fr.* [7] yur. *RA.* [8] yridde *RA.* [9] penis *RA.* [10] ye *RA.* [11] *Die Buchstaben vor* dic *verstand schon der Schreiber nicht; erstes* s vielleicht *f.* [12] yon' *RA.* [13] le ser gilde sard'e *RA; vielleicht bedeutungsloser Haken hinter* s *verkannt als* ꝛ *d. i.* er. [14] ale *RA.* [15] *Bessere vielleicht* 7, *woraus* l', *d. i.* uel = oððe, *verlesen.* [16] yesnon' *RA.* [17] yan ye *RA.* [18] yhe *RA.* [19] *Zu ergänzen;* comne *RA.* [20] kynses *RA.* [21] yer *RA.* [22] yan *RA.* [23] kins *RA.* [24] y *RA.* [25] *Ergänze* § 7 *aus Fr.* [26] gef *RA.* [27] h . b' . h' . *RA, die folgende Zeile ergänze aus Fr.* [28] ya *RA.* [29] d'e *RA.* [30] h' : *RA.* [31] *Ergänzt aus Fr.* [32] yreoles *RA.* [33] yastendas *RA.* [34] *Ergänze* misdo *aus Fr.* [35] -ncse *RA; s. u.* [49]. [36] deo *RA.* [37] hissum *RA.* [38] -nse *RA.* [39] se wi. *RA.* [40] *Namen modernisiert und verderbt.* [41] Haryolf *RA.* [42] ealreo burbyare *RA.* [43] erceber yis se *RA.* [44] Husa *RA.* [45] yaes *RA.* [46] kynses *RA.* [47] -cid *RA.* [48] yes *RA.* [49] kincses *RA.*

et cet*er*i homines regis. [12] Qui aute*m* infreg*er*it, anathema sit!

---

[1] *Ich scheide* v *von* u, j *von* i, *setze Apostrophe.* [2] le ser. *RA.* [3] *Wohl misſverstanden.* [4] *Ergänze aus Engl.* [5] 'hier'. [6] s' *RA.* [7] *Ergänze aus Engl.* [8] ascun *RA.* [9] *Ergänze* l'evesqe. [10] francur *RA.* [11] jume *RA.* [12] ne *RA.* [13] ipsa archiepiscopi fam. *zu lesen ohne* eius.

RA = Registrum Album Eborac.

[1] Dies sind die Gerechtsame und die Rechtsansprüche, welche Erzbischof T. besitzt über ganz York, in und aufser der Stadt. [2] Nämlich erstens Layerthorpe[1] und nördlich Monkgate[1] und von Thurbrands Haus alles auf Walmgate[1] zu und ganz Clementhorpe und Sankt Marien Kirche[1] [3] mit Jurisdiktion, mit Zoll und mit Gewährzugprozefs und jeden dritten Pfennig, der an Walmgate[1] und Fishergate[1] einkommt von dem Fischkauf .... am Foss[1] ... und den dritten [Pfennig], der einkommt von les Gildenhof[2]. [4] Und jeder Mann, der mit Kauffahrtei nach York kommt, von Ost oder Nord, Süd oder West, mit Pferden oder Wagen, sollen geben ihren Zoll denen die dessen rechtmäfsig [geniefsen] sollen: dem König der [ihn] rechtmäfsig hat und dem Bischof der ihn hat. [5] Und ziehe jeder Mann der kommt [beliebig hin], wolle er in Königs, wolle er in Bischofs Jurisdiktionsbereich[3] unter Gottes und des Königs Erlaubnis. [6] Und welcher Kaufmann immer in Bischofs-Jurisdiktion hineinkommt, jedoch in Königsbezirk handelt, gebe dem König den Zoll, wenn es [das Geschäft] Zolles pflichtig ist. [7] Und welcher [Kauf]mann in den Königsbezirk kommt, aber einkauft im Bischofsbezirk, gebe dem

Bischof den Zoll. [8] Und wenn irgendwer aus Bischofsbezirk sich verabredet [handelt mit einem Kontrahenten] in Königsbezirk, erhalte der König das Seine und der Bischof das Seine, und ebenso aus dem Königsbezirk in den Bischofsbezirk: [der Bischof] das Seine und der König das Seine. [9] Und all die Gesetzwidrigkeiten, die man begeht, Kleriker oder Laie, d. h. wenn der [geistlich] Gelehrte falsch[4] verkündet Feiertag und Fastentag, und der Laie missetut in Meineid und in fleischlicher Unzucht und in Unrechtstaten, die er begeht in und aufser der Stadt: nicht habe Vorteil [durch Bufsempfang irgendwer] Vogt des Königs noch des Grafen an diesen Verschuldungen, aufser der Bischof und Archidiakon, bei [Strafe des Verlustes von] Gottes und des Erzbischofs Segen. [10] Und zwei Münzer[5] habe der Bischof in York. [11] Hierfür ist Zeugenschaft:[6] Arngrim[7] Mönch und Aldgrim und Osbern und Wulfstan und Aldwulf und Ulfkytel und Aldbern und Hardwulf und Lisulf und Gluneorn[8] und Beornwulf und Ulf und die ganze Bürgerschaft in York und der Erzbischofs-Hofstaat und Sheriff[9] Hugo und Wilhelm von Nottingham und Berengar[10], des Königs Boten, und Ilbert von Hittawood und Wilhelm von Percy[11] und Wilhelm Tison[12] und alle Vasallen des Königs. [12] Und empfange Gottes Zorn wer dieses verletzt! Amen.

---

[1] Diese Ortsnamen sind noch alle nachweisbar; nur heifsen die Tore: *bar*. [2] *Les Gyldgarthes* weist 1426 in York nach Rob. H. Skaife, 1896, handschriftlich. Die Kaufgilde zu York ist sonst bezeugt seit 1130; Grofs *Gild merchant* I 16. [3] *In Eboraco civitate tempore regis Edwardi præter scyram archiepiscopi fuerunt VI scyræ* Domesday I 298 a 1. [4] Diese Bedeutung, den Wörterbüchern fehlend, ergibt sich aus *Edward-Guthr.* 3, 1: *gif mæssepreost folc miswissige æt freolse odde æt fæstene* (was in York auch *Northu. Pri.* 11 wiederholen), verglichen mit *Canon Eadgari* 48: *Preostas æt freolsan and æt fæstenan ... on ane wisan beodan, þæt hi folc ne dwelian.* [5] Über angelsächs. Münzen aus York s. Keary *Catal. of Engl. coins* I p. III, 189. [6] Da zwölf Namen der Erwähnung der Gemeinde vorangehen, sind dies wohl die zwölf *iudices* (*Lagamen, Legislatores*), über welche vgl. mein *Über Edw. Conf.* 17; Maitland *Domesday* 211. [7] Besitzer von Gütern, die Wilhelm I. an S. Mary's, York schenkte, SKAIFE. [8] *Glunier* Domesday; vielleicht Heardwulfs Sohn; vgl. Searle *Onomast. Anglosax.* 260. [9] *Hugo vicecomes* im Domesday. [10] *Berenger de Todeni* besitzt Land in York und Yorkshire; ebd. [11] *Willelmus de Perci habet* [in York] ... ebd. [12] *Gisleberttus Tiso* besitzt Land in Yorkshire, laut Domesday; 'vielleicht dessen Sohn'; SKAIFE.

Sprachliche Anm. Einiger spätwests. Schriftgebrauch des Originals schimmert unverkennbar durch: Brechungs-*ea* vor *l* ist mehrfach erhalten; *gyf[e]*; *sylfne*; viele Vollendungen. Anglisch ist: *êa* > *eo* in *leove*; häufiges *đ* > *d* (*nord, cumde* neben *cumđ, sudan, odde, coupad, wurde, de, wirced, deo*); *f* im Opt. *hafy* neben *habbe*; *mid* mit dem Acc. *alcne*; 3. Sgl. Präs. *wirces*. Schreiber des 13. Jahrhunderts hätten eher *leve, have, alc* eingeführt; ein Teil jener Formen gehört daher vermutlich schon einem älteren Stadium der Überlieferung an. Auch die Vertauschung der End-*e* mit vollen Flexionsvokalen ist der Zeit vor dem letzten Schreiber zuzuschreiben: *circa, cuma, coupad, hafy*; desgleichen *sciregreuan* als Nom. Sgl. Dagegen erklären sich aus dem Übergang zum Me.: der Acc. Sgl. *þriddan* > *þridde* und die Falschanwendung des End-*e* in *cumde* (neben *cumđ*) und *hired* > *hirde*; *êo* > *e* in *Everwic*, daher auch *deo* statt *de, de*; *êa* > *e* in *teme*; *ǣ* (vor Suffix oder zwei Konsonanten gekürzt?) > *a* in *alcne, ani, lawede, arendracan*, während sicher lang gebliebenes *ǣ* sich erhielt (*ærest, formæle, læreda*) oder sich in *e* wandelte (*hemincge*); normannische Schreibung in *cume* > *come, ærcebiscop* > *archeb.* (neben *ercediacon*

und *erbiscopes*), *blexunge* und häufigem stimmh. *f* > *v*; die Behandlung des *g* in *ani*, *-daes* (wofür auch *-das*); wohl auch die Verwirrung der alten Artikelformen *þâ* > *thet*, *þæs* > *þa*, *þes* neben *þæs*, *se* > *so*. Schlechte Schreibungen, die auf die Bildung in der stiftischen Schreiberstube zu York zu Anfang des 13. Jahrhunderts kein günstiges Licht werfen, sind von Liebermann vielfach gebessert worden. Kleinere Laxheiten sind *synd* > *syn*, *and* > *an*, *fisccoup* > *fiscoup*. — Altn. Lehnwörter: *laga*, *fra*, *coup*, *formæle*, Eigennamen mit *grim*, *cytel*, *ulf*. A. B.

III.

Bischof Ranulf von Durham (1099—1128) beschenkt seinen Dom mit Land in Nord-Durham, dicht an der schottischen Grenze.

Das Original liegt noch in der dortigen Kathedralbibliothek (Treasury of Durham Cathedral, II, 1, pontificalium n. 9). — Ich drucke nach einer Photographie, die der Bibliothekar Canon Greenwell vor Jahren anfertigen liefs und kürzlich Brandl gab; anbei ist sie in Originalgröfse faksimiliert. Zuerst veröffentlichte den Text Hickes,[1] dann mit Faksimile J. Raine.[2]

[1] R. bisceop greteđ wel alle his þeines 7 drenges of Ealondscire 7 of Norha*m*scire. [2] Wite ge, þ*æt* icc habbe getyđed S*anc*te Cuhtberht þ*æt* lond in Elredene 7 all þ*æt* þær tobelimpeđ clæne 7 clacles. [3] 7 Haliwarestelle ic habbe getyđed S*anc*te Cuhtberht his agen into his cyrce. [4] 7 hua sua braues đisses[a], braue Crist hine þisses liues hele 7 heofne rices mirde[b].

[a] *Interpunktion nicht hier, sondern hinter* braue *Urk.* [b] *Für* mirđe.

[1] R[anulf] Bischof grüfst schön alle seine Thegnas und Drenge[3] von Islandshire[4] und von Norhamshire. [2] Wisset, dafs ich habe gewährt dem Sankt Cuthberht[-Dom zu Durham] das Land in Allerden[5] und all was dazu gehört rein und fleckenlos[6]. [3] Und Hallowstell[7] hab ich Sankt Cuthberht gewährt zu eigen in seine Kirche. [4] Und wer immer [ihn] dessen beraubt, beraube den Christus der Gesundheit dieses Lebens und der Freude des Himmelreiches.

Das Siegel ist das oval zugespitzte der Bischöfe. Auf der Photographie ist von der Umschrift lesbar [† *S*]*igillum Rannulfi* [*Dune*]*lmensis* [*epi*]. Es zeigt den Bischof barhaupt stehend, den Krummstab in der Linken und zum Kopf gedreht, die Rechte

[1] *Ling. Septentr. Thes.* I 149. [2] *Hist. and antiq. of North Durham* 1852, p. 219 und App. p. 129. [3] S. o. S. 277, Sp. 2 Anm. 2. [4] Heifst nach Holy Island (Lindisfarne), Englands nordöstlichster Teil, südlich von Berwick. Norham liegt 2 M. sw. von Berwick. [5] So Raine; aber auf der Karte *Allerton*, zwischen Thornton und Ancroft. [6] D. h. gegen Klageansprüche von mir garantiert. Das Wort ist nordisch *klaklaus*. [7] So Raine. Der Ortsname ist wohl eine Zusammensetzung aus *halig*, *wer* (Fischwehr) und *stæl* (Platz) und war für die Fischerei des Durhamer Domklosters in der südlichen Mündung des Tweed schon Hickes bekannt.

[segnend] erhoben; *vested, the collar of the chasubel ornamented with fleurs de lis reversed with a double line between them* (nach Greenwells fachmäſsiger Beschreibung).

Auf der Rückseite dieses unzweifelhaften Originals steht als Bibliothekseintragung (endorsement) von derselben (oder doch gleichzeitigen und eng verwandten) Hand geschrieben: Rann*ulfi* Ep*iscop*i d*e* t*er*ra i*n* elred*e*ne *et* haliw*er*estelle (Kursives in Abkürzungen). So lesen Raine, Greenwell und Brandl.

Sprachliche Anm. Die Schreibung ist hier, im Norden, schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts insofern rein me., als alle Flexionsvokale zu *e* geworden sind: plurales *-as* > *es, cyrican* > *cyrce, bereafas* > *braves, hǽlo* > *hele, heofona* > *heofne.* Monophthongisierung ist eingetreten in *brave(s)*: solches *ēa* > *a* begegnet auch 1086 im Domesday book (Stolze § 19); *ea* > *a* in *all(e)* kann anglisch sein; *-lêas* > *-les* dürfte mit der Unbetontheit zusammenhängen; bewahrt ist langer Diphthong im Eigennamen *Ealond* und Palatalvorschlag in *bisceop.* Neuer Diphthong: *þeines.* Mehrfach wurde hier stimmhaftes *f* als *v* geschrieben, was in der Gospatrik-Urkunde noch im 13. Jahrhundert fehlte: *brave(s), lives*; daneben *heofne,* mit bemerkenswertem Ausfall eines unbet. Vokals, wie in *cyrce, brave(s).* Geblieben sind ags. *æ, g, c, w.* Dem nördlichen Dialekt gehört die Endung der 3. Sgl. Präs. *braves* an (woneben schriftsprachliches *greteđ, belimpeđ*); vielleicht auch *mirde* statt *mirđe.* Vom me. Standpunkt aus wäre als südlich anzusprechen *lond, habbe,* sowie *icc,* wenn dies für *ich* stehen soll; um diese Zeit ist aber all das noch einfach aus der ags. Tradition zu erklären. Der Schreiber machte keine Fehler; nicht einmal *Ouhtberht* braucht einer zu sein. Er war in seinem Handwerk wohl gebildet, wie es an einem Bischofssitz zu erwarten ist. Das Dokument zeigt die wests. Schriftsprache im Prozesse nordenglischer Umformung. — Altn. Lehnwörter: *dreng, clac.*

[Nachtrag zu S. 276. Max Förster in Würzburg möchte I § 2 Z. 8 lesen: þeo by*n* eorđe bænan[d], *innerhalb der Erde,* wobei *eorđe* von nachstehendem *b.* abhinge. Diesen Sinn nahm Liebermann zuerst an, gab ihn aber gegenüber Stevensons Konjektur auf, weil ihm der Zusammenhang ein *auf der Erde* zu fordern scheint.] A. B.

Vindicta Salvatoris.

Mittelenglisches Gedicht des 13. Jahrhunderts, zum erstenmal herausgegeben
von
Rudolf Fischer.

I.

Die Handschrift liegt im Magdalen College, Cambridge; alte Signatur: Pepys Ms. 37, jetzige Signatur: Nr. 2014. Sie enthält:

1) Eine Kaiser- und Papst-Chronik in englischer Prosa, die — nach einer Feststellung des Datums von Christi Geburt — mit Oktavian als dem ersten Kaiser von Rom beginnt und herabreicht bis inkl. Kaiser Friedrich II., worauf es noch heifst: Affter Federikes deþ þe Emperoures cesseden at Rome þorafter he was deposed of Pope Innocent, oþer were ichosen to have be Emperoures, but þei liffed not so lang for to be icrowned. After Federikes deþ þei chosen þe king of Castile, and som chosen þe erle of Cornewayle, þe kingges broþer of ynglond. And þo þis Scisme dured long, Conradus Federikes sone after Federykes deþ he went to be king of Cizele, and sone after his entre in to Napels he was syke. And his leeches ȝeven him a medecyne to have heled him, and hit enpoysened him. — Der letzte erwähnte Papst ist Johann XXI. (1276—1277). Daraus geht hervor, dafs der Schreiber dieses Stückes nicht vor Ende des 13. Jahrhunderts anzusetzen ist. Viel weiter ihn herabzudrücken, ist wohl nicht möglich wegen der paläographischen Verhältnisse. Bemerkenswert ist auch, dafs die beiden Blätter nach der Chronik liniiert, aber leer sind, gerade als hätte der Schreiber gehofft, eine Fortsetzung noch eintragen zu können. Von Kaiser Rudolf von Habsburg scheint er aber nichts mehr erfahren zu haben.

Derselbe Schreiber kopierte auch die folgenden beiden Stücke:

2) Von fol. 23 ab die nachstehende religiöse Erzählung. Über der ersten Seite ist in zwei späteren Händen (des 17. Jahrhunderts) geschrieben: 'Nichodemus his Gospell (vt Selden*us* ascr*ip*sit)'. Das geht wohl auf den gelehrten John Selden (1584—1654).

3) Von fol. 36 bis zum Ende folgt die Chronik Roberts von Gloucester, und zwar die Fassung E in Th. Wrights Ausgabe (v. 4216—5811, App. II 1—18; v. 8557—9137, App. XX).

Von zwei früheren Besitzern der Handschriften sind deutliche Spuren vorhanden. Der eine nennt sich 'C. Fairfax 1629'

und hat auf die erste Seite nebst dieser Namenseintragung ein Inhaltsverzeichnis gesetzt. Das war offenbar Charles Fairfax, der gelehrte Antiquar und erste Baron dieses Namens, geboren 1597, inskribiert in Cambridge 1611, Barrister in Lincoln's Inn 1618, Verfasser der *Analecta Fairfaxiana,* gestorben 1673. Der andere war Samuel Pepys, Verfasser des bekannten Tagebuches. Auf der Rückseite des ersten Blattes ist nämlich ein Holzschnitt von ihm (nach einem Bilde von G. Kneller) eingeklebt. Ferner sind die beiden Lederdeckel mit Wappenschildern in Goldpressung versehen; das vordere trägt die Inschrift SAM. PEPYS. CAR. ET IAC. ANGL. REGIB. A SECRETIS ADMIRALIÆ.

Bei der Herausgabe waren lediglich die Verse abzuteilen und zu numerieren, der Gebrauch der Anfangsbuchstaben zu regeln und die Absätze vorzuschreiben. Letztere sind überdies schon in der Handschrift mehrfach durch grofse Anfangsbuchstaben (in der Ausgabe fett gedruckt) markiert. Die Abkürzungen sind aufgelöst, aber durch kursiven Druck bezeichnet.

Die Handschrift wurde zuerst in Cambridge kopiert durch Fräulein Oberlehrerin A. Reinke, Berlin, dann kollationiert von Dr. B. Kiehl, beides unter freundlicher Unterstützung des Bibliothekars vom Magdalen College, G. A. Peskett, M. A., dem hierfür der beste Druck ausgesprochen sei. Der Anstofs zur Herausgabe des Denkmals kam von Prof. Brandl, der selbst durch eine Bemerkung bei Wülker, *Das Evangelium Nicodemi in der abendländischen Literatur,* 1872, S. 18, darauf geführt worden war. Wülker bemerkte: In Cambridge unter den Handschriften des Samuel Pepys findet sich (Nr. 37) 'Nicodemus' Gospel in English verse', Perg. Hs., um 1300 entstanden.

Was den Inhalt betrifft, hat bereits Frl. Reinke gefunden, dafs es sich nicht um das Evangelium Nicodemi handelt, sondern um eine poetische Bearbeitung der 'Vindicta Salvatoris' (Tischendorff, *Evangelia apocrypha* p. 432 ff.) und des 'Mors Pilati, qui Jesum condemnavit' (ib. p. 448 ff.).

Im 'Mors Pilati' schickt der kranke Kaiser Tiberius seinen Vertrauten Volusianus zu Pilatus um Christus. Der Bote bringt Veronika mit ihrem heiligen Tuche nach Rom. Der Kaiser wird gesund. Aus Dankbarkeit rächt er Christus an Pilatus, der — als Gefangener nach Rom gebracht — hier zum Tode verurteilt wird und im Kerker durch Selbstmord endet.

Diese 'Bestrafung Pilati' erfährt eine Erweiterung durch das parallel entwickelte Motiv der 'Bestrafung der Juden' (V. S.). In der Zerstörung von Jerusalem durch Titus bietet sich hiefür leichtlich das weltbekannte Faktum. Die Motivierung erfordert bei parallelem Gange, dafs Titus krank sei. Auch er mufs dann durch ein Wunder geheilt werden. Weil das heilige Tuch der

Veronika bereits für Tiberius vergeben ist, bleibt nichts übrig als eine Heilung durch den reinen Glauben an Christus. Zum Verkünder der Heilslehre wird der Judäer Nathaan. Als Bote des Pilatus soll er zu Kaiser Tiberius [äufsere Verklammerung der beiden Fabeln], wird aber mit seinem Schiffe nach Burgidalla zu Titus verschlagen. Dieser gesundet im Glauben. Aus Dankbarkeit läfst er sich taufen und zieht mit seinem Vater Vespasian gegen Jerusalem. Der gegnerische König Archilaus tötet sich mit dem eigenen Schwerte; das Volk übergibt sich nach siebenjähriger Belagerung; Pilatus wird in den Kerker geworfen. Die Juden werden getötet oder als Sklaven verkauft, dreifsig für einen Schilling, weil sie den Herrn für dreifsig Schillinge verkauft hatten.

Über all dies wird dem Kaiser berichtet [Verklammerung der Fabeln]. Er will auch gesund werden, schickt Velosianus zu Veronika, wird geheilt und von Nathaan [weitere Verklammerung] getauft.

Wie man sieht, ist also in der 'Vindicta Salvatoris' der Urgeschichte von Tiberius die neue Fabel von Titus als parallele Variante vorausgeschickt worden.

Dieser Aufschwellung gegenüber konzentrieren in wohl berechnender Art den Stoff die französischen Versionen, beschrieben von H. L. D. Ward, *Catalogue of romances in the department of manuscripts in the British Museum* vol. I p. 176 ff.: 'Titus and Vespasian (Royal 16 E VIII; XIII century) or the destruction of Jerusalem', a chanson de geste in 2092 lines of 12 syllables; auch *Histoire litteraire de la France,* tom. 22: 'La destruction de Jérusalem'.

Nur einer ist hier krank, der Kaiser. Das ist aber nicht mehr der Titus-ferne Tiberius, sondern des Jerusalem-Zerstörers Vater Vespasian. Er schickt nach Christus, es kommt Veronika, er wird durch das heilige Tuch gesund. Dafür rächt er dann mit seinem Sohne Christi Tod an den Juden durch die Zerstörung Jerusalems und an Pilatus, der in Frankreich eingekerkert, aber von der sich öffnenden Erde verschlungen wird. Papst Clemens erhält das heilige Tuch.

Nun erst setzt unsere me. Version vom Ende des 13. Jahrhunderts ein. Sie ist zwar nicht vollständig überliefert, doch scheint das Manuskript nicht weit vor dem Ende abzubrechen.

In der allgemeinen Einleitung (V. 1—100) charakterisiert der Autor die Geschichte der Juden in ihren drei Perioden bis zur Zerstörung von Jerusalem. Die besondere Einleitung (V. 101—348) führt aus, wie die Juden nach Christi Tod von Gott durch zehn Wunderzeichen vergeblich verwarnt worden sind.

Nun beginnt die eigentliche Geschichte. Sie verläuft in vier Hauptabsätzen (von 479 + 493 + 556 + 1080 Versen). Im

ersten hören wir vornehmlich die Geschichte von Pilatus, dessen Bote Nathaan auf dem Wege nach Rom zu Titus verschlagen wird; im zweiten sehen wir, wie Velosian für seinen kranken Kaiser Waspasian nach Jerusalem zieht und Veronika mit ihrem heiligen Tuche zur Romfahrt gewinnt; im dritten vollzieht sich Waspasians Heilung durch das heilige Tuch unter Mitwirkung von Papst Clemens; im vierten wird die Zerstörung Jerusalems geschildert.

Schliefslich folgen 158 Verse, die — weil unvollständig — unklar eine Rettung von Titus durch Josephus andeuten.

Prüft man das Werk auf seine Stoffquellen, so merkt man, wie der Autor nach mehreren Seiten ausgegriffen hat. Er entnimmt den lateinischen Vorlagen die Figur des Kaisers Tiberius. Unter dessen Regierung setzt unsere Fabel ein, zu ihm wird Nathaan von Pilatus geschickt. Der Autor kennt aber mit den französischen Versionen als Kranken nur Waspasian. Dessen Bote heifst wie in den lat. Versionen Velosian, nicht Iais oder Guy wie in den französischen. Dafür tauft den Kaiser nicht der 'lateinische' Nathaan, sondern es tritt hiefür der 'französische' Papst Clemens ein. Zum französischen Vorbilde wird wohl auch der Schlufs unserer Version gestimmt haben, die uns den Bericht über Pilatus' Ende schuldig bleibt. Spätere englische Versionen aus dem 15. Jahrhundert (s. Ward, a. a. O. sub 3) lassen Pilatus im Kerker von Vienne, also wie in der französischen Version, zugrunde gehen. Auch die apokryphe 'Epistola Pilati' (s. Tischendorf a. a. O. p. 413 ff.) ist sichtlich mit benutzt worden.

Diese Stoffreudigkeit unseres Autors betätigt sich allerdings im Kompilieren verschiedener Vorlagen und erzeugt eine überreiche Fabel, aber sie unterdrückt doch nicht seine künstlerische Eigenart. Er ist mehr als blofser Kompilator, er erhebt sich zum dichterischen Redaktor. Denn er hat es verstanden, das Stoffkonglomerat seiner materiell losen, weil von mehreren Seiten her erborgten Fabel geistig zu konzentrieren. Durch seine einseitige Tendenz wirkt er einheitlich: ihm ist es wesentlich darum zu tun, die Bestrafung der Juden als Mörder Christi in hellstes Licht zu rücken. Die beiden Einleitungen sollen als geistige Wegweiser dienen, lehrhafte Exkurse unterbrechen gar oft den Gang der Handlung. Besonders breit wird dann auch das die Tendenz illustrierende Fabelstück herausgearbeitet: die Zerstörung Jerusalems. Auch äufserlich vereinheitlicht der Autor seine Fabel, indem er ihr in Waspasian einen dominierenden Helden gibt.

So rechtfertigt sich der Abdruck des Denkmals nicht blofs in seiner Eigenschaft als wertvolles sprachliches Dokument, sondern auch in Hinblick auf die künstlerische Selbständigkeit des Autors, die unter dem Druck der stofflichen Traditionen um so höher anzuschlagen ist.

Goddes men, vnderstondeþ nowe,
And I schal ȝou telle, howe
The Jewes dude *Jesu* to dede.
Thoruȝ feble counseil and false rede 4
Thei were in so gret combraunce,
Therfor þei had al myschaunce:
That he hem had byfore hiȝt,
And þei toke hit al to lyȝt. 8
But siþþe hit fel on her necke,
Thei nolde noon of oþer recke.
Ʒitte fourty ȝeer he ȝaue hem space,
Ʒif þei wolde seke any grace. 12
To be avengyd wolde he noȝt sende,
Ʒif þei wold hem amende.
Thre þingges þer were in Israel:
Whiche þei were, herkeneþ now wel, 16
As in storye we mowe fynde,
That byfel on þe Jewes kynde.
The first was cleped pilgrimage,
That oþer þraldom and seruage; 20
Dysperacioun þe þridde was tolde,
That is to rewyng of younge *and* of olde.
Thus byganne her pylgrimage:
Tho Jacob went wiþ his lynage 24
Into Egypt for mochel nede,
Thei lyued þer long in sorowe *and* in drede,
Tho Jacob myȝt no lenger lyue,
His kynde was out of londe ydryue 28
Thoruȝ þe reed see, as ȝe haue herde;
Ther Pharao *and* his folk forferde.
Moyses was her leder þan
Into þe londe of Chanaan. 32
That was þe londe, þat þo hiȝte;
Ther he kept him wel a plyȝte.
Wiþ aungels mete he fedde hem,
And her cloþes lasted *with*outten wem 36
Fourty ȝeer in desert:
That was a myracule fayre apert.
Ʒitte for al his curtesye
Thei wrouȝtte aȝen him gret folye, 40
Thei made goddes of metalle
And honoured hem *with* worshipp alle.
Tho þei ȝelde *Jesu* his goodenys
With wel mochel vnkyndenys. 44

Nowe schal I towche of her seruage,
That euer schal last þe worldes age;
Schul þei neuer dwelle in towne
Wiþout trewage oþer raunsoune. 48
In Babylon first þis þraldome
In her former-faders come;
Ther þei dwelled fyfty ȝeer,
Or þei myȝt go quyte *and* cleer. 52
The fyfty ȝeer was her solace,
So hit is nowe þe ȝeer of grace;
Than þei were let out of pryson,
So is þat oure ȝeer of gret pardon. 56
Dysperacioun was þat þirdde þing
Of þe Jewes kynde to rewyng.
That now is falle in þis cas;
Thoruȝ Waspasian and Tytus he was, 60
As *Jesu* seid þoruȝ prophecye:
I schal hem delyuer for her enuye;
Vnder lordshippe *and* suche honde
There schulle þei dwelle, I vnderstonde, 64
Wiþout scapyng of prison,
For gold ne for raunson,
For no mercy quyte for to wende
Hennes to þe worldes ende. 68
Mesure ne mercy was none in hem,
Suche schal þei haue *and* al her tem.
For Marye sone þei forsoke,
That was ryȝt eyer, so seiþ þe boke. 72
For Marye come of þat lynage,
That he schuld bere þe herytage.
Of þis chaunce was spoke and founde,
Or hit felle, a longe stounde. 76
The noble clerk master Josephus
Amonge þe Jewes seid þus:
The day wolle come, þat þis towne schal falle
And þe Jewes confunded alle. 80
This cytee schal be ouerthrowe,
And þe hiȝe palyce schal lye fulle lowe.
Messyas schal send ȝou amonge
Sorowe and shame *and* werre stronge.
Fro Rome schal come princes two,
The fader *and* þe sone also;
And þei destroye al, þat þei fynde
In þis towne, al þe Jewes kynde. 88
This schal falle for her werkys,
Take þei neuer so wel þe merkys.
For þei slowe *Jesu Crist*, ywys,
That boþ goddes sone *and* Maryes ys. 92
And þis ryȝtfulle iugement
But þei come to amendement,
The fader schal gete such honoure,
That he schal be Emperoure. 96
Anoþer tyme wytnesseþ ȝe,
For þen ȝe schul þe soþe se.
Thus he wrote in a boke,
Ther þei myȝt þeron al day loke. 100

Affter *Jesu* deþ come wonders þicke,
Fayre *and* foule, good and wycke.
And siþþe þei slowe þe ȝounge seynt Jame,
For he preched *Cristes* name; 104
Seuene ȝeer after his deþ
Dyed James in þat stede;
For whiche deþ god was wroþ þo,
For to amende hem he sent him to 108
Wiþ counselle, bedes *and* prechyng
In token of þe first warnyng.
For þei dude him to dye —
Me þinkeþ, hit was no courtesye; 112
For hit was þe hiȝest trespas,
That euer on erþe ymaked was.
For hit is no skylle, rewþe to haue
Of hem, þat wolle noȝt hemself saue. 116
For we ouȝt to make game,
That hem byfelle so mochel shame.
Jesu hit grauntte for his mercy,
That eche synnefulle man mowe be quyte þerby. 120
God sent þus James to Jerusalem,
As byfore was seid, to preche hem,
To repente hem of her synne,
That þei were acombred ynne. 124
And so he dude alwey;
For he spared noȝt, þe soþe to sey.
He waxe so gret of renowne,
That þei made him bysshopp of þe towne. 128
He was a man of gret penaunce,
He dude his body gret greuaunce;
He wered neuer neiþer wollyn ne lynen cloþ;
Neiþer ete brede, fysshe, ne flesshe, forsoþ. 132
† For changyng, wasshyng, ne baþing,
But a gowne of heer to his cloþing,
And kneled to god so alwey
For þe peple, nyȝt and day, 136
Wiþ his bare kneys vppon a stoon,
That þe skynne wyxe harde þeron,
That his kneys semyd byforne
As camels knees, þat beþ of horne. 140
This come to him of fulle gret charyte,
That þei myȝt þe better haue be.
Wycked þei were euer *and* eke þan,
And þat þei kydde on þat man. 144
Hit was on Paske day,
The Jewes gaderd with gret deray
And sent þus to seynt Jame
Al in ernyst *and* wiþ grame: 148
'Out of þis countre, boþ fer *and* nere,
Muche folke wol be here,
And we þe byddeþ, speke no þing
In no maner in þi prechyng, 152
Aȝeyn oure lawe, of Jesus,
Ȝif þou wylt haue þe loue of vs.
For ȝif þe folke after þi sawe
Thoruȝ þi prechyng fro vs drawe, 156
Mochel pyne schalt þou haue;
The gret god schal þe noȝt saue.'
Thei badde him despyce Jesu,
Whan he preched of his vertu. 160
And ȝif he preched hem wel byfore,
He preched þo mochel þe more.
And as he preched on a day
In þe temple aȝens her lay, 164
One wente to him, þere he stood,
And drowe him adowne, as he were wood.
Anoþer toke a fullyng-staffe
And on þe heed þerwiþ him ȝaue; 168
He smote him þere with so gret mayn,
That in þe temple he shadde his brayn.
Thus þei ȝelde him þer his meed
For his trauaylle *and* his goodheed. 172
Tho fele aros vp, þat loued Jame,
To take þis men, þat dude him shame.
Than as blyue out þei went,
That no man myȝt hem anhent. 176
But he abode þe gret veniaunce
For Cristes deþ *and* for þis chaunce.
Alwey þei were yliche wycke,
Tyl þe wreche come to the prycke. 180
For goddes ryȝt wol no wronge
To dampne hem to pyne stronge,
Tho þat wold James socoure.
Thei buryed his body with moche honoure. 184
The Jewes cleped him none oþer
Noȝt but *Jesu Cristes* broþer.
Of body, of face *and* of feet
He was yliche him euer ȝit. 188
For þe first token he was ysent,
To turne þe peple was his entent.

Lysteneþ nowe, I wol ȝou telle,
Of wonders now I may ȝou spelle. 192
That oþer token, þat come þer þan,
That amonge þe Jewes shewe I can.
Thei were ygaderd at a feste,
All þe Jewes, boþ lest *and* mest. 196
The rychest were þere of þat cytee,
And also fele of þe countree.
For a morowe, whan þei dude aryse
Thei dude to her goddes sacryfice, 200

So þat no þing schuld hem greue;
And so byfel hem, as þei beleue
For þe pride, þat þei were ynne
And acombred were in synne. 204
At þe fest ros suche a stryffe,
That eueryche slowe oþer wiþ his knyffe.
Thrytty þousand þere were ysleyn,
That made many a Jewe vnfeyn. 208
The þirdde token next was þis,
And aȝens kynde hit felle ywys:
To þe temple an heyfer was brouȝt,
That to sacrifyce was ysouȝt; 212
That sodeynlyche amonge hem alle,
Or men wyst, hit gan downe falle;
Ther come out of þe bestes wombe
In stedde of a calf þer come a lombe; 216
And þat abashyd al, þat þer stoode,
That þei were wel nyȝe woode.
The fourþe token fel on a nyȝt:
In þe temple was suche a lyȝt, 220
That al þe Jewes, þat hit say,
Wende, hit had be lyȝt of day —
On Paske day within þe niȝt
Aboute þe fourþe houre fulle ryȝt. 224
As I redde of þis cas,
This þe fyfte token was:
Anoþer nyȝt hit byfel at cokkes crowe,
That þe ȝates gune vp to blowe, 228
That were wiþ yern ynayled and sperred fast,
Wiþ suche a dynne þei vp tobrast,
That þoruȝ þe towne was suche a dynne,
So þat þei wende, þer were þerynne, 232
That þe walles had be adowne,
That inclosed al þe towne.
The sixte token was, þei herde a crye
In þe temple al an hye, 236
That seid: 'Go we hen, go we hen';
Al þei hit herde and noȝt ne seyn.
That was vppon Wytsonday
Wiþynne eue, telle I may. 240
The prestes come þe temple to,
As þei were woned to do,
For to do her seruyce.
But ful sone hem ganne agryse 244
For þat crye, þat þei herde byfore.
Thei flowe out al anoon þerfor.
The seuenþ token: after þat crye
The se a sterre in þe skye; 248
Sharppe as a swerd hit hynge,
The poynt downe, ryȝt as a strenge.
So longe it hynge, tyl hit was day,
That al þe cytee hit wel say. 252
And so hit hynge þere al a ȝeer,
Alwey hit semed ylyche neer.
The eiȝt toke siþþe þer come
Ouer þe cytee of Jerusalom: 256
Thei se in þe ayer fer aboue
Men and hors yarmed howe,
That som tyme fauȝt and som tyme rest:
What hit bytokened, ofte þei kyst. 260
Thei seid, hit bytokened werre strong,
Manqualme eiþer hungere long.
Thei seyde so ther, þan þei wende;
Ȝitte þouȝt þei noȝt to amende. 264
Had þei yturned þo to penaunce,
Thei myȝt haue scaped þe gret veniaunce.
The nynþe token after þis
Ȝe schulle yhere, whiche hit is: 268
Chares and waynes also þei say
Comyng in clowdes, hem þouȝt ay
Riȝt now, þouȝ þei hit sawe;
And or þei hit wyst, hit was awey yblowe. 272
The tenþe token was þe last,
And þat made þe Jewes sore agast,
The fourþe þat þe sege bygan:
Of Jude þer was bore a man, 276
One Jesu, Ananyes sone,
For al þe Jewes nold he shone.
Tho on a Witsonday,
Whan þe Jewes made her play 280
For to make ioye mest,
As hit byfelle to þe fest,
He stoode vp amonge hem alle,
And vppon þis worlde he gan to calle: 284
'Fro est and west in to al þis werde
By souþe and norþe; I herde,
Fro þe foure wyndes a voyce þer come
Vppon þe cytee of Jerusalom 288
And on her temple for þe gret synne
And on þe peple, þat were þerynne.
Me þinkeþ, þat hit bytoke may,
That vs wol byfalle a gret afray. 292
Come, when hit schalle;
Ful sore I drede of þat falle.
Thus hit mette me in a visyon,
What schulde byfalle of þis towne.' 296
Tho þe Jewes toke him for þis
And bete him and bounde him hard, ywys.

Byfore Pylate þei brouȝt þis man,
And as he seid, raþer he seid þan; 300

Tho þei bete him fele at onys,
That þei myȝt se his bonys,
Neþeles for al þat cas
He cryed: 'Jerusalom, alas, alas!' 304
Of þis crye myȝt no man him stynte
For betyng, þretyng, of no dynte,
But alwey seid þus in one;
Than þei suffred him to go. 308
Thei myȝt noȝt him wiþholde,
But alwey seid, as he raþer tolde.
Of þise tokenes had þei none awe,
But euer meyntened her false lawe. 312
Of her synne wolde þei noȝt knowe,
What so euer þei herde or sawe,
In towne, in felde, ne in oþer place;
For þei had no better grace. 316
Neþeles her lawe byganne to blynne,
The newe lawe to bygynne,
Tho Jesus on þe rode his heed downe leyde,
And 'Consummatum est' þan he seide. 320
This betokeneþ: 'þe olde lawe is nowe went,
And þe newe I haue ȝou sent,
And my purpos is brouȝt to ende
For loue of man, þat is my frende.' 324
Her owne bokes wytnessed þis,
Thei were þe more to blame, ywys.
For al þingges, þat þere were doon,
Pylate let wryte hem anoon. 328
And þat was siþþe aȝens her kynde,
As men in þe story mowe fynde.
Whan seynt Helyne þe crosse fonde
Siþþe in þat ylke londe, 332
Longe aȝens hyr þei hit forsoke,
Tyl sche ouercome hem by her boke.
Whan god had þise tokenes sent,
Ȝitte wold þei noȝt hem repente, 336
Ne onys mercy þei ne bysouȝt;
For þei Jesu to deþ brouȝt,
But al his werkes was in veyn,
For al þe tokenes, þat þei had seyn. 340
Thei þat wol no mercy craue,
Thei ben none worþi nowe to haue.
Thei dude gret foly to stryue wiþ hym,
That kepeþ þe soule, lyffe and lym. 344
The erþen vessel lasteþ noȝt
To hurtel wiþ þilke, þat of metal is wrouȝt;
No more may manys kynde fiȝt
Aȝeyns þe power of god almyȝt. 348

Lette we nowe þe Jewys dwelle.
He begynneþ þe wreche to telle
To Syr Waspasian,
That was a swyþe noble man. 352
In meselrye so depe he him cast,
That body and face foule tobrast,
And in his nose a cankyr smote,
That boþ his lyppes hit al tobote. 356
And for no cost, þat he couþe leye,
He sawe none oþer, but nedys he muste dye.
Neþeles waspes þer byfore
Were in his nose, whan he was bore; 360
Out of þe nose þei hem fedde,
Heed and wyng out þei spredde.
And for þe waspes þei cleped him þus
His ryȝt name Waspasianus. 364
For þo was no name ȝyue,
Tyl þat men se, þat a childe schulde lyue.
Of þise waspes his name he toke,
As we finde writte in boke. 368
This messanger god him sent,
That al his body hit ouerwent;
Fele ȝeres hit on him leste,
Tyl god wold, hit were him reste; 372
For ȝe wyteþ ful wel alle:
Of al þingges, þat schuld byfalle
Fro þe begynnyng of þe dome,
He haþ yset, whan þei schul come, 376
In werkes, weders, in al kynde,
Thoruȝ holy wrytte as we fynde.
The reson I ȝou telle can,
Why god sent þis on þis man. 380
God doeþ no þing withoutte skylle,
Who so vnderstoode his wylle;
Riȝt as þe Jewes with false rede
Dude Jesu Crist to dede, 384
Of heuene, erþe and of helle
That weldeþ al þat þerin dwelle.
As god is lord of all þingges,
So is þe Emperoure kyng of kyngges,
And also londes þoruȝ resoun
Beþ at his subieccioun.
For by skylle hit was ykest:
To awreke Jesu him bycome best. 392
The grettest lord in erþe ryȝt
Come to awreke god almyȝt.
And so he dude fayre and wel —
I schal ȝou shewe euery del. 396
Ȝit had he noȝt þe empire in honde,
But sone after by goddes sonde.
The yuel was on him so ranke,
That on his folke so foule he stanke, 400
That out fro al his men þo he fley;
And he had a chambre swyþe nye:
Vnneþe his men for þe stynke
Miȝt to him brynge mete oþer drynke; 404

Wiþ a vyse þei turned in his mete,
What þat he schuld any ete.
And þus in his bedde þer he lay,
He myȝt noȝt out, nyȝt ne day, 408
Tyl tyme come at þe last,
That Jesu him wolde outcast.
Al yvels comeþ þoruȝ goddes sonde
And so dude þis, I vnderstonde. 412

As þe Seuene Sages vs telle
And as clerkes in þe story can spelle,
When þat Jesu dyed amonges vs,
Tho was Emperoure Tyberyus. 416
Of douȝtynes he had fame,
And þerfor men wrote þus his name.
For in his tyme Jesu deyde,
As men hit haþ wel aspyed; 420
In his tyme of his eiȝt ȝere
Jesu Crist toke his deþ here.
Of Rome he bare þe dignite,
Thre *and* þretty ȝeer regned he. 424
In his tyme þe Jewes sent
A letter endyted by one assent.
Therin þei wrytten Syr Pylate,
His gret pryde to abate. 428
For hem þouȝt, in werke *and* in sawe
That he trespassed aȝenst þe lawe.
Of his mysberyng þei wrote þus
To þe Emperoure Syr Tyberyus: 432
That he ȝaue counselle aȝen þe pees,
To sle þe childe al gyltlees;
And in þe temple with gret outrages
Of false goddes set vp ymages; 436
And of her temple þe tresoure,
That was yoffred with honoure,
Wiþout al her one assent
In his owne nedys he hit spent. 440
He made a condyte meruayllouse,
With a pype comyng in to his house;
And oþer fele wycked outrages
He dude aȝens her vsages. 444
And þoruȝ þise sondes *and* þis pleynt
In þise defautes he was ateynt.
He was yordayned to be exile
For þe trespasse, þat was so vyle. 448
And of þis Pylate herde telle,
That he myȝt noȝt þere dwelle;
He ordayned a wel ryche present,
And wiþ his letter he hit sent. 452
That was endyted ful wel *and* harde,
As ȝe mowe here afterwarde.
Affter him regned Syr Gayus
And after him Syr Claudius 456
And siþþe Nero, þat cursed soule,
That slowe boþ Peter and Poule.
And after him come Waspasian,
That was a ryȝt worshipful man. 460
God graunted him þoruȝ his sonde
To wreke his deþ wiþ his honde.
Of Gallyce *and* of Gaskoyne þe kyngdome
Was his, or he þider come. 464
Ȝit þe story telleþ me þus:
He had a sone, þat hyte Tytus.
In þe cytee of Burdexe on a day
Tytus out at a wyndowe lay; 468
And as he loked in þe see-streem,
A shippe þer come fro Jerusalem.
He se, where þat þe shippe went
In þe see, as Crist hit sent. 472
Anoon he sent þider a messanger
To come to him, þat þerin were.
The master come byfore his kne.
'Felawe', quod he, 'wel þe be!' 476
'Felawe', he seid, 'what hattyst þou,
And fro whennys comyst þou nowe?'
'Syr', he seid, 'I hette Nathaan;
Of Jude I am ybore man. 480
Leue Syr, he seid, telleþ me,
Wheþer I nowe at Rome be.'
'Nay', quod Tytus wiþout lesyng,
'This is Burdexe in Gaskoyne; 484
Here fro hennys to Rome, soþe to say,
Men holdeþ hit a wel ferre way.
Haue ydo *and* telle me sone,
What þou hast at Rome to done.' 488
'Syr, þider me haþ sende Syr Pylate,
And þe wynde me haþ ydryfe a noþer gate;
To Tyberius was his sonde,
To bere him trewage of oure londe.' 492
'Felawe', he seid, 'Tyberius is deed.
There haþ ybe siþþe two in his stedde;
Neþelees, my leue frende Nathaan,
I schal do brynge þe to þat man. 496
Vppon my costage I schal fonde,
That haþ þe empyre in his honde;
For vs, I hope, *and* for oure letter,
That þou schalt spede wel þe better. 500
In couenaunt nowe shewe þou me
That, howe my fader hool myȝt be
Of al yuels, þat he greueþ.
For we hopen *and* þeron beleueþ, 504
The men, þat in þat countre woneþ,
Of al maner yuels hele þei konneþ
Oþer wiþ grasse or wiþ stoon
And wiþ oþer medycines many one.'
'Syr' he seid, 'I am no leche,
But nowe of one I can ȝou teche,
That hette Jesu of Nazareth;
The Jewes dude him to þe deth.' 512

He tolde him þe despyte a plyȝt,
That *Jesu* þoled deþ þer with vnryȝt.
'He was a prophete over alle,
He seid tofore, what schuld byfalle; 516
He clansed men of yvels and of synne
Wiþ his worde, þat lyueþ him ynne;
He reryd to lyue Lazar, þe knyȝt,
That foure dayes lay dede a plyȝt.' 520
Al he tolde him of *Jesu* dede,
As men in godspel ywrytte doþ rede,
And of his deþ *and* of his vpryst,
And of his apostels, þat he wyst; 524
After þat fourty dayes were went
And howe þe holy gost to hem he sent;
Ten *and* sixty languages were yherde,
That þei of her master lered; 528
He badde hem go into eueryche londe
To preche his name þoruȝ his sonde;
Of all yuels he gaue hem myȝt
To hele þe syke, þat belyued aryȝt; 532
And þei, þat wol noȝt to him wende,
Schulle be lore withouten ende.
Jesu wote wel, fele of hem lyue,
In what londe þat þei be dryue. 536
'I am syker and I byleue,
That none yuel schal þi fader greue,
That, ȝif he wylle lyue aryȝt,
I dare him byhote heel a plyȝt.' 540

His faders stywarde Velosian
That was a wel trusty man,
He stoode *and* herde her wordes alle,
And fayn he wold, hit myȝt befalle. 544
Thei toke *and* ȝaue him his mede,
And to þe Emperoure þei dude him lede.
Syr Nero þat was a cursed man,
That slowe himself euyn so þan. 548
Tho he had himself ysleyne,
The court of Rome was ful feyne.
Anoon þei chosse Waspasian,
To be her Emperoure þere þan 552
For þe noblyst man of þe werde
And next of blode, as ȝe haue herde.
After *þat* Nathaan was come *and* go,
Hit was two ȝeer, or hit were ydo. 556
Thus felle hit for þis wonder-cas.
For al, þat knewe him, more *and* las,
Made gret moone for his sykenys;
Ryȝt as god wold, so hit is: 560
A fayre auenture, *þat* he schuld amende
His empire to defende.
But þei hoped, *and* wel þei kyste,
His sone schuld do hit at þe beste. 564

Nathaan come to þe Emperoure
And shewed his nedes wiþ honoure;
He brouȝt trewage of fele ȝeer
And Pilatus letter, as ȝe mowe here: 568
'Syr, I grete þe as my frende.
Vnderstonde, þat I þe sende:
I haue parseyued *and* proued wel
Of *Jesu* Crystes deþ somdel; 572
What wonders haþ siþþe yfalle
In Jerusalem amonge hem alle.
The olde Jewes to her kynde hiȝt,
That Crist schuld to þe erþe alyȝt 576
Into a mayden of her kynde,
As we mowe in bokes fynde.
Of a mayde he schulde be bore,
That þe peple were noȝt forlore. 580
And seid, of hem he schuld be kyng
And of al her offspryng.
And so he come, as he seide,
And aȝens him al þei gune pleyde, 584
The prophete whan *þat* he seid him to,
As her elders had ydo.
And for he wiþtoke hem in her lawe,
Thei wreþed with him for his sawe; 588
Al þat he seid, þei toke in vayn.
Thus þei helde him longe agayn,
So þat þei toke him at þe last
And bete him *and* bounde him fast. 592
And þei come *and* delyuered him to me
And dampned him to honge on tre.
And aȝenst hem derst I noȝt be,
But ȝif I wolde of londe fle. 596
I satte as justice in domes stedde,
I fonde no gylte in his dede.
Ryche Jewes ȝaue vp þe tale
And made him gylty, boþ gret *and* smalle. 600
I dradde *and* leued þe commynte,
And I durste noȝt aȝens hem be.
And ȝit in him fonde I no gylt,
Wherfor þat he schuld be spylt. 604
In my pretorye *and* in my mote-halle
The princes of þe Jewes alle
Ther þei ȝeue vp þe dome,
That, while I wolde, hit had be vndone. 608
For he dude none oþer wycke,
But shewed wonders, fele and þicke:
Dombe to speke *and* blynde to se,
Deffe to here, fendes to fle, 612

From wodenys many one
And crocked men also to goen.
And many myracules dude þat man,
Mo þan I ȝou telle can. 616
Wherfor, Syr, wiþout reson,
Haueþ noȝt me in suspeccyon,
That hit was none oþ*er* wey,
Whatsoeu*er* þe Jewes sey. 620
Perauente so hit may be,
This werke þei wolle put vppon me.
Hit was her dede *and* al her þouȝt,
And þ*er*for, Syr, leue he*m* noȝt. 624
Hit was her dede and noȝt myn,
That wol I p*ro*ue by al her kyn.
Thei buryed hi*m* *and* dude hi*m* kepe
Wiþ her knyȝtt*es*, þ*at* fell aslepe. 628
And þe þrydde day he aros,
Almyȝtty kyng amonge his foes.
The knyȝtt*es* þo come home anoon
And seid, he was ryse *and* goon. 632
Thei gaue þe knyȝttes gret mede þo
To sey, he was ystole he*m* fro
And þei myȝt noȝt hi*m* wiþholde;
Wher þei come, þat þei hit ne tolde, 636
Al þe soþe and þe cas
Of þis p*ro*phete, al how hit was.
I haue ywryte gret *and* smalle,
That to þis mater toucheþ alle, 640
So þat of him þe storye
Eu*er* may lest in memorye.
Holdeþ me nowe exscused herby
For any tale or any cry.' 644

He was neu*er* þe bett*er* exscused þan,
Neiþ*er* aȝens god, ne man.
For al his feiþ was went,
And þouȝt noȝt in hert to amende. 648
He myȝt noȝt him exscuse in no wyse
Of þat ylke false Jewyse.
For many fayre miracules he sey
And himself witnesseþ ay, 652
And Joseph warned hi*m* of Armathye,
And Nichodem*us* wiþ curtesye,
And also dude Centurio
And fele oþ*er* men *and* wymen also. 656
That þing, þ*at* J*esu* dude eu*er*ydel,
Was trewly ido *and* eke wel.
Naþeles he toke al to lyȝt,
That he schuld be god almyȝt. 660
He was ywarned be his wyffe,
That he ne rafte J*esu* his lyffe.
The fende badde hyr by a vysio*un*,
That he lette J*esu* passio*un*. 664
Boþ fende *and* man god ablent,
So þat þe p*ro*phecyes forþwent.
Wotyst þou, why he dude so?
That his deþ schuld forþgo. 668
Elles þe fende wolde haue had alle,
That had eu*er* in synne falle.
But J*esu* þe deþ he dude chese,
That he manys soule wold noȝt lese. 672

And any man be, þ*at* haþ noȝt herde,
Howe Pylate come into þis werde:
Hit was a kyng, þat hyte Tyrus
Of Spayne, I vnderstond þus. 676
A mylwardes douȝtt*er* of þat londe
He lay by hyr, I vnderstonde.
Sche hyte Pyla *and* hyr fader Atus,
Hyr sone was siþþe marveylous. 680
Pylatus þei cleped hi*m* þo
After hem boþ two.
The kyng on his wyf dere
Gat a sone þe self ȝeere. 684
This Pyla siþþe brouȝt home hyr sone
Wiþ his fader, þe kyng, to wone.
Thyse children were togeder long,
Tyl þei were bygge *and* strong. 688
In al dedes þoruȝ kynde
Pylatus was alwey behynde;
And þis greued Pylatus sore,
And so he slowe þe child þerfore. 692
Whan þe kyng hit herde, dule he made;
To sle Pylatus his men him badde.
The kyng wold noȝt do by her rede,
But he sent Pylat*us* into anoþ*er* stedde, 696
That he schuld, by lawe *and* by dome,
Eche ȝeer a child send to Rome.
So þouȝt þe kyng by his sonde:
'Howe may I best delyu*ere* myn honde?' 700
In trewage he sent forþ þis chance;
In trewage also þe kyng of France
To Rome also he sent his sone;
And he *and* Pylate togeder dude wone. 704
The kyngg*es* sone was euer p*ra*ysed
More þan Pylatus and euer upreysed
For ientyl þewys *and* curtesye;
Therof Pylatus had eu*er* enuye. 708
In a preuy stedde toged*er* þei drowe,
And þer þe kyngg*es* sone he slowe.
The Romaynes toke her cou*n*selle þo,
What þei myȝt w*ith* hi*m* do. 712
Byfore he slowe his owne broþ*er*,
And now he haþ ysleyn a noþ*er*.
One spake of þat assemble:
'Wycked *and* felle man he schal be; 716

He wolle be mody man of þewys,
To adauntten many schrewys.
For he haþ do to deþ tweyne,
He were worþi to dye in peyne. 720
Nowe I can ȝeue no better rede,
But sende him in a noþer stedde,
Into Poynttes, þat wycked ile,
To abate his blode so vyle, 724
To kepe þat wycket countre.
The folke is felle *and* so is he.
Oþer he schal be ouercome,
Oþer he schal be sone ynome; 728
And þerin he schal be ȝelde
The peynes, þ*at* he þerto schulde.'
Thei sent hi*m* wiþ co*m*missiou*n*
To holde þ*at* ile in his bandou*n*. 732
Wiþ peynes *and* wiþ ȝyftes
Al þe ile at wylle he shyftes.
He dude her pryde to abate,
And men cleped hi*m* Pounce Pylate.
He was ykydde so queyntte w*ith* pryde
Thoruȝ þe ile in eu*ery* syde,
That men dradde hi*m*, boþ ferre and nere,
For to come out of his dau*n*gere. 740
Herodes herde of his fame,
Of his queyntyse and of his name.
He sent hi*m* ȝiftes *and* messangers,
To come to hi*m* in al maners. 744
Forþ anoon to hi*m* he come
Into þe citee of Jer*usa*lome.
He made hi*m* justice of þat countre,
That nowe men clepeþ Jude. 748
He preyed hi*m* longe w*ith* hi*m* to dwelle,
For þei were boþ felle.
But Pylatus waxed ryche þanne
Of þe tresoure, þat he wanne. 752
And for þei parted noȝt her wynnyng boþ,
Therfor Herodes waxe fulle wroþ.
And so þei lyued in ire an ende,
Tyl Crist come þoruȝ þis holy sonde 756
And was ytake *and* to Herodes went,
As Pylatus þider hi*m* sent.
And þus þei waxed boþ dere,
As ȝe mowe in passiou*n* here. 760

Everyche man, þ*at* lyueþ in hate,
May be lyckened to Pylate,
That wysshe his hondes *and* noȝt his hert;
And þat made him siþþe smert. 764
Ȝit smerte noȝt Pylate aloon,
But þe Jewes eu*ery*choon.
For þei badde, his bloode schuld falle
On hem *and* on her childern alle. 768
I schal ȝou shewe, þat is soþ,
Eu*ery*che fryday so hit doþ:
A fluxe of bloode comeþ he*m* on
And hem holdeþ, tyl þe day be don;
And namely on þe Goodfryday
Wel harder, þan þei haueþ ay.
Than þei haueþ hit þoruȝ þe ȝeere,
And þat day dar þei noȝt outstere. 776
But whan þei turneþ to *cri*sten lawe,
Then begynneþ þe euyl to wiþdrawe.
That yuel schal no more hem greue,
As longe as þei ben in good byleue. 780
By þis token þei beþ cleen:
This is a fayre miracule, as I wene.
For al, þat wol hi*m* m*er*cy craue,
Good m*er*cy schul þei haue. 784
Also myȝt Syr Pylate,
But he abode to longe *and* bad to late;
Therfor he abouȝt hit ful dere,
As ȝe schul after hure. 788
God come to seche, þat was ylore,
To glade þilke, þat greued were.
Lucyfer first *and* siþþe Adam
Made, þ*at* [he] to erþe come. 792
For he wold þoruȝ his grace
Fulfylle al þat empty place,
Fro whenys þ*at* þe aungel felle
Into þe deppyst pytte of helle. 796
For Adam *and* al his kynde
He wold haue þider, as we fynde,
For to bere hem companye.
This gyle god gan to aspye 800
And þe fende awan,
And for þis skylle god bycome man
And dyed vppon þe rodetre,
For to make vs al fre. 804
And siþþe arose *and* helle he barst,
And his owne out he cast
And ladde he*m* vp to ioye þo.
In helle god lette come no mo 808
But wycked gostes, to kepe þ*at* stedde,
And þo þat dude J*esu* to dede.
We may se, god was oure frende.
Aȝeyn to þe story we wol wende. 812

Tho Nathaan had his erande ydo,
'Sir', he seid, 'ȝeueþ me leue to go;
The day is goen, soþ to sayen,
That I schuld have be at home agayn. 816
I have be let by þe wey;
Therfor I wote not, what is best to sey.'
'No', quod Nero, 'drede þe no del,
I schal exscuse þe fayre and wel.' 820

In his letter he dude wryte,
Hym to wytnesse and to quyte
Of al, þat felle, siþþe he out went;
And of þe tresoure, þat Pylate sent,
He ȝaue him ȝiftes gret also
And þerwiþ his leue to go.
Then went home Nathaan.

Nowe hereþ of Syr Waspasian. 828
Siþþe byþouȝt Velosyan,
What Tytus had herd of Nathaan.
Of his lord he had gret care
And sore byment him of his fare. 832
Byfore his lord he gan downe falle
And tolde to him Nathaans wordes alle.
Tytus vppon a day and he
Rehersed þis, as ȝe mowe se. 836
For rewþe of him he gan to wepe
And seid, he wold his bales bete,
Thouȝ he schulde of his body take,
Ȝif he wyste his peyne to slake. 840
'For lyffe ne deþ nyl I reche,
To wende wel ferre þe bote to feche.
For Tytus and I þis oþer day
Herde wordes to oure pay. 844
Syr, hereþ me nowe, and I wolle ȝou telle,
What in Cesaris tyme byfelle.
Ther was a prophete in Jude,
þat preched in þat countre. 848
Of al sykenys þe peple he heled,
And þus þe Jewes wiþ him deled.
He hit dude of gret curtesye,
And toward him þei had enuye. 852
One of discipules his traytoure was,
A wycked þeef, þat hyte Judas.
His master to þe Jewes he solde
For þirtty pens, þat þei him tolde. 856
That ylke þeef himself he hynge
Vppon a tre wiþ a strenge.
His grace was no better to spede,
For he dude þat wycked dede. 860
And þan þe Jewes with feloun rede
Dude þat good man to þe dede
Byfore þe justice Syr Pylate,
A false traytoure, al for hate. 864
Wiþ wronge, al at a voys,
Thei nayled him vppon þe croys.
He dyed and arose þe þirrde day;
That deþ we mowe rewe ay. 868
Ȝif he had lyued and forþ went,
Ȝit myȝt we after him haue sent,
And þoruȝ him we myȝt al hole haue be.
Loke here on, whedyr is noȝt þis gret pyte? 872
Syr, was he noȝt to blame,
That dude him gyltles to shame?
This prophete þei dude to þe deþ,
That hyte Jesu of Nazareth. 876
And al þis nyȝt me mette a dreem,
That I was at Jerusalem.
Me þouȝt, I stode wytterly
Besyde þe temple of kyng Davy, 880
And þere boþ I herde and say
Many þingges to my pay.
And ȝif ȝe wol do after me,
I schal wende to þat cyte, 884
And bryng ȝou tydyng, ȝif I can,
Ȝif I myȝt ouȝt fynde of þat man,
Ȝif ouȝt of him myȝt be founde,
That myȝt þe make hole and sounde,
And þere, Syr, speke I wolde
Wiþ Syr Pylate, þe traytoure bolde.
He is justice, and long haþ be,
Of Jerlem, þe ryche cyte. 892
Ȝif he aske, whenys I come,
I schal say: ryȝt fro Rome,
Fro Waspasian, þat haþ þe power
Of Rome and is Neroys vyker. 896
And ȝif he aske after Nero ouȝt,
Where he be syke or doun ybrouȝt,
I schal sey: nay, but graunted late
To answere for his astate. 900
Thoruȝ þe prophete hit may be so,
That we mowe se þe come þerto.
To knowe Pylate I haue þouȝt,
That I ne fayle of him ryȝt noȝt, 904
That we myȝt ones of þise dawes
Ȝelden him his false lawes.
I wol sey: Waspasian holdeþ of þe despyte,
Siþþe þou doyst him no profyte. 908
As men in þe regestyr mowe fynde,
Of long tyme hit is behynde;
And þat wol be a gret raunsoun,
That wol falle of suche a towne. 912
I wol wende to him and seyn,
Why he wiþholdeþ hit wiþ dysdeyn.
Gladenys in hert gete I none,
Tyl þat I be come and goen. 916
Sey me, Syr, what is þi wylle?
For me lykeþ wel, þis to fulfylle.'
Than seid Waspasian him to:
'I praye þe, wende and do ryȝt so, 920
And hiȝe þe faste and come aȝee,
I schal noȝt be gladde, tyl I þe see;
And loke, þat þou no tresoure spele,
To haue som tryste to myn hele. 924
To haue myn hele, ȝeue I wolde
More perry and more golde,
Ȝee, more þan I can of telle;
For sore I smerte and foule I smelle.

And þerfor, for þe loue of me,
Hye þe faste to þat cyte.'

The styward dyȝt him as þe hende,
And to Jerusalem he gan wende. 932
Hit fel to him boþ fayre and wel
After his owne desyre euerydel.
His ynne was itake fast by
Next þe temple of kyng Davy. 936
The lord of þat ynne Jacob hiȝtte;
He was a Jewe, I þe plyȝtte;
But he was a preuy crystenman.
Wel feyre he grette Velosian. 940
Jacob asked, whenys he come
And what he souȝtte þer and whom.
'Jacob', quod Velosian,
'I am wiþ Syr Waspasian. 944
Gaskoyn and Gallice he haþ in honde,
And fro him I come to þis londe;
For he haþ an yuel stronge,
That haþ iholde him ful longe. 948
He rouȝtte never, what he ȝaue,
So þat he myȝt his hele haue.
And hit was ytolde him and me,
That one was dede in þis cyte, 952
A noble prophete, þat hyte Jesu,
Thoruȝ Syr Pylate and þoruȝ ȝou,
That heled al syke and sore
In þis countre here byfore. 956
And ȝif he were nowe vnsleyn,
My lord of him wolde be feyn.
Now, Syr, telle me þis,
Wheþer þere be any þing left of his, 960
And what hit is and in what stedde,
And þou schalt haue ryche mede.'
Than spake Jacob, þe good man:
'Welcome be þou, Velosian. 964
Ful wel schal I counseille þe,
But loke, þat hit preuy be.'
'Ȝis, hardelyche, arst wol I dye,
Or I to any man þe wolde wrye.' 968
Jacob seid: 'Nowe am I gladde.
Hit is ful lange, þat I badde,
That I schulde þe tyme here,
That Jesu deþ auenged were. 972
And ȝit, I hope, schal come þat day,
That I þerof ihure may.
And ȝit I hope þoruȝ þi lord and þe,
That I schal þe tyme yse. 976
Hereþ nowe a meruayllous,
That byfelle amonge vs:
A fole walkyd in þis towne
Al day wiþ childern vp and downe; 980
He seid ful ofte vppon his game,
That þis towne schuld al to shame.
Therfor þe more we dreden alle,
For he seid ofte, as hit is falle. 984
And, Syr, I wol to ȝou telle, as I can,
How Jesu dyde, þat good man,
As I sawe hit wiþ myn yȝen,
Howe þei dude him to dyen. 988
Thei bounde him and bete him as a þeef
Al a nyȝt in peynes greef.
Vppon þe morowe at one voys
Thei nayled him fast vppon þe croys. 992
He dyde and arose þe þirdde day
Out of þe graue, þere he lay.
Marye, my douȝtter, I telle þe,
Was one of þe Maryes þre, 996
That to Jesus tombe went
Wiþ boxys fulle of oynement,
To haue ylyþed his body þerwiþ,
Ther he was sore in lym and liþ. 1000
And ȝif þi lord leue him vppon,
I dare warante him hole anoon
And by his fey wol hit swere,
Lytel while schal yuel him dere; 1004
And I trowe, Syr, he wol so do.'
'Nay,' seid Velosian, 'he wol noȝt so.
Erst he wol be deed on graue,
But he wyst his heel to haue; 1008
So þat he myȝt haue heel sone,
He rouȝt neuer, what to done,'
Than spake Jacob as a kynde man
To þe styward Velosian. 1012
'Syr,' he seid, 'I knowe a wyffe,
A curteys lady of cleen lyffe;
I hope, þat sche be my gret frende.
I schal to morowe after hir sende. 1016
Vnder hir and vnder me,
I hope, we schul so counselle þe,
So þat þi nedys schul be spedde.
Therfor no more darre ȝe noȝt be adradde.' 1020
Whan þe styward þis herde,
Wiþ mochel ioye þat nyȝt he ferde.
He seid to Jacob anoon þo:
'To morowe wiþ me þou muste go, 1024
To lede me to Syr Pylate.
I hope, we shulle his pryde abate.
My lord me haþ to him ysent,
To feche fro him Neroys rent.' 1028
'Syr, quod Jacob, permafey,
I graunte ȝou wel to morowe day.'

(Fortsetzung folgt.)

Das

Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Parlement of Foules'.

II. (Fortsetzung statt Schlufs.)

31. a) Obwohl **Se.** stellenweise stark verändert ist, ist es in mancher Hinsicht eine interessante Hs. Indes würde die Aufführung sämtlicher Abweichungen von den übrigen Texten einen zu grofsen Raum beanspruchen, und so mufs auch hier die vollständige Aufzählung der Varianten in den ersten zehn Strophen (doch ohne Berücksichtigung aller dialektischen Schreibungen), dann eine Auswahl der wichtigsten zur Charakterisierung derselben ausreichen. Wie schon gesagt, beginnt Se. mit V. 15.

V. 17 *but more* f. *not ȝoore.* — V. 18 *I shall ȝow seyne* f. *Agon.* — V. 20 *lere* f. *lerne.* — V. 21 *but were* f. *and ȝerne.* — V. 22 *quhere sowen sede is* f. *as men sey(th).* — V. 24 *as men redis* f. *in good fey(th).* — V. 26 *ilke* nach *this* eingeschoben. — V. 27 *I can me so delyte forth to rede* f. *To rede forth so gan me to delyte* (vgl. § 36). — V. 28 *The long day me thoght full schort but drede* f. *That al that day me thouȝte but a lyte.* — V. 29 *now* nach *book* eingefügt. — V. 30 *thus*; vgl. § 24, *γ*. — V. 33 *How þat the body and soule ther-In mon duell* f. *And erthe and sowlis that theron* (*theryn*) *dwelle.* — V. 35 *this* f. *his.* — V. 37 *met with* f. *meteth* (*mette*). — *Manassis* f. *massynisse* etc. — V. 38 *And* f. *That*; *he nomen* s. § 20, *ζ*. — V. 40 *quhill* und so stets f. *til.* — V. 46 *quhoso he be* f. *what man.* — V. 49 *Quhere Ioy Is ay* f. *There* (*as*) *Ioye is* (vgl. § 21). — V. 52 *And* fehlt. — V. 53 *þat here* nach *how* eingefügt. — V. 54 *Was bot a moment here* f. *Nys* (*Meneth*) *but a maner deth*; vgl. § 16, a. — V. 55 *ryghtwise* f. *rightful.* — V. 56 *but drede* nach *heuen* eingeschoben. — V. 64 *thus* f. *hym*; *here* nach *was* eingeschoben. — V. 67 (statt 68) *For ilke sterne* f. *That euery sterre*; *thaire* f. *his.* — V. 68 *Thider quhare he predestynate was* f. *Thanne tolde he hym in certeyn ȝeris space* (V. 67). — V. 69 *Quhare* f. *Ther.* — V. 72 *That were* f. *The weye.* — V. 74 *ywis* f. *& wysse.* — V. 77 *so* vor *dere* eingefügt. — V. 80 *alweye the world about* f. *about the world* (*erthe,* s. § 14) *alwey.* — V. 82 *In this degree quitis god ilke man his mede* f. *And that* (*then*) *forȝeuyn is his wikkid dede.* — V. 84 *all* f. *hys* (*grace*).

Aus den nächsten Strophen heben wir folgendes hervor: Neben fast tadellos — bis auf einzelne Scotticismen (wie *als* f. *ek, that ilk* f. *self*) — überlieferten Verszeilen finden sich erheblichere Änderungen etwa in der anderen Hälfte derselben:

V. 87 *Rest* (l. *Reft*?) f. *Bireft*; vor *lak* ist *faut and* eingeschoben. — V. 90 endet: *I wold noght haue* st. *which þat I nolde,* und demgemäſs ist auch der Reim V. 91 geändert: *so god me saue* st. *that I wolde.* — V. 93 ist *For Irknes* st. *For wery* am besten durch Vergleich mit Tr.: *ffor werynesse* zu erklären. — V. 95 hat Se. *þat I schall say* f. *as þat I lay.* — V. 100 *him thinkis he gois* f. *his mynde goth.* — V. 104 tritt *man* zu *seke,* und *met(eth)* wird zu *wenis,* ebenso in der folgenden Zeile. — V. 108 wird *mete* durch *think* ersetzt, aber *he* fälschlich in *I* verwandelt. — V. 111 endet *had sum tyme delyte* st. *roughte nat a lyte*; V. 112 findet sich *he* für *I* gleich nach *That* statt gegen Ende des Verses. — V. 114 wird *firbrond* durch *grete hete* ersetzt; V. 118 u. 119 sind die Reimworte *endyte* u. *wryte* vertauscht. — Die folgende Strophe bietet nichts Ungewöhnliches, auſser daſs V. 123 *wele* vor *wroght* (f. *I-wrowht*) gesetzt ist; ähnlich V. 141 *wele* vor *writen* st. *I-writen* und V. 231 vor *foundit* st. *I-founded.* — Aus der folgenden Strophe ist nur *out cast* f. *of caste* (132) und *I am opyn* f. *Al open am I* (133) zu notieren. — V. 135 tritt *dedely* f. *mortal,* V. 138 *weye* f. *strem* ein. — Mehr Abweichungen bringt dann die nächste Strophe: V. 142 *was astonyt* f. *gan a-stoned* (vgl. § 4), V. 143 *chere* f. *fere,* V. 144 *wax colde* f. (*to*) *bolde,* V. 145 *fleyit* f. *hette, colde* (?) fehlt, V. 147 *to flee* f. *or flee* und *ne me* etc. f. *or me* etc. — Ebenso V. 149 *were sett,* s. § 12,b; V. 150 *That one no myght hath* f. *Ne hath no myȝt* etc.; V. 151 fehlt *hale*; V. 154 *schot* f. *shof.* — Die nächste Strophe ist dagegen ganz fehlerlos überliefert; während dann wieder V. 163 *And can noght do for-sooth* f. *Ȝit that thow canst not do,* V. 167 *craft* f. *cunnyng* steht und V. 168 *quhar* vor *of* eingeschoben wird. — V. 169 haben wir dann *hent* f. *tok,* V. 174 *with leues* aus V. 173 statt *of colour* (vgl. § 24, ζ) wiederholt. — In der folgenden Strophe ist nur V. 178 zu beanstanden, wo *tre* fehlt, *holyn* f. *holen* (s. § 24, ε) und *fresche* f. *lasshe* steht, letzteres offenbar des Reimes auf *esche* (V. 176) wegen, das in den südlichen Texten *asshe* lautet. — Auſser ein paar unbedeutenderen Abweichungen ist dann aus der folgenden Strophe die Einschiebung von *quik* hinter *stremes* (V. 187) anzuführen; dann V. 191 *angel voce* f. *voys of aungel,* V. 193 *caues* f. *pley* und V. 194 *In the temple* f. *aboute,* womit V. 280 zu vergleichen ist. — V. 197 finden wir *menstralcye* f. *Instrumentis,* V. 198 *wonderfull* f. *rauyshyng,* V. 202 *bewis* f. *leues.* — Auffälliger ist V. 206 *no* f. *ek euery* und Einfügung von *suete* vor *gras*; V. 207 wird *That* am Anfang, V. 208 *wele* nach *Ioy(e)* eingeschoben, während V. 210 *cler* fehlt. — In der nächsten Strophe ist V. 213 *lay In a thrawe* f. *al redy lay* und V. 216 *ordanyt* f. *couched* (vgl. § 24, ε) zu bemerken, von denen ersteres wohl

dem Reim zu *sawe* (V. 211) zuliebe geändert ist, wofür die übrigen Hss. *say* lesen. — V. 220 steht *eke* f. *of,* V. 221 *I wote noght throu folye* f. *a wight to don folye,* V. 224 *I saugh* f. *Saw I*; desgl. V. 238. — V. 226 *thoughtfull game* f. *ȝouthe* (*thought* Tr., Jo.) *ful of game*; ebd. *eke* vor *Iolitee*; V. 228 *Misgref* f. *Messagerye.* — V. 234 *othir sum* f. *some of hem* — sonst ist diese Strophe fehlerlos. — In der nächsten ist *pitee* f. *pees* (V. 240) und das Fehlen von *And* (V. 244) zu erwähnen. — V. 248 *In maner of sighis* f. *Which sighes were*; V. 249 fügt *ther-In* nach *altare* ein. — V. 256 *espye* f. *assaye* (vgl. auch § 46), sonst nichts in dieser Strophe zu bemerken. — Die nächste Strophe bietet mehrere Abweichungen, außer den § 24, γ, 26, β etc. citierten Fällen: V. 262 *ful* fehlt, *aport* f. *hyre port,* V. 263 *and* f. *but* (doch auch Di.). — V. 267 wird *golden* in *silkyn* verwandelt, V. 270 *sothly for* in *schortly sooth.* — V. 275 wird *hyre* zu *him,* V. 276 *doth of hungir boote* zu *can the hungir bete,* wegen des Reimes zu *suete* V. 274 für *swote* der meisten übrigen. — V. 282 *a brokin bow*; vgl. § 17, β; V. 284 *als* vor *ouer* eingefügt. — V. 289 steht *Medea* f. *Biblis,* vgl. § 18, und V. 294 fehlt *al.* — Zu V. 298 s. § 43; V. 299 wird *ryght so* nach *as* eingefügt, V. 300 *out oure* f. *ouer* gesetzt. — V. 305 *owne* vor *mesure* eingefügt; V. 306 s. § 47, V. 307 § 42, β. — V. 309 *And* f. *For*; V. 310 u. 311 *all* f. *euery,* desgl. V. 365, 376, 408; V. 315 *To* f. *For.* — V. 319 *ryght* vor *noble* eingefügt; ähnlich V. 399; zu V. 320 vgl. § 20, δ. — Zu V. 325 vgl. § 13, b; in V. 327 liegt offenbar ein eigener Ersatz für eine im Original ausgefallene Verszeile vor: *There wantit nouthir the grete nor the smale* f. *And watyr foul sat loueste in the dale.* Auch die nächste Zeile ist zum Teil geändert: *Bothe watere foule and sede foule* f. *But foul that lyuyth by sed sat* etc.; V. 329 fehlt *And,* doch *were* nach *fele* eingeschoben. — Erheblicher ist auch die Änderung V. 334: *with hir make the donne* f. *with his federys dunne*; zu V. 335 vgl. § 20, δ. — V. 342 *before* f. *aȝens*; V. 343 s. § 24, γ. — V. 344 *was eke there* f. *geaunt* (vgl. § 13, a); V. 347 wird das fehlende *false* nachher durch *als ay* vor *full* ersetzt; V. 349 fehlt *and,* dafür ist aber am Versende *In fight* hinzugefügt; V. 350 endet dann, dazu reimend, *to folk on nyght* f. *of thorpis lyte.* — V. 352 *callis on* f. *clepeth* und *loueris* f. *leues*; V. 355 *full of treuth ay* f. *with hire herte.* — Aus der nächsten Strophe ist nur V. 362 *gormawe* f. *Cormeraunt* zu notieren. — Zu V. 365 sei auf § 17, β, V. 366 auf § 26, β, V. 369 auf § 13, b verwiesen. — V. 374 fehlt *euere,* dafür *all* vor *hir* hinzugefügt; V. 376 *soothly at rest* f. *at his reste* (vgl. § 26, α). — Zu V. 380 vgl. § 26, β, V. 381 § 13, a; V. 383 *to* f. *of,* V. 384 *As* f. *And.* — Während die folgende Strophe (56) nichts Auffälliges enthält, ist in der nächsten, außer dem in § 20, δ zitierten Falle, V. 396 *forenamyt* f. *formed,* V. 397 *eche* f. *euery,* V. 399 *speke* f. *chese* zu erwähnen. — Aus Str. 59 notieren wir V. 408 *all þat* f. *euerych,* V. 410 *pere* f. *fere* (desgl. V. 416), V. 411 *ay* f. *alwey,* V. 413 *blessed* f. *blisful.* — V. 420 *with me to*

lyue f. *to do me lyue.* — In Str. 61 ist die bemerkenswerteste Änderung V. 426 *eye ȝe blith* f. *only reward* etc., während 62 keine Abweichung von der Mehrheit zeigt. — V. 436 *throu hir loue be bet* Se.; *of loue me behette* die meisten Hss.; V. 437 *mercifull trewly* f. *myn thurgh hire mercy.* — Aus Str. 64 ist *change* f. *wexen* (V. 444) und das V. 445 nach *quhen* eingefügte *þat* hervorzuheben: letzteres die metrisch brauchbarste Lesart. — V. 455 *all hole* f. *all one* (*fullonge* Gg.); sonst s. § 20, γ und § 26, β für diese Strophe, ebenso für die nächste, aus der nur noch V. 458 *I be hangit* f. *do me hangyn* zu notieren ist. — V. 463 *In fay* f. *thoo,* und dem entsprechend V. 465 *away* f. *ago.* — V. 471 *For* Se., *That* Gg., *But* die anderen; V. 475 *no more were* f. *were no moore,* und dem entspr. V. 476 *a ȝere* f. *ful ȝoore.* — Zu V. 484 s. § 28, δ; ferner ist in dieser Strophe *There* f. *Ne* (V. 486) und *plede ay* f. *speche* (V. 489) zu erwähnen. — V. 492 *long* f. *loude,* V. 495 (s. auch § 20, ϑ) *cum to* f. *haue.* — Str. 72 zeigt dann erhebliche Abweichungen: V. 501 steht hier als V. 500, endet jedoch *slo* st. *flye,* dann folgt V. 502, dann ein unechter: *And take It I preye ȝew for no vileynye,* woran sich regelrecht 503 u. 504 anschliefsen, nur dafs ersterer mit *For* eingeleitet wird. — V. 505 fehlt *foul* nach *worm,* V. 508 *In* f. *is gret,* V. 510 *þat* nach *if* eingefügt. — V. 516 *rede ne can he noght* f. *he neythir rede can* etc.; V. 517 *vnwisely him promovis* f. *ful foule hymself a-cloyith* und demgemäfs V. 518 *amovis* f. *a-noyeth.* — V. 519 *þat had alweyis* f. *which that alwey hadde,* V. 524 *ordane* f. *on calle* und 525 *Ilkane* f. *alle* im Reime; aufserdem *of* f. *for.* — V. 528 *the* f. *by,* V. 531 *thai gan him soon* f. *hym gunne* etc. (s. § 21). — V. 536 *of ȝow* nach *euery* eingefügt, V. 537 *noght* f. *non,* V. 538 *may* vor *auaille,* V. 539 *þat here* f. *there.* — V. 540 *wele paid* f. *tho* (sonst § 24, γ), V. 542 dementsprechend *all said* f. *I-do*; V. 543 *non agreue him here* f. *takith not agreef* (vgl. § 20, γ); V. 545 *Ȝouris* f. *Oure(s)*; V. 546 *all* vor *stande* eingefügt. — V. 547 *And* fehlt; *I seye after my folye wit* f. *þes I seye as to myn wit.* — V. 556 *hadde* fehlt, V. 557 *schortly* f. *sothly.* — V. 561 *she* f. *tho,* V. 562 *Into* f. *and, hie* nach *hir* eingefügt; V. 567 *wyll* fehlt, doch *go* vor dem zweiten *loue* eingesetzt. — V. 569 *Seid* f. *Quod* (desgl. V. 589), V. 570 *For so* f. *Loo suche,* V. 571 s. § 26, β; V. 572 *told* f. *shewe(d),* V. 573 *likis* f. *lyth.* — V. 575 *amang* f. *of gentil,* V. 578 *Preying* f. *And preyede*; V. 581 *tham platly* f. *and sothly* und *þat* nach *quhat* eingefügt, ebenso V. 582 nach *forbede.* — V. 584 *be euer to him* f. *euere more be.* — V. 590 *a man* f. *men,* V. 593 *reuthles* f. *recheles,* V. 594 *ful* fehlt, V. 595 *is* f. *been, In the list* f. *god wot.* — V. 598 *cam* f. *canst,* V. 599 *sight* f. *light.*

b) Hiernach folgen zwei Zeilen (601—2), die diese Strophe beenden, dann noch elf vollständige Strophen, die zwar ziemlich regelrecht gebaut sind, aber inhaltlich nur eine ungefähre Ähnlichkeit mit der sonstigen Überlieferung bieten: In Str. 87 klagt der Hahn

über die Untreue seiner Weiber, worauf, Str. 88, die Nachtigall, das Rotkehlchen u. a. über solche Schmähungen ihrer *'loueris'* entrüstet sind. Dann ergreift der Pfau (Str. 89—91) das Wort und rät, um den Streit beizulegen, daſs zuerst der Adler durch *'gud auise'* seine Herrin zu gewinnen suche, worauf ihm die übrigen Vögel folgen mögen. Natur ist damit einverstanden (Str. 92), und fröhlich singend wählen die Vögel ihre Gefährten (Str. 93). Dann verabschiedet sich Natur, und auch die Vögel fliegen von dannen (Str. 94). Gepaart ziehen sie ihrem Heim zu, nur eine Eule bleibt allein zurück (Str. 95). Auch der Dichter wandelt nach Hause, über das Gesehene nachdenkend, und wendet sich wieder seinen Studien zu (Str. 96—97).

Wäre es nun wohl auch möglich, die in diesem Abschnitt mangelhaft gebauten Verse auszubessern, so ist der Inhalt doch zu dürftig und entspricht auch zu wenig dem vorhergehenden Teile der Dichtung, als daſs diese Strophen etwa für einen früheren Entwurf Chaucers gelten könnten, wie Furnivall sie auch als 'Spurious' bezeichnet. Indes scheint doch der Verfasser derselben den echten Schluſs gekannt zu haben, wenn er ihm auch nicht mehr deutlich in der Erinnerung war. Denn gelegentlich verwendet er Chaucersche Verse, so V. 356 in seinem V. 617; namentlich enthält aber die letzte Strophe verschiedene solcher Entlehnungen aus V. 22—25 etc. (s. Furnivalls Notizen), während V. 1, der hier als vorletzter erscheint, in Se. mit den Anfangsstrophen gänzlich fehlt. Wir müssen daher wohl annehmen, daſs der Verfasser dieser Verse 600—679 nur ein unvollständiges Exemplar des Vogelparlaments zur Verfügung hatte und nun durch eigene Erfindung und Erinnerung das Fehlende zu ersetzen suchte. Auf solche Weise dürften auch die erheblicheren Änderungen in den ersten 86 (minus 1—2) Strophen zu erklären sein, indem hier Lücken oder undeutliche Schrift zu freiem Ersatz Veranlassung gegeben haben mögen. An anderen Stellen scheinen neben offenbaren Lesefehlern die Varianten freilich ganz willkürlich eingeführt zu sein, insbesondere in den Reimen oder als Ersatz für Wörter und Formen, die dem Dialekt des Schreibers nicht entsprachen. Indes muſs man zugeben, daſs der Text fast überall einen leidlichen Sinn gibt, wenn auch mitunter die Absicht des Dichters miſsverstanden ist. An anderen Stellen erkennt man deutlich die Bemühung, metrisch unvollkommen überlieferte oder so durch die Aussprache des Schreibers erscheinende Verse zurechtzuflicken. Immerhin sind alle diese Abweichungen von den besseren Texten noch kein Grund, dieser Hs. auch an solchen Stellen zu miſstrauen, wo sie nur von wenigen geteilte Lesarten bringt.

32. Von den bisher erörterten Beziehungen von **Hh.** können nur die zu Ff. und Cx. auf eine Verwandtschaft deuten.

α) Auch mit La. allein liegt nur eine Übereinstimmung vor: V. 42 *tyll* f. *to* (auch Di.), was auch in Verbindung mit Pp. in V. 54 *Ment* für *Meneth* oder *Nys* (vgl. § 16, *α*) ohne Bedeutung ist.

β) Was das Verhältnis von Hh. zu *γ* betrifft, so wären da folgende Stellen zu beachten: V. 72 *heuenly* Hh., *γ* f. *heuene* oder *heuenes*; vgl. § 28, *α*. — V. 222 *he* f. *she* Hh., *γ*.

Dann, mit anderen vereint: V. 17 *wherfore* Hh., *γ*; Cx. f. *wherfore that* Gg. etc.; *why that* B, vgl. § 28, *ε*. — V. 39 *all hyr blisse* Hh., Ha.; Se.; vgl. § 28, *ε*. — V. 94 *To* f. *Tok* Hh., Ha.; Di. — V. 161 *a* vor *sikman* Hh., Tr.; Pp. — V. 163 *ȝit that* .. *ȝit* Hh., Ha.; Gg.; vgl. § 20, *η*. — V. 217 *fle* f. *slee* Hh., Tr.; Ff. — V. 313 *see tree* Hh., Tr.; Se.; vgl. § 13, a.

γ) Für die Beziehungen von Hh. zu B sind zu citieren: V. 58 *the* vor *hevyns* fehlt Hh. + B. — V. 244 *eke* fehlt Hh. + B.

In Verbindung mit anderen Hss. der C-Gruppe: V. 162 *that* fehlt Hh., Ff. + B. — V. 346 *eglys* f. *eles* Hh., Cx. + B. Vgl. auch die Verse 53, 77, 148, 282, 365 in § 17, *β*.

Dann, mit Hinzutritt von *γ*: V. 14 *can* Hh., Cx. + *γ* + B gegenüber *sey* in Gg. etc. — V. 328 *And* Hh. + *γ* + B f. *But*. — V. 363 *and* vor (*the*) *crowys* Hh., Cx. + *γ* + B; fehlt sonst.

Übersieht man das Ganze dieser Liste, so scheint Hh. in einer gewissen, wenn auch nur mittelbaren, Abhängigkeit von diesen Gruppen zu stehen.

33. Es erübrigt noch, **Hh.** für sich allein zu betrachten. Vereinzelte Lesarten finden sich dort:

V. 12 *that* nach *well* eingeschoben. — V. 19 *I-writte*; vgl. § 30. — V. 43 *how* vor *that* eingeschoben. — V. 45 *þis* f. *his*. — V. 54 *wey* fehlt. — V. 56 *shewith* f. *shewed*; desgl. V. 57 u. 59; *the* fehlt. — V. 64 *hym* fehlt (*thus* Se.). — V. 68 *euer* f. *euery*. — V. 69 *he* f. *it*. — V. 71 *he hym* Hh.; *he* B; *hym* die anderen. — V. 77 *swete* f. *ful*. — V. 78 *the* vor *sothe* eingefügt. — V. 81 *a* fehlt. — V. 84 *ȝe* f. *to*, *ȝe graunt* f. *synde us* (*the sende* etc.). — V. 94 *wondre* vor *fast* eingeschoben. — V. 101 *hym* f. *ben*; desgl. V. 279. — V. 104 *metyth how* Hh.; *how he eteth* Ff.; *met(eth)* die anderen. — V. 108 *he* fehlt (Se. *I*). — V. 109 *thys* f. *thus*. — V. 111 *thowght* f. *roughte* (*cowthe* Tr.). — V. 112 *sumwhat* f. *sumdel*. — V. 138 *into* Hh.; *vnto* B; *to* die anderen. — V. 143 *ay* vor *encresyd* gestellt. — V. 148 *two* fehlt. — V. 151 *what* fehlt. — V. 167 *knowynge* f. *connyng*. — V. 169 *toke he* f. *he tok*. — V. 172 *þat* hinter *eyne* gestellt; fehlt Se.; B. — V. 174 *his* fehlt. — V. 176 *worthy* f. *hardy*. — V. 180 *evy* f. *ewe*. — V. 186 *what* f. *white*. — V. 196 *smale* fehlt; *lovys* f. *gentil*. — V. 199 *the maker* f. *that maker is*. — V. 205 *the greuance*; s. § 3. — V. 207 *Ne there may* etc.; s. § 24, *ε*. — V. 208 *than* nach *more* eingeschoben. — V. 214 *wel* (*wylle*) fehlt; s. § 16, *δ*. — V. 215 *in* f. *with*. — V. 219 *love* f. *lust*. — V. 224 *delice* f. *delyt*. — V. 225 *ony* fehlt. — V. 226 *myrth* f. *game*. — V. 228 *Messauge* Hh., *Message* Ff.; *Messagerye* die meisten Hss.; s. § 20, *ε*. — V. 230 *a spere* f. *greete of Iasper*. — V. 244 *ek* fehlt (meist auch B). — V. 246 *with* f. *of*. — V. 261 *ffynd* f. *Fond*. — V. 268 *Vnbreyden* f. *I-bounden*. —

V. 298 *wher that*; s. § 20, ζ. — V. 300 *Passyd* f. *Passith* Gg. (*Passynge* Ff.). — V. 301 *The* f. *She.* — V. 306 *Nethyr was*; s. § 8, b. — V. 328 *by syde* f. *by sed.* — V. 333 *the* f. *that.* — V. 337 *with fote*; *with his feet* die anderen. — V. 350 *þe horloge* f. *that orloge is*; vgl. § 27. — V. 353 *moder* f. *mortherer.* — V. 361 *wyrker* f. (*the*) *wrekere.*

34. Wenn auch das in **La.** erhaltene Bruchstück nicht die Quelle eines anderen unserer Mss. gewesen sein kann, so könnte dies doch die ursprünglich unzweifelhaft vollständige Kopie gewesen sein (nach Furnivall sind wenigstens 11 Blätter ausgerissen), und so zählen wir auch die Besonderheiten dieser Hs. auf:

V. 9 *Nor* f. *Ne.* — V. 16 *now* f. *yow.* — V. 17 *thore* f. *ȝoore.* — V. 19 *Which book* f. *Vp on a bok.* — V. 30 *here*; s. § 15, b. — V. 46 *may* f. *man.* — V. 67 *short* f. *certeyn.* — V. 99 *very* f. *wery* (*verry* Ta.). — V. 116 *Be ye .. ye may* f. *Be thow .. thow mayst.* — V. 122 *as* f. *of.* — V. 134 *spak* fehlt. — V. 137 *nevir* vor *levis* eingeschaltet.

Mit der ihr nächst verwandten Hs. Jo. verglichen, zeigt La. in dem gleichen Abschnitt etwa nur die Hälfte der Einzelfehler, kann aber, obwohl eine getreuere Wiedergabe des gemeinsamen Originals, wegen vorstehender Abweichungen nicht die direkte Vorlage von Jo. gewesen sein. Weitere Schlüsse läſst die fragmentarische Beschaffenheit nicht zu.

35. Wir haben nunmehr die Möglichkeit eines Zusammenhanges zwischen der B- und der γ-Gruppe in Erwägung zu ziehen.

α) Auf einen solchen deuten namentlich: V. 477 *ne* vor *sey(e)* eingefügt, welches sonst fehlt. — V. 534 *hit* nach *preue* eingefügt, wie oben.

Nicht so sicher sind: V. 2 *fleeth* Tr., Ta., Lt., Di.; *fyllt* Ha.; *flit* Cx.; Hh.; *slyd* (*slydeth*) Fx. und die anderen. — V. 215 *hyr vyle* Tr., *hir wyel* Ha.; *harde file* B; *hir wile* die anderen Hss.

β) Dann sind aber einige Fälle anzuführen, in denen zu diesen beiden Gruppen noch gewisse Hss. der C-Gruppe treten, namentlich Cx., Pp. und Hh., die zum Teil schon § 30, β und 32, γ zitiert sind. Dazu könnten noch gestellt werden:

V. 2 *so hard so sharp* γ + B + Cx., Pp., Hh.; *so sharp so hard* Gg., Ff., Jo., La. (Bo. und Se. beginnen später). — V. 14 *can* γ + B + Cx., Hh. f. *sey.* — V. 73 *mortall* γ + B + Cx., Se.; *mortable* Ff.; *immortal* Gg. u. d. übrigen. — V. 369 *eche* γ + B + Cx., Pp.; *eueriche* (*euery*) Gg., Ff., Jo.; *sche* Se. — V. 406 *the* γ + B + Cx., Ff.; *ȝow* Gg., Jo., Pp., Se. — V. 414 *ful* vor *humble* eingefügt γ + B (auſser Lt.) + Cx., Se.; fehlt Gg., Ff., Jo., Pp., Lt. — V. 439 *For* γ + B + Pp.; *Ne* Gg., Cx., Jo.; *And* Ff.; *ȝit* Se. — V. 473 *as* vor *wel* Gg., Ff., Jo., Pp.; fehlt γ + B + Cx. (doch *it* nach *wel*), Se. — V. 533 *then* γ + B (auſser Lt.) + Cx.; *that* Ff., Jo., Pp.; fehlt Gg., Se., Lt.

Ob aber γ und B eine von den anderen Hss. abweichende besondere Quelle gemein gehabt haben, läfst sich erst nach den Erörterungen des nächsten Abschnittes übersehen.

36. Wenn wir nun auch das Verhältnis der einzelnen Hss. zueinander und den mehr oder weniger festen Zusammenschlufs mehrerer zu einer Gruppe erkannt haben, so ist es doch noch nicht möglich, einen Stammbaum derselben aufzustellen, da noch eine Anzahl von Lesarten, die auf den ersten Blick den bisher gewonnenen Ergebnissen zu widersprechen scheint, genauer zu betrachten ist. Um die Bedeutung dieser aber richtig zu beurteilen, ist es nunmehr erforderlich, die Frage zu lösen, welche der vorhandenen Hss. dem verlorenen Originale am nächsten steht, und zwar werden wir diejenige für eine solche halten, welche die gröfste Zahl brauchbarer und zugleich durch den sonst erweislichen Sprachgebrauch des Dichters gestützter Lesarten enthält. Es ist hierbei aber Vorsicht zu beobachten, um nicht den Anschein zu erwecken, als ob hierüber von vornherein nach einer vorgefafsten Meinung abgeurteilt werden soll. Wenn wir nunmehr aber an die Beantwortung der obigen Frage herantreten, so wollen wir zunächst die metrische Beschaffenheit des Verses beiseite lassen, da Miss Hammond in dieser Hinsicht neue Zweifel anregt, und wollen nur den Sinn der Stelle, die gröfsere Klarheit des Ausdrucks und die grammatische Richtigkeit entscheiden lassen. Wir beginnen füglich mit der ältesten der vorhandenen Handschriften, Gg.

a) Gg. allein bietet die beste Lesart:

V. 27 *To rede forth so gan me to delite.* Das *it,* welches Ff., Pp., La.; γ; B (Bo. läfst es fort) für *so,* dann *so* f. *to* (aufser La., Di., die *to* behalten, und Pp., in dem es fehlt) einsetzen, ist ohne Beziehung, da *To rede forth* offenbar Subjekt des Satzes ist. Das *I,* das Cx., Jo., Hh., Se. für *so* haben, wäre grammatisch wohl zulässig, erscheint aber zu wenig verbürgt.

V. 30 *Entyt(led) was al thus as I schal telle.* Das *al thus,* von Cx. (*right thus*) und Se. (*thus*) unterstützt, gibt einen besseren Sinn als *al there,* das die meisten Hss. bieten (*there* Jo., *ther-Inn* Ff., *here* La.).

V. 76 *To comyn swiftly to this place dere* und ebenso

V. 83 ... *this blysful place,* wo das *this,* wofür die anderen *that* (V. 83 *the* Tr., *a* Ff.) lesen, nicht nur durch den Zusammenhang (direkte Rede des Africanus), sondern auch durch die lat. Parallelstellen: '... animus velocius in *hanc* sedem ... pervolabit' und '.. *hunc* in locum .. revertentur' (vgl. Skeat zu V. 71 u. 78) bestärkt wird.

V. 117 *As wisly as I sey the north nor west.* Dies scheint schliefslich die richtige Lesart zu sein, während ich früher das *nor* nur für einen Schreibfehler statt des *north* der meisten anderen Hss. angesehen habe (Tr. u. Ff. haben nur *northewest*). Gleichzeitig habe ich aber (s. *Ausgew. kl. Dichtungen* S. X ff.) darauf hingewiesen, dafs auch dieser Ausdruck nicht richtig sein könne, da die Venus, von

der hier die Rede ist, nie Nord-Nord-West steht, sondern höchstens West-Nord-West, und da der sternkundige Chaucer schwerlich einen solchen Fehler gemacht haben würde. Ich schlug daher eine entsprechende Textänderung vor. Lassen wir nun aber die Lesart von Gg. gelten, so ergibt sich, dafs der Dichter die Venus süd-östlich, d. h. als Morgenstern sah, als er sein Gedicht anfing. Auf meine Aufforderung hat nun mein geschätzter Kollege H. Thurein, der mich vor Jahren bereits mit einer ähnlichen Berechnung unterstützt hat, auch diesmal mir geholfen, hiernach das Datum der Dichtung genauer zu fixieren. Nach seinen Ausführungen war Venus von Dezember 1379 bis März 1380 unsichtbar, dann Abendstern bis Oktober desselben Jahres, dann zwei Monate unsichtbar. Morgenstern wurde sie wieder Januar 1381 und blieb es bis zum Juli, worauf sie bis November unsichtbar, dann wieder Abendstern wurde usw. Im Januar 1381 kamen aber gerade die Abgesandten König Richards an den Hof König Wenzels, um für ihn um die Hand der Prinzessin Anna zu werben, um welche Freischaft, wie ich früher nachgewiesen, sich das Vogelparlament dreht. Sicher wufste aber Chaucer bei der Abfassung seines Gedichtes noch nichts vom Ergebnis dieser Werbung, und so dürfte es bald nach Eintritt jener Venusstellung, d. h. um den 14. Februar 1381 — welcher Tag (s. V. 309) gleichfalls hier eine wichtige Rolle spielt —, entstanden sein. Hiermit wäre aber gleichzeitig die Bedeutung von Gg. auch für diese Stelle erwiesen.

V. 363 *The rauen wys, the crowe wit(h) vois of care*; *The Ravon the crowe* etc. Ff.; *The Ravyns, the Crowis* Jo., Pp.; *The Ravyns and Crowis* Tr., Cx.; *The ravynis & the crowes* Hh., Ha., B; *The rauenes crowes* Se. Schon früher habe ich darauf aufmerksam gemacht, dafs die Lesart aller übrigen Hss. (nur Ff. kommt hier Gg. nahe), abgesehen von der metrischen Ungeschicklichkeit, hier verdächtig aussieht, da diese die Namen beider Vögel in den Plural setzen und den ersteren ohne Epitheton lassen, während alle anderen Vogelnamen im Singular und mit kürzerem oder längerem Beiwort versehen erscheinen. Somit träfe auch hier nur Gg. das Richtige.

V. 378 *Nature, vicarye o(f) the almyghty lord* scheint mir der echte Chaucersche Ausdruck zu sein, obwohl die übrigen Hss. *the vycar* etc. lesen, da unser Dichter gern vor appositionell nachgestelltem Substantiv den Artikel unterdrückt; vgl. Einenkels *Streifzüge* etc. S. 11; V. 350, 353, 357, 360 etc. und s. § 37 über V. 344.

V. 455 *To me fullonge hadde be the gerdonynge.* Die anderen haben *alone* f. *fullonge,* was allerdings auch einen leidlichen Sinn gibt. Allein das letztere dürfte besser in den Zusammenhang passen, da der sprechende Adler sich auf sein Vorrecht als eines, der das Weibchen am längsten liebt, beruft.

V. 498 *The goos, the cokkow, & the doke also,* etc. Die anderen stellen Ente vor Kuckuck; indessen wird die obige Reihe durch die

Folge der in der nächsten Verszeile aufgezählten Vogelrufe, die in allen Hss. die gleiche ist: *kekkek, kokkow, quekquek,* bestätigt. Dazu stimmt auch die Reihenfolge der Reden dieser drei Vögel: zuerst spricht die Gans (V. 501 ff.), dann der Kuckuck (V. 505 ff.), und erst weit später (V. 589 ff.) gelangt die Ente zum Wort. Ähnlich schon V. 358 ff.

In V. 551 wäre *sittyngest* statt *sittyng* (Se. *best sittyng*), ganz abgesehen von metrischen Erwägungen, die beste Lesart mit Rücksicht auf die vorhergehenden Superlative *the worthieste — lengest —* und *the gentilleste.*

Nicht so sicher ist der Fall in V. 583, wo alle, aufser Gg., *al* vor *red* einfügen, während der Dichter das End-*e* des vorhergehenden *shame* noch gesprochen hat und so des Füllwortes entbehren konnte. Vgl. § 39, V. 121 etc.

V. 600 *The day hem blent, but wel they sen b(y) nygh(t).* Die übrigen Hss. setzen *full* statt *but* (fehlt Cx.), was aber meines Erachtens weniger ausdrucksvoll als das erstere ist.

Indem ich einige weniger sichere Fälle zur späteren Erörterung aufspare, wende ich mich zu den Varianten, wo Gg. durch andere Hss. unterstützt wird.

37. b) Die Lesart von Gg. wird durch Ff. (vgl. § 13) bestätigt:

V. 28 *That al that day me thouȝte but a lyte.* Das *it,* welches γ und die meisten C-Hss. (Cx., Jo., Hh., La.) nach *thouȝte* (Di. davor) einschieben, bleibt ohne klare Beziehung. Auch die Variante von B (*thought me*) befriedigt gleichzeitig in metrischer Hinsicht (*thouȝte* gilt zweisilbig) nicht völlig, zumal sie noch weniger Autorität besitzt.

V. 46 *And seyde what man lered other lewde* (vgl. § 18). *him,* das die übrigen (aufser Se.) nach *seyde* einfügen, ist — teilweise auch aus demselben Grunde wie oben — überflüssig mit Rücksicht auf das *him* im vorhergehenden Verse.

V. 206 verdient *wex* (*waxed* Ff.) entschieden den Vorzug vor dem nichtssagenden *was* der übrigen C-Hss., besonders da es durch *growen* in B unterstützt wird.

V. 284/85. Von allen Lesarten führen nur die von Gg. (*I-peyntede were*) und Ff. (*& peynted was*) gegenüber der der anderen (*and peynted*), an zweiter Stelle auch Cx. (alle drei *Ful* st. *Of*) auf den richtigen Weg, da diese allein eine richtige grammatische Konstruktion zeigen. Im übrigen vgl. § 48.

V. 305 möchte ich *cast* (Gg., Ff.; Cx. wohl nur verdruckt *tast*) für einen passenderen Ausdruck als das *craft* der übrigen ansehen, da die in Rede stehende Halle nicht nach der Kunst(fertigkeit), sondern nach dem Entwurf der Göttin erbaut ist.

V. 313 verbinden Gg. und Ff. *erthe and eyr,* die anderen *erthe and see.* Da aber letzteres (= Meer) in einem Garten kaum zu suchen sein dürfte, überdies ein Gewässer bezeichnendes Wort (*lake*)

darauf folgt und die Luft als Aufenthaltsort von Vögeln vermifst werden würde, so sind Gg. und Ff. auch wohl hier im Rechte.

V. 317 ist *such,* das die Mehrzahl von Hss. vor *aray* einsetzt, mit Gg. und Ff. als überflüssig (auch im Versmafse) mit Rücksicht auf das *swich* im nächsten Verse zu streichen.

V. 344 *The crane geaunt,* ohne Artikel vor dem zweiten Subst.; vgl. im vorhergehenden Paragraph die Bemerkung zu V. 378.

V. 368 *goddesse Nature,* wie alle Hss. (aufser Jo., Se.; Ta.) V. 303 lesen, obwohl die meisten hier *of* vor *Nature* einfügen. Vgl. auch V. 639.

V. 389 *Ȝoure makes* ist von *Ȝe come for to cheese* im vorigen Verse abhängig, so dafs das darauf folgende *& fle ȝoure wey* als Parenthese aufzufassen ist. Das *With,* welches die übrigen Hss. an die Spitze dieses Verses (389) stellen, ist daher, auch des Metrums halber, wegzulassen. Es ist offenbar durch Verbindung mit dem unmittelbar vorangehenden Verb *fle* erst später hineingekommen.

38. c) Die beste Lesart findet sich aufser in Gg. auch in verschiedenen Hss. der Untergruppe c:

V. 3 *The dredful Ioye alwey that slit so ȝerne.* Abgesehen davon, dafs die Form *slit* (*slydeth*) in den meisten Hss. vertreten ist (Gg., Jo., Ff., Pp., La.; Fx.), empfiehlt sie sich den anderen (*flit* u. *fleeth*; s. § 35) deswegen, weil Chaucer dieses Verb auch sonst in ähnlichem Zusammenhange braucht (s. B. D. V. 567, C. T., G, V. 684); *flitten,* das dem Sinne nach auch möglich wäre, scheint dagegen nur selten (s. B. D. 801) bei ihm vorzukommen; *fleen* endlich dürfte eher aus letzterem verlesen sein; jedenfalls wäre es ein zu matter Ausdruck gegenüber dem ersteren.

V. 13 Da die Inversion *Dar I not seyn* in B durch nichts begründet ist, hat hier Gg. + c mit *I dar* etc. den Vorzug.

V. 26 *But now to purpos as of this matere.* Dies *as,* das allerdings nur in Gg., Jo., Hh., La. erhalten ist, wird nicht nur durch das Metrum, sondern auch durch den Sinn (= in bezug auf) gefordert.

V. 54 (*oure present worldes lyues space*) *Nys but a maner deth* etc. Obwohl die Mehrzahl *Meneth* oder *Ment* (Pp., Hh., La.) statt *Nys* liest, scheint doch letzteres, das sich allein in Gg. und Cx. vorfindet, durch den lat. Text (ed. Skeat V. 50): 'vestra vero, quae dicitur vita, mors est' hinreichend verbürgt.

V. 73 ... *know thyn self ferst inmortal.* Letzteres Wort in Gg., Jo., Pp., Hh., La. wird nicht nur durch den Zusammenhang, sondern auch durch den lat. Text ('.. non esse te mortalem' — Skeat V. 71) als unzweifelhaft richtig erwiesen.

V. 166 *demyn* in Gg., Se. und Jo. (hier mit *to*) entspricht besser der Satzkonstruktion ([*It*] *liketh him* V. 165), wobei das *to* von dem vorhergehenden *for to be* zu ergänzen ist, als *demeth* in den übrigen Hss. *Wher* steht natürlich, wie auch sonst, für *whether.*

V. 174 *Eche in his kynde, of colour fresh and greene,* etc. Es läſst γ *kynde of* aus (§ 21), während B und Cx. *with* statt *of* setzen, welches aus dem vorigen Verse (*with levys*) hier hineingeraten zu sein scheint. Jedenfalls erweist sich die obige Lesart als die angemessenste.

V. 325 *as hem nature wolde enclyne* Gg., Cx. — ähnlich Ff. (*woll them*). Wollte man *that* statt *hem* mit den meisten übrigen Hss. (es fehlt Jo.) einsetzen, so würde das Verb eines Objektes entbehren, was sich schwerlich rechtfertigen läſst.

V. 387 ff. *By myn statute and thorw myn gouernaunce Ȝe come for to cheese,* etc. 390 *But, natheles, myn ryghtful ordenaunce May I nat breke* (*lete*), etc. Die Hss., welche hier *gouernaunce* und *ordinaunce* vertauschen (V. 387 Se., γ, Lt., Di.; V. 390 alle auſser Gg., Ff., Cx., Pp.), dürften im Unrecht sein, da ersteres der weitere, letzteres der engere Begriff ist und sich beide etwa wie 'Macht' und 'Anordnung' gegenüberstehen.

V. 406 möchte ich Gg. nebst Jo., Pp. und Se. wieder den Vorzug mit der Anrede *ȝow* gegenüber dem *the* der anderen einräumen, da Natur auch später jenes Anredepronomen in bezug auf die Königsvögel, insbesondere auf das Adlerweibchen, verwendet; s. V. 448 u. 633 ff.

V. 450 ist ebenfalls *shal* in Gg., Jo., Ff. dem *shulde* der übrigen Hss. vorzuziehen, da offenbar bereits in diesem Verse die direkte Rede des zweiten Adlers beginnt.

V. 480. Das Reimwort *ese* in Gg., Ff. und Se. für *plese* empfiehlt sich, weil letzteres bereits V. 478 ohne Bedeutungsunterschied im Reim erscheint. Zwar sind solche Bindungen nicht unerhört (vgl. u. a. Kaluzas *Rosenroman,* S. 66 ff. und meine Bemerkungen *Engl. Stud.* XXVII, S. 69 f.), doch läſst sich wohl immer eine mehr oder minder deutliche Abweichung in der Schattierung erkennen; z. B. Cl. T. V. 378 *smale* = zierlich, V. 380 = (groſs und) klein.

V. 534 *Ful hard were it to proue by resoun* etc. Das von γ + B hinter *proue* eingefügte zweite *it* ist metrisch wie grammatisch überflüssig, letzteres, weil das Objekt des Verbs durch den im folgenden Vers beginnenden Objektssatz *Who louyth best* etc. ausgedrückt wird.

V. 621 ist *the eleccioun* in Gg. und Cx. mit Rücksicht auf den im nächsten Verse anfangenden Nebensatz *Of whom hire lest* streng genommen richtiger als das *hir* statt des Artikels in den übrigen Hss., also wohl auch echter. — Ebenso verhält es sich mit *the song* (Gg., Cx., Jo.) V. 688 und *hir song* (Ff.; Tr.; B).

V. 637 *That to ȝow oughtt to been a suffisaunce.* So Gg. und Cx. Da hier *that* sich relativisch auf *plesaunce* im vorigen Vers bezieht, ist *it,* das die übrigen Hss. an verschiedenen Stellen (γ vor *to ȝow,* die anderen dahinter) einfügen, überflüssig, zumal es auch das Versmaſs überladet.

V. 665 *This entyrmes(se) is dressed for yow alle. From,* welches alle Hss. aufser Gg., Cx. und Jo. für *for* haben, ist hier sinnlos.

39. d) Die beste Lesart findet sich aufser in Gg. und teilweise Ff. auch in der B-Gruppe (vgl. § 14 u. 17).

V. 49 *There as Ioye is þat last with outyn ende.* Die Worte *þat last,* durch *that lasteth* in B gestützt, geben dem Verse metrisch und inhaltlich die vollkommenste Gestalt, während *any,* das einige Hss. (Cx., Pp., Se., La., γ) vor *ende* einfügen, nach einem nichtssagenden Füllwort aussieht.

V. 62 *That welle is of musik & melodye* in den § 10, b bezeichneten Hss. ist der Variante *welles .. ben* (auch in Di.) vorzuziehen, da sich *That* auf *melodye* in V. 60, nicht auf *speres* in V. 61, bezieht. Der Plural ist gewifs aus *well' is* entstanden, worauf dann der Zusatz von *ben* notwendig wurde.

V. 64 *bad* in Gg., Ff. und B, wofür die übrigen Hss. *seyde* setzen, scheint ausdrucksvoller und dem Sinne angemessener; vgl. V. 66: *That he ne schulde hym in the worlde delyte.*

V. 80 In Gg. und Ff. ist *þere* offenbar *th'erthe,* wie es B bietet, verschrieben, da *worlde* in den anderen Hss. wegen des durch das Zeugnis aller Texte verbürgten Vorkommens dieses Wortes in der nächsten Zeile wenig Wahrscheinlichkeit für sich hat.

V. 93 *al the day* nach Gg. und B möchte ich für natürlicher halten als *al that day,* da der Dichter jedenfalls von seiner Arbeit 'den ganzen Tag über' sprechen, nicht aber hervorheben will, dafs diese Arbeit besonders an jenem bestimmten Tage ausgeführt wurde.

V. 115 ist die Satzverbindung mit *And* (Gg., Ff., Cx., B) natürlicher als die mit *That* bei den übrigen, welches aus dem mit diesem Wort beginnenden V. 114 hier hineingekommen zu sein scheint.

V. 121 *me,* welches mehrere Hss. (Cx., Ff., Pp., Se., γ) vor *brouȝte* einfügen, ist wegen des im vorigen Verse vorkommenden *me,* das sich hier leicht ergänzen läfst, überflüssig. Es dürfte nur für das für die Abschreiber verstummte *e* in *gate* hineingesetzt sein. Vgl. V. 583, § 36; V. 560, § 40; V. 611, § 41; V. 46, § 44.

V. 186 *With flouris* (Gg., Ff.; B) ziehe ich dem *Of fl.* der anderen vor, da ich es einerseits mit *A garden saw I* V. 183, andererseits mit *colde wellegstremes* in V. 187 verbinde, an welcher Stelle namentlich *of* zu ergänzen unpassend wäre.

V. 187 *and* vor *no thyng,* das von den meisten C-Hss. (Jo., Pp., Se.; γ) hier eingesetzt wird, verdirbt den Sinn der Stelle, da *nothing* hier offenbar adverbial gebraucht wird.

V. 198 *Herde I so pleye and rauyshyng swetnesse.* Dieses *and* in Gg., Pp. und B (Bo. hat Lücke) scheint mir vor dem *a* der meisten anderen Hss. den Vorzug zu verdienen, da im letzteren Falle *rauyschyng swetnesse* Objekt zu *pleye* würde, was einen viel gezwungeneren Ausdruck ergäbe als die obige Lesart, in der die in Rede stehenden Worte ganz sinngemäfs von *herde* abhängen würden.

V. 238 Auch hier scheinen mir die Hss. Gg., Ff. + B mit ihrem *many a hundred payre* das Richtige zu bieten, da das *thowsand* der übrigen eine zu starke Übertreibung wäre.

V. 239 Unzweifelhaft hat hier Gg., diesmal von fast allen Hss. unterstützt, mit *soberly* das sinngemäfse Prädikat der *Dame Pees* gegenüber dem *sykerly* in Ha. und Tr. gegeben.

V. 395 gilt dasselbe von *secre,* wo sich das falsche *seker* aufser in γ noch in Ff. findet, während Jo. in *cetre* wohl nur einen Schreibfehler für das erstere bietet.

V. 594 mufs es offenbar mit Gg., Ff. und B *doke,* nicht *goos,* heifsen, da die Ente am Anfang der Strophe als Sprecherin genannt wird, während die Gans bereits V. 561 ff. ihre Rede gehalten hat.

V. 632 *If I were resoun* (Gg., Pp.; B): das *it,* das die übrigen für *I* einsetzen, gibt einen geradezu verkehrten Sinn: der Dichter will eben Natur sagen lassen, dafs, wenn sie der Verstand selbst wäre, sie keinen besseren Rat erteilen könne als den, den Königsadler zu wählen.

40. Es fragt sich nunmehr, ob Gg. auch mit γ, von den übrigen abweichend, bessere Lesarten gemein hat. Dies trifft nun nur selten zu und kaum je, ohne dafs eine oder ein paar Hss. anderer Gruppen sich anschliefsen. Solche Fälle sind etwa die folgenden:

V. 142 scheint mir *astony(e)d* in Gg., Jo., Pp., Se., Hh., La. + γ vorziehbar, da dieser Ausdruck besser mit der Darstellung der nächsten Verse, wo Handlungen des lebhaften Zweifelns und Schwankens angeführt werden, in Übereinstimmung ist als *a stounde* in den anderen (s. § 24, ζ), und eine längere Dauer des *'to beholde'* gar nicht angedeutet wird.

V. 505 wird das sinnreichste Beiwort des Kuckucks *fol* auch noch durch B gestützt, während Ff., Pp., Se. *foule,* Cx. *lewd* liest und Jo. es ausläfst.

V. 555 läfst sich nichts gegen die Lesart von Gg., γ + Lt. *a* vor *short auisement* einwenden, obwohl das *a* nicht gerade erforderlich ist.

V. 560 *preyde god h[ir] spede* verdient ebenfalls den Vorzug vor Ff., Cx., Pp., Se. + B, welche *to* vor *gode* einfügen, da dieses Wörtchen wie ein Ersatz für das im 15. Jahrhundert stumm gewordene *-e* in *preyde* aussieht und auch kaum dem Sinne der Stelle entspricht. Vgl. § 39, V. 121 etc.

Merkwürdig ist es nun aber, dafs Gg. ein paarmal mit jeder der diese Untergruppe bildenden Hss. einzeln zusammengeht, und zwar mit Tr. in:

V. 84, wo *us,* obwohl auch in Ff. und Se., schwerlich das Richtige ist, da hier Africanus dem Scipio wünscht, dafs dieser auch einmal, wie er selbst es bereits ist, an den Ort der Seligen kommen möge. Es entspricht daher das *þe* in Ha., Cx., Jo., Pp., La. (vgl. § 4) besser der Situation: Gott sende dir diese Gnade.

V. 96 haben Gg. und Tr. *same,* die anderen *self*: beides Ausdrücke ohne wesentlichen Unterschied.

Auch im V. 168 (s. § 16, ζ) ist die Entscheidung zwischen den beiden wichtigsten Lesarten nicht sicher zu treffen, doch scheint *of to write* angemessener als *for to write* in Gg. und Tr.

Das Fehlen von *and* in V. 530 (auch in Di.) ist dagegen als Fehler, wenn auch zumeist aus metrischen Gründen, zu betrachten. Wegen derselben Ursache ist denn auch *to* vor *termyne* mit Cx., Ff. und Se. zu streichen.

V. 540 haben Gg., Tr. und Se. *terslet* bezw. *tarsell* im Singular, während die Anrede *seris* (*syrs*) im nächsten Verse zeigt, daſs hier mit den übrigen Hss. der Plural zu setzen ist.

V. 596 ist *sey* (Gg.) und *sygh* (Tr.) ein Versehen für *fye* in Ha. und den anderen Hss.

Endlich haben Gg. und Tr. V. 652 richtig *Cupide* für *Cypride* in Ff., Pp.; Fx., Ta., was jedoch wenig charakteristisch für jene ist, da die angeführte richtige Lesart nicht auf sie allein beschränkt ist.

Wo jedoch Ha. ohne Tr. mit Gg. übereinstimmt, haben wir jedesmal eine richtige, wenn auch nicht immer die einzig mögliche Lesart zu erkennen; solche Fälle sind:

V. 273 *no defence* Gg., Pp., Se., Hh. + Ha.; *no* fehlt sonst. Vgl. § 44. — V. 277 *Cypride* Gg., Pp.; Ha.; b; *Cupide* Tr. und die anderen. — V. 501 *nys* Gg., Ff.; Ha.; B, *is* Tr. — V. 512 *oon the vnworthieste* Gg., Ff.; Ha.; Fx., Bo.; vgl. § 5. — V. 655 *tho*; vgl. § 16, η.

Wie ist nun wohl dies eigentümliche Verhältnis zu erklären? Vermutlich hat der Schreiber von Tr. noch neben seiner direkten Vorlage eine mit Gg. nahe verwandte Hs. gelegentlich benützt. Wo sich aber Ha. von diesen beiden trennt und mit anderen Hss. gleichlautet, haben wir die ursprüngliche Lesart der Tr. und Ha. gemeinsamen Vorlage zu erblicken.

Daſs aber Tr. neben dieser noch eine andere Hs. benutzt hat, geht auſserdem aus folgenden Stellen hervor:

V. 215 *vyle,* B-Gruppe *file,* die anderen *wyle* (vgl. § 35). Bereits *Engl. Stud.* 27, S. 50 habe ich begründet, warum ich diese Lesart für die ursprüngliche halte, wobei ich mich mich auf den ital. Text berufe. Der Einwand, daſs *file* als Reimwort bereits V. 212 vorkommt, würde hier nicht stichhaltig sein, da es an letzter Stelle Verb, V. 215 aber Substantiv ist.

V. 216 würde es dementsprechend *towchyd* heiſsen müssen, obwohl diese Lesart auſser in Tr. nur noch in Cx. und Bo. erscheint (vgl. § 24, ε). Das wäre jedoch nicht sonderlich auffällig, da öfters *t* mit *c* (*couched*) in den Hss. verwechselt wird.

V. 353 hat Tr. in *flyes* den einzig brauchbaren Ausdruck, da weder die Schwalbe kleinere Vögel (*'foules'*) tötet, noch solche vorhanden sind, die Honig machen (V. 354). *Engl. Stud.* l. c. habe ich mit Skeat *'bees'* vorgeschlagen, ziehe dies aber zurück, da ich seither

in der Parson's tale, 467, *'thise flyes that men clepeth bees'* gefunden habe.

41. Wir hätten nunmehr die Fälle zusammenzustellen, wo γ in Verbindung mit Hss. anderer Gruppen eine Lesart bietet, die vor der durch Gg. und Konsorten vertretenen den Vorzug verdient. Auch hier lassen wir Stellen, wo rein metrische Erwägungen maſsgebend sind, und solche, wo eine sichere Entscheidung nicht leicht getroffen werden kann, vorläufig beiseite. Ebensowenig werden die Lesarten hier nochmals aufgeführt werden, welche schon in § 15, a als offenbare Flüchtigkeitsfehler in Gg. genannt sind.

V. 1 $\gamma + c$ (mehr oder weniger vollzählig) enthält die augenscheinlich beste Lesart, mitunter von B unterstützt.

V. 5 *Astonyeth* (Gg., Jo., La. *Astonyd*); das Präsens wird durch den Zusammenhang gefordert.

V. 22 .. *sey,* V. 24 .. *fey* in Gg. u. Ff. (vgl. Hh.) ist ein unmöglicher Reim, da ersteres *sey(en)* lauten müſste. Es ist daher ... *seyth* ... *feyth* in den anderen Hss. die richtige Lesart.

V. 50 *now* in Gg. ist nicht so gut wie *here* in den übrigen Mss., da dies besser dem *'another place'* in V. 51 gegenübertritt.

V. 57 Gg. läſst *litel,* Ff. *erthe,* Jo. *that* aus; die übrigen Hss. sind in Ordnung. Daſs ersteres Adjektiv notwendig ist, zeigt auſser dem Metrum der Sinn des nächsten Verses.

V. 82 *And that forȝeuyn is his w(i)ked dede* (Gg.). Für *that* haben alle anderen Hss. *then* (*þan*), für *is his al hir* (*theyr*), während B noch *hem* nach *forȝeuen* einfügt. Mit dem ersten Worte könnte Gg. vielleicht das Richtige treffen, da *then* wegen Vorkommens desselben im nächsten Verse verdächtig aussieht; dagegen ist *his* (vgl. V. 79) sicher in *hir* zu ändern; ob auch *is* in *al(le),* steht nicht fest, man könnte auch *ben* vermuten. Jedenfalls ist aber *hem* in B zu streichen.

V. 88 *self* f. *bedde* in Gg. und Ff. ist offenbar ein Schreibversehen, da ersteres keinen rechten Sinn ergibt.

V. 192 *So* Gg., Ff., *That* B, *Some* $\gamma + c$. Das erstere ist ohne jede Beziehung, das zweite mindestens fraglich, da hier ja nicht von allen Vögeln (s. V. 190), sondern nur von einigen (*Some*) gesagt werden kann, daſs sie sich um ihre Jungen bemühten, vielmehr ihr Gesang hervorgehoben werden soll. Also auch hier ist $\gamma + c$ im Recht.

V. 221 *To do by force* in $\gamma + c$ ist ebenfalls unzweifelhaft richtig, da dies dem ital. Text (vgl. *Essays on Chaucer* XII p. 368) entspricht, während *be-fore* dafür in Gg., Ff. und B gar keinen Sinn gibt und offenbar nur auf Lesefehler beruht. Daſs dies aber als ein Zeichen engerer Zusammengehörigkeit zwischen B und Gg. angesehen werden müſste, ist darum nicht zu folgern, weil Gg. *don* beibehält, B aber *goo* dafür setzt.

V. 432 wäre die Inversion *be I* in Gg. in einem Daſs-Satze eine ungewöhnliche Konstruktion.

V. 518 Die von der Majorität (s. § 15, a) und untereinander abweichenden Lesarten in Gg., Ff. und Jo. erklären sich als Schreib- oder Lesefehler.

V. 524 *on* in Gg. ist ein offenbarer Irrtum für *of,* da *juge* hier absolut (= ich meine) gebraucht wird, so daſs *of* vom folgenden *oon* abhängig ist. Doch auch andere Schreiber haben den Sinn des Verses miſsverstanden; vgl. § 30, *β*.

V. 553 *ethe,* woraus wohl *yef* in Tr. entstanden ist, bin ich geneigt als die ursprüngliche Lesart anzusehen, obwohl sie nur in Ha., Cx. u. Se. deutlich erhalten ist, wofür dann die übrigen unabhängig das den jüngeren Schreibern geläufigere *light* eingesetzt haben mögen.

V. 593 ist das vor *that* in Gg., Pp. und Se. eingeschobene *hym* nicht nur metrisch, sondern auch dem Sinne nach überflüssig; *that* (= that which) ist natürlich neutral aufzufassen.

V. 611 *seyde thanne a Merlioun* ist wiederum ein Fehler in Gg.; ein zweites *thanne* neben dem den Vers beginnenden ist an und für sich verdächtig. Dann dient es hier aber augenscheinlich als Füllwort (s. § 39, V. 121 etc.) für *-e* in *seyde,* das an dieser Stelle zweisilbig gilt. Endlich ist, wie bei Bezeichnung der übrigen Vögel, auch hier der bestimmte Artikel statt *a* zu erwarten.

V. 641 *As is eueryche othir creature,* wie die meisten Hss. lesen, gebührt dem Sinne nach gegenüber der Variante in Gg. *As is a nothir lyuis creature* der Vorzug, obwohl letztere einen vollständigen Vers liefert, da eben jedes Geschöpf unter der Herrschaft der Natur steht. Die Variante von Jo. (*like as is eny* etc.), wenn formell auch durchaus zulässig, ist dagegen zu wenig authentisch, um ernstlich in Betracht zu kommen.

V. 645 *that* vor *anon* in Gg. muſs ein Schreibfehler für *right* sein.

V. 692 *I hope* ist wegen des folgenden Adverbs *ywis* richtiger als *In hope,* das sich allein in Gg. findet.

2) Ein sicherer Fall, wo beide Hss. von *γ* mit B zusammen, ohne daſs auch einzelne c-Hss. hinzuträten, gegen Gg. entscheiden, ist mir nicht bekannt. Vielleicht gehört aber V. 215 (s. § 35 u. § 40) hierhin.

(Schluſs folgt.)

Gr.-Lichterfelde. John Koch.

Die eigentliche Quelle von Lewis' 'Monk'.

Man hat sich in jüngster Zeit wiederholt mit der Frage nach den Quellen dieses so berühmt gewordenen Romans beschäftigt. Freilich hatte schon der Verfasser selbst einige Andeutungen gegeben, doch herrschten berechtigte Zweifel darüber, wie weit diese richtig oder vollständig genannt werden können. In vorigem Jahre hat nun M. Rentsch eine Dissertation über M. G. Lewis mit besonderer Berücksichtigung des 'Monk' veröffentlicht. Man kann aber nicht sagen, daſs er trotz groſser Weitschweifigkeit unsere Kenntnisse wesentlich bereichert hat; speziell in der Quellenfrage ist er keinen Schritt weitergekommen. Viel aufschluſsreicher ist die jüngst erschienene Studie von O. Ritter (*Archiv* CX, 106). Die Fäden, die von Lewis zu seiner Vorgängerin Mrs. Radcliffe hinüberführen, hat er richtig aufgezeigt: aber auch in bezug auf die Quelle des Romans kommt er dem wahren Sachverhalt ziemlich nahe. Er zitiert eine Stelle aus A. W. Schlegels *Vorlesung über schöne Literatur und Kunst,* ed. Minor II, 36: ('Daher haben auch in England aus dem Deutschen übersetzte Romane mehr Glück gehabt als in Frankreich, ja, einige der beliebtesten anmaſslichen Originale sind aus schlechten deutschen zusammengeborgt und nachgeahmt [The Monk]') und drückt sein Bedauern aus, daſs Schlegel den betreffenden Roman nicht namhaft gemacht habe. Gerade diesen Roman glaube ich jetzt nachweisen zu können. Vor einigen Jahren hat L. Wyplel im *Euphorion* (VII, 725) einen Aufsatz drucken lassen unter dem Titel: 'Ein Schauerroman als Quelle der Ahnfrau'. Schon gleich bei der ersten Lektüre des Aufsatzes fiel mir die groſse Ähnlichkeit zwischen dem deutschen Schauerroman und dem 'Monk' auf, sowohl was die Hauptfiguren als auch was den Wortlaut einzelner Stellen angeht. Durch die Güte der Verwaltung der Wiener Stadtbibliothek war es mir möglich, das Buch hier zu benutzen, und ich habe feststellen können, daſs mindestens zwei Drittel des Inhalts der beiden Werke wörtlich übereinstimmen. Ich bin also der Ansicht, daſs dieser anonyme Roman — 'Die blutende Gestalt mit Dolch und Lampe oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bei Prag:

Wien und Prag o. J. —, wie ich im folgenden genauer zeigen werde, die Hauptquelle von Lewis' 'Monk' ist.

Als Proben der so überaus zahlreichen wörtlich übereinstimmenden Stellen seien zunächst folgende angeführt:

D(eutscher) R(oman) p. 123: Wäre es dem Menschen möglich, sich so in sich zurückzuziehen und doch die zufriedene Ruhe zu fühlen, welche diese Zeilen atmen, so würde ich freilich zugeben, eine solche Lage sei wünschenswerter als in einer Welt zu leben, so reich an Laster und Torheit; doch läſst sich das nicht denken, der Mensch kann die Welt nie ganz vergessen oder es ertragen, daſs er von ihr ganz vergessen wird.

L(ewis) Bd. I, 89:[1] Were it possible for man to be so totally wrapped up in himself as to live in absolute seclusion from human nature, and could yet feel the contented tranquillity which these lines express, I allow that the situation would be more desirable, than to live in a world so pregnant with every vice and every folly. But this never can be the case. This inscription was merely placed here for the ornament of the grotto, and the sentiments and the hermit are equally imaginary.[2] Man was born for society. However little he may be attached to the world, he never can wholly forget it, or bear to be wholly forgotten.

DR. p. 134: Eine Zeitlang fand er es unmöglich, seine Ideen zu ordnen. Der Auftritt, den er eben verlieſs, hatte eine solche Mannigfaltigkeit von Gefühlen in seiner Brust geweckt, daſs er unfähig war zu entscheiden, welches vorwaltete. Er, der vorher so laut gegen Liebe gedonnert hatte, bei dem nie eine durch Liebe Fehlende Zuflucht und Rat fand, wie sollte er sich nun benehmen [dieser Satz ist im Engl. nicht genau wiedergegeben]. Und doch fühlte er sich von Mathildes Erklärung und von der Betrachtung geschmeichelt, daſs er ein Herz besitze, das den Bemühungen der adeligen Jünglinge widerstanden hatte usw.

L. I, 113: He found it impossible for some time to arrange his ideas. The scene in which he had been engaged, had excited such a variety of sentiments in his bosom, that he was incapable of deciding which was predominant. He was irresolute what conduct he ought to hold with the disturber of his repose; he was conscious that prudence, religion, and propriety necessitated his obliging her to quit the abbey: but, on the other hand, such powerful reasons authorised her stay, that he was but too much inclined to consent to her remaining. He would not avoid being flattered by Matilda's declaration, and at reflecting that he had unconsciously vanquished an heart which had resisted the attacks of Spain's noblest cavaliers.

---

[1] Ich zitiere nach der 4. Auflage von 1798.
[2] Dieser Satz ist von Lewis eingeschaltet.

DR. p. 221: Trotz allem seinen Widerstande drang das empörte Volk immer weiter vor, es öffnete sich einen Zugang durch die Wachen, die ihr dem Volke geweihtes Opfer schützten, zog die Baronin hervor und bereitete sich, die grausamste Rache zu üben. Die Elende, aufser sich vor Schrecken, schrie um Erbarmen, aber man hörte sie nicht, erwies ihr alle Arten von Schimpf, bewarf sie mit Unrat, gab ihr die schändlichsten Namen. Einer entrifs sie dem anderen, und jeder neue Peiniger übertraf den vorigen an Wildheit, jede Grausamkeit, die Hafs und Volkswut verüben konnte, wurde an ihr verübt; endlich traf sie ein Kiesel aus einer richtig zielenden Hand gerade an den Schlaf. In Blut gebadet, sank sie zu Boden und endigte in wenig Minuten ihr elendes Dasein, selbst der fühllose Leichnam blieb noch lange das Spiel der ohnmächtigen Wut ihrer Feinde.

L. III, 150: In spite of all his exertions, the people continued to press onwards. They forced a passage through the guards, who protected their destined victim, dragged her from her shelter and proceeded to take upon her a most summary and cruel vengeance. Wild with terror, and scarcely knowing what she said, the wretched woman shrieked for a moment's mercy. They refused to listen to her: they shewed her every sort of insult, loaded her with mud and filth, and called her by the most opprobrious appellations. They tore her one from another, and each new tormentor was more savage than the former. They stifled with howls and execrations her shrill cries of mercy, and dragged her through the streets, spurning her, trampling her and treating her with every species of cruelty which hate or vindictive fury could invent. At length a flint, aimed by some well directing hand, struck her full upon the temple. She sank upon the ground, bathed in blood, and in a few minutes terminated her miserable existence. Yet though she no longer felt their insults, the rioters still exercised their impotent rage upon her lifeless body.

Den Umstand, dafs die beiden Werke so weitgehende wörtliche Entsprechungen aufweisen, könnte man natürlich auch dadurch erklären, dafs L. von DR. benutzt worden ist. Aber gegen diese Möglichkeit sprechen doch einige wichtige Gründe. Zunächst müssen wir aber über die genaue Datierung von DR. ins klare kommen. Wir wissen durch Wyplel's Aufsatz, dafs die Existenz von DR. durch einen Buchhändlerkatalog von 1817 bezeugt ist. Aber hierbei kann es sich nur um eine neue Auflage oder den Rest einer älteren handeln, die Entstehungszeit des Buches ist viel früher anzusetzen. Denn Grillparzers 'Ahnfrau', der DR. als Quelle gedient hat, ist im Spätsommer 1816 ausgearbeitet, und schon im Sommer d. J. 1813 gestaltete sich der Stoff zu dem Drama in der Phantasie des Dichters (vgl.

Sauers Einleitung zur Cottaschen Ausg. p. 22, 23). Aber wir können den Zeitpunkt des Erscheinens von DR. noch höher hinaufrücken. Aus Sauers Einleitung (p. 18) erfahren wir, dafs Grillparzer schon als fünf- oder sechsjähriger Knabe sich in die Lektüre von Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten zu vergraben pflegte. Dies führt uns also auf die Jahre 1796—97, womit indessen nicht gesagt ist, dafs der Roman nicht noch früher erschienen sein kann. Der terminus a quo wäre das Jahr 1787, in dem der 5. Band von Musäus' Volksmärchen[1] herauskam. L., der bekanntlich den Sommer 1792 in Weimar verbrachte, hat aller Wahrscheinlichkeit nach dort den neuerschienenen Roman gelesen, wie denn derartige Geschichten stets zu seiner Lieblingslektüre gehörten.

Die Datierung von DR. bereitet hiernach keine Schwierigkeit mehr. Ist es aber nun glaublich, dafs Lewis in dieser Weise das Publikum hintergangen hat, indem er ihm ein Werk als Original vorlegte, das mindestens zum gröfsten Teil ein Plagiat ist? Ich glaube diese Frage bejahen zu können. Lewis hat sich nämlich noch ein zweites Mal eine solche Täuschung seiner Leser zuschulden kommen lassen. Er liefs im Jahre 1806 einen Roman in vier Bänden erscheinen, betitelt 'Feudal Tyrants, or the Counts of Carlsheim and Sargans. A Romance, taken from the German' etc. Man beachte die Unbestimmtheit des Ausdrucks 'taken from the German'. Das kann bedeuten: frei aus dem Deutschen übersetzt oder auch: dafs das Buch mit freier Benutzung deutscher Romanmotive zusammengeschrieben ist. Dafs die Kritik sich die letztere Auffassung aneignete, beweist ein längerer Aufsatz in der *Critical Review* vom Jahre 1807 (vol. XI, 273). In Wirklichkeit ist der Roman nichts als eine ziemlich freie Übersetzung eines deutschen Werkes: 'Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz', verfafst von Benedicte Naubert[2] (Leipzig, 1789). Lewis hat sich hier ganz genau an den Verlauf der Erzählung gehalten, was im 'Monk' nicht der Fall ist; nur ändert er hier wie dort aus leicht ersichtlichen Gründen die meisten Namen.

Sehr bezeichnend für Lewis' Verhalten gegenüber seinen Quellen und zugleich für seine Unselbständigkeit ist das Be-

---

[1] Als ich vor einigen Jahren in einem kleinen Aufsatz im *Archiv* (Bd. CIV, 310) auf die Musäussche Erzählung als Quelle von L. hinwies, hatte ich übersehen, dafs schon Scott in seinem Essay 'On the imitation of the ancient ballads' auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht hatte. Natürlich möchte ich jetzt Musäus als direkte Quelle für D. R. in Anspruch nehmen. Übrigens hatte ich gleichzeitig die Vermutung ausgesprochen, L. könnte wohl einen noch unbekannten Roman als Hauptquelle benutzt haben.

[2] Schiller hat diesen Roman gekannt und benutzt; vgl. A. Koester im *Anz. f. dtsch. Alt.* 23, 294.

kenntnis, das er in der Vorrede zu seinen 'Romantic Tales' (4 vol., London, 1808) ablegt. Dort sagt er: 'Even in those tales, which are least my own, I have made so many and so important alterations, omissions and interpolations, that it would have been less trouble to write an entirely new work; but I doubt not, any such work, composed by my own unassisted abilities, would have been greatly inferior to the present. In this dilemma the best and shortest way will be to request my readers to ascribe whatever pleases them to the authors of the original tales and to lay all the faults at my door.' Eine so bescheidene Einschätzung der eigenen Leistungen muſs natürlich auch den strengsten Kritiker entwaffnen. Daſs Lewis übrigens in der oben von ihm angedeuteten Weise schon bei der Bearbeitung von DR. verfahren ist, werden wir gleich sehen.

Lewis hat vor allem zwei tief greifende Veränderungen an seiner Vorlage vorgenommen: er hat für die Haupthandlung einen anderen Schauplatz gewählt und hat eine andere Gestalt als in DR. zur Hauptfigur gemacht, was ja schon durch den Titel ausgedrückt ist. In DR. verläuft die Handlung zuerst in Magdeburg und Umgegend, danach in Prag. Daſs L. den Schauplatz nach Spanien verlegt, hat seinen guten Grund: er verfolgt deutlich antiklerikale Tendenzen, und da konnte er kaum an ein anderes Land als dieses, den Hauptsitz des Mönchtums, denken. Übrigens spielen ja auch die meisten Romane der Mrs. Radcliffe im Süden: man denke ferner an den 'Rinaldo Rinaldini' oder Zschokkes 'Abällino', den Lewis später bearbeiten sollte. — In der ganzen Anlage von DR. tritt die blutende Gestalt bedeutsam hervor, indem sie regelmäſsig im kritischen Augenblick in die Handlung eingreift: so besonders am Schluſs, wo sie den verbrecherischen Ambrosio aus den Klauen des Teufels rettet. Bei L. tritt sie nur in einer Episode auf; hingegen hat er seiner oben bezeichneten Tendenz gemäſs die Figur des Mönches Ambrosio — er behält hier ausnahmsweise den Namen bei — in den Mittelpunkt gestellt. In DR. wird Ambrosio als ein Mann von schwermütigem Sinn geschildert, der sich in der Einsamkeit seines Schlosses, das er nur aus dringenden Gründen verläſst, dem Studium der Astrologie hingibt. Man muſs zugestehen, daſs L. vieles in Ambrosios Charakter und Handlungsweise dadurch besser motiviert, daſs er ihn zum Mönch macht.

Seiner antiklerikalen Gesinnung läſst L. bei jeder Gelegenheit, nicht selten in sehr geschmackloser Weise, die Zügel schieſsen und unterscheidet sich hierdurch sehr bestimmt von DR. Schon gleich in den einleitenden Sätzen des Romans spricht er von Madrid als 'A city where superstition [sein Lieblingswort] reigns with such despotic sway'. Im 6. Kapitel findet sich ein höchst überflüssiger Exkurs über die Gefahr, die darin liegt, jungen Leuten

die Bibel zur Lektüre in die Hand zu geben. Die Stelle erregte solchen Anstofs, dafs sie wie so manche andere in der 4. Aufl. (1798) gestrichen werden mufste.[1] Ebenso verkehrt ist es, wenn Lorenzo den Nonnen, die sich in der Klostergruft vor der Volksmenge verborgen haben, ihren Aberglauben tadelnd vorhält (Bd. III, 163). Es kann nicht auffallen, wenn wir in anderen Werken von L. derselben Tendenz wiederbegegnen. Sowohl im 'Castle Spectre' wie auch in 'Adelmorn the Outlaw' erscheint der zu allen Schandtaten fähige Pfaffe (eine Gestalt, die geradeswegs aus dem deutschen Ritterdrama und -roman herkommt), und eines seiner letzten Theaterstücke, 'Venoni or the Novice of St. Mark's' (1808), ist nach einem antiklerikalen Tendenzstück,[2] den 'Victimes cloîtrées' von Boutet de Monvel, gearbeitet.

Ebenso grofses Ärgernis wie an der oben genannten Stelle des 'Monk' nahmen L.s Landsleute an der unverhüllten Sinnlichkeit, die an nur zu vielen Stellen des Romans zu Tage trat; diese mufsten dann ebenfalls in der 4. Auflage weggelassen werden. Im Deutschen finden sich davon nur schwache Spuren. Ein solches Moment scheint mir gerade für einen jugendlichen Autor besonders bezeichnend, der überdies mit den Produkten der französischen Literatur des 18. Jahrhunderts vertraut war und in einer sittenlosen Gesellschaft lebte. Das krasseste Beispiel davon ist Ambrosios Verhalten gegen Antonia in der Klostergruft. In DR. wird er von den Verfolgern gestört, ehe er den Anschlag gegen die Ehre des Mädchens ausführen kann. Nicht minder charakteristisch ist es für L., wenn er sich so oft in mafslosen Übertreibungen gefällt. Immer ist es ihm um den rohen Effekt zu tun; überall schlägt er lautere Töne an und setzt grellere Lichter auf als DR. So ist es für L. gegenüber DR. bezeichnend, dafs hier Ambrosio zum Mörder seiner Mutter und Schwester wird, die er nicht kennt. Es genügt R. nicht, dafs die Nonne Beatrice eine Buhlerin ist, wie in DR., sie mufs auch eine Atheistin und Religionsspötterin sein (II, 87). Ambrosio deliriert derartig, dafs vier starke Mönche ihn kaum zu halten vermögen (I, 123) u. a. m. Geradezu widerlich ist die Schilderung der im unterirdischen Kerker gefangen liegenden Agnes, die den verwesenden Leichnam ihres Kindes nicht aus den Armen lassen will. DR. hält sich von solcher Geschmacklosigkeit frei, hier ist auch von einem Kinde keine Rede.

Die Interpolationen, von denen Lewis selbst spricht, sind

---

[1] Ein Exemplar mit L.s eigenhändigen Korrekturen befindet sich im British Museum.

[2] Vgl. über diese Literaturgattung Lotheifsen, *Lit. u. Gesellsch. in Frankr. z. Z. der Revol.* (p. 134), Fürst, *Die Vorläufer d. mod. Nov.* (p. 164). Ob L. auch von Diderots 'Religieuse' beeinflufst worden ist, bleibt noch zu untersuchen.

nicht gering an Zahl. Als solche sind in erster Reihe die Gedichte zu betrachten, die er nach dem Vorbilde der Mrs. Radcliffe seinem Roman einverleibt hat. Einige sind ja in der Quelle vorgebildet, wie z. B. die 'Inscription in an Hermitage' (I, 86, nur sechs Zeilen in DR., neun Strophen bei L.!), die Mehrzahl indessen sind sein Eigentum. Bei der Einfügung ist er aber nicht immer geschickt verfahren; die Gedichte passen oftmals gar nicht in den Zusammenhang und unterbrechen störend die Handlung. So z. B. Band II, 129, wo der Page Theodor, ein vierzehnjähriger Knabe, ein längeres anakreontisches Gedicht 'Love and Age' verfafst hat und sein Herr eine weitschweifige Kritik daran knüpft; so ferner Bd. III, 14, wo Lewis die Gelegenheit bei den Haaren herbeizieht, seine Ballade 'The water-king' anzubringen, die er später in die 'Tales of Wonder' aufgenommen hat. An solchen Stellen bemerkt man deutlich, wie Lewis nach einem ihm vorliegenden Original arbeitet, das er auf seine Weise ausschmückt und erweitert.

Fassen wir nun die Möglichkeit ins Auge, dafs nicht L. von DR. abhängig ist, sondern das umgekehrte Verhältnis statthat. Dies ist von vornherein unwahrscheinlich, denn der Verfasser von DR. war offenbar ein wenig gebildeter Mann, der nicht einmal ein fehlerfreies Deutsch schreibt. Man liest z. B. bei ihm: Diese Einrichtung wurde begnehmigt (p. 9); der Auftrag schien ihr nichts weniger als zu behagen (p. 15); er konnte den Anblick des in ihrer Wut fürchterlichen Weibes nicht ertragen (p. 59); Wut hatte alle ihre Nerven durchbittert (p. 113) usw. Englisch hat er gewifs nicht verstanden; dafs er eine deutsche Übersetzung des 'Monk' benutzt hat, ist höchst unwahrscheinlich. Die erste (von F. von Oertel) erschien 1797: um diese Zeit lag aber DR., wie wir oben sahen, jedenfalls schon fertig vor. Aber noch ein spezielles Argument für die Priorität von DR. läfst sich vorbringen. Lewis führt in recht geschickter Weise die Figur des ewigen Juden ein (II, 74), der den jungen Spanier Raymond de las Cisternas durch seine Zauberkraft von der Heimsuchung durch die gespenstische Nonne befreit. Dies Effektstück hätte sich der Verfasser von DR. nicht entgehen lassen, wenn er es in seiner Vorlage gefunden hätte. Bei ihm ist die entsprechende Figur lediglich 'ein berühmter Mann, der sich in der damals so üblichen Kunst, künftige Schicksale durch Berechnungen und den Lauf der Gestirne zu verkünden, einen grofsen Namen erworben hatte; auch rühmte er sich der Macht, Geister zu bannen' (DR. p. 49).

Ich wiederhole also, was ich zu Anfang der Untersuchung behauptete und nun bewiesen zu haben glaube: Lewis ist in allen wesentlichen Punkten von seinem deutschen Vorbild abhängig. Wenn er statt dessen andere Quellen anführt, so will er damit

das Publikum von der richtigen Spur abziehen. Zu seiner Entschuldigung mag dienen, daſs man damals an die Originalität der Erfindung bei einem Schriftsteller nicht so hohe Anforderungen stellte wie heutzutage, wie u. a. die von Ritter zitierte Stelle aus der *Monthly Review* beweist.

Zum Schluſs möchte ich noch eine Vermutung aussprechen, die sich mir aufgedrängt hat. Wer ist das Urbild des Ambrosio? Wer ist der Mann, der sich aus Menschenscheu vor der Welt zurückzieht und nur seinen astrologischen Studien lebt, der die Weiber von sich fern hält, später aber doch in die Netze einer Frau gerät, ein ausschweifendes Leben führt und schlieſslich ein trauriges Ende nimmt? Ich glaube, es ist kein anderer als Kaiser Rudolf II., denn auf ihn passen alle diese Züge. Zugleich ist zu beachten, daſs die Erinnerung an ihn gerade mit Prag verknüpft ist. Daſs Ambrosio am Schlusse vom Teufel geholt wird, spricht natürlich nicht gegen meine Hypothese, denn nach dem Volksglauben war dies das Schicksal, dem alle Schwarzkünstler verfielen. Wahrscheinlich haben wir es hier mit einer Prager Lokaltradition zu tun; wahrscheinlich war der Verfasser von D. R. selbst ein Prager oder doch ein Österreicher. Darauf weisen sowohl einzelne dialektische Ausdrücke (zeitlich statt zeitig; beuteln: auf etwas vergessen) als auch der Ort, wo das Buch erschienen ist.

Berlin. Georg Herzfeld.

Die 'Geisel Ogier'.

I. Der verweigerte Tribut.

Die *'Chevalerie Ogier'*[1] setzt übereinstimmend in den Handschriften mit folgender Szene ein: Boten, die Karl nach Dänemark gesandt, um Tribut zu fordern, als dessen Gewährleistung des Dänenkönigs Gaufrey Sohn am fränkischen Hofe weilt, kommen geschändet zurück: Bart und Haar sind ihnen geschoren. Warum Gaufrey Tribut zahlt, warum Ogier Karls Geisel ist, wird als bekannt vorausgesetzt. Da wir es nun nicht mit einem Epos zu tun haben, dessen Vorgeschichte im 12. Jahrhundert zeitgenössisch, also noch bekannt war, bleibt der einzige Ausweg anzunehmen: dafs dieselbe in einem besonderen, allen bekannten Epos behandelt worden war.

Adenès li Rois, der die erste Branche des Epos, die Jugendtaten Ogiers, als besonderes Gedicht dem Geschmacke seiner Zeit anpafste,[2] hat dies wohl gemerkt. Er schmiedet deshalb folgende Ursache der Tributpflicht (65): Der Dänenkönig Gaufrey bekriegt Karls Tante Konstanze von Ungarn. Karl zieht ihr zu Hilfe, Naimes aber, dessen Tochter Gaufreys erste Frau war und Ogiers Mutter (150), stimmt Gaufrey um, so dafs er (204) sich vor Konstanze zu demütigen verspricht, der Tributpflichtige Karls wird und seinen Sohn Ogier als Geisel stellt. — Diese Partie zeigt deutlich, dafs Adenès erfindet und kein altes Gedicht überarbeitet: Er vermeidet absichtlich einen Kampf, der zu Längen geführt haben würde, und wählt einen friedlichen, aber als solchen höchst unwahrscheinlichen Ausgleich.

Dieser Tribut wird nun (übereinstimmend) einmal Karl verweigert, seine mahnenden Boten geschändet zurückgesandt. In der *'Chevalerie'* gibt Ogier selber dem Könige die Erklärung, warum ihn sein Vater im Stiche gelassen habe:

> 115. Tot che refait Belissent au vis cler,
> C'est ma marrastre; Dex li puist mal doner!
> Por ce fist ele vos homes vergonder.

---

[1] ed. *Barrois*. Paris 1842.
[2] ed. *Scheler*. Brüssel 1874.

D. h. seine Stiefmutter ist an dem Verbrechen schuld, eben weil sie seine Stiefmutter ist: Sie hat ihrer Kinder wegen Interesse daran, dafs Ogier nicht zurückkehrt. Aus dieser Andeutung des Epos entwickelt Adenès seine etwas kompliziertere Ursache der Tributsverweigerung: technisch äufserst geschickt hat er den Hörer (V. 110 ff.) darauf vorbereitet, dafs Ogier eine Stiefmutter besitzt, die wie alle Stiefmütter einen schlechten Charakter hat und bereits Gaufrey drei Söhne geschenkt. Dieser Faden wird (V. 295) wiederaufgenommen und mit dem Hauptfaden verknotet.[1] Die Gesandten finden Gaufrey nicht zu Hause; um ihren Kindern die Erbschaft zu sichern, ist es Belisent, die ohne Wissen ihres Mannes die Franken geschändet und unbefriedigt nach Hause sendet.

Diese an sich klare Exposition, die einen Konflikt zwischen Dänen und Franken schafft, findet nun, so auffallend es auch klingt, in der *'Chevalerie Ogier'* weder eine Fortsetzung, noch führt sie zu einem Versuch, den Konflikt zu lösen. Karls Rachsucht wendet sich in erster Linie gegen die unschuldige Geisel. Doch bringen ihn seine Barone von der geplanten Rache mit dem treffenden Argument ab:

142. Que puet cis enfes se Gaufrois t'a boisié?

Und nichts ist klarer, als dafs die Vorgänge der Exposition einen Kriegszug Karls gegen die Dänen verlangen. Es ist jedoch und bleibt von einem solchen keine Rede. Der Kaiser ist unerbittlich, da — als dei ex machina die Zerreifsung des Fadens zu decken — erscheinen Boten aus Rom.

184. Par droite force i sont entré (païen),
Tot ont le re(s)ne gaste e escilie.

So mufs er nach Italien ziehen, Ogiers Hinrichtung aufschieben, den er nun zwischen Tod und Leben als Ballast für sich und das Gedicht mitschleppt. Jenseit der Alpen, in der

---

[1] Solche technische Mittel sind bei Adenès nicht vereinzelt. Vers 425 tritt Naimes für Ogier ein:

436. Tout ce disoit Namles pour detriier
Car son neveu avoit moult de cuer chier.

Dieses verwandtschaftliche Verhältnis, das er hierzu erfunden hatte, benutzte er schon einmal (149) und hatte es vorbereitet:

97. Quant li dux Namles sot ce grant destourbier,
Bien poëz croire, mult li dut anuier
Car eüe ot sa seror à moillier.

so dafs es an der Hauptstelle, wo es ohne Vorbereitung wie ein Verlegenheitsmotiv aussehen würde, gar nicht auffällt.

Freude über den gelungenen Übergang und in der Trunkenheit beim Tafeln, verspricht er dem Jüngling einen Aufschub:

> 293. Or vos doins triees, à sëur es de mi.

Vor der Schlacht fordert Naimes Ogier von Karl, um ihn zur Unterhaltung seinem Neffen beizugesellen, der an Kopfschmerz leidet:

> 351. Savoir se ja se porroit rehaitier.

Sämtlich armselige Verlegenheitsmotive — erst mit der Schlacht wird der drückende Bann gebrochen, Ogier gelingt es, sich loszumachen, man verdankt seinem Eingreifen schliefslich den Sieg.

Dem scharfen Auge Adenès' ist es nicht entgangen, dafs das Abspringen von dem geschaffenen Konflikt zwischen Dänen und Franken in seiner Quelle schlecht oder eher gar nicht motiviert sei: Er läfst deswegen die Rüstungen gegen Dänemark wenigstens beginnen (V. 399 ff.), wovon in der *'Chevalerie'* nichts zu finden ist. Ogier will er sofort hängen lassen, für den aber sein Onkel, Naimes, eintritt. Wie er im Begriff ist, mit 200 000 Mann (465) gegen die Dänen zu ziehen, erscheinen Boten, Rom sei von den Sarazenen angegriffen und in höchster Gefahr. So kann der Dichter, ohne unlogisch zu sein, die Rüstungen gegen Dänemark abbrechen lassen, und nach dem Grundsatz: Die Defensive ist wichtiger wie die Offensive, sehen wir Karl nach Italien zum Rachezug gegen die Sarazenen ziehen. Er tut es aber mit der Drohung:

> 528. Se Diex me laist ariere retorner,
> Que je l'irai essilier e gaster!

Dieses Versprechen nimmt Adenès am Schlusse seiner Dichtung wieder auf:

> 7969. Un pou à dire vous ai entroublie
> Que ne dëusse pas avoir trespasse.

löst aber den Konflikt durch Boten, die aus Ungarland zu Karl kommen und ihm mitteilen, wie getreulich Gaufrey ihrer Königin während seiner Abwesenheit beigestanden habe, und wie an der Untat und Schändung der Gesandten nur Ogiers Stiefmutter schuld gewesen sei, die diese Untat in Abwesenheit Gaufreys verübt habe. (Man beachte die Technik!) So fand zwischen dem Dänenkönig und Karl schliefslich eine vollständige Versöhnung statt. (V. 8000 ff.)

Von alle diesem enthält die *'Chevalerie Ogier'* nichts, und es drängt sich uns die Frage auf, hat etwa Adenès dennoch

eine ältere, bessere Fassung des *'Ogier'* besessen, als wir haben, oder erfindet er? Es läſst sich nun leicht an Adenès' Behandlung des Details erweisen, daſs er als Grundlage den ersten Gesang der *'Chevalerie'* bearbeitet hat, und es ist dies auch die allgemeine Ansicht (vgl. Gröbers Grdr. II, 782). Zudem erklärt er selber in seiner Vorrede, wo es seiner Vorlage hauptsächlich, fehle: in der Exposition; er sei nach Saint-Denis gegangen um zu fragen:

> 39. Coument pourra de ceste estoire ouvrer,
> Par quoi la puist seur verité fonder.

und habe da erfahren:

> 49. Si coume Charles en fist Ogier mener
> En sa prison el bourc à Saint Omer.

Also Dinge, die der *'Chevalerie'* wirklich fehlen. Hat er aber etwa neben dieser das Epos in Händen gehabt, auf das sich notwendigerweise der *'Ogier'* zurückbezieht, und das wir deshalb postulierten? — Diese Hinweisung auf St-Denis als Quelle ist jedoch so stereotyp wie etwa bei den Übersetzern aus dem Lateinischen ins Französische oder Italienische die Hinweisung auf vornehme Besteller, die kein Latein verstünden. Zudem macht sich, wie in der Vorrede, bei der Behandlung der Komposition ein derartig überlegtes Vorgehen bemerkbar, daſs wir unbedenklich sagen können: Wir haben in dem Bestreben, Widersprüche zu tilgen und Lücken auszufüllen, nicht die naive Technik eines Ependichters älterer Zeit vor uns, sondern die bewuſste, sichere Technik einer viel späteren Zeit. Seine Worte:

> 20. Car qui estoire veut par rime ordener,
> Il doit son sens à mesure acorder
> Et à raison, sans point de descorder.

sind keine bloſse Phrase. Er ist wirklich mit Hilfe von Andeutungen seiner Vorlage und gar nicht ungeschickter Mittel stets bemüht, 'raison' hineinzubringen und 'descort' zu tilgen. Vielleicht regt diese Untersuchung eines Teiles seines Werkes dazu an, seine Technik mittels durchgehenden Vergleiches systematisch festzustellen; eine derartige Arbeit würde dem Verständnis für Komposition äuſserst förderlich sein. — Für uns ergibt sich unzweifelhaft: Adenès hat auſser dem uns bekannten Gedichte kaum andere Hilfsmittel gehabt.

Von der *'Chevalerie Ogier'* aus schauten wir bis jetzt nach vorwärts. Unser Resultat ist ein negatives gewesen, denn Adenès' Dichtung lehrt uns über eine frühere Gestalt der Exposition

nichts, so dafs wir also auf unsere eigene Findigkeit angewiesen sind. Lange brauchen wir freilich nicht zu suchen.

Der *'Ogier'* fängt mit einer offenbaren Bruchstelle an, wie bereits mehrfach hervorgehoben worden, und was schon seinerzeit Adenès nicht entgangen ist. Wo anders kann der Anfang dieses verstümmelten Fadens sein als in einer echten Geschichte von Ogiers Vater, von Gaufrey? Viel Hoffnung erweckt uns ja die landläufige Ansicht über den erhaltenen Gaufrey nicht, daselbst das Erwartete zu finden. Denn wie nun einmal die meisten epischen Väter jünger sind wie ihre Söhne, hält man den *'Gaufrey'* für weit, weit jünger als den *'Ogier'*. Erst der Wunsch des Publikums, doch von dem wilden Dänenkönig mehr zu erfahren, habe den *'Gaufrey'* im 14. Jahrhundert entstehen lassen.[1] Und wirklich verraten die Erlebnisse von Doons Sohn nur recht junge Züge, was alt ist, ist dem *'Huon'* in ziemlich naiver Weise entnommen. Wenn man sich aber durch die öden 10000 Verse bis zu den Schlufspartien durchgearbeitet hat, so stutzt man; Klänge aus einer ganz anderen Welt ertönen: Gaufrey hat sich Dänemark erobert (10466), da fallen Heiden in sein Land ein; zu schwach, sich ihrer allein zu erwehren, schickt er Boten zu Karl um Hilfe. Karl verspricht zu kommen unter der Bedingung, dafs ihm Gaufrey stets unterwürfig bleibe. Als Symbol dieser Abhängigkeit solle er jährlich

10498. .IIII. deniers d'or

entrichten, als Pfand dieser Leistung:

10506. Son fis Ogier .. pour ostage.

Gaufrey willigt in diese Bedingung ein, Karl zieht ihm zu Hilfe, zusammen werden sie der Eindringlinge Herr. Beim Abschied erinnert Karl den Dänenkönig an die Bedingung der Hilfeleistung:

10592. Vous en estes mes hons e mon sers!

Bald darauf stirbt Gaufreys erste Frau. Er verheiratet sich zum zweitenmal und soll Vater werden. Die Schwangere liegt ihm in den Ohren:

10621. Gardes que nul servage nul jour ne li rendes!
10628. Ne vous caille d'Ogier fasse ses volentés;
Nous aron des enfans largement et asses.

Gaufrey leuchtet dies ein, er schickt den Tribut nicht. Infolgedessen kommen dreizehn Boten Karls zu ihm, ihn an seine Pflicht zu erinnern mit der Drohung, er solle willfährig sein:

10655. Ou il pendra Ogier.

---

[1] Gröbers *Grdr.* II, S. 800.

Wütend über diese Drohung läſst Gaufrey die Gesandten greifen:

10 669. fet à chascun la barbe roöngnier
Et chascun une dent de la gueule sachier:
Chascun comme convers fet entour roöngnier,
Leur cheveus et lor barbes et lor dens fet liier
Es pans de lor chemises liier et atachier
Et si lor fet sus sains jurer et fianchier
Que à kallon diront, le fort roi et le fier
Que en despit de li les fet si atirer
Et que ch'est le quevage que li doit envoiier.

Dann setzt er sie, um den Hohn und den Schimpf voll zu machen, an eine reich besetzte Tafel (10 688), von der sie natürlich nichts genieſsen können, und sendet sie heimwärts. —

Damit bricht der Faden ab, es wird auf den folgenden *'Ogier'* hingewiesen und der *'Gaufrey'* mit einigen Worten abgeschlossen.

Daſs die Bruchstelle genau auf die entsprechende im *'Ogier'* paſst, ist nach übereinstimmender Ansicht dem Dichter des *'Gaufrey'* zu verdanken, der 'einen neuen Grund für Ogiers Geiselschaft'[1] wählte und auf den seinem Machwerk folgenden Anfang der *'Chevalerie'* hinarbeitete.

Diese Auffassung hat den Vorzug der Einfachheit; für den Verfasser des *'Gaufrey'* ist sie im höchsten Grade schmeichelhaft, der so aus den spärlichen Andeutungen des Ogieranfanges einen viel schöneren Konflikt geschaffen hätte als der sonst so gewandte Adenès. Freilich kontrastiert dies einigermaſsen mit dem von ihm in den übrigen 10 000 Versen gezeigten Können, und damit ist auch schon die bequeme Ansicht des 'Arrangements post festum' verdächtig. Ja, der Kontrast zwischen dem Schlusse und den übrigen Partien ist so grell, daſs es unverständlich erscheint, wie man sie einem und demselben Dichter hat zuschreiben können.

Ich will von dem dichterischen Werte der Schluſspartie noch nicht einmal zuviel Aufheben machen und vorab nur ausführen, wie sich in ihr die moralische (neutral — eine absolute Moral gibt es wohl kaum) Anschauung einer ganz anderen, noch barbarischen Periode zeigt, die mit den christlich-ritterlichen Anschauungen des übrigen Gedichtes unvereinbar ist. Man beachte doch nur die schroffen Charakteränderungen des vorher ritterlichen Gaufrey, des Kaisers. — Aber ich will ganz systematisch vorgehen.

Eine systematische Grundlage für annähernde chronologische und besonders für relative Fixierungen mittels solcher Anschauungen zu geben, ist schon seit einiger Zeit mein Bestreben. Und es ist besonders an drei Punkten, an denen sich die Resultate ohne Widerspruch häufen: 1. die Anschauungen über Moral,

---

[1] *Grdr.* II, 800.

2. über die Frauen, 3. über die Kirche, speziell die Mönche. Es unterscheiden sich da im Mittelalter drei Hauptperioden, die ich folgendermafsen benennen möchte:

I. Die barbarisch-realistische Periode: A. **Symptome:** 1. *Zweckmoral*; Freude an besonderer Raffiniertheit und Rücksichtslosigkeit bei Verfolgung eines Zweckes; wo die Kraft nicht ausreicht, sind List und Lüge die natürlichen Vertreter dieser; Ränke werden fast mehr bewundert wie Taten der Helden. (Reste: Die ganze Merowingersage. Älteste Teile der deutschen Sage. Lothringerlied. Raoul von Cambrai. Vengeance Rioul. Z. T. Haimonskinder.)

2. *Die Frau* tritt weniger als Liebhaberin denn als *Intrigantin* auf, die den Mann leitet. (Reste: Ebenda. Einigemal in Bruchstücken späteren Epen eingefügt: in der Vorgeschichte des Girard de Vienne, die Folco-Aupais-Episode des Girart von Rossillon.)

3. *Der Mönch* wegen seiner friedlichen Bestimmung, Bartlosigkeit und seiner 'corone' verachtet. Zum Mönch scheren eine Strafe und Schande. Diese Anschauung bleibt wegen der Verbindung mit physiognomischen Vorstellungen am längsten. (Reste: Überaus häufig.)

B. **Wirkung der Eigenart auf die Darstellung.** Beide Parteien sind infolge der Anschauung der Zweckmoral so wenig idealisiert, dafs man mit der gewohnten Anwendung unserer Betrachtungsweise oftmals nicht recht im klaren ist, auf wessen Seite der Dichter steht, da beide Schandtaten und Treubruch üben. Infolge dieser objektiven Stellung des Erzählenden ist das Schicksalsmoment stark betont, es herrscht keine ausgleichende Gerechtigkeit, sondern nur das Recht des Stärkeren, weshalb der Name 'realistisch' gewählt wurde, während das dazugestellte 'barbarisch' die natürliche, ursprüngliche Auffassung menschlicher Verhältnisse kennzeichnen soll. Dafs dieses ganze Gebäude das günstigste Fundament wirklicher Tragik ohne schwarze Verräter ist, braucht nicht gesagt zu werden. (Nibelungen, Lothringer, Raoul.)

II. Die christlich- oder idealisch-ritterliche Periode. Den Zusammenschlufs der verschiedenartigen Elemente des Frankenreichs unter dem Christentum beförderte meiner Ansicht nach hauptsächlich der inferiore, andersgläubige Feind fremder Rasse. Während der Nordosten, der mit diesem nicht in direkte Berührung kam, bis in das 10. Jahrhundert bei der barbarischen Anschauung verblieb, ein Umstand, dem wir wahrscheinlich das Lothringerlied, sicherlich den Raoul von Cambrai (10. Jahrhundert) verdanken, zeigen die ersten Spuren fränkisch-altfranzösischer Dichtung einen neuen Charakter. A. **Symptome.** Moral: Unverbrüchliche Treue und Lauterkeit der Handlung selbst dem Feinde gegenüber; Unverletzlichkeit der Gesandten usw.

Frauen: Ihre Intrigantinnenrolle ist ausgespielt, meist kommen sie gar nicht vor. Alda-Hilda ist erst nach Interpolation in den Girart von Vienne, in das Rolandslied gekommen. Das fränkische (wahrscheinlich französische) Vorbild des Walthariliedes, die Geschichte Attalas von Langres enthält ebenfalls keine Frau, gewisse Theorien über Frauenliebe entwickeln sich aus germanischen und keltisch-romanischen Uranschauungen. Mönche: Der Stand bleibt zwar noch verächtlich, doch gilt es für ritterlich, Mönche wie Waisen zu schützen.

B. **Wirkung auf die Darstellung.** Die moralisch-christlichen Anschauungen führen zur Selbstidealisierung wie zum Herabdrücken des Gegners (ursprünglich nur des Heiden) unter das reale Niveau an Kraft, Können und Wert. Die Parteinahme wird dadurch immer deutlich, das Nationalgefühl liegt über dem Ganzen. Der idealischen Weltauffassung ist wirkliche, d. h. unverdiente Tragik unverständlich. Sie wird entweder durch göttlichen Ratschlufs aufgehoben (Kampf zwischen Olivier und Roland; Walthari) oder durch aller Möglichkeit entbehrende Figuren motiviert (Verräterepos). Die schliefsliche Bestrafung dieser ist unabwendbar. Die gottesgerichtliche Entscheidung in jedem Kampfe, die nichts Urgermanisches hat, sondern im Gegenteil auf christlichem Boden gewachsen ist, erhält einen unerhörten Umfang in Dichtung und Leben.

III. Die höfisch-romantische Periode. Wir können diese kurz abfertigen. Ihr Kern ist, dafs der Zweck der Handlung vollkommen verloren wird. Ursprung: Zeit der Kreuzzüge. Quellen: Hauptsächlich keltische Poesie, hieraus Idealisierung der Frauen, theoretische Ausbildung des Minnedienstes, auf keltischer und antiker Theorie fufsend. Die neue keltische Literatur verdrängte die alte epische Literatur, die so den Weg dieser dritten sonderbaren Periode nicht mitmachte. Sie flüchtete sich in das Bürger- und Bauernhaus, die in ihrem literarischen Geschmack die Wandlung zur zweiten Periode durchgemacht hatten, nun aber wieder zurückgingen, Reineke Fuchs und Eulenspiegel sich zu Idealen schufen und in Fabliaux und Schwänken zu einer realistischen Betrachtung von Männern, Frauen und Welt zurückkehrten. Die zwecklosen Kreuz- und anderen Fahrten der Ritter glossierten sie mit Ausdrücken wie: 'Den Tod König Arthurs rächen.' Ihre Satire ist geweckt und bietet eine reiche Sammlung.

Man entschuldige mir die lange Abschweifung. Es wäre nicht hinreichend gewesen, auf eine künftige Veröffentlichung hinzuweisen, da diese Scheidungen den meisten meiner Leser nicht geläufig sein werden. Das, was uns aber der Kontrast instinktiv sagte, als wir nach Durchlesen des *'Gaufrey'* an die Tributepisode kamen, beweist jene Scheidung schlagend. Es herrscht in dem Bruchstück die Zweckmoral, die uns — nach

unseren Anschauungen — beide Gegner in schlechtem Lichte zeigt: Karl, der seine Hilfeleistung verschachert, eine Figur, die im Epos des 14. Jahrhunderts unmöglich, nicht einmal im Vasallenepos früherer Zeiten glaubhaft wäre — Gaufrey, den der Dichter bis dahin als die Krone der Ritterlichkeit dargestellt, der allen seinen Brüdern Sitze und Frauen verschafft und nun unter der Leitung seiner eigenen Frau zum Treuebrecher wird. Und dies, trotzdem ein Dichter des 14. Jahrhunderts Adenès Muster vor sich gehabt hätte, der ja Gaufrey nach dem Geschmack seiner Zeit vollständig reingewaschen hatte, indem er ihn auf Reisen schickt. Ja, der frühere Verherrlicher Gaufreys geht so weit, dafs er den Dänen nach der Schandtat, den entzahnten Gesandten ein reiches Mahl vorsetzen läfst, ein Zug, der an Clodwigs Zeiten gemahnt, aber nicht an das 14. Jahrhundert. Aus der 'marastre' der *'Chevalerie Ogier'* hatte Adenès einen weiblichen Verrätertypus geschaffen, der in Abwesenheit des Mannes arbeitet. Hier haben wir die mächtige Intrigantin der Vorzeit, die den Mann beherrscht und ihn zum Werkzeug ihrer Pläne macht. Man beachte ihre Betrachtungsweise: Ogier hat keinen Wert mehr, denn sie ist schwanger und kann noch viele Kinder gebären. Keinen Funken von Sentimentalität, sondern absolutes Herrschen des Zweckes. Und diese Figur soll der Verfertiger des Grifon d'Hautefeuille dahingestellt haben? Er, der im Erfinden plumper und einfältiger Schandtaten seinesgleichen sucht und uns seine 10000 Verse lang gelangweilt hat? — Wenigstens hat er den Takt, uns diese alte Stelle ohne Zufügungen zu überliefern. Keiner der gewaltig umrissenen Charakterzüge erhält eines seiner gewohnten Prädikate wie 5330: felon traïtour, 10484: Grifon plain de tricherie. Karls Tributforderung, Gaufreys Schandtat bleibt unglossiert, nur von der Königin heifst es:

Qui moult estoit diverse et plaine de maltes.

wie es auch in ältester Zeit gelautet haben würde: 'Gewitzigt (so wohl die ursprüngliche Bedeutung als Gegensatz von simple, "einfältig") war sie und voller Arglist', d. h. eine Charakterbestimmung ohne Qualifizierung nach späterer Anschauung. — Gewaltig schreitet die Erzählung fort, knapp im Bilde und Ausdruck, bewunderungswürdig in Darstellung und Charakteristik, in Komposition und Detail.[1]

Auch das Detail bietet eine ganze Anzahl Züge, die jeden Kenner des ältesten Epos wie merowingisch-kärlingscher Altertümer stutzen machen und bald in ein Fieber der Erregung versetzen. Die Schändung besteht in Bartabschneiden, Scheren

[1] Den Dichter des Gaufrey charakterisierte dagegen Gröber (*Grdr.* II S. 800): 'Seine Rede ist ebenso derb wie phrasenreich'.



einer Mönchskrone, Ausreifsen je eines Zahnes. Erstere beiden auf den physiognomischen Vorstellungen älterer Zeiten fufsend, dafs Bart- und Haarlosigkeit schimpflich ist und einen schlechten Charakter verrät. Hiermit mischt sich die Sitte, dafs der Bart und das ungeschorene Haupthaar das Zeichen der Freien war. Die Verachtung des Mönchtums der ältesten Zeit entspringt zum Teil daraus.[1] Der ausgebrochene Zahn gehört unter die allgemeinen Vorstellungen, dafs jeder, dem ein Glied fehlt, physiognomisch gezeichnet ist. Daher das Nasen- und Ohrenabschneiden als Bestrafungen gewisser Verbrechen.

Nun wirft mir wohl einer oder der andere ein, es sei überflüssig, über diese Stelle zu verhandeln, denn da der Dichter des übrigen *'Gaufrey'*, Huon von Bordeaux, in auffallender Weise kopiere, habe er auch diesen Schimpf dem Huon entnommen. Denn Huons Strafe für den Tod Karlots besteht darin:

Huon 2356. s il ne puet .IIII. dens raporter
Et le grant barbe Gaudise l'amiré ...
Mais ne retourt en France le regné.

(Die anderen vorher genannten Bedingungen: tausend Sperber, tausend Bären, tausend Jungfrauen, tausend Jünglinge solle Gaudise als Tribut an Karl schicken, halte ich nicht für alt. Wenn auch [5729] Huon vor Gaudise diese Forderungen wiederholt, sind es am Schlufs Bart und vier Zähne, die ihm die 'Verräter' stehlen wollen, damit er ohne diese vor Karl erscheine, sein Leben demnach verfallen sei [8929].) Trotz der im Gaufreyschlusse zugefügten Mönchskrone liegt es nun nahe, diese Stelle aus Huon abzuleiten, obgleich mit dem Beweise, dafs die Partie, der sie zugehört, sehr alt ist, beide Schändungen unabhängig voneinander sein können, da sie ältesten Vorstellungen entsprechen — d. h. es läge sehr nahe, sie voneinander abhängig zu machen, wenn nicht die Szene im *'Gaufrey'* durch den grimmigen Scherz des Königs gekrönt würde, der den entzahnten Gesandten ein reiches Mahl vorsetzen läfst, die der *'Huon'* wegen Umdrehung der Rollen nicht nachahmen kann:

10684. Quant ot fet les mesages ainsi appareillier,
A chascun une dent de la gueule sachier
E leidement la barbe plumer e roongnier
Pour monstrer a Karlon e li plus courouchier,[2]
La table lor fet metre sans point del atargier
Et a fet aporter largement a mengier.
Mes ne menjassent pas pour les membres trenchier.

---

[1] Über die physiognomischen Vorstellungen des französischen Mittelalters sammele ich schon lange und werde in absehbarer Zeit mit Fertigem vortreten können.

[2] Hs.: Pour li plus courouchier.

Diese barbarische, in der ritterlichen Periode unmögliche Handlungsweise weist für mich auch die Zahnoperation der Entstehungszeit des Gedichtes an, dessen Bruchstück wir behandeln. Die Stelle ist unabhängig von der entsprechenden im Huon, im Gegenteil ist nun gerade diese letztere verdächtig, weil sie das Motiv in romantischer, politisch unmöglicher Weise mifsbraucht und mit dem gezeigten geringen Verständnis ihrerseits Entlehnung wahrscheinlich macht.

Trotzdem möchte ich auf Grund des Huon für die älteste Gestalt unserer Stelle eine Konjektur riskieren. Kaiser Karl verlangt vier Denare von Gaufrey, Gaufrey schickt ihm die Gesandten mit den Haaren und den Zähnen zurück nicht ohne Sinn:

10672. Leur cheveus et lor barbes e lor dens fet liier
Es pans de lor chemises liier et atachier
Et si lor fet sus sains jurer et fianchier
Que a Kallon diront le fort roi et le fier
Que en despit de li les fet si atirer
Et que ch'est le quevage que li doit envoier.

Er fafst die Haare und Zähne neben der Schändung als den schuldigen Tribut auf. Sie sollen ihn in eine Ecke des Hemdes einnähen.[1] Es sind dreizehn Gesandte, also dreizehn Zähne. Karl hat aber vier Denare gefordert. Im Huon sind es denn auch vier Zähne, die Gaudise missen mufs. Und wie wir als Kenner des alten Epos wissen, hat beim 'capaticum' die Zahl vier eine besondere Bedeutung. Demnach sind es nicht dreizehn Gesandte, die von Karl an Gaufrey gesandt werden, sondern nur vier, jedem wird ein Zahn gezogen — macht die zum Symbol des servage notwendige Zahl vier. Die Erklärung des Tausches dieser Zahlen ist eine paläograpische. Von IIII. wurde der erste senkrechte Strich für X gelesen. — Diese Ausführung ist keine blofse Hypothese, sie wird durch den Anfang des *'Ogier'*, der seinerseits die symbolische Vierzahl der Denare verloren hat, bestätigt:

6. Atant es vos quatre de ses mesages.

Man sieht, wie die Zahnungen der beiden Bruchstellen zusammenpassen.

Somit ist der *'Huon'* nicht nur verdächtig, seine 'vier Zähne' einer Entlehnung zu verdanken, sondern es ist erwiesen, dafs sie ihm nicht ursprünglich zugehören. Denn die vier Zähne an und für sich haben weder kulturhistorisch noch poetisch irgend einen Sinn, wenn sie nicht als

[1] Vgl. weiter unten, S. 335, 336 und *'Ogier'*:

4508. faites prendre Bertran a son ostel
Et si li faites andex les elx crever,
En son giron en un pan les nöes
Por le cavage.

Verspottung der Forderung von vier Denaren auftreten wie im *'Gaufrey'*. Wem der *'Huon'* die vier Zähne entlehnt hat, kann wohl auch nicht mehr zweifelhaft sein: der *'Geisel Ogier'*, aber bereits innerhalb der *'Chevalerie'* stehend, da er dieser auch eine Reihe anderer Züge entnommen hat. (S. Voretzch, *Ep. Stud.* I, S. 154—164; S. 350 Abs. 1 ist dementsprechend zu revidieren.)

Aber vier Denare ein Symbol, ist denn das absichtlich und nicht willkürlich? Ich habe bereits in einer Mitteilung in der *'Beilage zur Allgemeinen Zeitung'* bei Gelegenheit der Wehrsteuer darauf hingewiesen und folgende Beispiele beigebracht. Im *'Otinel'* schreibt Karl sein Heer aus:

688. Ke ne remaine neïs uns chevalers,
Qui dunt n'i vienge; e qui ne poet aler
A seint Denise rende quatre deniers.

Die Heerbannbufse der Franken, die Dahn (*Germanische und romanische Völker,* 3, 1147 etc.) zu 60 Solidi ansetzt, ist ungleich höher. Diese vier Denare sinken deshalb zu der üblichen 'Scheinbufse', der eine symbolische Bedeutung innewohnt, herab. Da aber nur der Waffendienst tuende Heermann frei ist (Heermann und Freier Mann sind in der Bedeutung identisch), so kann nicht unklar sein, was dieses Symbol bedeutet. Mit der Abgabe der vier Denare wird der Abgebende zum Minderfreien, die Summe ist das 'servage'. In den *'Saisnes'* verlangt Karl dieses servage von den Hérupois; im *'Guy de Bourgogne'* soll es unter besonderer Formalität, die das Symbol völlig als solches charakterisiert, beigebracht werden. Hier fordert Estous von Lengres in einem Tone, der seinen Namen motiviert, den Heidenkönig auf, sich taufen zu lassen oder, wenn er dies nicht wolle:

1925. E se ce ne veus faire, d'el te covient paller:
Fai dont une grant bourse entor ton col noër
E fai .IIII. deniers en la boursse poser,
E, par non de servage, li venras aporter.[1]

Damit haben wir es ausgesprochen: das Symbol macht zum Unfreien, die Formalität geschieht 'par non de servage' = 'fällt unter den Begriff' servage. — Genau so im *'Gaufrey'*. Hier sagt die intrigierende Frau von dem Tribute:

10620. Miex voudroie mourir que fussies serf clamés.
Gardes que nul servage nul jour ne li rendes.

Nirgends wird so klar wie hier, dafs es sich nur um eine 'Scheinbufse', ein Symbol handelt, wenn der Dänenkönig nur eine so lächerlich kleine Abgabe entrichten soll. Die Formalität ist hier einfacher als im *'Guy de B.'*, zu welch ersterem aber der

[1] Die beiden letzten Verse habe ich umgestellt.

'Ogier' in späteren Partien der *'Enfances'*, d. h. der ersten Branche der *'Chevalerie'*, eine ausgezeichnete Parallele liefert. Ogier wird von Charlot verspottet:

> 1491. 'Ogier dist il fel quvers (collibertus!) renoies,
> Sers de la teste rendans quatre deniers,
> En une borse de serf seront loié
> Ce doit vo pere le mien qui France tient
> Soient pendu au col d'un blanc levrier
> Si li envoie a Rains ou a Orliens
> François le doivent e huer e cachier.'

Und zum Beweise, dafs diese lächerliche, vom Vater aufgegebene Position dem alten *'Ogier li Danois'* eigen ist und nicht auf späteren Erfindungen beruht, mufs Ogier im *'Renaut von Montauban'* ähnliche Reproviers ertragen:

> von Maugis: 'Unques li vostre peres ne fu sans traïson:
> (205, 7.) Il vous laissa en France forostagie Charlon
> A Saint Omer en Flandres par tel devisïon
> Dont vous estes cuivers et subgies a Karlon,
> Quatre deniers rendans del chief e del menton.'
> von Roland: 'Unques de Danemarce ne vi preudome issir,
> (215, 1.) Fis à putain, coars, mauvais sers racatis,
> Por .IIII. deniers l'an estes aculvertis,
> En une grande borse seront li denier mis,
> Au col d'une levrière e lié e assis;
> François doivent le chien bien batre e bien ferir
> Tant viegne as pies Karlon, iluec doit il garir.'

Ich glaube nun nicht fehl zu gehen in der Annahme, dafs die Darstellung verderbt ist. Ursprünglich mufste, damit das Symbol rechtskräftig war, der sich Unterwerfende den Hund oder die Hündin tragen, um dessen Hals die Börse geschlungen war. Der Hund wurde, wie beim Spiefsrutenlaufen, geprügelt (ein mir sonst unbekannter Zug) und machte dem Tragenden gehörig zu schaffen, wobei auch für ihn manches abfiel.

So stimmt die Szene zu dem gemilderten germanischen Rechtsbrauch in Strafsachen. 'Symbolisch als abgeschwächte Todesstrafe gibt sich z. B. das Brandmarken ... das Hunde- oder Sattel- oder Strang- oder Pflugtragen.'[1]

Auch das Satteltragen ist der älteren französischen Epik als Strafe geläufig. Im *'Girart von Vienne'* kommt es zweimal vor, ebenso im *'Raoul'* und im *'Fierabras'*. Überhaupt gilt das Schleppen einer ungewohnten Last als Sklavenarbeit, also als schimpflich. In dem dem *'Perceforest'* einverleibten conte de la rose soll der blamierte Ritter als Wappen haben: 'escu noir a un chevalier armé de haubert chevauchié d'une damoiselle.' (Ro. XXIII, 100.)

---

[1] Amira, 'Recht' in Pauls *Grdr.* 2. 2. S. 178 und 2. Aufl. III, 198. Unter Friedrich Barbarossa wurde der Pfalzgraf bei Rhein wegen Landfriedensbruch noch zum Hundetragen verurteilt.

Wenden wir diese Anschauungsweisen und Sitten auf unsere besprochene Stelle im *'Gaufrey'* an, so wird uns der Sinn, die grimmige barbarische Ironie der Handlungsweise Gaufreys vollkommen klar: Die Gesandten fordern vier Denare als servage von ihm. Er läſst jedem von den vier Forderern einen Zahn ziehen und schickt so statt der vier Denare die vier Zähne. *'Chest le quevage que li doit envoier.'* — Das aber, wovon er sich hatte loskaufen sollen durch das servage, dazu macht er die Boten selber: zu Unfreien durch Scheren: *En despit de li les fet si atirer.*

Der Anfang des *'Ogier'* enthält, wie gesagt, nur Andeutungen dieser Dinge, von den vier Denaren speziell kein Wort, auch nicht von dem Verlust der Zähne. Adenès, der bereits im 13. Jahrhundert die Reste in den späteren Partien des *'Ogier'* nicht mehr verstehen konnte, unterschlug die vier Denare ebenfalls und den Charakter der Abgabe als servage. Und da soll ein ungebildeter Spielmann des 14. Jahrhunderts ein derartig kulturhistorisch getreues, dichterisch entsprechendes Bild entworfen haben zu einer Zeit, in der kein Rechtsgelehrter diese rechtsgeschichtlichen Altertümer noch gekannt haben würde? Noch dazu der Spielmann, der an den ersten 10 000 Versen des *'Gaufrey'* schuld ist? Das ist undenkbar!

Wir sind noch nicht zu Ende. Unter allen Stellen, die ich zum Verständnis von Scheinbuſsen beibrachte, ist diese hier, wenn mich nicht alles täuscht, eine der ältesten, wenn nicht die älteste, ja die vorbildliche. Nicht einmal, mehrmals wird verlangt

.IIII. deniers d'or.

In meinen Sammlungen finde ich nur noch zwei dieser entsprechende Stelle in der altfranzösischen Epik:

Fierabras 5605. De .IIII. deniers d or la teste racatee.
Huon 6347. Vous me rendres .IIII. deniers d or cler
Et a tous jors mes liges hons seres.

Vom Fierabras wissen wir aber, daſs er als Nachepos seine Motive überall hernimmt, und vermuten deshalb ein Echo in ihm. Über den Huon hat bereits S. 334 f. entschieden.

Vorab ist ein 'denier d'or' = denarius aureus im 12. und 13. Jahrhundert etwas durchaus Ungewöhnliches. Eine fremde Goldmünze dient statt einer einheimischen, wir lesen, wenn eine solche gebraucht wird, stets nur von besans = Byzantiner. Die Goldprägung war unter den ersten Kärlingern sistiert worden und die Silberwährung eingeführt. Doch finden wir von Ludwig dem Frommen an bereits weitere Goldmünzen, 'und das blieb das ganze Mittelalter so, wenn auch die Goldmünzen viel spärlicher sind als die Silbermünzen und heute zu den gröſsten Raritäten

unserer Münzkabinette gehören.'[1] Zahlungen dagegen wurden, wie übereinstimmend aus Kulturgeschichten und Münzkunden zu ersehen, bis zu den höchsten Beträgen in Silber geleistet. Auch die Literatur bestätigt dies, wofür ein Paar Beispiele:

Mainet 118. Cent sols li ont doné de deniers d'argent blanc
Et deus onces d'or fin et un mulet amblant.

'Cent sols' sind 1200 Denare; zwei Unzen Gold sind natürlich ungemünzt, die Unze hat bis zu 14 Goldstücke Wert.

Aiol. .IIII. saus porteres, fieus, de deniers.
Montaigl I. 86. Ein Haus: valoit de loier 20 livres de paresis l'an
Ille u. Gal. 320. Largent li baille e la balance
E cil en a mil mars peses.
Trubert 35. Dis sols li fit ...:
41. Des deniers ot il vint e cent.
53. ... 'Vous l aurez por cinc sous.' —
'Quanz vinz sont se?' ce dit li fous
'Ce sont troi vinz', fet li vilains.
etc.

Man sieht hieraus, daſs die Zahlung in einheimischem Gold im Gedichte eines Spielmannes des 14. Jahrhunderts nichts Gewöhnliches ist; ganz ungewöhnlich aber ist der Ausdruck: 'denarius aureus'.

Herr Dr. Hilliger schreibt mir hierüber: 'Was den Ausdruck denarius für eine Goldmünze betrifft, so läſst er sich zuerst nachweisen (im Mittelalter) in der lex Frisionum (Mon. Germ. leges Tom. III), die etwa zur Zeit Karls des Groſsen entstanden ist (vielleicht 803). Er läſst sich dann bis ins 13. Jahrhundert verfolgen.'

Damit ist, denke ich, erwiesen, daſs der Spielmann oder Kompilator des 13. oder 14. Jahrhunderts, für den es keinen denier d'or gab, und der eine Goldmünze gleich den anderen besans genannt haben würde, kopierte und nicht erfand. 'Ja', wirft man mir ein, 'kopierte schon, aber nicht aus einer postulierten "Geisel Ogier"!' Ich bin auf den Einwurf gefaſst und kann ihn widerlegen. Denn auch der *'Ogier'* des 12. Jahrhunderts enthält in einer Rückerinnerung an den verlorenen Anfang:

3629. Quatre deniers qu'il devoit aporter,
Nient d'argent ains estoient d'or cler.

Wobei die Bemerkung: 'keine silberne, sie waren aus Feingold' beweist, daſs bereits an der Wende des 12. ins 13. Jahrhundert dem Nichtjuristen ein denarius aureus etwas nicht mehr Bekanntes war.

[1] Laut einer brieflichen Mitteilung von Herrn Dr. Hilliger-Leipzig, dem ich für seine Unterstützung und Fingerzeige in dieser Frage recht zu Dank verpflichtet bin. Auf seinen Aufsatz 'Der Schilling der Volksrechte und das Wergeld' in *'Hist. Vierteljahrsschr.'* 1903, S. 175 ff. möchte ich die Kulturhistoriker aufmerksam machen.

Soviel über den Golddenar; jetzt über die Vierzahl. Hier finden wir nun weniger Ungewöhnliches, im Gegenteil stimmen die Chansons de Geste mit dem überein, was uns die Kulturgeschichte lehrt: der fränkische Königszins beträgt, soweit wir ihn nach rückwärts verfolgen können, stets vier Denare. Sehen wir hierzu Ernst Mayers *Deutsche und französische Verfassungsgeschichte* (1899) ein.

I. Bd. S. 29. 'In Frankreich sind vier Denare für den mansus oder für den Kopf zu zahlen.' Hierzu Beispiele aus den Jahren 971, 1101, 1138; auch an altfranzösische Romane ist gedacht. — Fremde erwerben Heimatsrecht durch Zahlen der Kopfsteuer. S. 32 74 Beispiele aus den Jahren 1069, 1232. — Godefroy 'Dictionnaire' hat Beispiele aus den Jahren 1300, 1372, 1436. Hierbei zu erinnern, dafs zwar die Vierzahl gewahrt, aber der Charakter als *'servage'* natürlich längst verloren ist.

Den gleichen Betrag der Kopfsteuer für die älteste Zeit erschliefst der Verfasser indirekt:

S. 29. 'Vom 8. Jahrhundert an wird eine Abgabe, die bisher an den König gegeben wurde, nunmehr an die Kirche weitergezahlt ... 30. Dann ergibt sich aber ein Rückschlufs von der Höhe der kirchlichen Abgabe auf den Königszins ...: In Frankreich, am Oberrhein und in Alemannien tritt ganz allgemein und ausnahmslos (für diese Kirchensteuer) derselbe Satz von vier Denar auf.'

Wer zahlt die Steuer? Verfasser führt in den folgenden Partien aus, dafs die Königssteuer eine 'Freienabgabe' gewesen sei, dafs also 'frei' nicht = steuerfrei, sondern nur als 'nicht leibeigen' aufzufassen sei. Die engere Klasse der Steuerfreien unter den Nichtleibeigenen das seien diejenigen gewesen, die man 'franci' nannte, in welchem Worte früh die Bedeutung der Stammesangehörigkeit erlischt (S. 39).

Wer zahlt im Epos unter den Stammesangehörigen diese Steuer? Wer sich dem Kriegsdienst entzieht. Mayer hat ein hierzu passendes Beispiel aus Urkunden S. 42 [121]. Welche Bedeutung geniefst die Steuer dort? Durch die Steuer kauft sich der der Leibeigenschaft Verfallene von dieser wieder los. Ogier wird 'sers rachetes' und 'culvers' (collibertus in Grundbedeutung!) genannt. Mayer bringt folgendes bei:

S. 41. 'Die Minderung des Freienrechtes, die in der Steuer liegt, drückt in Sachsen das Wort libertus aus.'

Der Anfang der Saisnes ist sicherlich eine historische Erinnerung: wie durch den Neid der anderen steuerfreie Stämme zur Zahlung des Königszinses herangezogen wurden und sich dem widersetzten.

Aber der *'Ogier'* verlangt ja den Königszins nicht von Einheimischen, sondern von Feinden. Man lese hierzu Mayer, S. 47:

'Ist der Königszins eine Freienabgabe ... so finden sich daneben verblafste Spuren von Abgaben unterworfener Völker.'

So dafs diese ganz alleinstehenden vier Golddenare im *'Gaufrey'*, die nicht als Kopfsteuer erhoben werden, sondern symbolisch nur von einem tributpflichtigen Herrscher gezahlt werden sollen, sich vollends als ein uraltes ehrwürdiges Denkmal erweisen. In seiner Art urgermanisch, so dafs wir kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, dafs in einer Periode stärkerer Romanisierung ein derartiges Motiv nicht mehr hätte ersonnen werden können, weder literarisch noch politisch, und wir deshalb in ihm eine historische Reminiszenz aus den Konflikten Karls d. Gr. mit germanischen Stammesfürsten sehen müssen. Der bisher verachtete 'Gaufreyschlufs', den ein glücklicherweise iepter Spielmann oder Kompilator ohne Zusätze dem Anfang der *'Geisel Ogier'* entnahm, wird dadurch zu einer unserer wertvollsten Partien der altfranzösischen Literatur überhaupt.

Betrachteten wir bisher den Gaufreyschlufs für sich, müssen wir ihn jetzt auf sein Verhältnis zum *'Ogier'* prüfen. Voretzsch fällt nun über die erste Branche der *'Chevalerie'* folgendes Urteil:[1] 'Das Gedicht über die *'Enfances Ogier'* ist eine Nachbildung der alten *'Chanson d'Aspremont'*, hat somit wie diese zur historischen Grundlage die Sarazenenkämpfe des 9. und 10. Jahrhunderts in Italien, an dem Helden selbst aber ist nicht mehr das geringste historisch. Der Dichter der *'Enfances'* hat Ogier zum Dänen gemacht, welcher in dieser neuen Form aufserordentlichen Beifall gefunden hat.' Diese Hypothese — übrigens die einzig mögliche, wenn man kein besonderes Lied von der dänischen Geisel anzunehmen geneigt ist — empfiehlt sich nicht sonderlich. Wenn von einem festen Dichtungskörper aus nach rückwärts gebaut wird, so werden sich kaum gröfsere Widersprüche zeigen, da man den Kern immer im Auge hat. Anders freilich, wenn man diesem einen Fremdkörper voranstellt, dann häufen sich die Widersprüche in Charakteren und Geschehnissen, wie z. B. im Girart von Rossillon zwischen Doppelhochzeit und dem übrigen Gedichte, im Girart von Vienne zwischen der Witwenepisode und der Belagerung. Die fortwährenden Widersprüche im *'Ogier'*, der unvereinbare Kontrast zwischen einem fremden Königssohn und einem rebellischen Vasallen sprechen nicht dafür, dafs der Anfang der *'Chevalerie'* eine ihr zuliebe gemachte Erfindung ist.

Zudem wird in dieser Theorie zu wenig Gewicht auf die Zeugnisse der Karlsdichtung gelegt, die zu erwecken die 'Enfancesdichtung' kaum alt genug ist. Auch ist ja die Geiselschaft des Ogier in dieser letzteren derartig Nebensache (sie füllt ein paar hundert Verse als Nebenmotiv und wird dann aufgehoben),

[1] *'Über die Sage von Ogier dem Dänen'*, 1891, S. 98.

dafs sich die ganz bestimmt gefafsten Anspielungen kaum hierauf beziehen können, sondern auf ein Gedicht, in welchem gerade die Geiselschaft Hauptsache war, und in welchem, wie es die klare Exposition verlangt, Ogier in seine königlichen Rechte trotz der Stiefmutter wieder eingesetzt wird. So sagt denn auch Pseudoturpin als Beweis hierfür: 'Ogerius rex Daciae, de hoc canitur in cantilena.'[1]

Mit der bewiesenen Altertümlichkeit von Resten der *'Geisel Ogier'* auf Grund vorstehender Argumente haben wir ein Recht, ihr Bestehen als Ganzes zu behaupten, die Anspielungen des Karlsepos der *'Chevalerie'* abzunehmen und dem verlorenen Gedicht zu geben, somit aber auch die Entwickelung der ganzen Sage von einem anderen Standpunkte aus zu betrachten.

II. Die Entwickelung der Ogiersage.

Die Ogiersage hat folgende Stadien zu verzeichnen:

I. **Ursprüngliche Dichtungen.** 1. Die Geisel Ogier. Erhalten ist uns der Anfang in Vers 10466 bis 10706 der einzigen Handschrift des *'Gaufrey'*. Darstellungsweise wie Altertümer weisen auf ein sehr hohes Alter. Die Erhaltung verdanken wir wahrscheinlich folgendem Umstand: Der historische Dänenfürst Gaufrey, Vater des Ogier, spielte in dem Gedichte die Rolle, die er noch heute hat. Ein zyklischer Dichter des 12. Jahrhunderts dichtete die vorherigen Erlebnisse dieses Gaufrey, wie er sich Dänemark erobert habe, setzte am Schlufs den alten Anfang der *'Geisel Ogier'* fast unverändert hin und machte mitten darin einen Bruch, mit dem er den *'Gaufrey'* beschlofs und den *'Ogier'* begann. Da sämtliche Hss. der *'Chevalerie Ogier'* mit dieser Bruchstelle beginnen, so gehören sie auch sämtlich dieser zyklischen Dichtung an. Der langweilige *'Gaufrey'* wurde meist fortgelassen und erhielt sich so nur in der einen Handschrift, in der er bedeutende Erweiterungen und Überarbeitungen des 14. Jahrhunderts zeigt; während z. B. Vers 7419 zu lesen ist: 'Chi comenche la geste ... Des enfanches Ogier', beginnen diese erst 3000 Verse später.

Die alte Entwickelung der *'Geisel Ogier'* ist vollkommen verweht. Die Anspielung im *'Renaut de Montauban'*, die Wahrscheinlichkeit, wie die Vorliebe für das Martyrium junger Heldenschaft, besonders den Märchen, die jeder in der Kinderstube kennen gelernt hat, entnommen, weisen Gabs und Reproviers, die Ogier als vom Vater aufgegebene Geisel erdulden mufs, diesem

---

[1] Die Vertauschung Daniae > Daciae, die meinen Vorarbeitern Kopfzerbrechen bereitet und gar zu Hypothesen verleitet hat, ist nicht alleinstehend. Vgl. Pertz, Script. I, S. 532: 'Northwegia ... in qua habitant Gothi, et Huni, atque Daci.' Hier ist an die Dacier nicht zu denken.



Gedichte als ursprünglich zu. Dafs eine Befreiung aus der Gefangenschaft, eine Wiedereroberung Dänemarks, eine Bestrafung der Schuldigen den Kern ausmachte, ist nicht gut zu bezweifeln.

2. Der 'Rebelle Ogier'. Wir haben es hier mit einem Gedichte zu tun, das auf historischen Vorgängen beruht, wie sie in der interessanten Stelle der Chronik angedeutet werden: '771. Karolus Synodum habuit Valentianis, Karlomannus defunctus est Salmontiaco; uxor eius cum duobus filiis et Otgario marchione ad Desiderium regem, patrem suum confugit.'[1] Da die *'Chevalerie Ogier'*, die einzige Komposition, die den 'Rebellen Ogier' enthält, die ursprünglich selbständigen *'Enfances'* diesem voranstellt, die ja an die *'Geisel Ogier'* angeknüpft hat, wird die historische Ursache zur Flucht des Rebellen Ogier an Desiiers Hof verwischt. Der *'Geisel Ogier'* wird nämlich die Verspottung der Geisel (von seiten Charlots, Karls Sohn) als Konflikt entnommen (Ursache: Charlots Neid), die ursprünglich direkt (a. n. Version), dann auf Umwegen (fr.-it. Vers.: Bauduin) zur Ermordung des Beleidigers führte, dem *'Rebellen Ogier'* wurde dagegen die hieraus sich ergebende Flucht oder Verbannung zu Desiier entnommen. Trotzdem wurden einige Hinweise auf den alten historischen Konflikt des *'Rebellen Ogier'* (Bergung von Karlmanns Söhnen) vom Vereiniger vergessen. Einen derselben wies Gaston Paris nach:

'Ogier' 4423. J'en afui a cest roi Desiier,
Passai Mongieu por ma vie alongier,
S'en amenai Loëys e Lohier,
Ces deus enfans petis a alaitier,
Qu'il voloit faire ocire e detranchier.

Die historische Deutung dieser Partie hat an Voretzschs Kritiker Ph. A. Becker[2] einen Gegner gefunden. Er sieht in dem *'Rebellen Ogier'* eine junge Nachahmung des Girart von Rossillon, des Prototyps aller Rebellen. Über die Verse 4423 ff. schreibt er (407): 'In diesen beiden Kindern will G. Paris die Söhne Karlmanns sehen, und er meint, dafs diese Verse nicht anders zu erklären sind als wie ein fossiles Überbleibsel aus den ältesten Fassungen der Ogierdichtung. Zunächst bin ich nicht recht überzeugt, dafs diese zwei Knaben Karlmanns Söhne sind, es könnten ganz gut Ogiers Söhne gemeint sein ...' Die Konjektur ist für die in der genannten, nicht sehr glücklichen Kritik angewandte Methode typisch. Denn wenn man den Ogier auf die Namen Looïs und Lohier durchstudiert, findet man eine weitere Stelle, die über ihre Rolle aufklärt. Karl spricht unter dem Einflufs seiner Barone zu seinem trotzigen Sohne Charlot:

1528. 'Callot, dist il, mult es outrequidies ...
Se dex en France me done repairier

[1] Laubacher Annalen; Voretzsch, op. cit. S. 14.
[2] *Lit. Bl.* 1895, S. 401.

Ja de ma terre ne tenras mais plain pie;
Ainc le donrai e Louis e Lohier.'
E dist Callos: 'Dehe ait qui en quiert![1] —
J'en conquerrai au fer e a l'achier,
Si en arai que mal gre en aies!'

Ob diese Kinder die Söhne Karlmanns sind, oder ob die Dichtung, was für mich das wahrscheinlichere ist, Karlmann und Karl bereits verschmolzen hat, so daſs sie jüngere Brüder, vielleicht Stiefbrüder Charlots sind, ist gleichgültig — jedenfalls sind sie berechtigte Konkurrenten Charlots bei der Thronfolge. Wir haben in dieser Stelle ein Beispiel des gewöhnlichsten Kunstmittels altfranzösischer Epik, der 'andeutenden Vorbereitung' des Konflikts, der in den von G. Paris beigebrachten Versen einen 'Nachhall' findet; der Konflikt selber ist durch einen persönlichen Anlaſs zu Streitigkeiten zwischen Ogier und Charlot (der *'Geisel O.'* entnommen) verwischt worden.

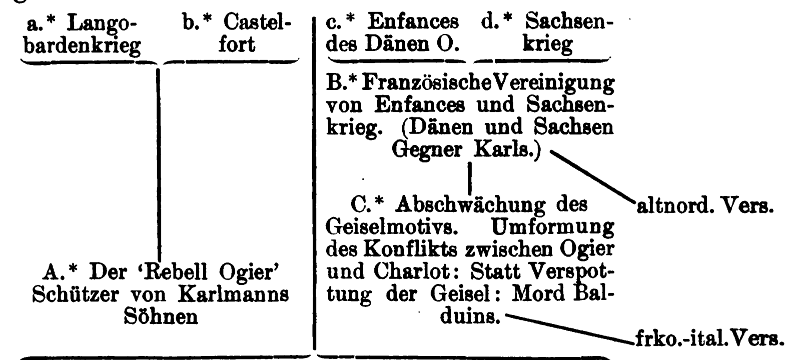
II. Sekundäre Dichtungen. Vorbemerkung. Die *'Chevalerie Ogier'* zerfällt bei genauer Betrachtung in eine Anzahl selbständiger Teile, die in einer Dichtung ausgesprochen zyklischen Charakters vereinigt sind. Voretzschs Ansicht über diese Vereinigung ist folgende:[2] 'Es bestanden in älterer oder jüngerer Gestalt, von verlorenem abgesehen, folgende fünf Dichtungen selbständig nebeneinander, die in verschiedener Weise zu Zyklen kombiniert wurden:

1. Langob. Krieg 2. Castelfort 3. Balduin 4. Enfances 5. Sachsenkrieg
[= Rebell Ogier] altnord. Version
franko-ital. Version
Chevalerie Ogier.'

Ich bin nicht geneigt, an eine dreimalige zyklische Bearbeitung zu glauben, ebensowenig aber, mit Becker, eine gemeinsame Auslassung des *'Rebellen Ogier'* in der franko-italienischen und nordischen Version anzunehmen. Eine strenge Methode kann nur unter ganz besonderen Umständen eine Auslassung annehmen, da diese der allgemeinen Tendenz, zu erweitern, zuwider läuft; ebenso kann aber eine strenge Methode nicht eine dreimalige Erweiterung des ursprünglichen Gedichtes um ein gleiches als zufällige Coïncidenz betrachten, sondern muſs diese Übereinstimmung auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen suchen. Es repräsentiert demnach die altnordische Version die älteste Stufe der *'Enfances'*, die franko-italienische eine erweiterte jüngere, erst die *'Chevalerie'* ist im eigentlichen Sinne zyklisch, d. h. vereinigt

[1] 'Zum Teufel, wer hier bittet. — Ich werde es mir erobern.'
[2] Auf Grund einer persönlichen Mitteilung.

alles, was sie von ihrem *'Ogier'* kennt. Das Schema der Entwickelung ist meiner Ansicht nach deshalb folgendermaſsen zu gestalten:



D. Vereinigung beider Gedichte in der *'Chevalerie Ogier'*, indem der 'Rebell Ogier' (A) zwischen 'Enfances' und 'Sachsenkrieg' von C. gestellt wird. — Von zwei Konflikten ist einer zu viel: So wird der Konflikt von C. gewählt (Balduins Mord)[1] und der Konflikt von A. (Charlot gegen Karlmanns Söhne) unterdrückt. Aus Unachtsamkeit ist die technische Vorbereitung dieses letzteren Konflikts und sein Nachhall (vgl. S. 343) stehen geblieben.

Nun die einzelnen Stufen und Teile:

1. Die Enfances. Wir haben folgende Unterabteilungen: a) Die Rückkehr der Gesandten an den Dänenkönig, b) Zug Karls über die Alpen nach Rom; Ogier als Geisel beim Heer, c) Änderung der Stellung Ogiers, indem er sich auszeichnet, d) Sein Zweikampf gegen Karaheu, e) Sein Zweikampf gegen Brunamont; endgültige Besiegung und Vertreibung der Heiden aus Italien.

Der Kern der Komposition ergibt sich ungezwungen als eine Nachahmung von Aspremont. Voretzschs Belege hierfür sind fast alle vollgültig. Sicherlich ist jedoch die Geiselschaft Ogiers nicht nur in Nachahmung von Rolands Gefangenschaft in Laon erfunden, da sie überall hinderlich ist und eine bloſse Nachahmung von Aspremont in diesem Falle restlos hätte glücken können, sondern durch Vorsetzen eines fremden Anfangs bedingt (vgl. S. 340). — Von den beiden Kämpfen ist natürlich nur einer der ältesten Enfancesdichtung angehörig. In der Tat ist der erste

[1] Voretzsch schreibt über Balduin (S. 40): 'Ferner ist die Verbindung mit Bauduinets Tod im franko-italienischen Text sowohl der französischen als der skandinavischen Überlieferung fremd und augenscheinlich willkürlich.' Voretzsch muſs hieraus schlieſsen, daſs die franko-italienische Version und die *Chevalerie* unabhängig voneinander den 'Bauduin' zu verschiedenen Zwecken einfügten. Meine Erklärung scheint mir ungezwungener zu sein.

mit Karaheu (= 'die ganze mittlere Partie des Gedichts') eine Interpolation, wie Voretzsch auf den Seiten 88, 89 seines Buches in zwingender Weise erwiesen hat. Seine Untersuchung hierüber ist derartig, daſs sie nebst Lektüre der entsprechenden Stelle im *'Ogier'* in Seminarprogramme aufgenommen werden sollte. Der Kampf mit Karaheu (vgl. Karadoc; Ro. XXIX 380: Le roi Hoël de Kerahès:[1] bretonisch?) ist übrigens nur eine Nachahmung des Kampfes zwischen Olivier und Roland auf der Vienneinsel um Aude:

1757. Es les barons trestos quatre ens en l'ile
E Gloriande, la cortoise mescine.

Der Kampf findet ebenso wie im Girart auf einer Insel statt, wie im Girart für eine ältere Stufe zu erschlieſsen, ist die Heldin (wozu hier des Brunamont Braut genommen wurde, was Widersprüche schafft) mit ihnen auf der Insel (Urtypus: Entführung). Karaheus bietet sie beim Versöhnungsversuch Ogier zur Frau an, genau wie Olivier Roland seine Schwester. Als dann Karaheus sich Karl stellt, um Ogier zu retten, finden wir auch noch eine Anspielung auf das dem Kampfe im Girart folgende Kompagnonage. Brunamons sagt nämlich zu Ogier:

2574. 'Por Karaheu deves vos ben parler,
Car andoi estes compagnon afié!'

2. Der Sachsenkrieg. Die von Voretzsch beigebrachte Prachtstelle: 'Auctarium ducem qui in cantilena vocatur Lotharius superbus', in der Becker, um seinen Standpunkt nicht aufzugeben, einen Schreibfehler sehen muſs, zeigt das Bewuſstsein, daſs man Chlothars Taten auf Ogier übertragen habe. Ebenso sicher wie die Benutzung des merowingischen Sachsenkrieges ist die Nachahmung von Rolands und Fernacutus' Zweikampf beim Zweikampf Ogiers und Braiants innerhalb dieser letzten Branchen. Die Befreiung der englischen Königstochter ist einem Artusroman entnommen. Entgangen ist es Voretzsch, daſs die Schluſspartien eine Nachahmung des Roland sind (von 12203 ab). Ogier ficht allein gegen viele, den Rücken mit einem Felsen gedeckt. Karl zieht ihm zu Hilfe:

12497. Kallon chevauche, cui maltalens aigrie,
Embrons sous l'elme (= Roland 1834).

Die Widerrüstung der Heiden entspricht dem Baligant. In der Schlacht haben die Heiden 30 Staffeln (= Rol. 3217).

12617. En la menor, c'est verité provee,
Sont trente mil, cascun brogne endossie (= Rol. 3219);

die Christen 13 Staffeln (Rol. 3084: 10 Staffeln):

12636. En cascune ot vingt mil (= Rol. 3029).

[1] *Rom. Forsch.* Bd. IV, S. 319. Karahès = Carhaix in der Nähe von Nantes.



Die Stimmung der Kampfszenen im Roland imitieren folgende Tiradenanfänge:

12702. Grans fu l estors e la bataille estraigne.
12720. " " " la noise e li hustin.
12752. Grans fu li caples, jamais tel ne veres.
12853. " " " " e li estors felon.
12878. La bataille est mervillouse e pesant.
(Rol. 1320, 1412, 1620.)

Aufserdem: Die Beschreibung von 12643 Val Secrée = Val neire (Rol. 980), Ogier 12867 Fausaron (= Rol. 879, 1213), Ogier 12705 Corsabron (= Rol. 1235 Corsablis).

III. Ergebnisse, die Echtheit der 'Geisel Ogier' betreffend, und deren historische Grundlage.

Wenn wir also die ganze Enfancesdichtung übersehen, d. h. die Komposition, die uns die altnordische und franko-italienische Version erhalten haben (von neuen Zutaten dieser abgesehen), so enthält dieselbe folgendes Konglomerat:

1. Anfang unbekannter Herkunft: 'Dänische Geisel'. 2. Paraphrase von Aspremont. 3. Der Streit Ogier-Charlot = ursprünglich Verspottung einer Geisel. 4. Paraphrase von Chlotars Sachsenkrieg. 5. Imitation des Kampfes zwischen Roland und Fernagu. 6. Episode aus unbekanntem Artusroman. 7. Imitation von Partien des Rolandsliedes.

Wir haben es ersichtlich mit der eklektischen Arbeit einer späteren, durchaus literarischen Einflüssen ausgesetzten Periode zu tun, die kaum viel vor das 12. Jahrhundert zu rücken ist. Der Dichter kopiert die Vorlagen nicht mehr, verleibt sie nicht mehr als Ganzes seiner Komposition ein, sondern er imitiert sie, weil er sie nicht mehr auswendig kann. Nirgends zeigt er das Bestreben, der eigenen Phantasie Spielraum zu lassen, immer läfst er diese durch Gedichte, nicht durch Geschehnisse befruchten, nimmt also alles aus zweiter Hand. Hieraus ergibt sich aber: Auch die *'Dänische Geisel'* (No. 1 und 3) ist kaum sein Eigentum, sondern beruht ebenfalls auf einem ihm bekannten, beliebten Gedichte. Es ist das selbe, auf das die Anspielungen und Nennungen des Dänen(königs) Ogier gehen (Pseudoturpin, Roland, Renaut), die auf jener durchaus epigonenhaften Nachdichtung, den *'Enfances'*, chronologisch wie literarisch nicht beruhen können.

So sind es in erster Linie **literarhistorische Erwägungen,** welche die Ursprünglichkeit der *'Geisel Ogier'* stützen. **Kulturhistorische** kommen helfend von einer anderen Seite: Denn Altertümer, rechtliche und moralische Anschauungen weisen die im Gaufreyschlufs erzählte Vergeiselung Ogiers einer frühen

Periode an. Beide Argumente vereinigt fordern sodann, dafs die *'Geisel Ogier'* älter ist als der *Huon,* der ihr ein Motiv entnimmt (vgl. S. 334, 335), älter als die Anspielungen des *Karlsepos* und des *Pseudoturpin.* Wann aber ist (absolut gefafst) die Periode ihrer Entstehung? Das könnte nur eine **historische Grundlage** lehren, deren Auffindung zugleich als dritte Stütze unserer Argumentation das, was bisher wahrscheinlich war, zum historischen Faktum erheben würde.

Welche sind nun überhaupt die historischen Vorgänge, mit denen man die *'Geisel Ogier'* zusammenbringen könnte? Es sind dies die Konflikte zwischen Göttrik, König der Dänen, den die Frankenchroniken Godofredus nennen, und Karl dem Grofsen. Die historische Überlieferung nach Einhards Annalen gibt von diesen folgendes Bild: Im Jahre 804 hatte Karl mit den Sachsen zu schaffen. Rebellen dieser hatten sich zu Godofredus, dem König der Dänen, geflüchtet, der mit seiner Flotte und Reiterei nach Sliesthorp, einem Orte (Festung?) an der sächsischen Grenze, kam. Er versprach dabei, sich einer Unterredung zu stellen, aber auf den Rat der Seinigen hin[1] liefs er es und rückte nicht näher. Karl safs während dessen bei Hollenstedt an der Elbe und sandte von hier aus Boten an G., er solle die Überläufer ausliefern. Über den Erfolg dieser Gesandtschaft schweigt die Chronik, woraus zu schliefsen ist, dafs sie Ursache zum Schweigen hatte. Dahn schreibt hierüber: 'Er scheint die Auslieferung verweigert zu haben, da die Annalen von einem Erfolg der Gesandtschaft Karls schweigen und Göttrik alsbald als Feind auftritt.'[2] Karl zog sich Mitte September nach Köln zurück und entliefs sein Heer. — Auf vier Jahre scheint seine Nähe den wilden Dänen zur Ruhe gebracht zu haben. Erst 808 schien ihm der Zeitpunkt zu weiteren Unternehmungen gekommen. Wahrscheinlich hatte er inzwischen Heer und Flotte verstärkt und fiel nun mit den Wiltzen vereint in das Land der Abodriten ein, eines slavischen Volksstammes. Hierbei wurde sein ältester Neffe Reginaldus getötet. Er selbst zog sich mit reicher Beute zurück, zerstörte den wohl den Abodriten gehörigen Stapelplatz,[3] den die Dänen 'Reric' nannten, und fing an, auf der Grenze zwischen Dänemark und Sachsenland einen gewaltigen Damm zu bauen, der von der Ostsee (Ostersalt) bis zur Nordsee reichen sollte, hiermit weitreichende Pläne verratend. Karl hatte infolge der Nachrichten hiervon einen seiner Söhne gegen ihn geschickt,[4] das bewog den Dänen, der von dieser Seite lieber Ruhe haben

[1] Consilio suorum inhibitus propius non accedit.
[2] Dahn, *Germ. u. rom. Völker,* III, 1107.
[3] 'emporium'; später läfst G. den Abodritenkönig Thrascus dort ermorden.
[4] S. Amandi (Pertz I, S. 14).

wollte, im nächsten Jahre dem Kaiser mitteilen zu lassen, er habe gehört, er zürne ihm wegen des Einfalls in das Land der Abodriten, und bäte um eine Unterredung. Über den Ausgang der Verhandlungen wird abermals geschwiegen, jedenfalls fühlte sich G. stärker wie je, da er bei einer Zusammenkunft mit Thrasco, dem Abodritenkönig, dessen Sohn als Geisel verlangte und erhielt. Das nächste Jahr scheint er sich ausersehen zu haben, gegen die unbequemen Nachbarn und Karl selber offen loszuschlagen; nun brüstete er sich rückhaltlos: 'vanissima spe victoriae inflatus, acie se cum imperatore congredi velle.' Mitten in diesen Unternehmungen wurde er durch den Tod aufgehalten, von einem Vasallen ermordet. Da nicht einer seiner Söhne, sondern ein Neffe Hemming (810 bis 812) ihm folgte und seine Söhne nebst Anhang später (813) 'qui apud Sueones exulabant' genannt werden, nehme ich an, daſs auf Betreiben der Partei dieses Neffen der Mord vor sich gegangen ist. Lange erfreute sich Hemming des so erworbenen Thrones nicht, bereits 812 melden die Chroniken auch seinen Tod. Erbitterte Kämpfe um die Krone folgten, in denen die Neffen eines (von Gottfried depossedierten?) Königs Harold (Herioldi quondam regis) wieder ans Ruder kamen und sich als Friedenspartei zeigten: 'Harioldus et Reginfridus reges Danorum missa ad imperatorem legatione pacem petunt et fratrem suum Hemmingum sibi remitti rogant.' Eine Bitte, der auch im nächsten Jahre Gewähr geleistet wurde: 'iuramentis utrimque factis pax confirmata et regum frater eis reditus est.'

In den Folgejahren geht wieder alles drunter und drüber, Harold ist mit Gottfrieds Söhnen, die mit ihrem Anhang aus Schweden zurückgekehrt sind und nun die nationale Partei repräsentieren, andauernd im Streit, während Karl ihn als Mitregenten nicht halten kann. Nur 821 und 822 war vorübergehend Ruhe: 'De parte Danorum omnia quieta eo anno. Harioldus a filiis Godofredi receptus.' Übrigens waren diese inneren Parteiungen Karl nicht ungünstig; er konnte endlich Gesandte und Missionare zur Erforschung des Landes mit Erfolg hineinschicken. Die Christianisierung begann, 826 lieſs sich auch Harold in Mainz taufen.

Nun zu der dänischen Geisel, dem Königsneffen Hemming. Wir wissen nicht, bei welcher Gelegenheit er an Karl ausgeliefert worden ist, es ist aber selbstverständlich, daſs dies nicht unter Gottfried, der selber Söhne besaſs, geschah, sondern eben noch unter der Regierung von Hemmings Vater Harold. Für das fränkische Volk, das die dänische Geisel am Hofe des Kaisers einhergehen sah und bemitleidete, war es ohne Belang, daſs in Dänemark seine Familie depossediert worden war, er blieb der vergeiselte Königssohn (mit Neffen arbeitet die Sage nicht).

Gottfrieds kühne Unternehmungen, die auf ihn keinerlei Rücksicht mehr nahmen, mufsten das so wie so rege Interesse an ihm aufserordentlich steigern, da er in steter Lebensgefahr zu schweben schien und es sie ungeheuerlich deuchte, dafs der Dänenkönig auf seinen vermeintlichen Sohn in seinen Unternehmungen keine Rücksicht nahm. Wo aber Fragen sind, ist für die Fabel der günstigste Boden. — Des Kaisers ebenso unbegreifliche Langmut, der die Geisel trotz der Übergriffe seines Volkes verschonte, wie seine endliche Befreiung aus der Geiselschaft trugen vollends dazu bei, die Fabel, die sich um den nun den Blicken Entschwundenen wand, weiterzuspinnen und den Helden derselben bis zum Königsthron emporsteigen zu lassen. Dabei kannten sie nicht einmal seinen Namen und supponierten ihm einen anderen zu seiner Zeit häufigen: 'Ogerius, rex Daciae' (d. h. Daniae). Man wird mir zugeben müssen, dafs diese annalistischen Berichte von Einhards Chronik einen kaum minder festen Boden für die '*Dänische Geisel Ogier*' ergeben als die Notiz über eines anderen Ogier Flucht mit Karlmanns Söhnchen zu Desiderius für den '*Rebellen Ogier*'. Wenn auch nicht, wie in diesem, sich der Name des Hauptthelden erhalten hat, weil er keinen dem fränkischen verwandten Namen hatte (auch Göttrik wird geändert!), sind doch als Grundpfeiler der Handlung Karl und Godofredus festgeblieben in Namen, Charakter und Beziehungen. Der listige, treulose Barbar, der Karl aus seinem sicheren Dänemark bald umschmeichelt, bald verhöhnt, der seine Gesandten unverrichteter Sache oder gar verspottet zurückschickt, worüber die Chroniken natürlich schweigen, — Karl seinerseits, der machtlos einen günstigen Augenblick erwartet und in Händen nur eine Geisel hat, deren Vernichtung für die gegnerische Regierung eher ein Dienst als ein Schlag sein würde, — mufsten den in die diplomatischen Aktionen Uneingeweihten so vorkommen, wie sie uns der Beschlufs des '*Gaufrey*' durch einen glücklichen Zufall bewahrt hat. Aus solchen Elementen entsteht eine beliebte Sagenfigur, wie die dänische Geisel Ogier, an die das Karlsepos noch so oft denkt, nicht aber aus der angeblichen Interpolation eines Nachdichters, wie man bisher annahm, ohne Rücksicht auf die hohe Altertümlichkeit der behandelten Stelle.

München. Leo Jordan.

Nachschrift. Ich bemerke soeben, dafs die Gefangensetzung Ogiers und seine Befreiung zur Rettung des Landes mit Belisars Geschichte und Sage derartig übereinstimmt, dafs an einem Zusammenhang nicht zu zweifeln ist. Ich werde ausführlicher darauf zurückkommen. L. J.

Die korsischen Quellen von Chamisso und Mérimée.

I. Korsische Gastfreiheit.

1830.

Weder in den Werken noch in der Korrespondenz Chamissos ist eine Andeutung zu finden, woher er den Stoff genommen. Die eingehendste Arbeit über Chamisso, die mir bekannt geworden, ist eine französische Doktorthese: *Adalbert de Chamisso de Boncourt (1781—1838). Thèse pour le Doctorat ès Lettres présentée à la Faculté de Toulouse* par Xavier Brun (Prof. d'allemand au lycée de Lyon), Lyon 1896.

S. 252 findet sich unter anderen Quellenangaben zu des Dichters Werken folgender, für einen nicht sehr eingehend literarhistorisch vorgebildeten Menschen geradezu beschämend lapidarischer Hinweis: 'Hospitalité corse (1830). Chamisso a tiré ce sujet des Feuilles de Palmier.'

Ich mufs gestehen, dafs ich mich redlich in der französischen Literatur nach den 'Feuilles de Palmier' umgetan habe. Ich habe auch die liebenswürdige Hilfe einiger gelehrten Bibliothekare der Bibliothèque Nationale angerufen. Ein so betiteltes Werk war nicht aufzufinden. Ich schrieb darauf in meiner Not, auf die Gefahr hin, mich lächerlich zu machen, an Herrn Brun von Paris aus. Ich erhielt keine Antwort. Da entdeckte ich unvermutet in dem geschriebenen Katalog der Bibl. Nat. folgenden Titel: *Feuilles de Palmier, contes orientaux par Herder et Liebeskind,* par E. Hallberg, Professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres de Toulouse. 1e partie. Paris 1883.

Das Büchelchen enthält eine kleine Auswahl der Erzählungen und ist zum Übersetzen ins Französische bestimmt.[1]

Inwiefern der Toulouser Literaturprofessor an der Quellenangabe der Toulouser Doktorthese beteiligt ist, ist gleichgültig, mir liegt nur daran, die Angabe selbst als unzutreffend hinzustellen. Ich denke, jeder wird mir recht geben, der die kleine Erzählung im 3. Teil der *'Palmblätter' (Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend* von J. G. Herder und A. J. Liebeskind [Weimar, 1786]. Neue Ausgabe. Durchgesehen und ver-

---

[1] Im letzten Sommer fand ich in einem Bücherkasten am Seine-Kai ein anderes Schulbuch: *Contes populaires par Scherdlin, Grimm, Musäus, Andersen, Herder, Liebeskind (Feuilles de palmier)*, Hachette, 1897, aus dem ich ersah, dafs die Vererbungstheorie bei derartigen Unterrichtsmitteln noch in voller Kraft ist. Das gilt natürlich nur für Frankreich.

bessert von F. A. Krummacher. Berlin [G. Reimer], 1831) liest. Auf S. 73 ff. hören wir nachstehendes:

Grofsmuth und Gastfreiheit.

Ibrahim, einer der letzten Abkömmlinge von dem Geschlecht der Ommiadischen Kalifen, erzählte oft folgende Begebenheit seiner Flucht, als die Abassiden sein Geschlecht vom Throne stiefsen und sich der Herrschaft bemächtigten.

Ich lebte in Kufu und ahndete das Unglück nicht, das unser Haus schon betroffen hatte. Ein ungewöhnliches Geräusch zog mich ans Fenster; ich erblickte die ganze umliegende Gegend mit Soldaten angefüllt, und sogleich erkannt' ich an den schwarzen Fahnen die Truppen der Abassiden. Ich war aufser Stande, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Um mich zu retten, blieb mir nichts übrig, als mich so gut wie möglich zu verbergen. Ich veränderte in aller Eile meine Kleider und lief, mit allen Zeichen einer grofsen Bestürzung, in das Haus eines Mannes, von welchem ich wufste, dafs er ein Feind meiner Familie war, und bat ihn um eine Freistatt, ohne mich zu erkennen zu geben.

Osmin erkannte mich in meiner Verkleidung nicht; er nahm mich sehr wohl auf, führte mich in ein verborgenes Zimmer, behandelte mich auf's beste und liefs es mir an keiner Bequemlichkeit fehlen. Da er jeden Morgen ausritt und einen Feind aufzusuchen schien, so bewog mich meine Erkenntlichkeit, ihm zu versichern, dafs sein Feind auch der meinige sey, und dafs ich mit Vergnügen, um mich dankbar gegen ihn zu erweisen, seine Rache auf mich nehmen würde, sobald er mir nur seinen Feind kenntlich machen wolle.

'Der Feind,' antwortete Osmin, 'dem ich nachstelle, ist Ibrahim, ein Wütrich, der meinen Vater ermordet hat. Da seinem Geschlechte alle Rechte zum Throne entrissen sind, so steht meiner Rache nichts im Wege; ich habe keinen heifseren Wunsch, als ihn auszuforschen und ihm alles Böse, was er an mir verübt hat, doppelt zu vergelten.'

Dies war mir unerwartet, und um ihn nicht durch meine Bestürzung auf einen Argwohn zu bringen, gab ich mich ihm zu erkennen.

'Ich bin Ibrahim, den du suchst,' erwiderte ich; 'es thut mir leid, dafs ich unter andern Umständen deinen Vater getödtet habe, aber deiner Rache will ich mich nicht entziehen; deine grofsmüthige Aufnahme macht mir die Aufrichtigkeit zur Pflicht.'

'Bewahre mich Gott', versetzte Osmin, 'dafs ich deine Aufrichtigkeit mifsbrauche. Ich weifs, was mir meine Rache befiehlt, wenn ich dich aufser meinem Hause antreffe; aber ich weifs auch, was die Rechte der Gastfreyheit mir gebieten.'

Er entfernte sich, liefs mich durch seine Leute vor die Stadt bringen und mir tausend Zechinen und ein flüchtiges Pferd zustellen, um mich so schleunig als möglich entfernen zu können. Man urtheile, wie sehr ich bei dieser That von Dankbarkeit, von Bewundrung und Scham durchdrungen seyn mufste.[1]

Die Ähnlichkeit zwischen dem Gedicht Chamissos und dieser Erzählung beruht nur auf der Heilighaltung des Gastrechts. Dafür

---

[1] Herrn Direktor Prof. Dr. Ludwig Bellermann verdanke ich den Hinweis, dafs G. K. Pfeffel denselben Stoff in einem früher viel verbreiteten Gedicht 'Ibrahim' behandelt hat (vgl. *Ausgewählte poetische Werke* von G. K. Pfeffel. Leipzig [Reclam], S. 100 f.). Pfeffel hat aber aus anderer Quelle geschöpft; denn bei ihm erweist der alte Emir Ibrahim dem Mörder seines Sohnes Omar, Gufsmann, die hochherzige Gastfreundschaft.



ließen sich mehr Parallelen ziehen. Wagner braucht, um nur ein Beispiel anzuführen, für die Szene zwischen Hunding und Siegmund gewiß nicht diese Geschichte gekannt zu haben.

Sofort aber erkennen wir unser Gedicht in der Anekdote, die Robert Benson in seinen *Sketches of Corsica, or, a Journal written during a visit to that island in 1823.* London, 1825 erzählt. S. 47 berichtet er:

The families of Polo and of Rocco had long entertained a violent hatred towards each other. The former resided in the village of Tosa, the latter at Orbellara. Important business called the chief of the family of Polo into the neighbourhood of Orbellara; and as he left his house suddenly, he conceived his rivals would not be aware of his journey. When about to return homeward, he learnt that emissaries of Rocco were lying in ambuscade to attack him. The day was on the decline, and darkness soon surrounded him; whilst one of those dreadful tempests arose, which are not unfrequent in the south of Europe.

Polo knew not which way to direct his steps; each moment he expected to find himself in the midst of his enemies, to whom the flashes of lightning were so likely to discover him. Danger thus besetting him on all sides, he determined to knock at the house of his antagonist, Rocco, the chief of the family. A servant appears. 'Go', said he to her, 'tell your master that Polo wishes to speak with him.' At this name, so dreaded by all the family, the servant trembled with horror. At length Rocco presented himself; and with a calm look, and unfaltering voice, asked Polo what he wanted of him at such an hour. 'Hospitality,' Polo answered; adding 'I know that many of your household are concealed in my road homeward, for the purpose of taking my life; the weather is frightful; and I know not how to avoid death, unless you afford me, for this night, an asylum.' — 'You are welcome,' replied Rocco; 'you do me justice, and I thank you.' Then, taking him by the hand, Rocco presented him to his family, who gave him a cold although courteous reception. After supper, Polo was conducted to his chamber. 'Sleep in peace,' said his host; 'you are here under the protection of honour.' On the following morning, after breakfast, Rocco, well knowing that his emissaries were watching for Polo, conducted his guest to a torrent, beyond which he might securely proceed. They here parted, and Rocco added, as he bade his companion adieu, — 'In receiving you into my house, I have done my duty, you would have saved my life under similar circumstances; here then end the rights of hospitality. You have insulted me; and my hostility has been for a time suspended: but it revives on our parting; and I now declare to you again, that I seek for revenge. Escape me if you can; as I, on my part, shall be on my watch against you.' 'Listen,' replied Polo; 'my heart is overwhelmed, and my anger is extinguished. Follow your projects of revenge, if you choose; but, for me, I will never stain my hands with the blood of one, to whom I owe my life. I have offended you, you say; well, forget it, and let us be friends.' Rocco paused for a moment, embraced his enemy, and a reconciliation ensued, which, extending itself to the two families, they lived afterward on the best terms imaginable.

Hier ist also, einschließlich der Namen, das ganze Gedicht Chamissos. Doch Bensons Fassung ist nicht das Original. Er verdankt auch diese Erzählung sicher, wie er es selbst S. 76 gelegentlich einer anderen erwähnt, dem Prof. Renucci, den er persönlich kennen lernte, und der solche für die Korsen ruhm-

vollen Anekdoten in der Società d'istruzione pubblica del Dipartimento del Golo[1] vorzutragen pflegte. Er hat sie später in einem Bändchen: *Novelle storiche Corse.* Bastia, 1827 (in erster Auflage) vereinigt.

In der dritten Auflage des Büchleins (Bastia, 1838), die ich besitze, steht die Geschichte von Polo und Rocco an erster Stelle unter dem Titel: *'L'Ospitalità',* und Renucci hat sie am 14. frimaio, anno XII (7. XII. 1803) in der erwähnten Gesellschaft vorgelesen.

Ein Vergleich der italienischen und der englischen Fassung zeigt, daſs Benson nur gekürzt hat. Er läſst die moralisierende Einleitung fort, die Renucci als Pädagoge und Patriot liebt, und er übergeht die Unterhaltung der Gegner während des Abendessens, die, wie in Korsika selbstverständlich, politischer Natur ist. Darin stimmt Chamisso mit der englischen Fassung überein. Andererseits hat Benson in seinem Manuskript die Namen der Ortschaften nicht mehr ordentlich lesen können. Statt Fozzano oder, wie es auch heiſst, Fozzà setzt er Tosa, statt Arbellara: Orbellara. Sofern nur Druckfehler vorliegen, sind sie ihm entgangen. Für Chamisso kommt dies freilich nicht in Betracht, da er keine Ortsnamen gibt. Auſserdem spricht Benson von den Familien Polo und Rocco und 'the chief of the family of Polo'. Dies scheint auf einer irrtümlichen Auffassung des italienischen Textes zu beruhen, wo im Eingang erwähnt wird, daſs Feindschaft herrschte: 'fra le famiglie di Polo da Fozzano e di Rocco d'Arbellara'. Chamisso kennt entsprechend der italienischen Fassung nur Polo und Rocco schlechthin.

Wollte man nun entscheiden, ob Chamisso direkt Benson oder Renucci benutzt hat, so ist man auſser den eben erwähnten Auslassungen und Vereinfachungen nur auf Kleinigkeiten angewiesen. Für die Benutzung Bensons spricht noch, daſs bei Renucci Polo auf Roccos Frage nach seinem Begehr antwortet: 'Chieggo l'ospitalità. L'agguato de' tuoi parenti, la tempesta, e più ancora il vivo desiderio di serbarmi in vita per farti la guerra mi spingono a domandartela.' Diesen Zug, den herausfordernden Trotz in solcher Lage, finden wir weder bei Benson noch bei Chamisso.

Für die Benutzung Renuccis könnte sprechen:

1) Die Schilderung des Gewitters: 'una spaventevole tempesta accompagnata da grandine, lampi e tuoni minaccia d'inabissare l'universo.'

---

[1] Über diese Gesellschaft berichtet Renucci in seiner *Storia di Corsica.* Bastia, 1834. Danach beschäftigte sie sich mit Handel, Agrikultur, Naturgeschichte und Politik. Auch literarische Erzeugnisse wurden vorgelesen. Sie bestand etwa sieben Jahre und löste sich auf, als die beiden Departements der Insel in eins verschmolzen wurden.

Chamisso: Die Blitze erhellen die finstere Nacht,
Der Regen strömt, der Donner kracht,
Der mächtige Wind im Hochwald saust,
Der wilde Gießbach schwillt und braust.

Benson sagt nur trocken: '— one of those dreadful tempests arose which are not unfrequent in the south of Europe.'

2) Bei Benson antwortet Rocco: 'You are welcome. You do me justice, and I thank you.'

Renucci läßt ihn sagen: 'Sii dunque il ben venuto, o Polo ... Ora mi accorgo che tu sei un mio degno avversario.'

Auch Chamisso gebraucht dieses 'würdig': 'Ich weiß dir Dank, daß würdig du hast Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast.'

3) Renucci erzählt nach dem Empfang des Gastes durch die Familie: 'Vesti di panno lano vengono subito offerte al nuovo ospite, un fuoco ben acceso gl' intiepidisce le intirizzite membra, ed una cena frugale, ma condita dalla sicurezza, pienamente lo rifocilla.'

Benson übergeht dies mit einem einfachen 'After supper'.

Chamisso erwähnt: 'Sobald er am Herd sich gewärmt und gespeist.'

4) Der Schluß unseres Gedichtes stimmt mehr mit der italienischen Novelle überein. Da ich von ihm noch in anderem Zusammenhang zu reden habe, so verweise ich hier auf S. 355 uud 356.

Immerhin sind dies alles unbedeutende Einzelheiten, und bei der sonstigen völligen Übereinstimmung der beiden Fassungen dürfte eine Entscheidung, welches die unmittelbare Vorlage für Chamisso gewesen ist, kaum möglich sein.

Man könnte noch fragen, ob denn die kleine, in Bastia erschienene Novellensammlung Renuccis in Paris bekannt war. Dies ist der Fall; denn die *Bibliographie de la France* (Pillet aîné) vom 10. Mai 1828 zeigt das Bändchen an.

Endlich will ich nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß die italienische Fassung auch in französischer Übersetzung zugänglich war. Im Jahre 1819 hat nämlich ein ancien conseiller à la Cour de Corse, M. Réalier-Dumas, ein *Mémoire sur la Corse* erscheinen lassen. Er bietet nichts Eigenes, entstellt dagegen in fühlbarer Voreingenommenheit gegen das Land seiner amtlichen Verbannung vielfach seine fossilen Erwerbungen. So gibt er folgenden Extrakt unserer Novelle: Un habitant de la campagne retournait de Bastia à son village. Il est surpris par le mauvais temps; la nuit survient; il s'égare. Enfin, à la lueur des éclairs, il croit apercevoir une maison; il y court, il frappe. C'était celle de son plus cruel ennemi. 'Entre,' lui dit cet homme, 'et partage mon souper et mon lit. Demain, si le temps le permet, tu continueras ta route.' Le repas fait, ils couchent ensemble; et le

lendemain le voyageur retourne tranquillement à sa maison. Quelques jours après, il fut assassiné par le même homme qui lui avait si généreusement donné l'hospitalité.

Eine ganze Reihe Schriftsteller lehnen sich gegen das vielfach ungerechte Pamphlet Réalier-Dumas' auf. So, sehr leidenschaftlich, Pompei in seinem *État actuel de la Corse, caractères et mœurs de ses habitants.* Paris, 1821. — Ebenso mit sehr verständigen Gründen und Beobachtungen De Beaumont (Sous-Préfet de l'arrondissement de Calvi) in seinen *Observations sur la Corse.* Paris, 1822. — J. F. Simonot, *Lettres sur la Corse.* Paris, 1821, zerpflückt Zeile für Zeile die oft verzerrten und falschen Mitteilungen des früheren Gerichtsrats. Von unserer Novelle sagt er: Ce trait qu'il a puisé dans une petite nouvelle historique, lue à la Société d'instruction du Département de la Corse, est entièrement défiguré. L'auteur, M. Renucci, professeur d'éloquence et principal du collège de Bastia, ayant eu la complaisance de me prêter une copie de l'original italien, je vais en donner ici une traduction abrégée, pour que vous puissiez juger à quelle distance respectueuse M. Réalier-Dumas se tient de la vérité, lorsqu'il raconte des anecdotes. Die Geschichte endigt dann mit der Versöhnung der Gegner. Endlich will ich noch erwähnen: P.-J. Marsili (Prof. au ci-devant collège royal de Bastia), *Observations au mémoire de M. le Conseiller Dumas.* Ajaccio, 1820.

Ich führe dies alles hier nur an, um zu zeigen, wie man sich gerade in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts rege mit der Insel beschäftigte, und wie die gebildete Welt auf die im Jahre 1827 erscheinenden Novellen Renuccis vorbereitet war.

Wichtiger nun als eine nach Lage der Dinge wohl unmögliche Entscheidung, welche Fassung Chamisso benutzt hat, scheint mir nur noch eine Betrachtung, was der Dichter an Eigenem hinzugetan hat.

Da ist in erster Linie die Knappheit seiner Darstellung gegenüber dem Original zu rühmen. Jede persönliche Reflexion ist vermieden. Sein Gedicht wirkt plastisch, und wie der bildende Künstler verschwindet der Dichter hinter dem Stoff. Die einleitende Naturschilderung versetzt uns sofort in die angemessene Stimmung. Nicht wie im Original wird erst eine Magd auf das Klopfen Polos gerufen, um den Flüchtigen bei ihrem Herrn zu melden, sondern erwartungsvoll harrt Rocco am Fenster auf die Kunde von dem gelungenen Anschlag. Dadurch wird geschickt die ängstliche Spannung in dem Hörer erreicht. Den Namen des erwarteten Boten Giuseppe hat Chamisso hinzugefügt. Ein psychologisch feiner Zug, der freilich auch durch den Schluſs der Originalnovelle an die Hand gegeben ist (Polo è il mio nemico; egli mi ha acerbamente offeso) und für die Benutzung dieser

Fassung sprechen könnte (vgl. S. 353 f.), ist es, daſs Chamisso sich nicht damit begnügt, die lange Feindschaft der beiden Familien als eine Tatsache hinzustellen, sondern den geplanten Mordanschlag zu rechtfertigen und uns damit von vornherein auch den alten Rocco menschlich näher zu bringen sucht. Der ungeduldig Lauschende ruft noch einmal seinen Leuten im Geiste zu: 'Geschmähet seid ihr — trefft ihn gut! Wascht rein die Schmach in seinem Blut!'

Unübertrefflich in ihrer eindrucksvollen, von verhaltener Leidenschaft erfüllten Wortkargheit sind die folgenden Strophen:

Da pocht's an die Tür, er fährt empor,
Er öffnet schnell — wer steht davor? —
'Du, Polo? — zu mir? — zu solcher Zeit?
Was willst du? rede.' — 'Gastlichkeit.

Die Nacht ist schaurig, unwegbar das Tal,
Es lauern mir auf die deinen zumal.'
'Ich weiſs dir Dank, daſs würdig du hast
Von mir gedacht: Willkommen, mein Gast.'

Nicht zu übersehen ist noch, daſs bei Chamisso der alte Rocco in der Besorgnis für die Sicherheit seines Gastes ihn selbst beim Morgengrauen weckt, um ihm das Geleit zu geben.

Und endlich hält Chamisso dadurch den herben, herrischen Ton des Gedichtes fest, daſs er den Gegner jenseit des Gieſsbachs unversöhnt scheiden läſst:

'Hier scheiden wir. Nach Korsenart
Hab' ich gehandelt; so tätest du auch;
Die Rache schlief; sie ist erwacht:
Nimm fürder vor mir dich wohl in acht.'

Benson gibt mit der Umarmung und Versöhnung der Gegner dem Ganzen einen sentimentalen Abschluſs.

Auch im Original des Renucci will Polo Roccos Verzeihung beim Abschied erlangen: 'Ti arresta, generoso nemico, grida Polo; no, io non partirò da questo luogo, senza aver ottenuto prima ... ma Rocco si era di già dileguato.' Auch dieser Umstand spricht für die Benutzung der italienischen Novelle (vgl. S. 354).

Freilich rechtfertigt sich Bensons Schluſs durch die von Renucci zugunsten seiner Landsleute und wohl auch wieder im erziehlichen Interesse hinzugefügte Bemerkung: 'Polo rientra nel suo abituro, tutto commosso e deliberatamente deciso di tentare ad ogni costo la riconciliazione con si nobile avversario. Rocco, dal suo canto, era occupato di simile pensiero.' —

Noch eine Bemerkung sei mir zu unserem Stoff gestattet, wenn sie auch nicht direkt mit Chamisso (oder Mérimée) zusammenhängt. Die Geschichte Korsikas hat zwar seit dem 15. Jahrhundert ihre Chronisten gefunden, aber natürlich erhielten sich

viele Überlieferungen in dem Gedächtnis des Volkes, flatterten von Mund zu Mund, wurden ergänzt, entstellt, kombiniert und von Person zu Person übertragen.

Das drolligste Beispiel einer souveränen Mythenbehandlung lieferte mir ein Wirt in einem kleinen Dörfchen in der Nähe des Senecaturmes. Ich wollte hören, was denn das Volk noch von dem auf die Insel verbannten Philosophen und seiner angeblichen Zufluchtsstätte wisse, fragte den Wirt in Gegenwart einiger anderen Dorfbewohner nach der Bedeutung der Torre di Seneca und erfuhr, Seneca sei ein alter Kaiser gewesen, der sich, von Kaiser Maximilian verfolgt, in jenen Turm geflüchtet habe.

Faure in seinem Buche: *Le banditisme et les bandits célèbres de la Corse.* Paris, 1858 erzählt unsere Geschichte der Gastfreiheit in mehr historischem Gewande. Ferrando de la Rocca, ein Neffe des berühmten Grafen Renucci, habe im Verlauf eines Streites mit Hirten den Sohn des Simon Paolo de la Zonza getötet. Die Frau des letzteren vertraut die Rache ihrem Bruder Paolo di Fozzano an, und zwischen diesen beiden Männern hätte sich unsere Begebenheit abgespielt.

Von der Großmut seines Gegners überwältigt, bittet Paolo den Grafen Ferrando, ihm zu seiner Schwester zu folgen. Diese erkennt den Mörder nicht. Paolo fragt sie: 'Was tätest du, Schwester, wenn du den Mörder deines Sohnes in deiner Gewalt hättest?' — 'Ich würde ihn mit Nadelstichen töten, sein Blut trinken, sein Herz verschlingen.' — 'Was tätest du, wenn du unter deinem Dache den hochherzigen Retter deines Bruders empfingest?' — 'Ich würde ihm zu Füßen fallen und sie, wie einem Engel, küssen.' — 'Nun, vor dir steht gleichzeitig der Mörder deines Sohnes und der Retter deines Bruders.' — Der Friede zwischen den beiden Familien wurde hergestellt.

Faure gibt an, sein Gewährsmann sei ein Hirt von 104 Jahren gewesen, der trotz des hohen Alters körperlich und geistig wunderbar rüstig war und sich für jedes Wort seiner Erzählung verbürgte. Die Einzelheiten hätte er einst von seinem Vater gehört, der ebenfalls 107 Jahre erreicht und den Grafen Ferrando selbst noch gekannt habe.

Historisch dies nachzuprüfen, war mir nicht möglich. Die Namen Rocco und Paolo machen diesen Ursprung der Novelle nicht unwahrscheinlich. Es kann aber auch eine spätere Übertragung vorliegen.

Schluß: Chamissos Gedicht 'Die korsische Gastfreiheit' beruht auf einer Novelle Renuccis: 'L'Ospitalità' (1803), die der Dichter nach der Veröffentlichung des Jahres 1827 wahrscheinlich selbst oder wenigstens in der englischen Nacherzählung Bensons benutzt hat.

II. Mateo Falcone.

Mérimée 1829. Chamisso 1830.

Herr Brun sagt l. c. S. 281: 'Cette pièce est tirée, comme le conte de Mérimée, du Journal de Voyage de Benson.' Sehen wir näher zu.

Benson wurde die Geschichte nach seiner Angabe von einem Franzosen, einem hohen Beamten der Insel, erzählt. Hören wir zunächst seine Darstellung. Einleitend sagt der Verfasser des Tagebuches, daſs die Korsen sich gern dem französischen Kriegsdienst durch Flucht in die Berge entziehen und dann von der Gendarmerie verfolgt werden. Dann heiſst es weiter:

On one of those occasions, a conscript presented himself to a shepherd of the interior, begging for concealment. The shepherd said: 'My house is at your service, but I think that of my son better adapted for your security; go to him, tell him I send you for protection.' The conscript departed and was received by the shepherd's son. There the gens d'armes soon discovered him; and the old shepherd learning that his son had been treacherous to the conscript, and that he had yielded to the temptation of a bribe, went to his son's house; and his suspicions being confirmed by actual confession, he destroyed his child on the spot.

Selbstverständlich ist hier der Kern der Dichtung gegeben, aber auch nichts weiter, und ich bezweifle, daſs, hierauf gestützt, Mérimée seinen 'Mateo Falcone' geschrieben hätte.

Nun fand ich in einem Werke, das später vielfach ausgeschrieben wurde, eine ursprünglichere, wahrscheinlich die erste Fassung. Im Jahre 1771 veröffentlichte der Abbé Germanes, vicaire général de Rennes, sein dreibändiges Werk: *Histoire des révolutions de Corse.* Im 2. Bande erzählt er eine Anzahl Anekdoten, die den korsischen Volkscharakter illustrieren sollen und von denen er versichert, sie seien geschehen: il y a trente et quelques années. Die Erzählung hat bei ihm (S. 254) folgende Form:

Deux Grenadiers du Régiment de Flandres, qui étoit en garnison à Ajaccio, désertèrent et s'enfoncèrent dans la campagne pour y être à l'abri des poursuites. M. de Nozières, leur Colonel et depuis Maréchal de Camp, fit le même jour une partie de chasse, accompagné de quelques Officiers et de quelques domestiques. Le hasard le conduisit sur les pas des deux Grenadiers, qui, l'ayant apperçu, se jetterent dans un marais couvert d'arbustes, à une petite distance de la mer. Un berger, qui gardoit tout près de-là son troupeau les avoit vus, et montra, avec le doigt, au Colonel le lieu de leur retraite. M. de Nozières, qui ne comprenoit pas ce signe, lui demanda ce qu'il vouloit. Le Berger s'obstina à garder le silence, et continua de lui montrer les arbustes du doigt et des yeux. On s'imagina qu'il y avait vu retirer quelques sangliers. On lâcha les chiens, qui s'acharnerent et firent soupçonner qu'il y avait une proie cachée. Les Officiers s'approchent, et découvrent par l'indication des chiens, la tête des déserteurs qui étoient enfoncés dans la fange jusqu'à la bouche. Ces malheureux sont conduits

à Ajaccio, et condamnés, dans le conseil de guerre, à passer par les armes le lendemain. Le pâtre, à qui le Colonel avoit donné quatre louis en récompense, ne put pas tenir secrète la joie qu'il en avoit, et raconta son aventure. Les Officiers la publièrent aussi dans la ville, pour contenir leurs soldats, et leur faire savoir qu'ils ne seroient point favorisés dans leur désertion par les naturels du pays. La famille du berger en est instruite et en frémit d'horreur. Tous les parens s'assemblent, et décident qu'il faut ôter la vie à ce monstre qui a déshonoré sa nation et sa famille, en recevant le prix du sang de deux hommes, comme l'infâme Judas l'avoit reçu du sang de Jésus-Christ: ils le cherchent, le saisissent, et le mènent sous les murs d'Ajaccio. Ils font venir un Religieux pour le confesser, et fusillent le coupable à la manière des François, en même-tems qu'on fusilla les deux déserteurs. Après l'exécution, ils remettent les quatre louis au Confesseur, et le chargent de les rendre aux Officiers qui les avoient donnés à leur parent. Nous croirions, lui dirent-ils, souiller nos mains et nos âmes, que de garder cet argent d'iniquité: il ne faut point qu'il serve à personne de notre Nation.

Damit sind wir gewifs einen beträchtlichen Schritt der Mériméeschen Dichtung näher gerückt. Renucci in der 7. Novelle, 'La Delazione punita' betitelt, l. c. S. 39, deckt sich, abgesehen von seinen volkserzieherischen und lokalpatriotischen Zutaten, völlig mit Germanes, so dafs ich darauf verzichten kann, ihn in Betracht zu ziehen.

Ganz befriedigt hat mich auch diese Form als Quelle nicht, und ich war daher unendlich erfreut, als ich in einem Reisebericht des Abbé Gaudin, vicaire général de Nebbio, *Voyage en Corse* ... Paris, 1787, eine Reihe von Anekdoten fand, die Germanes entnommen, aber etwas individuell literarisch geformt sind. Ich mufs auch Gaudin noch selbst zu Worte kommen lassen. Er, oder genauer der eigentliche Redaktor dieser Anekdoten, sein Freund Berenger, erzählt S. 123 also:

Noblesse d'âme d'un Corse.

Un soldat d'un de nos Régimens en Corse déserte. On ne tarde pas à être instruit de sa faute; plusieurs de ses camarades sont aussi-tôt envoyés sur ses traces: les recherches devenoient inutiles. (La plupart des Corses sont attachés à la condition pastorale.) On rencontre un de ces bergers: on lui demande s'il n'a point apperçu dans sa route un soldat françois? Il n'hésite pas à répondre qu'il n'a rien vu; on cherche à l'intimider: les menaces les plus fortes ne produisent aucun effet; il s'obstine à tenir le même langage, et à montrer la même fermeté. Fâché du peu de succès de cette tentative, on quittoit le paysan: un de la troupe parle à ses compagnons, les ramène et employe un moyen bien différent pour obtenir du berger l'éclaircissement désiré. Il tire cinq louis de sa poche, les fait briller aux yeux du Corse, en un mot les lui promet s'il veut satisfaire à sa demande. Cet homme tout-à-coup laisse échapper des indices du trouble extraordinaire qui l'agitoit. Il faut observer que 120 liv. sont pour un berger Corse une fortune éblouissante. Sa voix se refuse à son indiscrétion, mais il montre du doigt des rochers. Les soldats qui pensent avoir entendu son geste l'emmènent avec eux, on découvre enfin le déserteur dans cette retraite, on s'en saisit, et les cinq louis furent délivrés au berger. De retour dans sa cabane, il laisse éclater une joie qui ne lui étoit point naturelle; son père le surprend courant sans cesse

compter la somme, récompense de sa délation. Le vieillard furieux ne doute pas que cet argent ne soit le fruit d'un vol; il veut à l'instant être instruit du moyen qui le lui a procuré. Le fils se jette à ses pieds, lui révèle avec quelque peine la cause de son opulence subite. 'Quoi!' s'écrie le vieux Corse, ne le laissant point achever, 'cet argent, tu le dois à une trahison! malheureux! et c'est moi qui t'ai donné la vie!' — Il n'en dit pas davantage, se précipite avec fureur sur le coupable, lui lie les pieds et les mains à la quenouille de son lit, le confie à la garde de quelques personnes de sa famille; et s'empressant de se rendre chez le Commandant françois, tombe à ses genoux, et demande avec larmes la grace du déserteur, qui lui est absolument refusée. — Vous ne voulez donc point céder à mes prières! Eh bien! vous allez savoir comment se conduit un Corse à l'égard d'un fils qui a déshonoré sa famille, son pays, et si nous supportons des traîtres parmi nous. Il se retire brusquement, retourne avec la même vivacité à sa maison, prend son fusil, et délie son fils, sans proférer une seule parole, l'entraîne avec lui, et fait signe aux parens de le suivre. Il s'arrête aux portes de la Ville, à-peu-près vers l'endroit où le jeune homme avoit décelé l'infortuné soldat; il lui ordonne de se mettre à genoux, lui casse la tête, et en jettant avec indignation l'argent sur son cadavre, il ne se permet que ces mots: tiens, voilà le prix de ton crime.

Hier haben wir genau die Hauptmomente der Mériméeschen Novelle: die absichtliche Verfolgung des einen Flüchtlings, die anfängliche Verschwiegenheit des Hirten, die vergebliche Einschüchterung durch Drohungen, den Einfall des einen Soldaten, es mit Bestechung zu versuchen, das Glänzenlassen des Goldstücks vor den Augen des Hirten, den Seelenkampf des Versuchten, dem die Stimme versagt, der aber schliefslich mit einer Geste den Verrat übt, die Verzweiflung des Vaters, einem Verräter das Leben gegeben zu haben, endlich den wortlosen Schmerz des Bedauernswerten, der die Flinte ergreift, den Sohn an der Richtstätte niederknien heifst und sich dann kalt von dem Gerichteten abwendet.

Nun erübrigt nur noch eine Untersuchung des Verhältnisses zwischen Chamisso und Mérimée. Ich habe bereits früher auf die zum Teil wörtlichen Übereinstimmungen und die Gleichheit der Namen in den beiden Fassungen hingewiesen.[1] Nur der Tochtermann des Mateo heifst bei Mérimée: Tiodoro Bianchi, bei Chamisso: Renzone. Ich sagte, dafs er diese Umtaufung wohl sicher dem Reim der letzten Terzine verdankt:

> Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
> Dafs meine wohlerwog'ne Meinung ist,
> Dafs künftig er mit uns mein Haus bewohne.

Hier will ich nur mit ein paar Worten auf die weit überlegene künstlerische Gestaltung des Stoffes durch Mérimée hinweisen.

Zunächst ist leicht zu bemerken, dafs Mérimée in seiner üblichen gewissenhaften Art und mit seinem feinen Verständnis

---

[1] Vgl. *Archiv* N. S. VIII, 1902. Der Vortrag erschien in der *Deutschen Rundschau* Nr. 22, 15. Aug. 1903.

für Volkskunde sich eingehend mit Korsika und seinen Bewohnern beschäftigt hatte, bevor er den 'Mateo Falcone' schrieb. Davon zeugt seine Schilderung des mâquis, seine Personalbeschreibung des Helden, seine Bemerkungen über die Hirten, den mouflon, die voltigeurs, die caporali, die Verwandtschaftsbeziehungen der Korsen, das korsische Haus, das Verhältnis zwischen Mann und Weib auf der Insel, die Gesinnung der Insulaner gegen die Franzosen und manches andere noch. Dieses Studium des Landes und seiner Bewohner haben ja Mérimée auch ermutigt, die Erzählung als ein persönliches Erlebnis während einer Reise auf der Insel hinzustellen, während er sie erst elf Jahre später kennen lernte.

Die treffliche Disposition des Stoffes durch Mérimée zeigt sich darin, dafs er uns zuerst anschaulich den Schauplatz vor Augen führt. Dann werden wir mit dem Charakter des Helden bekannt gemacht. Sein Ruf als Schütze, die Furcht seiner Feinde vor ihm wird, für die spätere Entwickelung bedeutungsvoll, voraufgenommen. Die Tragik des Verlaufs wird dadurch erhöht, dafs wir erfahren, wie freudig der Vater nach drei Töchtern diesen Sohn als Hoffnung der Familie, als Erben des Namens begrüfst hat, wie er ihn in seinem Glück Fortunato nannte, und wie er all seinen Stolz auf den nunmehr zehnjährigen Sohn, der schon glückliche Anlagen verriet, setzte.

Wenn man dies auch alles nicht missen möchte, so kann man doch verstehen, dafs Chamisso bei der durch die poetische Form gebotenen gröfseren Knappheit erst dort einsetzt, wo wir durch die Schüsse erschreckt werden und den Verwundeten herbeieilen sehen.

Wie trefflich weifs dann aber Mérimée die hastige Verhandlung des Banditen mit dem Knaben zu gestalten. Bei Chamisso ist davon nur das Bedenken des letzteren geblieben, ohne den Willen des Vaters das Gastrecht zu üben.

Mérimée läfst mit gutem Bedacht den Knaben schliefslich jene Frage tun, die allein schon für den echten Korsen ein Verbrechen ist: 'Que me donneras-tu, si je te cache?'

Auch heute beleidigt man noch einen Korsen, wenn man ihm für seine Gastfreundschaft Geld bietet.

Bei Chamisso bietet der Bandit aus freien Stücken eine Münze, und die Schuld des Knaben schrumpft durch den Vers: 'Die Münze nahm der Knabe willig an' in das Wörtchen 'willig' zusammen.

Die raffinierte List des Knaben mit der Katze und ihren Jungen, die er auf den Heuhaufen setzt, ist bei Chamisso fortgefallen.

Was ist von dem meisterhaften Dialog zwischen dem Unteroffizier und dem verschmitzten Knaben bei Chamisso geblieben!

Jeder, der Mérimée liest, wird bei jedem Wort, das sie wechseln, plastisch die Personen vor sich sehen. Man möchte sagen, der Dialog ist sprechendes Leben. Bei Chamisso, durch Reime und Vers hervorgerufen, ein paar gequälte Wendungen: 'Ein Lügner, der vom Schlafe spricht!' antwortet der Feldwebel dem Knaben auf dessen Behauptung: 'Ich schlief'. Oder er herrscht ihn an: 'Antworte, Bursche, wie die Frage schallt'.

Die Versicherung mit der Uhr ist durch Mérimée natürlicher und feiner vorbereitet; denn der Feldwebel nimmt noch Neid und Stolz zu Hilfe: 'Der Sohn deines Onkels hat schon eine und ist doch jünger — denk' mal, wenn du in Porto-Vecchio stolz wie ein Pfau spazieren gehst, die Leute dich nach der Zeit fragen und du ihnen sagen kannst: Regardez ma montre.'

Bei Chamisso verlockt nur der Glanz der Uhr. Aufserdem will mir die einzige Zutat Chamissos: das Spielen des Knaben mit dem Uhrgehenk des Soldaten nach dem heftigen Wortwechsel nicht natürlich, und das Fortschieben des Verfolgers von dem Versteck weniger geschickt erscheinen als die absichtsvolle nachläfsige und überlegene Sicherheit des Knaben bei Mérimée.

Bei Mérimée machen wir alle Qualen des armen gefolterten Kindes durch; auf seinem bleichen Antlitz lesen wir den Kampf zwischen der Begierde und der Achtung vor dem Gastrecht.

Bei Chamisso müssen wir uns begnügen mit der zitternden Hand, die sich zum Geschmeide erhebt, und der Bemerkung: 'ihm brannt' das Eingeweide'.

Als der Feldwebel Mateo den Fang Sampieros berichtet, da ruft sein Weib aus: 'Dieu soit loué! — Il nous a volé une chèvre laitière la semaine passée.' Aber Mateo setzt hinzu: 'Pauvre diable, il avait faim.' Wie geschickt! Sofort ist uns Mateo sympathisch. Und es ist auch ein feiner Zug, der Mann und Weib charakterisiert.

Chamisso läfst Mateo in einem Atem sagen: 'Was ihr sagt! Sampiero, Der die Ziege mir geraubt, Vom Hunger freilich wohl und scharf geplagt.'

Als der Bandit Mateo mit Gamba kommen sieht, lächelt er bitter, wendet sich zur Tür des Hauses, speit auf die Schwelle und sagt: 'Maison d'un traître!'

Wie hochtrabend dagegen bei Chamisso: 'Lug und Trug In diesen Mauern hauset der Verrat!'

Mufs Mateo diesen empfindlichsten Schimpf stumm hinnehmen, nur mit der Hand nach der Stirn greifend 'comme un homme accablé!', so wird durch Mérimée seine Pein noch verschärft, als der Bandit die Schale Milch, die ihm der beschämte und schüchtern reuevolle Knabe reichen will, entrüstet zurückweist und einen seiner Häscher um einen Trunk Wasser ersucht, der ihm auch gewährt wird.

Chamisso hat sich diesen feinen Zug, der ja auch nur die Tat Mateos verständlicher machen soll, entgehen lassen.

Sonst ist keine Einzelheit, keine Feinheit der Entwickelung und Darstellung Chamisso eigen.

Doch ja, es findet sich noch eine Abweichung. Nach Vollzug des furchtbaren Gerichts fährt der unerbittliche, aber konsequente Mérimée fort: 'Sans jeter un coup d'œil sur le cadavre, Mateo reprit le chemin de sa maison pour aller chercher une bêche afin d'enterrer son fils.'

Chamisso zwar ebenso: 'Vom Leichnam wendet sich der Vater ab, Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuſs.' Danach fügt er aber hinzu: 'Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab Sein Herz gebrochen.' Ich zweifle, ob die Terzine mit dem Reim oder das weichere Herz des deutschen Dichters diese Variante hervorgerufen.

Sonst lassen sich nur noch einige Ungenauigkeiten bei Chamisso nachweisen, die durch Mérimée veranlaſst sind. Chamisso führt uns zu einer 'Schlucht von Porto-Vecchio'. Ich kenne eine solche nicht. Die Stadt liegt am inneren Ende eines fjordartigen Hafens. Nach den Bergen zu deckt die Abhänge prächtiger Baumbestand, Oliven und Kastanien, und auf dem Wege empor zur Forêt de l'Ospedale hat man vielfache Einblicke in tief eingeschnittene Täler (gorges). Nirgends wird man aber, und nach der Natur des Geländes begreiflicherweise, die Schlucht von Porto-Vecchio angegeben finden. Mérimée spricht von dem 'Mâquis von Porto-Vecchio'. Das ist verständlicher, obwohl nicht zutreffender für die Verhältnisse der Insel, als wenn man bei uns von einem Wald von Schmargendorf, Wald von Halensee usw. redete.

Die Voltigeurs trugen an ihrem braunen Rock gelbe Kragen und wurden daher, wie Mérimée anführt, 'les collets jaunes' genannt. Wenn Chamisso dafür einfach die 'Gelben' setzt, so erweckt dies eine falsche Vorstellung von ihrer Uniform.

Mérimée läſst den Flüchtling verfolgen von '6 hommes commandés par un adjudant'. Jeder Leser des französischen Textes weiſs oder kann sich leicht unterrichten, daſs es sich dabei um einen 'adjudant sous officier', also eine Art Feldwebel handelt. Ich zweifle, ob ein deutscher Leser eine richtige Vorstellung haben kann, wenn Chamisso den einen Jäger den Unteroffizier unvermittelt mit 'Adjutant' anreden läſst.

Mérimée erzählt: 'Cet adjudant était quelque peu parent de Falcone (on sait qu'en Corse on suit les degrés de parenté beaucoup plus loin qu'ailleurs).' So kann Gamba Fortunato begrüſsen mit: Bonjour, petit cousin. — Wenn Chamisso schlechthin 'Vetter' Gamba und 'Vetter' Fortunato gebraucht, so entspricht das auch nicht den Verhältnissen.

Endlich gibt es wohl einzelne Nonnenklöster auf Korsika, wie in Ajaccio, aber kaum findet man sie in der Bergeseinsamkeit. Daher hätte Chamisso den Knaben die Litanei lieber von der Tante, wie bei Mérimée, statt von den 'Klosterdamen' lernen lassen sollen.

Mancher wird vielleicht bedauern, daſs andererseits Mérimée den menschlich hübschen Zug im Original fortgelassen hat, wie der Vater zunächst versucht, mit dem Leben des Deserteurs das seines Sohnes zu retten. Ich sehe auch hier den feinfühligen Künstler, der bei der dramatischen Gestaltung des Stoffes nicht durch plötzliche Verlegung des Schauplatzes die Einheitlichkeit der schnell fortschreitenden, fast atembenehmenden Entwickelung zerstören wollte.

Schluſs: Mérimées Mateo Falcone geht auf eine Anekdote zurück, die sich zum erstenmal bei Germanes, *Histoire des révolutions de Corse* (1771) findet, die Mérimée aber in der Gaudinschen Fassung (*Voyage en Corse,* 1787) benutzt hat. Mérimée hat den Stoff individuell künstlerisch gestaltet, Chamisso hat ihn nicht zum Vorteil im engsten Anschluſs an die Mériméesche Novelle in Verse gebracht.

(Schluſs folgt.)

Berlin. Max Kuttner.

Gibt es Mundartgrenzen?

I.

Als ich im Jahre 1899 die ersten grundlegenden Untersuchungen für den *Sprachatlas der französischen Schweiz*[1] machte, hatte ich Gelegenheit, eines meiner Spezialgebiete, den Kanton Freiburg, nach allen Richtungen zu durchqueren. Eines Tages brachte mich die Strafse, welche zwischen dem an seinem höchsten Punkte 1203 Meter hohen Mont Gibloux und der tief eingeschnittenen Saane nach Avry-devant-Pont führt, zum Weiler Pont-en-Ogoz.

Das rätselhafte Wort *Ogoz* rief mir eine Diskussion in Erinnerung, welche ich mit Herrn Dr. J. Zimmerli über den Ursprung des Namens *Château-d'Oex* gehabt hatte. Das einzig brauchbare Resultat jenes Gespräches war die Identifizierung der Wörter *Oex* und *Ogoz* gewesen, welche durch die urkundliche Benennung von Château-d'Oex als *Castrum in Ogo* gesichert scheint. Welche Beziehung bestand nun zwischen dem Weiler Pont-en-Ogoz (sowie dem nicht allzuweit davon entfernten Vuisternens-en-Ogoz[2]) und dem weit abliegenden, als Fremdenkolonie wohlbekannten waadtländischen Dorfe? Ich sollte es bald erfahren. Eine Steigung der Strafse, die bei den Fuhrleuten der Gegend in schlechtem Rufe steht, versetzte mich auf eine Anhöhe, auf der plötzlich das ganze fette, liebliche Greyerzerland mit seinen grünen Bergen sichtbar wurde. Ein gutes Dutzend Kirchtürme erhoben sich vor mir. Im Hintergrunde winkte die Burg der Grafen von Greyerz, welche gegen 1150 an die Stelle der alten Herren von Ogoz traten. Ich befand mich also nicht mehr im mittleren Teile, sondern im Hochgau des Kantons Freiburg. Die alte Etymologie von Hisely, der *Ogoz* von Hochgau ableiten wollte, kam

---

[1] Dieses Werk soll in einigen Jahren von der Redaktion des *Glossaire des patois de la Suisse romande* herausgegeben werden. Es wird auf zirka achtzig historischen, statistischen und linguistischen Karten den allgemeinen mundartlichen Sprachzustand der französischen Schweiz und der benachbarten Sprachgebiete (Aostatal, Savoyen, Ostfrankreich) zur Darstellung bringen.

[2] Der Zusatz *en Ogoz* hat den Zweck, diese Ortschaften von gleichnamigen zu unterscheiden, besonders vom nahegelegenen *Pont-la ville* und *Vuisternens-devant-Romont*.

mir wieder als verlockende, wenn auch irrtümliche Hypothese in den Sinn.[1]

Ogoz bezeichnet eine alte Landschaft der französischen Schweiz, welche man kurzweg als das obere Flufsgebiet der Saane betrachten kann. Es ist ziemlich schwierig, die alten Grenzen derselben festzusetzen. Im *Cartulaire du chapitre de Lausanne* (Berner Stadtbibliothek, abgedruckt in den *Mémoires et documents de la Société d'histoire de la Suisse romande* Band VI), das den Propst Conon d'Estavayer zum Verfasser hat (1228—1242), befindet sich ein Verzeichnis der Kirchen, Klöster und Kirchgemeinden, welche im Jahre 1228 zur Diözese Lausanne gehörten. Dabei figuriert ein Decanatus de Ogo, der westlich an den Decanatus de Viveis (Vevey) und nördlich an die Dekanate de Adventica (sic! = Avenches) und de Fribor stöfst. Die geistliche Landschaft Ogoz umfafst das jetzige Greyerzerland, das waadtländische Pays d'Enhaut, mit Château-d'Oex, und Saanen im Kanton Bern. Im Norden, und darauf kommt es mir namentlich an, erstreckte sich das Dekanat bis nach Autigny, also ein gutes Stück über den Mont Gibloux hinaus. Dafs das weltliche Gebiet Ogoz dasselbe Terrain umfafste, ist nicht ohne weiteres anzunehmen. Man konnte bei geistlichen Teilungen Abrundungen und Ausdehnungen vornehmen, die sich nur ungefähr an die weltlichen Besitztümer hielten. Nach der scharfen Auslegung einer Urkunde von St-Maurice, die wahrscheinlich aus dem Jahre 929 stammt, durch Ch. Morel (*Anzeiger für schweiz. Geschichte,* 1901, S. 416 ff.) scheint die Herrschaft im Anfang des 10. Jahrhunderts nördlich weniger weit gegangen zu sein und damals der Gibloux die Grenze gebildet zu haben, so dafs Pont-en-Ogoz etwa die nördlichste Ortschaft war. Dieser Ort wird noch im 13. Jahrhundert als nördliche Limite angegeben in einer Urkunde des Jahres 1233, in welcher der Graf Rudolf III. von Greyerz der Abtei Hauterive Waldrechte zuerkennt *a castro de Ponte per totam terram de Ogo usque ad la Tina.* Darin kann man einen Beweis dafür sehen, dafs 1233 für die Grafschaft noch die alte Grenze bestand, obschon der Decanatus de Ogoz 1228 sich weiter erstreckte. Ch. Morel hat 1901 in Bulle vor der geschichtsforschenden Gesellschaft der französischen Schweiz eine Mitteilung über die mutmafsliche Ausdehnung des Landes Ogoz und über den Ursprung des Namens gemacht, welche mir dank der gütigen Vermittelung des Herrn Prof. Muret handschriftlich vorliegt. Es scheint mir nicht, dafs es Morel gelingt, nachzuweisen, dafs Ogoz südlich nicht über die Tine hinausging,[2] so dafs die jetzige waadtländisch-freiburgische Grenze von alters her bestanden hätte. Wirklich bezeugt ist diese

[1] Zimmerli hält noch an dieser Etymologie fest (*Die deutsch-französische Sprachgrenze* II, 138 Anm. 1). Einen neuen Versuch, den Namen zu deuten, bringe ich im Anhang dieser Studie.

[2] wodurch Château-d'Oex aufserhalb des Pays d'Ogoz zu liegen käme.

Grenze erst vom 15. Jahrhundert weg. Die oben angeführte Stelle von 1233 besagt nur, daſs die Waldrechte von Hauterive nicht über die Tine hinausgehen sollen.

Aber uns kümmert nur die nördliche Grenze. Als die Grafen von Ogo sich Grafen von Greyerz nannten, besaſs ihr Gebiet im Norden dieselbe Ausdehnung und ging ostwärts der Saane bis auf die Höhe von Avry-devant-Pont.[1] Die moderne Einteilung des Kantons in Distrikte hat die Überlieferung respektiert, der Gibloux bildet noch heute die Grenze der Gruyère. Ebenda macht die jetzige geistliche Einteilung Halt.

In derselben Gegend hat nun Haefelin die Grenze zwischen zwei Varietäten des Freiburger Dialekts angesetzt (*Les patois romans du canton de Fribourg* p. 3). Die Bewohner von Avry bekennen sich selber zum *grüvęrẽ* oder Greyerzer Dialekt, während diejenigen des nur anderthalb Stunden davon entfernten Rossens sich schon zum sogenannten *küvętsu*[2] schlagen. Dürfen wir die Ansichten Haefelins, der doch der erste wissenschaftliche Erforscher dieser Mundartgruppe war, und des Volkes, das diese Mundart aus dem täglichen Gebrauche kennt, ohne weiteres ignorieren?

Ich hielt es im Gegenteil für meine Pflicht, gerade an dieser Stelle Halt zu machen und nachzuprüfen. Die Liste von ungefähr 300 Wörtern,[3] welche zur Vorbereitung des Atlas dienen und so gewählt sind, daſs sie die wichtigsten Lauterscheinungen der westschweizerischen Mundarten durch eine genügende Zahl sicherer Beispiele belegen, diente mir zur Orientierung. Sie wurde in Rossens

[1] Siehe J.-J. Hisely, *Histoire du Comté de Gruyère, Introduction,* mit einer Karte, *Mém. et doc. de la Soc. d'histoire de la Suisse romande* Bd. IX. Daſs Ogoz bis zum Genfersee reichte, wie Hisely meint (p. 54), ist durch Namen wie Vignes d'Ogoz en Désaley absolut nicht erwiesen. Die Herren von Ogoz hatten offenbar Reben mitten im pagus Valdensis, ganz wie noch heute der Staat Freiburg solche in der Nähe von St-Saphorin besitzt.

[2] Leider ist auch dieser Name dunkel. Kuenlin sagt im *Helvetischen Almanach 1810* p. 114 unter *quetzo*: 'So werden die Mittelländer des Cantons Freyburg benannt. Eigentlich: etwas Laues'. Heute scheint das Wort, ohne bestimmte Bedeutung, nur die Mittelländer (und ihre Sprache) zu bezeichnen. Die Bedeutung 'an der Sonne warm geworden', vom Wasser, das nicht mehr rein und frisch ist, habe ich im Norden des Kantons Waadt wiedergefunden: *kwătso.* Auch von einem heiſsen, zu Gewitter geneigten Wetter sagt man dort, es sei *kwătso.* Die Etymologie und besonders der Zusammenhang mit den Mittelländern von Freiburg ist mir unklar. Die Greyerzer Redensart *mədzi kəmẽ ō küvętso* = 'gierig essen wie ein Mittelländer' weist auf den bewuſsten Gegensatz der Bewohner beider Landschaften.

[3] Man verarge es mir nicht, wenn ich meine Untersuchung hier auf dieses knappe Material aufbaue. Ich tue es der Kürze halber. Aus dieser Gegend stehen mir vollständige Wörterbücher zur Verfügung, die ich zu groſsem Teil selber angelegt habe. Ich kann versichern, daſs die Erfahrungen, die wir mit diesem Ausschnitte des Wortmaterials machen, durch die Gesamtheit bestätigt werden.

und in Avry abgefragt. In Avry war ich erstaunt, auf einmal die vertrauten Laute des Greyerzer Dialektes zu vernehmen. Obschon die Entfernung zwischen beiden Dörfern nur anderthalb Stunden beträgt und sie nicht durch ein gröſseres Terrainhindernis als die genannte Steigung und einen Strich von Wäldern getrennt sind, unterscheidet sich ihr Lautstand in einer ganzen Reihe von Punkten. Die Unterschiede sind nicht tiefgreifend, aber sie sind zahlreich, und mir fiel besonders ihr gleichzeitiges Auftreten auf. Sie waren groſs genug, um vom Volke als Scheidewand empfunden zu werden, und Haefelin glaubte sich berechtigt, hier eine Grenze zu ziehen. Um einen Begriff der Verschiedenheit beider Mundartgruppen zu geben, nenne ich folgende Wörter als charakteristisch; sie haben die Geltung von Typen, d. h. die Wörter, welche dieselben phonetischen Bedingungen aufweisen, werden hüben und drüben mit denselben Unterschieden ausgesprochen.[1]

		Rossens.	Avry.
Unbetonte Vokale:		Artikel *lu*	*lə*, einst *lo*, nur in Montbovon einzeln erhalten
	rubeu:	*rodzu*	*rodzo*
	stabulu:	*eϑråbłu*	*eϑråbło*
	dico:	*dyu*	*dyo*
	ala:	*ålä*	*åla*
	aura:	*uvrä*	*ura*
Betonte orale Vokale:	*habere*:	*avä*	*avę*
	tela:	*tälä*	*tęla*
	bove:	*bä*	*ba*[2]
Betonte Nasalvokale:[3]	*planta*:	*płăηtä*	*płăta*
	cineres:	*χĕÿηdre*	*χĕdre*
	lingua:	*lăvwä*	*lĕvwa*
	prehendere:	*prădrə*	*prĕdrə*
	rem:	*ră*	*rę̆*
	centu:	*ϑă*	*ϑę̆*
	dentes:	*dă*	*dę̆*
	gentes:	*dză*	*dzę̆*
	cantione:	*tsăϑ*$\overset{\breve{a}}{\underset{o}{\sim}}$	*tsăϑŏ*

[1] Erklärung der Zeichen: **Vokale:** *ä* sehr nahe bei *a*, gegen *ę* zu; *ę* = offenes *e*; *å* nach *o* zu getrübtes *a*; *u* = u; *ə* = fr. l*e*; *ă, ĕ, ŏ* = Nasalvokale, $\overset{\breve{a}}{\underset{o}{\sim}}$ = nach *ŏ* zu getrübtes *ă*. **Konsonanten:** *η* bei Nasalvokalen Laut des deutschen *ng* in E*ng*el; *w* = u-Konsonant, fr. *ou*i; *ẅ* = *ü*-Konsonant, fr. l*u*i,; *ϑ* = englisch *th*; *ž, š* = fr. *j*e, *ch*at; *χ* = i*ch*; *ł* = mouilliertes *l*.

[2] Das *a* schien mir in Avry etwas offener zu sein.

[3] Die Nasalvokale scheiden die beiden Gruppen am deutlichsten: in Rossens hörte ich gelegentlich den Gleitlaut *η*, *ŏ* bewegt sich nach *ă* zu; besonders auffällig ist die Trennung des alten *ē* in zwei Gruppen: *cineres* ~ *lingua* etc. in Rossens. Diese Scheidung, die dem Pays d'Ogoz unbekannt ist, zieht sich hoch in den Norden Frankreichs, bis ins Pikardische.

		Rossens.	Avry.
Satzphonetische Vokalabstufung:	*il veut*:	*vä*	*va*
	il ne veut pas:	*vow på*	*vu på*
	il voit:	*vä*	*vę*
	il ne voit pas:	*vęy på*	*vi på*
Konsonanten:	*cambiare*:	*tsădzi*	*tsădži*
	collocare:	*kütsi*	*kütši*
	mercatu:	*martsi*	*martši*

Von einzelnen Wörtern fiel mir auf: das im *küvętsu*-Dialekt unregelmäſsig entwickelte *petra* = *pχärä,* gegenüber dem regelmäſsigen *pęra* von Avry; Rossens hat für *unu* die Form *õ* als Artikel und *yõ* als Zahlwort, Avry nur die eine Form *õ*; im Femininum lauten die Formen in Rossens: *unä* und *yünä,* gegenüber alleinigem *una* in Avry; das Zeitwort *entendre* wird hierseits (R.) durch *urə,* jenseits (A.) durch *ẽtę̃drə* wiedergegeben. Die lexikologischen Unterschiede wären gröſsere, wenn bei der Festlegung der Liste nicht mit Absicht Wörter benützt worden wären, von denen man voraussetzen konnte, daſs sie sich im ganzen Gebiete der Westschweiz wiederfinden.

Man wende nicht ein, daſs ich die Charakteristika so ausgewählt habe, daſs ein Unterschied entstehen muſs, und daſs, wenn ich andere Lauterscheinungen ausgelesen hätte, ich ebenso groſse Unterschiede zwischen Avry-devant-Pont und dem nächsten auf der Straſse nach Bulle befindlichen Dorfe Gumeffens nachgewiesen haben würde. Gumeffens hat im ganzen dasselbe Patois wie Avry, und bis zuhinterst im Greyerzerland, bis nach dem sieben Wegstunden entfernten Montbovon variiert die Sprache fast nicht mehr, von Einzelheiten abgesehen. Ebenso liegt bis weit hinter Rossens eine Landschaft mit wesentlich gleicher Lautnuancierung, so daſs man behaupten kann, der Umformungsprozeſs vollziehe sich auf dieser Straſse zwischen Rossens oder Farvagny und Avry. Auf der Straſse Freiburg — Bulle liegt die Grenze zwischen Marly und Praroman. Die erste Ortschaft gravitiert industriell und sprachlich nach Freiburg, während Praroman als Vorposten des Greyerzerlandes angesehen werden kann. Der Schnitt ist zwischen diesen beiden Ortschaften nicht so deutlich wie zwischen Rossens und Avry, weil die Bevölkerung von Marly sehr gemischt ist und es sich nicht immer feststellen läſst, welches die in Marly herrschenden Formen sind.[1] Auf der Linie Romont — Bulle ist Vaulruz das erste Dorf mit ausgesprochenem Greyerzer Charakter, während Vuisternens-devant-Romont gemischt erscheint und als solches auch von der Bevölkerung empfunden wird.

[1] Dazu kommt, daſs diese Grenze nicht alt ist, da Praroman in früheren Jahrhunderten vorwiegend deutsch war und erst im 19. Jahrhundert ganz romanisch wurde. Marly ist heute noch gemischt.

Dieselben Erfahrungen wiederholen sich also, in mehr oder weniger ausgeprägter Weise, allemal, wenn man sich dem Greyerzerlande nähert.

Die besprochenen Unterschiede, ich wiederhole es, sind nicht willkürlich gewählt, sondern es sind alle Lautwechsel, welche in jener Gegend überhaupt in Frage kommen. In den anderen Punkten sind die beiden Sprachvarietäten gleich, beide haben *å* (*ǫ*) statt des lateinischen betonten *a* (*pratu* = *prå, prǫ*), beide besitzen den Laut *ϑ* für lateinisches *st* (*festa* = *fiϑą̈*), etc. Die Behandlung der Konsonanten ist überhaupt diesseit und jenseit der Grenze nahezu dieselbe. Die übereinstimmenden Punkte sind wohl zahlreicher als die nichtübereinstimmenden. So wird die Kontinuität der Freiburger Mundarten gewahrt. Aber neben dieser allgemeineren Kontinuität, welche die Mundarten eines Kantons oder weiteren Gebietes zusammenfaſst, konstatieren wir eine engere Kontinuität der Landschaft Greyerz. Diese Sprache ist nicht von Dorf zu Dorf unverändert, aber doch homogen genug, um als Einheit empfunden zu werden.

Nach meinen Ausführungen über das Land Ogoz wird man nun wohl annehmen dürfen, daſs diese Einheit mit der früheren politischen Einheit zusammenhängt, und dieser Zusammenhang zwischen der Geschichte und der Sprachentwickelung ist das Interessanteste am ganzen Problem. Natürlich sind viele der beobachteten Divergenzen relativ modern, so ist der Unterschied zwischen *vǫw på* und *vu på* nicht sehr alt,[1] aber andere Merkmale, wie *rã* gegenüber *rę̃*, müssen in hohe Zeit hinaufreichen. Es können auch alte Verschiedenheiten im Laufe der Zeit geschwunden sein.

An dieses erste Beispiel des Einflusses der Geschichte auf die Sprache möchte ich ein zweites, deutlicheres, aus einer ganz anderen Gegend entnommenes, anreihen. Auf dem gleichen Hochplateau liegen zirka 1000 Meter hoch im Bezirke der Franches Montagnes die Dörfer La Ferrière und Les Bois, beide auf Berner Boden, eine bloſse Stunde voneinander entfernt und durch keinerlei Terrainschwierigkeiten getrennt. Wenn irgendwo von einer Dialektgrenze gesprochen werden kann, so ist es hier der Fall. Von den 300 Wörtern unserer Liste lauten nicht 30 in beiden Ortschaften gleich, so daſs die lautliche Gemeinschaft kaum auf 10 Prozent geschätzt werden darf. Die Verschiedenheit ist nicht nur numerisch, sondern auch graduell sehr stark, wovon folgende Liste[2] Zeugnis ablegt (ich zitiere immer zuerst die Form von La Ferrière):

---

[1] Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daſs schon ihre Vorläufer von alters her verschieden waren.

[2] Die Wörter sind wiederum als Typen anzusehen: wie *cantare* verhalten sich alle Infinitive der I. Konjugation, derselbe Unterschied zwischen *a* und *ę* findet sich in der Partizipendung *-atum*, in der Verbalendung *-atis*, in den Wörtern, die *a* in freier Stellung haben, wie *nasu, claru* etc.

Unbetonte Vokale. Die Nachtonvokale sind in La F. nur ganz vereinzelt erhalten, soweit ich sehe nur als Merkmale gewisser Verbalendungen: [*que je*] *sache* = *satšo,* [*tu*] *chantes* = *tšãte*; Les Bois verliert alle Endvokale: *sętš, tšẽt.*

Orale Tonvokale. Lat. *i* in geschlossener Silbe: *riccu* = *rœtš, rętš*; lat. *ę* in offener Silbe: *bibere* = *bęr, bwär, nive* = *nę, nwä, sitim* = *sę, swä*; lat. *ę* in gedeckter Silbe: *crescere* = *krętr, krāt, siccu* = *sę, să*; lat. *ę* in offener Silbe: *mel* = *mī, mīə*; lat. *a* in offener Silbe: *cantare* = *tšāta, tšẽtę, nasu* = *na, nę, rosata* = *rozęy, rozę* [ganz verschiedene Bildung!]; lat. *a* + *l*: *pala* = *pǫl, pal, caballu* = *tšvǫ, tšva*; lat. *ǫ* in offener Silbe: *bove* = *bœ, büə, die jovis* = *dədžœ, džüəd*; lat. *ǫ* vor *s* + Konsonant: *costa* = *kut, kǫt*; lat. *ǫ* in offener Silbe: *prode* = *prü, pru, hora* = *ür, ur*; lat. *au* in offener Silbe: *paucu* = *pu, pǫ.*

Nasalvokale. Lat. *in*: *vinu* = *vẽ, vĩ*; *cinque* = *sẽ, sĩ*; lat. *ęn*^Kons.: *lingua* = *lăg, lõg*; lat. *an* nach Palatal: *cane* = *tšẽ, tšĩ*; lat. *an* in offener Silbe: *manu* = *mã, mẽ*; lat. *ǫn* in offener Silbe: *potione* = *puzõ, pǫzũ*; lat. *ụn*: *die lunae* = *dlõ, lüd.* Die für die Patois des Berner Jura so charakteristischen Nasalvokale *ĩ, ũ, ü̃* kennt also La Ferrière durchaus nicht.

Konsonanten. Die Behandlung ist im ganzen dieselbe; doch sind auch hier im einzelnen Abweichungen vorhanden, wie z. B. *pulice* = *pudž, püs* beweist. Die erste Form geht auf analogisches *pulica* zurück, während Les Bois bei der lat. Form *pulice* stehen blieb.

Wortakzent. Die für das Frankoprovenzalische so charakteristischen Tonverschiebungen sind dem Patois von Les Bois fremd. Lat. *di(c)ó* = *dyǫ, di*; *villá* = *vla, vęl*; *viciná* = *vəzna, vezęn*; *luná* = *lna, lęn* etc.

Morphologisches. Während z. B. die Partizipien der palatalen ersten Konjugation in La Ferrière zwei Formen für beide Geschlechter aufweisen: *manducatu* ~ *manducata* = *mdži* ~ *mdža,*[1] hat Les Bois nur die eine Form *mẽdžiə.* Das Partizipium von *prehendere* lautet in La Ferrière lautgesetzlich *prę,* während es in Les Bois unter dem analogischen Einfluſs des Perfekts steht: *pri.*

Lexikologisches. a) Dasselbe Wort in verschiedener Bedeutung: *calceas* = *tšǫs* (Hose), *tšās* (Strümpfe).

b) Verschiedene Wörter zur Wiedergabe desselben Begriffs: Rauchfang = *tšəmnęy* (*cheminée*), *twę* (*tuyau*); allein = *sœl* (*seul*), *pęr lü* (*par lui*); Stall = *bœdj* (*bouge*), *etāl* (*étable*); heute = *wi* (*hui*), *aždœ* (*aujourd'hui*); Besen = *rmăs* (*ramasse*), *ekuə* (*écouve*); Weide = *sanœ* (*cernil*), *pętur* (*pâture*).

Wortdifferenzierung. Zahlwort 1 und unbestimmter Artikel gleich in La Ferrière: *õ,* verschieden in Les Bois: *ĩ* und *ü̃.*

[1] Dieses Beispiel ist leider unsicher.

W o r t f ü g u n g. Lat. *uber* (Euter) heifst in La Ferrière *ivr*, in Les Bois *livr* mit agglutiniertem Artikel;[1] *die lunae* = *dlõ* in La Ferrière wird zu *lunae die* = *lüd* in Les Bois.

Die angeführten Beispiele mögen genügen, um klar zu machen, dafs das Wort n a t u r a n o n f a c i t s a l t u m auf diese zwei Dörfer keine Anwendung findet. Einen weiteren, kulturellen Gegensatz darf ich nicht unerwähnt lassen: in La Ferrière ist das Patois seit etwa dreifsig Jahren ausgestorben, in Les Bois blüht es noch kräftig. Als es noch hüben und drüben gesprochen wurde, verstanden sich die Leute, weil sie im täglichen Verkehr Gelegenheit hatten, ihr Ohr zu üben. Ohne diese stets erneuerte Gelegenheit, bei plötzlicher Gegenüberstellung, wäre ein gegenseitiges Verständnis ausgeschlossen gewesen. Wer meine Liste aufmerksam durchgangen hat, wird bemerkt haben, dafs die zweiten Formen den Charakter der Mundarten der nördlichen Franche-Comté haben und im ganzen zum französischen Typus stimmen, während die an erster Stelle zitierten den besonderen Sprachcharakter besitzen, welcher das Frankoprovenzalische auszeichnet. Die Formen von La Ferrière sind durchweg diejenigen der Montagne neuchâteloise, also z. B. von Chaux-de-fonds, die Formen von Les Bois sind wesentlich diejenigen von Pruntrut; die ersten sind neuenburgisch, die letzten bernisch. In diesem konkreten Falle sind die politischen Bezeichnungen zulässig. Der sprachliche Einschnitt zwischen Bern und Neuenburg, welcher östlich der Franches Montagnes zu einer Zone wird, die in ihrer gröfsten Breite, längs der deutsch-französischen Sprachgrenze, etwa vier Stunden mifst, wird in den Freibergen selber zu einer eigentlichen Linie, wo alle Grenzen einzelner Sprachzüge aufeinander gelagert sind.

Auch diejenigen, welche das Vorhandensein von Dialektgrenzen in Abrede stellen, werden nicht leugnen können, dafs hier ein starker Antagonismus besteht. Allerdings mufs zugegeben werden, dafs eine Reihe von einzelnen Spracherscheinungen diese Linie überspringen, wie die Entwickelung von *-ellu*, das nördlich und südlich *-ę* ergibt, diejenige von *aqua*, das auf beiden Seiten *āv* lautet, von *ę* + *s* und Konsonant, das diesseits und jenseits zu *ẹ* führte (*fenestra* = *fnẹtr*), des lat. *c* vor *a*, das *tš* gesprochen wird, usw. Aber, wie gesagt, machen diese gemeinschaftlichen Züge bei oberflächlicher Schätzung nur ein Zehntel des allgemeinen Lautsystemes aus. Von willkürlicher Auswahl der Spracherscheinungen ist also gar keine Rede.

Wie haben wir uns die Entstehung dieser Grenze vorzustellen? Der Zufall spielt auch in sprachlichen Dingen keine Rolle. Die Antwort, die scheinbar auf der Hand liegt, ist folgende: die Bewohner von La Ferrière sind Protestanten, diejenigen von Les Bois Katholiken, was eine sprachliche Annäherung oder Ausgleichung verhin-

[1] Vgl. E. Tappolet, *L'agglutination de l'article dans les mots patois* im *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande* II, p. 1 ff.



derte. Aber diese Antwort befriedigt mich nicht. Denn erstens drängt sich sofort die zweite Frage auf: Warum nahmen die einen die protestantische Religion an und die anderen nicht; warum schlossen sich die Bewohner von La Ferrière, obschon sie bernischen Boden bewohnten und bernisches Brot afsen, enger an die neuenburgischen Bewohner von La Chaux-de-fonds als an ihre Berner Nachbarn an? Und zweitens weisen viele der sprachlichen Unterschiede, wie lat. $a = \begin{cases} a \\ ę \end{cases}$ etc., in eine Zeit zurück, in welcher der konfessionelle Gegensatz noch nicht bestand. Die Abgrenzung beider Mundarten durch eine Linie wird ferner durch die geographischen Verhältnisse nicht erklärt, da dieselben Bedingungen: schmales Längstal ohne Möglichkeit nivellierenden Einflusses von Ost und West, auch anderwärts ohne sprachliche Divergenz vorkommen, so z. B. in der Montagne neuchâteloise. So bleibt nur eine Lösung möglich: die Unterschiede beruhen auf Stammesverschiedenheit. Um dieses Wort genauer zu definieren, müssen wir nochmals das Gebiet der Geschichte betreten.[1]

Die Gemeinde Les Bois, bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Les Bois de Jean Ruedin genannt (vgl. den deutschen Namen Ruedisholz), ist etwa 200 Jahre älter als La Ferrière. Sie entstand gegen Ende des 14. Jahrhunderts, infolge eines Freiheitsbriefes, den der Bischof von Basel zum Zwecke der Urbarmachung dieses Gebiets im Jahre 1384 erliefs.[2] Dieser Urkunde verdankt der Distrikt seinen Namen Freiberge oder Franches Montagnes. Da wenige Jahre später ein Herr von Goumois (am linken, französischen Ufer des Doubs) für sein Gebiet einen Freiheitsbrief herausgab, der im wesentlichen eine Kopie des erstgenannten ist, darf man schliefsen, dafs er die Auswanderung seiner Untertanen nach dem Bistum Basel zu verhindern suchte. Es läfst sich also vermuten, dafs die Ansiedler von Les Bois aus der Franche Comté und aus anderen Teilen des Bistums einwanderten, also von Westen und Norden kamen. Die Sprache, welche sie mitbrachten, trug den Charakter des nördlichen franc-comtois, den auch die Dialekte des Bistums Basel besitzen.

La Ferrière, das noch heute kein eigentliches Dorf bildet, wurde von Süden aus besiedelt. Untertanen des Grafen von Neuenburg-Valendis[3] reuteten den Wald aus, um Viehweiden zu gewinnen. Dies erfolgte besonders lebhaft im 16. Jahrhundert. So entstand zunächst eine Sömmerungsstation, die sich später in dauernde Niederlassung

---

[1] Die nachfolgenden Angaben verdanke ich Herrn Dr. H. Rennefahrt, welcher für seine noch ungedruckte Doktordissertation über die *Aufteilung der Allmenden in einem Teile des Berner Jura* ein umfangreiches Quellenmaterial benutzt hat.

[2] Siehe den Wortlaut des Freiheitsbriefes in Trouillat, *Mémoires et doc. de l'ancien évêché de Bâle* IV, 450.

[3] Deutscher Name für Valangin.

verwandelte. Die Natur der Sache bringt es mit sich, und es ist urkundlich nachzuweisen, daſs das Vieh mit seinen Besitzern aus den nächstgelegenen Gemeinden La Chaux-de-fonds und Locle stammte. Die nach dem Bistum verpflanzte Mundart war diesmal diejenige der Montagne neuchâteloise.

Die Bewohner von Les Bois werden zunächst die neuen, schon reformierten Grundbesitzer aus der Fremde mit Argwohn betrachtet haben, und der Verkehr zwischen ihnen wird nicht groſs gewesen sein. Mischung durch Heirat z. B. wird kaum stattgefunden haben. Da die neuen Ansiedler fortfuhren, sich als die Untertanen des Grafen von Neuenburg-Valendis zu betrachten, suchte man sie von bischöflicher Seite mehr in die Gewalt zu bekommen. Im Jahre 1629 erhielten sie vom Bischof eine eigene, vermittelnde Gemeindeorganisation. Aber Klagen seiner Untertanen zwangen den Bischof im Anfange des 18. Jahrhunderts, die Fremdenfrage definitiv zu regulieren, indem er die Bewohner von La Ferrière, das erst von da an diesen Namen (eigentlich la Montagne de la Ferrière) trägt, aufforderte, entweder ihren Grundbesitz zu verkaufen oder auf das Landrecht Neuenburg zu verzichten und dasjenige des Fürstbistums zu erwerben. Die letzte Alternative wurde wohl von der Mehrzahl vorgezogen; die wirtschaftlichen Interessen überwogen die politischen und religiösen. Daher blieb die Gemeinde bestehen, und von dieser Zeit an entwickelte sich ein mäſsiger Verkehr zwischen La Ferrière und Les Bois, zu einer Zeit, wo der Sprachtypus beiderseits festgelegt und eine Ausgleichung nicht mehr möglich war. Die oben angeführten Unterschiede scheinen mir alle höher hinauf datiert werden zu müssen. Hingegen können die ganz geringen Verschiedenheiten zwischen der Sprache von La Ferrière und La Chaux-de-fonds auf Konto des Einflusses der neuen politischen Gemeinschaft gesetzt werden. So scheinen mir die Auslautvokale *a* und *e* = Plural *-as* erst seit 1700 abgefallen zu sein.

		La Chaux-de-fonds	La Ferrière	Les Bois
scala	=	*etšẹla*	*etšẹl*	*etšiᵊl*
planta	=	*pyȧ̆ta*	*pyȧ̆t*	*pyę̆t*
herbas	=	*ẹrbe*	*ẹrb*	*ęrb*

Ich hätte die Besiedelungsverhältnisse durch Vergleichungen der Familiennamen nachprüfen können, wozu mir leider die Zeit fehlte.

Die scharfe Trennung der Mundarten von La Ferrière und Les Bois erkläre ich also durch späte Herausbildung des Verkehrs (18. Jahrhundert) und besonders durch die verschiedenartige Provenienz der Sprechenden. Der Leser möge entschuldigen, daſs ich ihn durch historische Details aufgehalten habe. Dieselben Bedingungen — Besiedelung von auseinanderliegenden Landesteilen her, politisch-religiöser Kontrast trotz wirtschaftlicher Gemeininteressen — wieder-

holen sich überall, und mit solchen Detailfragen hängen eben die grofsen sprachwissenschaftlichen Probleme eng zusammen.

Die Scheidelinie, durch welche der Berner Jura vom eigentlichen Frankoprovenzalischen losgelöst wird, setzt sich auf französischem Boden fort, wie ein genaues Studium der Karten des Gilliéronschen *Atlas* beweist. Ich bin ihr auch in meinen Aufzeichnungen in Ostfrankreich mehrfach begegnet. Das kann nur auf einem alten Antagonismus beruhen. Die Bewohner von La Ferrière und Les Bois bekommen dadurch eine höhere Bedeutung, dafs sie vielleicht doch Vertreter des alten Stammesunterschiedes zwischen Burgundern und Franken sind.[1] Die Angaben der Historiker sind leider in diesem Punkte schwankend; nach Jahn, *Geschichte der Burgundionen und Burgundiens* II, Karte, hätte um 476 der Berner Jura nicht zu Burgundien gehört, wohl aber im Jahre 517. Gesetzt, die Grenzen seien zuverlässig, was ich nicht glaube, so wäre immer noch zu unterscheiden zwischen Beherrschung eines Gebietes durch Einwanderung und durch blofse Hoheitsrechte. Dafs die zweite Art viel weniger gewaltig auf die Sprachdifferenzierung wirkt, sehen wir heutzutage in den Kolonien der Kulturvölker (Ägypten etc.) zur Genüge.

Ich gehe darüber hinweg, dafs Vögelis *Historischer Atlas der Schweiz* den Berner Jura und Umgebung als Sitz einer besonderen keltischen Völkerschaft, der Rauracher, bezeichnet. Ebenso möchte ich nur vorübergehend auf die interessante Aufgabe hinweisen, die darin bestände, zu erforschen, ob die Sprachgrenze zwischen Waadt und Genf auf die alte Differenz zwischen Allobrogen und Helvetiern zurückgeht. Denjenigen, die kurzerhand erklären, dafs ja alle Unterschiede zwischen beiden Mundartgruppen, wie z. B. $c + a = ts$ in Waadt und ϑ in Genf (*campu* = *tsã*, *ϑã*), viel moderner sind, möchte ich antworten, dafs Sprachdifferenzen sich da am leichtesten häufen, wo schon welche vorhanden sind, und dafs wir ja nur die modernen Ausläufer von Artikulationsgewohnheiten kennen, die eine lange, unbekannte Geschichte hinter sich haben.

Es genügt mir, betont zu haben, dafs Sprachentwickelung mit der Landesgeschichte unzertrennbar verbunden ist, und dafs eine der wichtigsten Aufgaben des Sprachforschers darin besteht, diesen Zusammenhang aufzudecken. Wrede ruft uns in seinem wichtigen Aufsatz *Ethnographie und Dialektwissenschaft* zu (*Hist. Zeitschr.* Bd. 88, S. 42): 'Gesetzmäfsigkeit, sei es physiologische ("Lautgesetze"), sei es psychologische ("Analogiewirkungen"), war der nur zu oft ausschliefsliche Mafsstab für die Sprachforschung. Tatsächlich aber bedeuten Lautgesetzlichkeit und Analogiebildung nur die eine, man könnte

[1] Siehe J. Zimmerli, *Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz* III S. 115, der besonders auf das Faktum Gewicht legt, dafs im Berner Jura unverhältnismäfsig viele Weilernamen vorkommen, die zudem durch ihren Typus (Vendelincourt = Wendlinsdorf = Genitiv + Appellativ) vom Romanischen abweichen.



sagen die ideale, Hälfte alles Sprachlebens: die andere, die reale, wurzelt in der Geschichte, in der Orts- und Landesgeschichte ...'. Die Sprachwissenschaft ist eine Kulturwissenschaft, wie es Meyer-Lübke in seinem Vortrag *Vom Ursprung der romanischen Sprachen* so richtig gesagt hat.

II.

Wie stimmen nun die Erfahrungen, die wir in bezug auf die Beeinflussung der Dialektbildung durch die Geschichte gemacht haben, zu den Theorien der Sprachwissenschaft? Wie stellt letztere sich zu Grenzen schroffer Art, wie wir sie zwischen Neuenburg und Bern in den Freibergen konstatiert haben? Es sei mir gestattet, hier etwas weiter auszuholen und den gegenwärtigen Stand der Frage der Mundartenklassifikation zu skizzieren.

Ich beginne mit dem mir vertrauteren Gebiete der romanischen Philologie. Wie überall, war auch in diesem Gebiete früher die Klassifikation der Hauptzweck der Dialektuntersuchung. Heyck hat also unrecht, wenn er die Einteilungssucht aus dem systematischen und bureaukratischen Ordnungssinn der germanischen Rasse erklärt (*Hist. Zeitschrift* Bd. 85, S. 70). Eine gewisse Pedanterie macht sich in jeder Wissenschaft bemerkbar. Das System des Botanikers Linné wurde auf die Dialekte angewandt. Die Forschung ruhte in den Händen von Dilettanten, welche, von landläufigen Voraussetzungen ausgehend, die Dialekte als Organismen auffaſsten, die innerhalb bestimmter Grenzen eine Einheit bildeten. Die Naturgeschichte wurde vielfach zum Vergleiche herangezogen, und sehr beliebt wurde das Bild vom Stammbaum. Die Mundarten waren Tochtersprachen. Das stand fest. Nur wuſste man nicht recht, wer die Mutter gewesen. Die Geburtsakten waren leider verloren gegangen, und man schwankte zwischen der mysteriösen Ahnfrau, keltische Sprache genannt, der noblen Roma und der koketten französischen Sprache, als deren Bastardkinder die Patois Frankreichs von vielen angesehen wurden.

Die Philologie brachte Licht in die Sache. Man begann methodisch zu untersuchen. In den siebziger Jahren machten sich zwei verdienstvolle Forscher, Tourtoulon und Bringuier, an die mühevolle Aufgabe, von Dorf zu Dorf pilgernd, die Sprachgrenze zwischen dem Französischen und dem Provenzalischen festzustellen. Das Resultat dieser Untersuchung, die Paul Meyer in einer Vorlesung *un ouvrage qui ressemble à la quadrature du cercle* nannte, liegt vor in der Schrift *Etude sur la limite géographique de la langue d'oc et de la langue d'oïl*, Paris 1876. Nach Tourtoulon und Bringuier wäre die Grenze zwischen Nord- und Südfranzösisch eine Linie von Genf bis zur Mündung der Gironde. Die genaue Fixierung der Grenze wurde nur für die westliche Hälfte durchgeführt und darauf durch den Tod von Bringuier unterbrochen. Nachdem die Grenze im Norden der Gascogne als feste Linie erscheint, verbreitert sie sich östlicher zu einer

Zone, die als Übergangsgebiet betrachtet werden mufs. Nördlich und südlich der Linie oder Zone erscheinen die von den genannten Forschern gewählten Einzelzüge in französischer oder provenzalischer Behandlung. Der wichtigste dieser Züge ist die Erhaltung des lat. bet. *a* in offener Silbe, das im Frz. zu *é* wird, so *cantare* = *cantā, chantā* gegenüber fr. *chanter*. Die Kriterien sind fast ausschliefslich lautliche. In der Tat ist die Einteilung von Dialekten nach Lautabstufungen die natürlichste. In der Syntax sind die Patois wenig originell. Die Formen oder Flexionen stehen zum grofsen Teil unter dem Bann der Phonetik. So enthält W. Meyer-Lübkes zweiter Band der *Grammatik der romanischen Sprachen* vielfach, soweit er die Flexion bespricht, lautliche Probleme und deren Lösungen. Man hat sich gefragt (besonders L. Tobler, *Die lexikalischen Unterschiede der deutschen Dialekte*. Festschrift der Züricher Phil.-Versammlung 1887, 91—109), ob nicht der Wortschatz der Mundartengeographie untergelegt werden sollte. Aber man hat damit wenig gute Erfahrungen gemacht. Die Verbreitung eines Wortes wird viel mehr vom Zufall regiert als die eines Lautes, der nur durch direkte persönliche Beeinflussung weitergetragen wird. Ein wanderndes Wort gleicht dem Fremden, der sich irgendwo einnistet, wo es ihm gefällt; ein wandernder Laut klopft nur bei Verwandten an.[1] Daher erscheint von vornherein der Lautstand der Mundarten als das charakteristische Merkmal derselben. Ein Blick auf den monumentalen *Sprachatlas Frankreichs* von Gilliéron und Edmont zeigt, dafs nach phonetischem Prinzip ein Land leichter in Provinzen einzuteilen ist als nach lexikologischem. Wie willkürlich erscheint z. B. das Auftreten des französischen Wortes *abeille*,[2] das hie und da den mundartlichen Ausdruck *mouche à miel* oder Ableitungen von *apis* oder *musca* ersetzt hat. Lautliche Züge haben mehr Einheit, da sie erstens immer reihenweise auftreten, indem sie den ganzen Wortschatz, Substantiv wie Verb etc., beherrschen, und zweitens unter sich in Wechselwirkung stehen.

Daher haben sich also Tourtoulon und Bringuier bei ihrer Feststellung der französisch-provenzalischen Grenze mit Recht wesentlich auf phonetische Erscheinungen beschränkt. Dasselbe tat 1875 Ascoli, als er in seinen bedeutenden *Schizzi francoprovenzali* (*Arch. glott. it.* III) ein neues, nach seiner Meinung zusammenhängendes und der Einheit nicht entbehrendes Stück romanischen Bodens ablöste und nach gewissen sprachlichen Tatsachen frankoprovenzalisch nannte. Dieses Gebiet umfafst den Südosten Frankreichs, in Italien Val d'Aosta und Val Soana und die französische Schweiz bis zum Nordrand des Kantons Neuenburg und dem bernischen Dessenberg. St. Imier und Moutier kommen jenseits zu liegen.

---

[1] In bezug auf die Nichtexistenz eines Wortes kann man sich auch grofsen Täuschungen hingeben. [2] Atlas Gilliéron und Edmont, Karte 1.



Ascolis Verfahren wurde von P. Meyer in der *Romania* scharf angegriffen. Es wurde ihm vorgeworfen, er habe die Lauterscheinungen willkürlich ausgewählt; würde er andere zur Basis gemacht haben, so wäre eine ganz andere Einteilung Frankreichs entstanden; und dabei wurde zum erstenmal[1] auf romanistischem Boden laut betont, ein Dialekt sei lediglich ein Gedankending, eine *definitio nominis,* nicht eine *definitio rei,* eine konstruktive Abstraktion, die auf arbiträrer Wahl der Charaktere basiere; es sei unmöglich, einem Dialekt Eigentümlichkeiten nachzuweisen, die nicht sonstwo vorkommen, und es sei ziemlich ausgeschlossen, dafs zwei lautliche Merkmale, die nicht inneren Zusammenhang haben, sich an derselben Grenze abheben. Das Bild der Karte Frankreichs, auf welcher alle Lautgrenzen eingezeichnet würden, wäre das der wildesten Regellosigkeit. Aufgabe der Wissenschaft sei es, die Geographie einzelner Sprachzüge, nicht ganzer Mundartgebiete zu entwerfen. Ascoli blieb die Antwort nicht schuldig. Mit etwas gekränktem Entdeckerstolz warf er ein, das Charakteristische einer Mundart sei nicht ein einzelner Zug, sondern die Kombination bestimmter Eigenheiten: 'Tutta codesta obiezione terribilissima,' sagt er, 'si risolve in un bel nulla. I singoli caratteri di un dato tipo si ritrovano naturalmente, o tutti o per la maggior parte, ripartiti in varia misura fra i tipi congeneri; ma il distintivo necessario del determinato tipo sta appunto nella simultanea presenza o nella particolar combinazione di quei caratteri.' Er habe nur ein Kapitel phonetischer Beobachtung über das frankoprovenzalische Gebiet veröffentlicht und deren noch zweiundzwanzig in Reserve. Übrigens seien die gewählten caratteri specifici so wichtig, dafs eine Einteilung wohl darauf basieren könne. Er stellt das Prinzip des Abwägens der lautlichen Kriterien auf, die nicht alle denselben Wert haben können. Es handelt sich z. B. um das Verhalten des lat. betonten *a,* das nach den zahlreichen, auf einen Palatallaut endigenden Verbalstämmen zu *ie* wird: *couchier, touchier, mangier* etc. neben *levar, provar* etc. In der Tat gibt es kaum einen noch so kurzen Text, der nicht Beispiele dieses Lautwandels enthielte.[2] Endlich macht Ascoli geltend, dafs sein Sprachgebiet geographisch wohl zusammengefügt ist und auch historische Selbständigkeit besessen hat.

In seiner Replik wiederholte P. Meyer seine Argumente. Im Jahre 1888 hielt Gaston Paris, der heute so schwer vermifste Führer der romanischen Sprachwissenschaft, vor der Réunion des sociétés

[1] Nachträglich hat Schuchardt einen Vortrag abgedruckt, den er im Jahre 1870 gehalten hatte, um seine Priorität in dieser Frage zu wahren.

[2] In den Eiden von Strafsburg, die ich mit Suchier für frankoprovenzalisch halte, kommt *a* hinter Palatal einmal vor, ohne Palatal achtmal; in der Cantilène de Ste Eulalie finden wir *a* hinter Palatal zehnmal, ohne Palatal sechsmal. Die sechs ersten Sätze der Parabel vom verlorenen Sohn enthalten *a* nach Palatal fünf- bis sechsmal, ohne Palatal sechs- bis siebenmal, je nach den Dialekten.

savantes einen geistvollen Vortrag, in welchem er denselben grundsätzlichen Standpunkt einnimmt, den P. Meyer verteidigt hatte. Aus dem inhaltsvollen und höchst anregenden Vortrage, den G. Paris *Les parlers de France* betitelt, greife ich nur die Stellen heraus, welche für seine Auffassung mundartlicher Dinge charakteristisch sind:

Die Mundarten, die spontane Produkte des Lateins sind, haben sich in ununterbrochener historischer Kontinuität aus demselben entwickelt. Es ist nicht möglich, den Punkt festzusetzen, an welchem das Latein aufhört, Latein zu sein, und anfängt, Französisch zu werden. Französisch ist modernes Latein. Nous parlons latin! Das Bild vom Sprachenstammbaum ist falsch.

Neben der historischen Kontinuität gibt es eine geographische, indem die Mundarten von einem Ende Frankreichs zum anderen unmerklich ineinander übergehen, ohne brüske Übergänge, also ohne daſs Grenzen aufgestellt werden können. 'Il n'y a réellement pas de dialectes.' 'Les parlers populaires se perdent les uns dans les autres par des nuances insensibles. Un villageois qui ne saurait que le patois de sa commune comprendrait sûrement celui de la commune voisine, avec un peu plus de difficulté celui de la commune qu'il rencontrerait plus loin en marchant dans la même direction, et ainsi de suite jusqu'à un endroit où il n'entendrait plus que très péniblement l'idiome local.' Weiter sagt er, daſs jede Dorfmundart eine gewisse Zahl von Lautzügen z. B. mit den vier Nachbarorten gemein habe, in anderen sich von allen vier unterscheide. G. Paris glaubt also an eine gewisse Regelmäſsigkeit kontinuierlicher Verschiedenheit oder geographischer Abänderung, wie Schuchardt sagt. Von jedem Punkte aus würde die Verschiedenheit im gleichen Maſse wie die Entfernung zunehmen. Also ein Gesetz wie das Gravitationsgesetz von Newton.

Nur die Geographie einzelner Züge hat nach ihm eine Berechtigung. Die Ausdehnung der einzelnen Lauterscheinungen hängt vom Zufall ab. Die Grenze von Tourtoulon und Bringuier ist eine imaginäre Mauer, welche die Wissenschaft umstürzt. Il n'y a pas deux Frances. Aucune limite réelle ne sépare les Français du Nord de ceux du Midi. Die Erklärung der geographischen Abänderung ist folgende: Würde man jedes Patois sich selber überlassen, so würden lauter Individualdorfsprachen entstehen, und zuletzt würde man sich nicht mehr verstehen, aber in Wirklichkeit erfolgt von kleinen und groſsen Zentren aus eine beständige Ausgleichung. Die Mundarten zweier benachbarter Dörfer werden sich immer so weit beeinflussen, daſs keine zu groſsen Unterschiede aufkommen können. Alte und neue politische Grenzen haben keinen Einfluſs auf die sprachliche Entwickelung und vermögen die Ausgleichung der Dialekte nicht zu neutralisieren. So ist der Zustand der linguistischen Entwickelung, die sich selber überlassen ist. Und dieser Zustand ist für G. Paris die Norm. Nur äuſserst selten geschieht es, daſs durch

natürliche Grenzen (hohe Gebirgszüge, breite Flüsse, dichte Wälder) oder unter Einfluſs bedeutender intellektueller oder politischer Zentren oder von Völkerwanderungen Dialektgrenzen entstehen. G. Paris leugnet also nicht die Existenz von Dialektgrenzen, aber er hält sie für äuſserst selten. Seine Rede, die trotz allem, was ich jetzt daran auszusetzen habe, für mich die klassische Auffassung der Dialektologie bleibt, wurde mit Triumph in die damalige *Revue des patois gallo-romans* aufgenommen. Sie wurde die Gründungsurkunde der *Société des parlers de France.* Männer der Wissenschaft hielten sich für verpflichtet, die Prinzipien von G. Paris unbeanstandet zu den ihrigen zu machen. Bestechend genug waren sie, und die Autorität des Meisters, der sie ausgesprochen hatte, machte sie fast zum Gesetz.

Einige Forscher aber, besonders Tourtoulon, Castets, Durand, die man nicht als Schulphilologen ansehen kann, die sich aber durch Forschungen auf dem Gebiete der Dialektologie im Terrain Verdienste erworben haben, waren entrüstet über die Ansicht von G. Paris. Es erschienen in Tagesblättern und besonders in der *Revue des langues romanes* geharnischte Angriffe.

Ich verzichte darauf, auf diesen Kampf hier näher einzugehen.

Im XVII. Bande der *Zeitschrift für romanische Philologie* (1893) brachte Horning einen sehr einsichtigen, ruhig abwägenden Artikel *Über Dialektgrenzen im Romanischen,* der zur Umkehr mahnte. Horning zählt die wirklichen Dialektgrenzen auf, die bis zum Jahre 1893 nachgewiesen worden sind. So hat Simon in den *Mélanges Wallons* (1892) gezeigt, daſs verschiedene Lauterscheinungen, die für das Pikardische und Wallonische charakteristisch sind, sich innerhalb einer relativ schmalen Zone abgrenzen. Simons Beweisführung ist zwar schwach und die beigegebene Karte so schlecht, daſs sie fast das Gegenteil zu beweisen scheint. Horning selber hat Grenzen in den ostfranzösischen Dialekten zwischen Metz und Belfort nachgewiesen, auch eine Grenze zwischen Lothringisch und Burgundisch; Paul Passy hat dieselbe lothringisch-burgundische Sprachgrenze an einem anderen Punkte gezeigt; eine Grenze im Norden des Kantons Neuenburg ist Horning wahrscheinlich, verschiedene brüske Übergänge wurden im Süden Frankreichs entdeckt, ebenso zwischen Ventimiglia und Nizza, also zwischen Französisch und Italienisch. Ferner traf W. Foerster eine scharfe Grenze zwischen Provenzalisch und Piemontesisch am Ostabhange der Kottischen Alpen. Die Mundarten seien dort streng geschieden, wie Öl und Wasser. Nach Gartner ist der Übergang vom Friaulischen zum Venetischen jäh.[1] Nach

[1] Weitere scharfe Scheiden finden sich anderwärts, so zwischen dem Katalanischen und Aragonesischen (Tourtoulon u. Bringuier, *Etude* S. 6), zwischen dem Venedischen und Galloitalischen (Meyer-Lübke, *Vom Ursprung der rom. Sprachen*), zwischen Bolognesisch und Toskanisch, wo die Apenninen die Wand bilden, usw. Vgl. auch die Zusammenstellung bei E. Wechſsler, *Gibt es Lautgesetze?* (*Festgabe Suchier*) S. 523 Anm. 1.



Horning ist die Dialektfrage noch nicht spruchreif, da es an Vorarbeiten fehlt. Er hebt hervor, daſs der Standpunkt von G. Paris zu theoretisch abstrakt ist. Das geschichtlich Gewordene wird mit Unrecht von G. Paris als Eingriff in die natürliche Entwickelung angesehen, während doch jede sprachliche Entwickelung historisch bedingt ist. Das développement linguistique livré à lui-même ist auch ein bloſses Gedankenprodukt. Die Masse der traits linguistiques darf nicht als gleichwertig angesehen werden, es gibt mehr oder minder wichtige, ältere und jüngere Merkmale. Unter einer Grenze braucht man sich keine mathematische Linie[1] zu denken.

G. Paris ist die Antwort auf Hornings Artikel nicht schuldig geblieben. Er erwidert (*Rom.* XXII, p. 604 ff.), daſs man streng zwischen der natürlichen Dialektspaltung und historischen Eingriffen in den normalen Verlauf (Dialektwanderung und Verdrängung des Originaldialektes) unterscheiden müsse. Eingreifen der Geschichte hält er für selten und relativ modern. Er glaubt, daſs die sprachlich gemischte Zone, die Horning nach anderen zwischen Französisch und Provenzalisch annimmt, qualitativ sich in nichts von einer Zone unterscheidet, die man mit derselben Breite nördlicher oder südlicher einzeichnen würde. Die Grenzen einzelner Lauterscheinungen gehen durch 'points absolument fortuits'. Aber er gibt zu, daſs einzelne Dialektika schwerer wiegen als andere.[2] Hornings Aufsatz hat doch Eindruck gemacht.

Die Dialektfrage ist seither, wenn mir nicht etwas entgangen ist, nicht mehr von Romanisten im Zusammenhange besprochen worden. In seiner *Note sur la classification des dialectes de la langue d'oc* (*Revue des langues romanes,* 1900, p. 352 ff.) tritt Lamouche absichtlich auf die prinzipielle Frage nicht ein, weil er seiner Einteilung nur relativen Wert beimiſst und damit nichts als ein 'moyen de travail' bieten will. Aber aus gelegentlichen Äuſserungen anderer ist zu entnehmen, daſs die Auffassung von G. Paris allmählich an Boden verliert. E. Wechſsler widmete in seinem Aufsatz über die Lautgesetze in der Festgabe für Suchier (*Forschungen zur romanischen Philologie,* Halle 1900, p. 520—527) einen Abschnitt der Frage 'Gibt es Mundarten?' Er steht ganz unter dem Einfluſs der neueren germanistischen Forschung, von der unten die Rede sein wird, und nimmt mit Friedrich Kauffmann, *Dialektforschung,* an, daſs nicht die Einzellaute der Mundart, sondern ihre konstitutiven Faktoren, wie Akzent, Betonung, Quantität etc., die auf Sprachatlanten nicht zum Ausdruck zu kommen pflegen, den Maſsstab für Dialekt-

[1] Dieser Ausdruck ist nicht glücklich gewählt, da die mathematische Linie gar keine Dimension mehr hat.

[2] Sollte G. Paris später noch weitere Konzessionen gemacht haben? *Rom.* XXX, p. 585 sagt er: 'c'est plus surprenant pour l'Italie, puisque le phénomène (*-umus* für *-amus*) s'y retrouve dans *deux ou même trois domaines linguistiques différents'* (= Dialektgruppen!).

gliederung abgeben sollten. Wechssler scheint mit den vorschnellen Behauptungen Bremers einig zu gehen, welcher sagt: 'Noch heute scheiden wir wie vor anderthalb Jahrtausenden Bayrisch, Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch, Thüringisch und Sächsisch. Die Grenzen haben sich seit den Zeiten Chlodwigs nicht erheblich verschoben.' Das ist nun freilich sehr positiv gesprochen! (Siehe § III.) Ich erlaube mir hier zu bemerken, daſs die von Kauffmann und Wechſsler vorangestellten konstitutiven Faktoren der Dialektbildung mir vorläufig nebelhaft und unfaſsbar vorkommen. Vielleicht gelingt es uns einmal, für einen bestimmten Sprachtypus, sagen wir z. B. für das Lombardische, ein allgemeines Movens zu finden, durch welches die Grundlinien der lombardischen Sprachbewegung sich erklären lassen. Aber mir scheint, daſs wir für so feine Untersuchungen noch nicht genügend gerüstet sind. Manche Anregung in dieser Beziehung geht von der schönen Studie Karl v. Ettmayers über das Lombardisch-Ladinische aus Südtirol aus (*Rom. Forschungen* XIII, 1902). Auch er huldigt der *particolar combinazione* von Lautwerten Ascolis als Einteilungsprinzip. Er vergleicht trefflich den Dialekt mit einer Melodie, bei welcher nicht die einzelnen Töne ins Bewuſstsein fallen, sondern ihre Kombination. So möchte er weniger die einzelnen Laute und Gesetze, als eine allgemeine Tendenz der Sprache, etwas vom einzelnen Resultat losgelöstes Interindividuelles ins Auge fassen.[1] Er bezeichnet daher p. 331 als Ziel seiner Arbeit den empirischen Nachweis der inneren Verknüpfung der Lautgesetze, welche im untersuchten Mundartgebiete die betonten Vokale beherrschen. Das Resultat jedoch, das p. 653 ff. im kurzen 'Nachwort' geboten wird, ist nach meiner Ansicht recht mager ausgefallen.

Einstweilen scheint es mir wünschenswert, nicht über das Resultat der auf 'Isophonen' aufgebauten Sprachgeographie hinauszugehen. Allgemeine Betonung und Quantität etc. finden ihren positiven Ausdruck in den Lautgesetzen, und ich halte es für einen Widerspruch, wenn man die Grenzen der mundartlichen Laute als Einteilungsprinzip aufgibt und an ihre Stelle eine vage, über ihnen thronende Tendenz setzt. Schon die Lautgesetze, über deren ursächlichen Zusammenhang wir noch wenig aufgeklärt sind, bieten Irreales genug.

W. Meyer-Lübke stellt sich in seiner *Einführung* und in seinem Vortrag vom *Ursprung der romanischen Sprachen* auf den Standpunkt der Entstehung von Dialektgrenzen durch kulturelle, ethnologisch und historisch bedingte Gemeinschaft. Es scheint also eine

[1] In seinem Vortrag *Über die Klassifikation der rom. Mundarten* sagt Schuchardt noch, daſs die einzelnen Veränderungen der Laute, Wortformen, Bedeutungen etc. in keinem notwendigen Zusammenhange stehen, weil sonst eine Formel für die Gesamtveränderung gefunden werden müſste. Haben wir heute das Recht, uns schon anders auszudrücken?



Auffassung aufzukommen, die die Dialektfrage nicht mehr im Zusammenfallen oder in Nichtkongruenz der Lautlinien erblickt, sondern in einem höheren Prinzip, das diese Linien entweder sprachlich oder kulturell zu erklären sucht.

Wir leben gegenwärtig in der Zeit der Sprachatlanten. Weigand publiziert einen dakorumänischen Atlas; Guerlin de Guer einen *Atlas dialectologique de Normandie,* von dem bis jetzt eine Lieferung erschien (Paris, Welter, 1903, *Région de Caen à la mer*[1]); vom hochverdienstlichen *Atlas linguistique de la France* von Gilliéron und Edmont[2] sind schon 376 Blätter herausgekommen, die eine unerschöpfliche Fülle von Belehrung bringen.

Diese Werke bringen erst das nötige, auf breiter Basis und experimenteller Beobachtung aufgebaute Material zur Lösung der Frage, die uns beschäftigt. Prüfen wir unsere Atlanten, bevor wir uns in zu theoretische Spekulation einlassen. Schon jetzt von den Lautgrenzen zu abstrahieren, ist ein gefährliches Vorgreifen. Unsere kartographischen Werke werden eine Reihe bedeutender spezieller und prinzipieller Untersuchungen veranlassen, wie wir dies auf dem Gebiete der Germanistik beobachten.

---

[1] Den Plan dieses Unternehmens billige ich nicht. Partielle Publikation, bevor das ganze Gebiet untersucht ist, scheint mir mifslich. Ganzkarten der Normandie in Lieferungen wären einem Spezialatlas der Gegend von Caen bis zum Meer (= etwa einem Zwölftel des Calvados) vorzuziehen gewesen. Auf diese Weise wird später ein Gesamtüberblick nur durch Benutzung einer grofsen Zahl einzelner Bände möglich werden. Im publizierten Teile sind die Karten sehr oft uniform, weil das ganze Gebiet dieselben Formen aufweist. Von nicht ganz hundert Karten sind etwa dreifsig gleich. In solchen Fällen hätte die Karte füglich wegbleiben und durch eine Bemerkung ersetzt werden können. Andere Einwände verschweige ich. Für die Dialektumgrenzung ist aus diesen räumlich zu beschränkten Karten wenig zu gewinnen, doch gibt der Verfasser p. 124 ff. recht interessante Erwägungen über die Infiltration der Schriftsprache in die Mundart und ihre geographische Ausdehnung.

[2] Paris, Champion. Der Plan dieses grofsen Nationalwerkes ist originell und weitsichtig. Genial ist das System von Kautelen aller Art, das Gilliéron ins Werk setzte, um das Ganze auf eine einheitliche und möglichst sichere Grundlage zu stellen. Diese Karten sind als erster grofser Wurf zu betrachten, das Detail bedarf der Nachprüfung. Alle Aufnahmen wurden von Edmont gemacht und von Gilliéron ohne jede Kontrolle auf die Blätter des Atlas übertragen. Die Person des Exploratoren bot jede erdenkliche Garantie. Darf man aber eine Person als appareil inscripteur benützen? Ist es möglich, in einem jeweiligen kurzen Aufenthalt von einem bis zwei Tagen an jedem Ort sich genügende Vertrautheit mit den tausendfachen Variationen der mundartlichen Laute zu verschaffen, um sie richtig zu notieren und die besten Repräsentanten der stark beschädigten Patois Frankreichs zu finden? Es ist erlaubt, daran zu zweifeln, so wird der Widerspruch gegenüber den einzelnen Formen des ungeheuren Werkes sich regen. Die Unternehmer trifft hierbei kein Vorwurf. Die Verhältnisse erlaubten ihnen nicht, zusammenzureisen, was die Sicherheit des Materials bedeutend erhöht hätte. Und die wesentlichen Resultate werden durch Irrtümer im einzelnen durchaus nicht erschüttert.

III.

Auch in Deutschland ist die Dialektfrage hin und her beraten worden, und zwar hat sie dort dieselbe Entwickelung wie im romanischen Gebiet durchgemacht: den Anfang bildete die Klassifikation, welche vielleicht das Endziel sein wird; wieder Stammbaum und Naturgeschichte; dann machte sich der Einfluſs von Johannes Schmidts Wellentheorie geltend (1872), und endlich erschienen die Sprachatlanten. Darin aber sind die Germanisten den Romanisten ein Stück Weges voraus, daſs sie schon begonnen haben, ihre Atlanten zu verwerten. Und darum möge man es mir nicht verübeln, wenn ich für einen Augenblick das mir weniger vertraute Gebiet der deutschen Mundartforschung betrete.

Der nur durch Berichte bekannte Wenkersche Sprachatlas ist leider einstweilen unzugänglich. Dafür besitzen wir eine prächtige Arbeit im Fischerschen *Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart* (Tübingen 1895). Fischer hat dazu eine ganz gediegene Erläuterungsschrift geschrieben und ferner das Werk selber in den *Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte* IV (1895), p. 114 ff., angezeigt. Fischer steht noch grundsätzlich auf dem Standpunkte von Johannes Schmidt oder von G. Paris. Er lehnt z. B. energisch jede besondere physiologische Stammesvererbung ab. Es gibt keine ausschlieſslich schwäbischen Sprechorgane, also auch nichts speziell Schwäbisches in sprachlicher Hinsicht. Auch historische Gründe für Ausbildung einer geschlossenen schwäbischen Sprache sind nicht vorhanden. Aber 'jede bestimmt charakterisierte Spracherscheinung hat ein geschlossenes Gebiet und feste Grenzen.' Die einzelnen Lautzüge machen an Verkehrsgrenzen Halt. Das Betonen dieses Begriffes ist etwas Neues! Die verkehrsstörenden Elemente sind hier weder gewaltige Berge noch breite Flüsse, wie wir uns nach P. Meyer und G. Paris vorzustellen gewöhnt sind. Wie richtig sagt Fischer: 'Die ohnehin etwas zweifelhafte Bemerkung, daſs Flüsse nicht trennen, kann hier nicht gemacht werden; denn es handelt sich nicht um kriegerische oder kaufmännische Expeditionen, sondern um den Alltagsverkehr, der jeden Kosten- und Kräfteaufwand scheut.' Aber es bleibt nach Fischer eine Unzahl von Lautgrenzen ohne Erklärung. Nur da, wo Stammesgrenzen mit natürlichen Verkehrshindernissen zusammentreffen, können verschiedene Lautgrenzen mit politischen Scheiden zusammenfallen und also politische Dialektgrenzen entstehen. In anderem Sinne kann von einem Kausalzusammenhang zwischen Abstammung und Sprache nicht gesprochen werden. Aber auch abseits von den alten Stammesgrenzen hat Fischer Linienbündel entdeckt. Das sind entweder Grenzen, in denen sich Linien von ungefähr gleicher Gesamttendenz zusammenfinden; sie erklären sich durch die Verwandtheit der Sprachobjekte. Oder die Lautzüge sind verschiedener Art; dann sind sie folgendermaſsen zu erklären: Wenn einmal mehrere Sprachdifferenzen mit

derselben Grenze sich zusammengefunden haben, so ist die Möglichkeit der Entstehung noch weiterer Grenzen mit demselben Verlauf dadurch erleichtert, daſs der Sprachverkehr mit jeder neuen Differenz, wenn auch nur unbedeutend, erschwert wird. Gegenüber P. Meyer, der die Möglichkeit des sich Treffens zweier Lautgrenzen fast in den Bereich der Unmöglichkeit stellt, konstatieren wir hier in dem allgemeinen Wirrwarr der Lautgrenzen die Existenz von Hauptsträngen, und zwar gehen diese, entgegen der Ansicht von G. Paris, mit politischen Grenzen da zusammen, wo natürliche Verkehrshindernisse vorliegen.

Im VI. Jahrgang der *Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte*, p. 161 ff., hat K. Bohnenberger versucht, mit mehr oder weniger Glück, dem Ursprung einiger Lautgrenzen nachzugehen. Obschon noch zaghaft, geht er doch weiter als Fischer: er konstatiert ein Zusammenfallen der Grenzen mit der alten Herzogtums- oder Stammesgrenze, ohne daſs wesentliche natürliche Verkehrsstörungen vorhanden wären, so zwischen Franken und Schwaben. Er sagt von dieser Dialektgrenze (p. 187): ‘Hier gehen ganz unverhältnismäſsig viele Grenzen parallel, und die meisten fallen bis ins Bühler- und Kostertal von Ort zu Ort mit der *ai/oi*-Grenze zusammen.’ Er schlieſst seinen Aufsatz mit den Worten, man dürfe sich durch die Vielheit der Linien nicht allzusehr abschrecken lassen.

Derselbe Gelehrte versuchte später sein Glück mit der ‘Grenze vom anlautenden *k* gegen anlautendes *ch*’, z. B. *kind* ~ *chind* (*Alemannia* 1900, p. 124 ff.). Diese Grenzlinie, welche westöstlichen Verlauf nimmt, geht nicht dem Rheine entlang, sondern zieht nördlicher, im Süden von Freiburg, dahin, über den Feldberg und Fürstenberg und mündet dann, sich ostwärts senkend, in der Nähe von Radolfzell in den Bodensee. Bohnenberger begnügt sich auch hier nicht mit der Konstatierung der Tatsachen, sondern er sucht den ursächlichen Zusammenhang dieser Lautgrenze mit der Bodengestaltung und der Geschichte, sowie den prinzipiellen Gewinn, der daraus zu ziehen ist. Denn ‘unsere Versuche, Sprachgrenzen zu erklären, dürfen die gröſseren Gesichtspunkte nicht aus den Augen verlieren’ (p. 130). Es gelingt ihm auch, Verschiebungen der Grenze nachzuweisen, die im Laufe der Zeit eintraten, und streckenweise den Verlauf der heutigen Grenze durch politische und natürliche Verhältnisse zu begründen. Bleibt auch manches noch unklar, so wird doch der Zusammenhang zwischen der räumlichen Ausbreitung der *k/ch*-Aussprache und dem jeweiligen Verkehr deutlich. ‘Ebenso wie heutigen politischen Grenzen sind also auch den Stammes- und Gaugrenzen einst Sprachgrenzen gefolgt. Gehen somit die heutigen Sprachgrenzen nicht auf Stammes- und Gaugrenzen zurück, so doch immerhin ein Teil der vorauszusetzenden früheren’ (p. 136).

Positiver als Bohnenberger hat sich Dr. C. Haag auf Grund persönlicher Aufnahmen in 200 Ortschaften ausgesprochen in der

Abhandlung *Die Mundarten des oberen Neckar- und Donaulandes* (Beilage zum Programm der Königl. Realanstalt zu Reutlingen; Reutlingen 1898). Haag unterscheidet die Grenzen nach der Wichtigkeit. Für ihn richtet sich die Bedeutung einer Lautgrenze 1. nach der Zahl der betroffenen Formen, 2. nach der Häufigkeit des Gebrauches dieser Formen (daher die Ohrfälligkeit eines Lautwandels), 3. nach dem Grad der Veränderung der Formen. Er macht die Erfahrung, daſs wichtige Grenzen fast nie allein gehen, sondern gewöhnlich mit anderen zu Bündeln vereinigt sind, während 'weite Gebiete oft von keinen namhaften Grenzen durchzogen sind.' Diese Kernlandschaften, wie er sagt, 'mit weitgehendster Gleichartigkeit sind getrennt durch eine Reihe kleinerer Landschaften, die stufenweise von einer zur anderen hinüberleiten' (*Zeitschrift für hochd. Mundarten* 1900, p. 140). Die Hauptresultate seiner Forschung hat er in der *Zeitschrift für hochd. Mundarten,* p. 138 ff., in seinen *Sieben Sätzen über Sprachbewegung* zusammengefaſst. Einige seiner Schlüsse scheinen mir doch etwas voreilig gefaſst zu sein, da sie noch im ganzen auf der Untersuchung eines kleinen Gebietes basieren.

Aber die kartographische Methode und im besonderen Fischers Atlas scheinen mir doch den Weg gezeigt zu haben, auf welchem wir vorwärts kommen können. Die Aufstellung der Begriffe Linienbündel[1] und Kernlandschaften sind ein wichtiges Resultat der Dialektgeographie. Mit dem Satze, daſs die Lautzonen durch lauter *points fortuits* (G. Paris) begrenzt sind, dürfen wir uns nicht mehr zufrieden geben, sondern die Sprachgeschichte hat diese scheinbar zufälligen Linien zu erklären. Dabei wird ihr, da dieselben zu verschiedenen Zeiten entstanden sind und sich vielfach verschoben haben, nicht nach früherer Auffassung die Naturgeschichte, wohl aber die Landesgeschichte treffliche Dienste leisten. Aus der Klarlegung der einzelnen Linien wird sich von selber die Präzisierung des Begriffes Linienbündel ergeben. Damit hat die mundartliche Forschung noch reichliche Arbeit auf Jahrzehnte hinaus! Die Mühe wird sich lohnen. Die Ethnographie, die allezeit eine groſse Anziehungskraft ausgeübt hat, wird davon gewiſs profitieren. Aber der Sprachforscher gehe um so vorsichtiger zu Werke, als er in der Lösung dieser Fragen je länger je isolierter dasteht. Das Wort

---

[1] Auch Gilliéron, ein konsequenter Leugner von Dialektgrenzen, muſste ihr Vorhandensein zugestehen; 'Si je soumettais au lecteur mes cartes linguistiques, il constaterait que le cas de coïncidence de frontière de *deux* faits phonétiques est plus fréquent que ne le ferait supposer son caractère de fortuité' (*Rom.* XII, 396). Er erklärt dies dadurch, daſs gewisse Landstriche ihr ursprüngliches Patois zugunsten eines dominierenden Dialektes aufgeben, wodurch ein Zusammenstoſs heterogener Mundarten zustande kam. Ich glaube wohl an den ätzenden Einfluſs herrschender Mundarten und an allmähliche Verflachung und Auflösung gewisser isolierter Merkmale anderer, nicht aber an offizielle Verdrängung ganzer Patois.

Virchows: 'daſs bei dem Mangel einer erkennbaren Übereinstimmung in den physischen Merkmalen (Haarfarbe, Farbe der Augen, Schädelform, Körpergröſse) die Entscheidung über die ethnologische Stellung eines Volkes widerstandslos den Sprachforschern in die Hand gegeben wird' (nach Bremer, Pauls *Grundriſs,* p. 751), ist viel mehr geeignet, uns vor uns selber Miſstrauen einzuflöſsen, als unseren Stolz zu erhöhen. Es soll uns dazu führen, die sprachlichen Resultate möglichst vielseitig durch onomastische und volkskundliche Untersuchungen zu kontrollieren.

Mit dem gröſsten Interesse habe ich neulich den in der *Historischen Zeitschrift,* Bd. 88, Heft 1, erschienenen bedeutenden Aufsatz von F. Wrede, dem langjährigen Mitarbeiter am Wenkerschen Atlas, über *Ethnographie und Dialektwissenschaft* gelesen. Wrede mahnt zur Vorsicht und warnt davor, wie Bremer auf Grund heutiger Unterschiede ohne weiteres alte Stammgrenzen herzustellen. Er meint, daſs bei den fortwährenden Veränderungen der Verkehrsverhältnisse von den altgermanischen Zusammenhängen wenig erkennbar geblieben sei. Er geht hierin vielleicht doch zu weit. Andererseits gibt er zu, daſs oft alte Grenzen unter neuer Firma beibehalten wurden und der Grenzwert alter Verkehrsgrenzen im Maſse ihres Fortbestandes bis in die neueste Zeit zunimmt. Der Zusammenhang der politischen Ausdehnung einer Landschaft mit der Verbreitung einer Spracherscheinung für bestimmte Perioden der Geschichte ist ihm unwiderleglich. 'Die bestehende politische Grenze ist also unbestreitbar ein dialektbildendes Moment. So sind die heutigen Kreisgrenzen in vielen Fällen zugleich Scheiden für einzelne oder mehrere Lautunterschiede, und die (Wenkerschen) Sprachatlasblätter bringen dafür reichliche Belege' (p. 36). Wrede geht also viel weiter als Fischer, der die Einheit des schwäbischen Sprachgebietes verneint hatte. Er sagt, daſs solche 'Folgerungen über das Ziel hinausschieſsen' (p. 23).[1] Auch er ermahnt die Philologen, die Lautgesetze weniger als 'mathematische Formeln', sondern in ihrem Kausalzusammenhang mit den historischen Ereignissen zu betrachten. 'Diesen Zusammenhang zwischen Geschichte und Sprachgeschichte wiederherzustellen, sehe ich als eins der schönsten Ziele des Sprachatlas an' (p. 42).

So haben die Germanisten die reine Theorie verlassen, um sich von ihren praktischen Erfahrungen leiten zu lassen. Dieses Ziel sollte auch den Romanisten vorschweben. Und ganz besonders scheint mir die italienische Dialektologie dazu prädestiniert zu sein, über solche Grundfragen Licht zu verbreiten, infolge der geographischen Gliederung des Landes, der relativen Reichhaltigkeit historischer Zeugnisse bis in die ältesten Zeiten und der starken Vitalität der Dialekte.

---

[1] Wrede bezeichnet z. B. das Elsaſs als eine sprachliche Einheit: 'Die kaum je alterierte Geschlossenheit des elsässischen Dialektgebietes entspricht seiner einheitlichen Geschichte' (p. 38).

IV.

Aber auch die französische Schweiz mit ihren Terrainschwierigkeiten, mit ihren verschiedenartigen Stämmen, Konfessionen und kulturellen Betätigungen bietet zum Studium der Dialektfrage willkommenes Material. Ich konnte mich daher nicht enthalten, die bis jetzt erstellten Karten des Sprachatlas der französischen Schweiz auf Linienbündel und Kernlandschaften hin zu untersuchen.

Bevor ich dem Leser das Resultat dieser vorläufigen Untersuchung unterbreite, mufs ich ihn mit dem Modus bekannt machen, nach welchem die Karten des begonnenen Werkes erstellt werden. Die drei Redaktoren des Glossaire stellten die oben erwähnte Liste von ungefähr 300 Wörtern auf, die für möglichst autochthone Entwickelung Gewähr bieten und die wichtigsten Lauttypen zur Darstellung bringen sollen. Diese Liste wurde bisher in 355 Ortschaften der französischen Schweiz und angrenzender Gebiete abgefragt. Die Lokalitäten sind so verteilt, dafs alle Gegenden der Westschweiz gut vertreten sind und die Landstriche, wo die sprachliche Buntheit zunimmt (Wallis, Waadtländer Alpengebiet etc.), besonders berücksichtigt wurden. Die Resultate werden einzeln auf Kartenpausen zusammengestellt und mittels farbiger Töne auf den Blättern I und III der vierblätterigen Dufourkarte eingetragen. Die so entstandenen Lautgrenzen der zwanzig ersten Blätter zeichnete ich auf eine Gesamtkarte ein, welche in photolithographischer Reproduktion hier beigeheftet einen Überblick über das gegenseitige Verhalten der Linien gestattet. Die Striche wurden gewöhnlich mitten zwischen den untersuchten Ortschaften durchgezogen, so dafs denselben noch etwas Arbiträres anhaftet. Manches nicht besuchte Dorf ist hierdurch in die unrichtige Zone geraten. Diesem Übelstande soll vor der Publikation des Atlas möglichst durch eine geplante Revision längs der entstandenen Grenzen abgeholfen werden. Immerhin möge hier betont sein, dafs nahezu ein Drittel der westschweizerischen Gemeinden vertreten ist, so dafs das Linienbild sich nur wenig von demjenigen entfernen kann, das durch phonetische Aufnahmen in sämtlichen Dörfern erzielt worden wäre. Wo natürliche Verkehrshindernisse, wie Flüsse oder Bergzüge, vorliegen, folgen ihnen unsere Grenzen. Die nichtschweizerischen Verhältnisse blieben einstweilen unberücksichtigt. Der Landesgrenze entlang wurden keine Lautgrenzen notiert.

Obschon ich vollständig mit Schuchardt einverstanden bin, der ein mechanisches Abwägen der einzelnen Merkmale als unstatthaft erklärt, weil ihr Wert nicht gleich ist, habe ich, um dem Vorwurf der Willkür zu begegnen, alle Grenzen gleich behandelt. Eine Scheidelinie, wie diejenige von *die lunæ* ~ *lunæ die*, welche nur sechs Wörter betrifft, tritt hier mit derselben Wichtigkeit auf, wie die grundlegende Scheidewand zwischen lat. ę = *ie* und *ei*, *ai* etc. Es geschah dies zuungunsten meiner These, welche durch die Entfer-

nung aller Detailgrenzen und durch schärfere Markierung durchgreifender Sprachveränderungen viel gewonnen hätte.

Die Liste der benutzten Fälle ist im Anhang II zu finden. Wie es der unfertige Zustand des Atlas mit sich bringt, sind wichtige Unterscheidungsmerkmale, wie z. B. lat. *u* = *u* ~ *ü* und andere, nicht verwertet. Eine grofse Zahl der ausgebliebenen Linien wird zweifellos neue Risse in das Kartenbild bringen, viele aber werden sich zu den alten gesellen und so die Gliederung unserer Mundarten, ihr ethnologisch-historisches Gerippe, deutlicher hervortreten lassen. Ich glaube nicht, dafs eine prinzipielle Erörterung des abgeschlossenen Werkes unser vorläufiges Urteil wesentlich verändern wird.

Trotzdem ziehe ich vor, dem provisorischen Charakter meiner synoptischen Karte dadurch Rechnung zu tragen, dafs ich sie nicht im einzelnen erläutere, sondern nur auf das Hauptergebnis aufmerksam mache.

Es lassen sich schon jetzt deutlich Landschaftsdialekte erkennen, die durch eine ganze Anzahl von Linien oder kreuz und quer durchfurchte Übergangsgebiete von Nachbarlandschaften abgegrenzt und selber durch wenige, in Wirklichkeit meist geringfügige Züge in Unterdialekte eingeteilt sind. Diese kleinen Unterschiede heben die linguistische Einheit der betreffenden Landschaften nicht auf. Solche Kernlandschaften sind z. B. das Gros-de-Vaud, der Berner Jura vom Norden bis zur Linie La Ferrière-Tramelan-Court, die Montagne Neuchâteloise von La Brévine bis La Ferrière, das Val-de-Travers, niederer Teil, das Greyerzerland, der Kanton Genf.[1]

Ziemlich scharf, wenn auch nur in untergeordneten Punkten, unterscheidet sich die Mundart der waadtländischen Enklaven im Kanton Freiburg von ihrer Umgebung. Die geographischen Verhältnisse liegen da sehr kompliziert. Die Bahn fährt z. B. an den Orten Murten, Avenches, Dompierre, Payerne, unterhalb Surpierre und bei Lucens vorbei. Diese Ortschaften sind abwechselnd freiburgisch und waadtländisch, katholisch oder protestantisch.[2] Die Enklaven der Waadt, wenn schon unzusammenhängend, sprechen doch alle so ziemlich das Patois des Gros-de-Vaud. Wer in diesem Irrgarten wissen will, ob irgend ein Dorf freiburgisch oder waadtländisch ist, braucht nur zu fragen, wie von den Bewohnern z. B. das Wort *fête* in Mundart ausgesprochen wird. Lautet es *fita,* so befindet man sich im Kanton Waadt, wenn *fiϑä,* so ist man im Kanton Freiburg. Der Laut ϑ (englisch *th*) kann also in dieser Gegend als ein katholischer Laut bezeichnet werden.[3] Die Differenzierung zwischen den beid-

[1] Sollte die Stadt Genf, die nach Paris am hervorragendsten an der französischen Literatur beteiligt ist, früher als Hochburg des Patois so ausgleichend gewirkt haben?

[2] Mit Ausnahme von Murten, das, wie Avenches, reformiert ist, obschon im Kanton Freiburg gelegen.

[3] Weiter südlich erscheint der Laut auch auf Waadtländer Boden.

seitigen Gemeinden ist nicht sehr grofs, weil sie erst nach der Trennung dieser Gebiete durch die Reformation recht eingesetzt haben kann.

Ganz alten Verhältnissen entstammt die Grenze, die im Norden von La Ferrière durchgeht, dem St. Immertal folgt, dann in eine Zone übergehend südlich den Dessenberg abtrennt und nördlich Tramelan und Court erreicht. Ihr Bild ist auf der Übersichtskarte von unzweifelhafter Schärfe und fällt sofort in die Augen. Für das westlichste Teilstück derselben versuchte ich im ersten Teile dieser Arbeit eine historische Begründung zu geben.[1] Diese Grenze ist die von Ascoli und Horning vermutete Linie, welche das Frankoprovenzalische vom Französischen scheidet.

Die Karte zeigt auch für das romanische Wallis zwei Hauptdialekte, von denen der obere, welcher namentlich das Val d'Hérémence und das Val d'Anniviers umfafst, eine auffallende Einheit besitzt. Das ist der Teil des Wallis, der nicht unter savoyischer Herrschaft stand und daher den lautlichen Einflüssen dieser Gegend weniger exponiert war. Im Rücken war er durch das Deutschtum gedeckt, auf beiden Seiten durch Eis und Felsen. Ein Verkehr zwischen dem Val d'Hérémence und dem Val d'Anniviers findet über die hohen Berge nicht statt, aber die Leute treffen sich z. B. bei der Bebauung ihrer Reben alljährlich im Rhonetal. Diese flüchtige Begegnung genügt nicht, um die Einheit ihrer Mundart zu erklären. Wir müssen zu ihrer politischen Selbständigkeit und ihrer mutmafslichen Abstammung aus dem Rhonetal unsere Zuflucht nehmen.[2] Natürlich ist zwischen den beiden Varietäten der Walliser Mundarten keine Barriere vorhanden. Vieles ist gemeinschaftlich; viele Überläufer sind im unteren Rhonetal und weiterhin anzutreffen. So erscheint die Erhaltung des lat. *u* des oberen romanischen Wallis in den Kantonen Waadt und Freiburg in unbetonter Stellung (*durare* = *durā*), während hier die Tonsilbe *ü* hat (*durat* = *düre*). Oder: die Aussprache des Anniviarden *an* (*annum*), *ẽfan* (*infantem*), *tsante* (*cantat*), *planta* etc. hat ihre Vorposten, von denen sich das letztgenannte *planta*, sonderbarerweise allein, bis in die Waadtländer Alpen hinzieht.[3] Der deutliche Linienknäuel, der östlich von Sitten sicht-

---

[1] Leider besitzen wir aus dem St. Immertal, wo das Patois längst ausgestorben ist, keine zuverlässigen Listen, was das Bild erheblich trübt. Auf unsere Fragen mögen dort die Leute oft mit Formen antworten, die eigentlich aus dem Bezirk Delsberg stammen und ihnen als heute noch häufig gehörte Wörter besser im Bewufstsein ruhen als ihre eigene vergessene Sprache. Möglicherweise würde durch bessere Information Tramelan und Court ihr inselartiger Charakter weggenommen.

[2] Siehe die Studie von Dr. J. Jegerlehner über die *Herkunft der Bewohner des Einfischtales* (*Anzeiger für Schweizergeschichte*, 1902).

[3] Ich wage nicht zu entscheiden, ob es sich hier um ein wanderndes Wort handelt oder um einen Zersetzungsprozefs, der sich in der Waadt noch in seinem ersten Stadium befindet und dort spontan wirkt. Ich weifs nicht einmal, ob im Falle pla*n*ta das lat. *n* erhalten ist oder Rückbildung vorliegt.

bar ist, wahrt immerhin dem Osten 'eine relative sprachliche Abgeschlossenheit.

Die wichtigsten übrigen Stränge passen sich den Bodenverhältnissen an: Vallée de Joux, Rhone etc. Ganz isolierte Entwickelung ist selten (Kreise). Von Cerneux-Péquignot wird weiter unten die Rede sein.

Leider habe ich mich noch nicht eingehend genug mit der Frage des lautlichen Austausches über die Landesgrenze hinüber beschäftigt, um hier schon positive Resultate zu bieten. Vermutlich läſst sich der Kanton Genf von seiner savoyischen Nachbarschaft gar nicht loslösen. Das Genfer Patois wird auch bei uns schlankweg als patois savoyard bezeichnet. Ebenso ist der Sprachtypus des Aostatales von demjenigen des Wallis wenig verschieden, und die hohe Alpenkette, die dazwischen liegt, hat die Konformität der Sprachbewegung nicht aufgehoben. Die Aussprache *-ę* für die Infinitivendung *-are* ist unaufgehalten über den groſsen St. Bernhard gewandert und jenseit bis Orsières[1] zu Tal gestiegen. Die Grenze im Jura hat z. B. zwischen Vallorbe und Les Brenets, wo keine Naturhindernisse, aber neben dem politischen noch Religionsunterschied vorhanden ist, deutlich trennend gewirkt. Nördlich von diesem Strich, von La Ferrière bis Delle, wo zwar der Doubs in tiefem Einschnitt eine Schranke bildet, die Konfession aber dieselbe ist, verschwimmt der Unterschied der Dialekte. Daran ist gewiſs nicht nur der religiöse Zwiespalt oder Einklang schuld. Der Satz von Schuchardt (*Klass.*), daſs geistliche Sprengel mehr bedeuten als weltliche Machtgebiete, scheint mir nicht unbedingte Gültigkeit zu haben. Die politischen Schranken, soweit sie kulturelle Einschnitte bewirken, scheinen mir mächtiger. Die Ähnlichkeit der Mundarten von Delle und Pruntrut z. B. glaube ich in erster Linie auf Stammverwandtschaft zurückführen zu können (siehe oben Abschnitt I).

Im Mittelalter waren jedenfalls die politischen Grenzen viel störender als in unserer Zeit gesellschaftlicher Toleranz und bequemer Verkehrsmittel. Und doch kam mir neulich, als ich in einer dialektologischen Exkursion von La Brévine im Kanton Neuenburg nach dem französischen Les Gras wanderte, deutlich zum Bewuſstsein, daſs die kulturellen Bedingungen noch heute recht verschiedene sind. Unachtsam war ich über die Grenze geschritten. Die Erdbeeren, die ich pflückte, schmeckten nicht süſser, der Tannenwald war nicht weniger duftend jenseit der Grenze als in der Heimat. Kein Zollwächter hatte mich aufgehalten. Plötzlich erschien zu meinen Füſsen das winzige Dorf Les Gras, überragt von einem mächtigen Dom. Da hatte ich den Gegensatz zwischen der reichen katholischen und der einfachen protestantischen Religion vor Augen. Ich hatte ziemlichen Appetit und freute mich, daſs es bald 12 Uhr sei. Da schlug

[1] Sembrancher hat wieder *ā*.

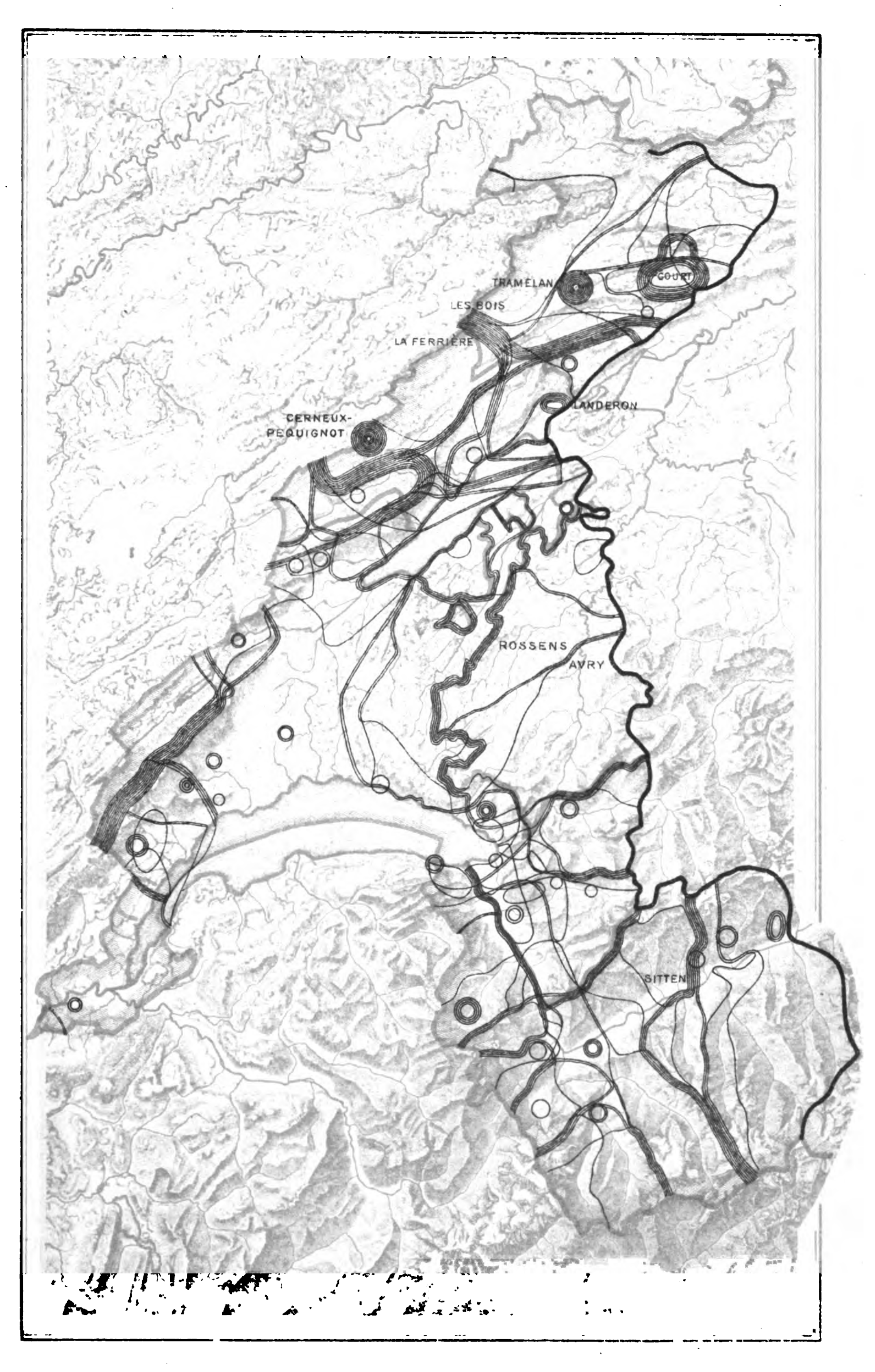
die Uhr in Les Gras nur elf Schläge, und ich mufste meinem Magen erklären, er täusche sich, es sei noch nicht Hungerszeit. Dann meldeten sich allerlei Details: die Strafse wurde schlecht, Bettler traten auf, Zollwächter mit ihrem geladenen Revolver, dann traf ich Heiligenbilder, Pariser Gäste im Hotel, französische Kost, teures Bier, schlechte Zigarren. Da merkte ich, dafs ich nicht mehr in der kleinen Schweiz war, sondern im schönen, weiten Lande, welches die Pyrenäen und das Meer begrenzen. Und da mufste ich mich fragen, ob wirklich auf schweizerischen Lauten nicht ein Einfuhrzoll stehe.

Werfen wir nochmals einen Blick auf die Karte. Die Mundart von Cerneux-Péquignot, die durch soviele Kreise abgeschnitten wird, lehrt uns, dafs die Laute tatsächlich nicht freien Eingang haben. Die Schweizergrenze ist hier eine wirkliche Dialektgrenze. Das erwähnte Dorf gehört erst seit 1815 zur Eidgenossenschaft, befindet sich noch heute in einem gewissen mifstrauischen Antagonismus zu seiner schweizerischen Umgebung und gehört sprachlich und konfessionell zu Frankreich.

Die Mundart von Cerneux-Péquignot veranlafst mich, etwas vom Tempo der Abänderung der Dialektika zu sagen. Im Gegensatz zur Theorie vom allmählichen Übergang, die G. Paris aufstellte, haben wir hier einerseits schroffe Wechsel in der Nähe und andererseits Übereinstimmung auf weite Entfernung. Wenn man von La Brévine auf der Karte, der schiefen Lage des Jura folgend, eine gerade Linie zieht, welche zu einer senkrechten einen Winkel von etwa 45 Grad bildet, so kommen auf diese Linie z. B. die Ortschaften La Brévine, Cerneux-Péquignot, La Ferrière[1] und Epauvillers weit hinten im Zentrum des Berner Jura. Die Distanz von La Brévine bis Cerneux-Péquignot beträgt eine Stunde, bis La Ferrière eine Tagereise, bis Epauvillers fast zwei Tagemärsche. Nun verhält sich die sprachliche Abänderung so, dafs die Mundart des zweiten Dorfes (C.-P.) von derjenigen des ersten völlig abweicht, das dritte Dorf zum ersten und das entfernte vierte zum zweiten stimmt. Der Unterschied zwischen den Mundarten I und III ist minim, zwischen II und IV nicht so, dafs nicht derselbe Sprachtypus zu erkennen wäre. Die Bewohner von Cerneux-Péquignot haben viel mehr Mühe gehabt, zur Zeit als alle diese Patois noch blühten, die Bewohner des benachbarten La Brévine zu verstehen (eine Stunde Entfernung) als diejenigen des zwei Tagereisen entfernten Epauvillers, das ich übrigens leicht durch nördlicher gelegene Ortschaften ersetzen könnte. Die Erklärung dieser Tatsache sind die oben angeführten politischen Verhältnisse. Der Berner Jura hängt sprachlich nach Frankreich hinüber, und das erst 1815 neuenburgisch gewordenene Cerneux-Péquignot hängt über französisches Sprachgebiet weg mit Epauvillers zusammen.

[1] Etwas rechts von der Linie abliegend, was aber den Wert dieses Experiments nicht beeinträchtigt.





Deutsch-französische Sprachgrenze.
Grenzen der einzelnen Lautwandel.
Landes- und Kantonsgrenzen.

Die folgende Tabelle möge ein gedrängtes Bild des Lautstandes dieser vier Mundarten geben. (Derjenige Bestandteil des Wortes, auf den es mir ankommt, ist fett gedruckt. Die wenigen mir unsicher vorkommenden Formen bezeichne ich mit ?. Länge- und Kürzezeichen notiere ich nur da, wo ich eventuell falsche Interpretation voraussetze.)

		I. La Brévine	II. Cerneux-Péquignot	III. La Ferrière	IV. Epauvillers
Unbetonte Vokale	1. ***dico*** (Akzent)	*dyo*	*dyu*	*dyo*	*di*
	2. ***villa*** "	*vla*	*vále*	*vla*	*väl*
	3. ***villas*** "	*vlę*	*vála*	*vlę* ?	*väl*
Betonte orale Vokale	4. ***nidu***	*ni*	*ni*	*ni*	*ni*
	5. ***riccu***	*rœ̨tš*	*ritšu*	*rœ̨tš*	*retš*
	6. ***habere***	*avę̄*	*ävwă*	*avę̄*	*ävwā̆*
	7. ***creta***	*kręya*	*grǭa*	*kręy*	*grǭə*
	8. ***crescere***	*krętr*	*krătr*	*krętr*	*krātr*
	9. ***tectu***	*tę*	*tä*	*tę*	*twă* ?
	10. ***pede***	*pi*	*piə*	*pi*	*piə*
	11. ***feru***	*fyẹ*	*fiə*	*fyẹ*	*fiə*
	12. ***terra***	*tẹra*	*tare*	*tęr*	*tẹ'r*
	13. ***testa***	*tẹta*	*tẹte*	*tẹt*	*tẹt*
	14. ***bellu***	*bẹ*	*bẹ*	*bẹ*	*bẹ*
	15. ***sex***	*ši*	*šẹ*	*ši*	*šẹ*
	16. ***cantare***	*tšāta*	*tšāta*	*tšāta*	*tšātä*
	17. ***palata***	*pǫlẹy*	*pǫlä*	*pǫlẹy*	*palrä*
	18. ***captiare***	*tšasi*	*tšẹsiə*	*tšasi*	*tšsiə*
	19. ***cuminitiata***	*akmasyá* bes. Form	*ǫkmǫ́sye* bes. Form	*akmasi* ? = Mask.	*äkmâsiə* = Mask.
	20. ***aqua***	*ǫv*	*yǫ*	*av*	*av*
	21. ***lacu***	*lẹ*	*lä*	*lẹ*	*lä*
	22. ***operariu***	*ǭvri*	*ūvriə*	*œ̨vri*	*ǭvriə*
	23. ***sale***	*sǫ*	*sǫ*	*sǫ*	*sa*
	24. ***nove***	*nœ̣*	*nüə*	*nœ̣*	*nüəf*
	25. ***novu***	*nœ̣*	*nœ̣*	*nœ̣*	*nœ̣*
	26. ***corpus***	*kʰǫ*	*kʰuə*	*kʰǫ*	*kʰǫə*
	27. ***fossa***	*fusa*	*fuse*	*fus*	*fǫs*
	28. ***coxa***	*kœ̣s*	*kœ̨s*	*kœ̣s*	*tyœš*
	29. ***focu***	*fyœ̣*	*füə*	*fyœ̣*	*füə*
	30. ***lupu***	*lü*	*lu*	*lü*	*lu*
	31. ***gutta***	*gǫta*	*gute*	*gǫt*	*gǫt*
	32. ***turre***	*tœ̨*	*tœ̨*	*tœ̨*	*twę*
	33. ***nudu***	*nü*	*nü*	*nü*	*nü*
	34. ***putidu***	*pœ̨*	*pœ̨*	*pœ̨*	*pœ̨*
	35. ***caule***	*tšū*	*tšū*	*tšu*	*tšǭ*

		I. La Brévine	II. Cerneux-Péquignot	III. La Ferrière	IV. Epauvillers
Betonte nasale Vokale	36. *vicinu*	*vzę̃*	*vzĩ*	*vzę̃*	*vẽžĩ*
	37. *cineres*	*syădre*	*sĩdra*	*šădr*	*šẹⁿdr*
	38. *lingua*	*lăga*	*lõge*	*lăg*	*lõg*
	39. *manu*	*mă*	*mã*	*mã*	*mę̃*
	40. *bonu*	*bǫ̃*	*bũ*	*bǫ̃*	*bũ*
	41. *carbone*	*tšarbǫ̃*	*tšerbǫ̃*	*tšarbǫ̃*	*tšerbũ*
	42. *unu* Artikel	*ǫ̃*	*˜*	*ǫ̃*	*ĩ*
	43. *unu* Zahlwort	*ǫ̃*	*ũ̃*	*ǫ̃*	*ũ̃*
Konsonanten	44. *cortile*	*kʰot'i*[1]	*kʰœtši*	*kʰorti*?	*tšœtši*
	45. *wardare*	*vwad'a*[1]	*vwädža*	*vwáda*?	*vwädžä*
	46. *pollice*	*pœ̣dž*	*pœ̣su*	*pœ̣dž*	*püəs*
	47. *homine*	*ǫmo*	*ǫno*	*ǫm*	*ǫn*
Wortfügung	48. *die lunae*	*dlǫ̃*	*lüdį*	*dlǫ̃*	*yüdį*

Die Vergleichung der vier Mundarten auf Grund der gewählten Wörter, die Geltung von Typen haben,[2] ergibt folgendes Resultat:

a)	I = II = III = IV	:	6 mal[3]
b)	I = II = III	:	8 "
c)	I = III = IV	:	1 "
d)	I = III	: 30 + 15[4] =	45 "
e)	II = IV	: 24 + 6 =	30 "
f)	I = II	: 1 + 14 =	15 "
g)	II = III	: 0 + 14 =	14 "
h)	III = IV	: 2 + 7 =	9 "
i)	I = IV	: 0 + 7 =	7 "
k)	IV isoliert	:	15 "
l)	II	:	9 "
m)	I	:	2 "
n)	III	:	0 "

Zwischen La Brévine und Cerneux-Péquignot gehen nicht weniger als 34 Grenzen durch.[5] Dafs diese Linien zusammen eine wirkliche Dialektgrenze konstituieren, wird niemand in Abrede stellen.

Hand in Hand mit der kräftigen Lautdivergenz in I und II geht eine tiefgreifende Veränderung des Wortschatzes.[6] Ich zitiere

[1] *t'*, *d'* = zurückgezogenes apikales *t* oder *d*.

[2] Mit Ausnahme von *aqua* und *cineres*?, *focu*, *putidu*, die keine Analoga haben.

[3] Aufserdem sehr oft in der Konsonanz, was hier nicht berücksichtigt wird.

[4] Die Zahl hinter dem + entspricht den hinzukommenden Fällen aus a), b) und c).

[5] Auf der Karte sind es lange nicht so viele, weil auf derselben nur das Resultat der zwanzig ersten Blätter eingetragen wurde.

[6] Die Gründe für die phonetische und die lexikologische Variabilität sind im Grunde dieselben: Verkehr, das heifst Möglichkeit oder Hinderung leichten Austausches.

die Namen einiger Möbel oder Möbelteile in der Reihenfolge La Brévine — Cerneux-Péquignot: Stuhl = *săla, tševire*; Schublade = *tirã, yǭte*; Truhe = *kufr, ętš*; Schrankbrett = *tabyä, metrǫ*; Flaumbett = *ǫf, duvę́* usw. Man wird zugeben, daſs bei solcher Verschiedenheit füglich von zwei Dialekten, wenn nicht von zwei Sprachen gesprochen werden kann.

V.

Es frägt sich, wie sich andere romanische Dialektgebiete zu einer Einteilung in Kernlandschaften verhalten. Da dieselben Grundbedingungen überall wiederkehren, werden wir wohl anderwärts ebenfalls eine gröſsere Zahl ausgesprochener Dialektgrenzen entdecken, als man bisher anzunehmen geneigt war. Namentlich darf man auf die Resultate der Verwertung des Atlas von Gilliéron und Edmont gespannt sein. In Graubünden (Heinzenberg) hat Herr Dr. Luzi in einer meines Wissens noch unveröffentlichten Zürcher Doktordissertation eine haarscharfe, auf Kultusdifferenz beruhende Dialektgrenze nachgewiesen, wo sich etwa zehn Lautgrenzen ringsherum mit derselben Ausdehnung aufeinander lagern. Beim Durchblättern des dakorumänischen Atlas von Weigand finde ich ebenfalls, daſs die geographische Lautabstufung nicht gleichmäſsig, sondern sprungweise verläuft, daſs gewissermaſsen sauber bestellte Äcker von wüsten Äckern abgelöst werden.[1]

Wie haben wir uns nun zur Hauptfrage zu stellen: Gibt es Dialektgrenzen?, was mit der Frage, ob es überhaupt Dialekte gibt, intim zusammenhängt. Die Beantwortung der zweiten Frage darf erst nach Klarlegung des ersten Begriffes versucht werden.

Mir scheint, es komme hier darauf an, ob man findet, das Ensemble aller Lautgrenzen eines Gebietes sei ein ganz regelloses Durcheinander, oder daſs innerhalb der Unregelmäſsigkeit doch eine gewisse Regelmäſsigkeit auftritt. So lange wir nur lückenhaft über die Geschichte der französischen Mundarten unterrichtet sind (von den ital. oder span.-portug. gar nicht zu reden), so lange wir das Liniennetz nicht s e h e n können, ist es unvorsichtig, ein definitives Urteil darüber abzugeben. Ein Vorwurf, welcher der Theorie von G. Paris nicht erspart werden kann, ist der, daſs sie des realen Beweismaterials entbehrt. Wenn Schuchardt uns sagt, daſs bei einem Gange von Mittelitalien durch Piemont oder der Riviera entlang nach Frankreich ein französischer Zug nach dem anderen sich einstellen und die Sprache nur allmählich sich dem französischen Typus annähern würde, so brauchen wir ihm das nicht ohne weiteres zu glauben, da

[1] Schuchardt (*Klass.*) sagt auch, daſs auf einer Karte mit Umfassungslinien aller nur möglichen Laut- und Formerscheinungen im Durcheinander von Linien einige dichtere oder dunklere Stellen wahrzunehmen wären (p. 29).



er das betreffende Experiment nicht ausgeführt hat. Sonst müfste er die von W. Förster oder die von Tourtoulon entdeckten Grenzen getroffen haben.

Ein unrichtiges Verfahren ist es ferner, wenn man zuerst eine Definition aufstellt und erst nachher sucht, ob so ein Ding vorhanden sei. Das hat man aber tatsächlich mit den Dialekten getan. Man hat gesagt, ein Dialekt müsse charakteristische Merkmale enthalten, die sonst nirgends vorkommen, er müsse von den Nachbardialekten durch ein an ganz bestimmten Orten durchgehendes Zusammenfallen mehrerer (wenigstens zweier) Lautgrenzen deutlich geschieden sein. Innerhalb des Dialektes müsse eine ungetrübte lautliche Einheit herrschen. Da dies nicht vorkomme, gebe es keine Dialekte.

Betrachten wir jeden einzelnen Punkt dieser Definition. Ich verstehe nicht, wie man Ascoli das Recht absprechen kann, eine eigene Definition der Eigentümlichkeit eines Dialektes aufzustellen, die darin bestände, dafs eine gewisse Verbindung charakteristischer Merkmale den Dialekt ausmache, ob diese anderwärts vorkommen oder nicht? Welches Ding dieser Welt hat denn keine Eigenschaften mit anderen Dingen gemein? Welches sind die charakteristischen Merkmale eines Tigers oder einer Wachskerze, die nur ihnen eigen wären? Und doch existieren sie. Wenn ein Dialekt nun nicht die Sonderexistenz eines Lebewesens führt, das an einem bestimmten Tag zu leben beginnt, an einem ebenso bestimmten Tage sein Dasein beschliefst, das ringsum körperlich abgegrenzt ist, das in seiner Gesamtheit transportiert werden kann usw., ist das ein Beweis dafür, dafs keine Dialekte vorhanden sind? Ist es nicht eher ein Beweis für die Tatsache, dafs wir noch keine allgemein anerkannte Definition des Dialektes gefunden haben? Nur darin sind wir längst einig, dafs die Sprache kein Organismus ist, sondern eine inter-individuelle Funktion, die wenigstens im Moment zwei Personen voraussetzt, wobei der Hörende so wichtig ist als der Sprechende? In Wirklichkeit vertreten aber nicht zwei, sondern viele oder sehr viele Personen, deren Zahl von 2 bis 10 000 und darüber hinaus schwanken kann, denselben Dialekt. Und alle diese Personen tragen in denselben ihre wechselnden Auffassungen der Dinge hinein, ihr verschiedenes Temperament, sie variieren den Dialekt nach der Verschiedenartigkeit ihrer kulturellen Stellung. Trotzdem besitzen alle Angehörigen eines Dialektes etwas Gemeinschaftliches, an dem man sie erkennt, das in ihnen, wenn sie in der Fremde zusammentreffen, ein freudiges Heimatgefühl weckt. Wenn ein Schauspieler z. B. den elsässischen Dialekt nachahmen will, so hält er sich an gewisse Eigenheiten des Tonfalls, an einige wesentliche Lautzüge und Wörter. Das genügt ihm, um in uns die Vorstellung einer ganz lokal gefärbten Sprache zu erwecken. Es gibt also etwas spezifisch Elsässerisches. Und doch würde ein richtiger Elsässer im einzelnen

ganz anders gesprochen haben. Oder wenn der Komponist Ochs das Liedchen 'Kommt ein Vogel geflogen' in der Manier Beethovens, Wagners etc. variiert, so finden wir sofort die verschiedenen Stilarten heraus, ohne zu glauben, daſs Beethoven und Wagner das Motiv gerade so behandelt hätten. Der Dialekt besitzt also nicht die geschlossene Einheit eines Körpers, aber wir dürfen daraus nicht seine Nichtexistenz folgern, sondern wir müssen unsere Definition dieser Fluktuation anpassen, vom einzelnen absehen und in der Ascolischen *particolar combinazione* einer unbestimmten Zahl von Charakteren das Wesen des Dialektes sehen.

Die Fluktuation einer Mundart macht sich besonders an der Peripherie fühlbar. Das bringt mich auf den zweiten Punkt: 'die Dialekte bestehen nicht, weil sie sich nicht scharf von den Nachbarsprachen abheben'. Auch dieses Argument scheint mir a priori nicht ausschlaggebend. Könnte man nicht mit derselben Logik sagen, die Grenze zwischen alt und jung, reich und arm etc. sei auch nicht festzustellen, und es gebe folglich keine alten und jungen, keine reichen und armen Menschen? Schuchardt sagt mit Recht, daſs man in der Klassifikation der Mundarten das Bild vom Stammbaum aufgeben müsse und lieber zum Vergleich die Farben des Regenbogens heranziehen solle, die unmerklich ineinander übergehen. Hindert uns aber das Wissen, daſs rot im Sonnenspektrum von gelb nicht zu trennen ist, von diesen Farben überhaupt zu reden? Aber das gegenseitige Verhältnis der Dialekte ist viel zu kompliziert, als daſs es durch eine so einfache Formel, wie die Farben des Regenbogens, versinnbildlicht werden könnte. Wenn die Farben die Art der Abgrenzung der Mundarten illustrieren sollen, so würde ich eher an eine Lagerung von Wasserfarben denken. Gesetzt, man bemalte die Gegend, welche eine Spracherscheinung bedeckt, mit einer Nuance, die anderen Ausbreitungsgebiete mit je anderen Nuancen, so würde im Zentrum eine charakteristische Mischfarbe entstehen und die Ausdehnung des Dialektkernes bezeichnen (= Kernlandschaft). Von einem Kern zum anderen würden mannigfache Übergänge führen.[1] Die Kerne können aber auch ziemlich hart zusammenstoſsen, wie im Abschnitt IV gezeigt worden ist. Die Gröſse und die gegenseitige Entfernung der Kerne hängen von historischen und geographischen (kulturellen) Verhältnissen ab. Wohl selten wird, wie im Heinzenberg (cfr. p. 395), der Kern sich ringsherum deutlich von der Umgebung abheben, sondern je nach den Verhältnissen wird z. B. im Norden graduelles Verflieſsen der Farben, im Süden schroffer Kontrast entstehen. Es ist nicht nötig, daſs die Kernfarben in geringem Zwischenraum aufeinander folgen, um zur Annahme einer neuen Spracheinheit zu schreiten; es genügt, daſs die Mischfarbe der

---

[1] Hierbei ist nicht zu vergessen, daſs ein Lautgesetz an sich die Tendenz hat, nach der Peripherie zu an Intensität zu verlieren.

beiden Kerne einen wirksamen Gegensatz bilde. Würde auch z. B. eine lange Kette von Übergängen vom Französischen zum Wallonischen führen, so würde ich trotzdem das letztere als eine linguistische Einheit auffassen. Auch Schuchardt sagt: 'Das Wallonische wird nur gezwungenermaſsen dem Französischen zugerechnet, es ist der Ansatz zu einer besonderen Sprache erkennbar.'

Als höhere Einheiten werden vor allem das Deutsche und das Französische empfunden. Aber derjenige, der sich die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz als eine Linie vorstellt, hat ein ganz falsches Bild von den Tatsachen. Zimmerlis Linie verbindet die westlichsten ganz deutschen Gemeinden, aber der französische Osten ist längs dieser Linie, besonders im Norden der Schweiz, in den Kantonen Bern und Neuenburg, stark mit deutschen Elementen durchsetzt. Wenn der Zug nach dem Westen eingeschränkt wird und die jüngeren Generationen auf französischem Boden fortfahren, sich zu romanisieren, so wird die gemischte Zone schmäler werden. Solchen Schwankungen sind auch alle Dialektgrenzen ausgesetzt. Jede neue Eisenbahnlinie bringt die Sprachgrenze wieder in Fluſs.

Nun der dritte Punkt: 'Ungetrübte Einheit innerhalb eines Dialektes'. Wie die Mitglieder einer Familie, je älter sie werden, desto verschiedener sich gebärden, so können innerhalb des Dialektes Differenzen entstehen. Bleiben sie untergeordneter Art, so wird dadurch das Familienband nicht zerrissen. Aber es kann auch eine Loslösung und Aufhebung der Gemeinschaft entstehen.

Wenn G. Paris sagt: *il n'y a réellement pas de dialectes,* so ist das eine Übertreibung, gerade wie wenn er sagt: *nous parlons latin.* Der Methodiker pflegt seine Wahrheiten paradox auszudrücken, um nachhaltigen Eindruck zu machen. G. Paris wollte über die Sociétés savantes hinaus zu den dilettantischen Dialektologen sprechen, deren Superklugheit und verkehrte Vorstellungen er zurückweisen wollte. Es galt, den Begriff der Mundart als eines Organismus, die auf Äuſserlichkeiten gegründete Klassifikationsmanie, die schwer auszurottende Keltomanie usw. zu vernichten. Die kühnen Worte des Meisters wirkten wie ein luftreinigendes Gewitter. Ohne jede unbewiesene Voraussetzung sollten Arbeiten, wie der Sprachatlas Frankreichs, unternommen werden.

Es fragt sich nun, ob die Theorie von G. Paris, indem sie falsche Vorstellungen zerstörte, nicht dafür andere unrichtige Begriffe in uns aufkommen lieſs. Als ich von Paris zurückkam, hielt ich denjenigen, der noch an Dialektgrenzen glaubte, für ebenso naiv wie ein Kind, das, an der Grenze seines Kantons angelangt, den schwarzen Strich vermiſst, den es auf der Karte gesehen hat.

Von drei Punkten der Theorie von G. Paris glaube ich heute, nachdem ich manches Jahr im Terrain gearbeitet habe, daſs sie der Wirklichkeit nicht entsprechen.

I. Das Tempo der geographischen Abänderung ist nicht gleichmäfsig, der Lautcharakter verändert sich vielmehr bald langsam, bald ruckweise (Linienbündel).

II. Die Idee, dafs nur gröfsere Terrainschwierigkeiten trennende Kraft haben, ist zu modifizieren. Eine Hügelkette, ein schmaler Flufs genügen unter Umständen. Andererseits hemmen oft hohe Berge[1] den Verkehr nicht, auf den es allein ankommt.

III. Es ist unrichtig, dafs alte und neue politische Grenzen mit Dialektgrenzen nichts zu schaffen haben.[2]

Diesem Punkte, welcher der interessanteste ist, habe ich in diesem Aufsatz vorzugsweise meine Aufmerksamkeit zugewendet. Man vergesse nicht, wie oft politische Grenzen mit natürlichen Verkehrsschranken zusammenfallen. Gewifs haben viele Lautzüge, und darunter sehr wichtige, alle politischen Scheiden durchbrochen. Aber es sind genug andere daran stehen geblieben, um uns eine Klassifikation der Mundarten zu ermöglichen.

Für das Überspringen der Schranken werden sich im einzelnen Fall Gründe finden lassen. Vor allem mufs dabei das Alter der in Betracht fallenden Spracherscheinungen möglichst eruiert werden. Hier ein Beispiel dafür. Von zwei Vertretern einer lat. Konsonanz, wie z. B. *tš* und *ts* aus *c* vor *a* (*campu* = *tšã* ~ *tsã*), mufs herausgebracht werden, welcher Laut[3] der ältere ist. In diesem Falle ist die Antwort nicht schwer. Das Altfranzösische steht noch auf der Lautstufe *tš*, das *ts* der Patois des Ostens und des Nordens vom provenzalischen Gebiet stellt eine spätere Entwickelung dar. Auch das savoyische *ϑ* weist darauf, dafs die Filiation nicht *ts* — *tš* — *ϑ*, sondern *tš* — *ts* — *ϑ* ist. *ts* aus *tš* ist in verschiedenen Sprachen beobachtet worden (Murcia, Dalekarlien). Auch die Geschichte des lat. *c* vor *i*, *e* hat dieselben Etappen durchgemacht, wie ich mit Schuchardt unbedingt annehme. Die Lautphysiologie drängt uns zu demselben Resultate: *k* — *k'* — *t'* — *tš* — *ts*. Endlich lehrt uns dies eine unserer Mundarten, das Greyerzer Patois, das heute das letzte Stadium des Ersatzes von *tš* durch *ts* durchmacht,[4] indem es noch heifst *kütšî* (*collocare, collocatu*), *vo vo kütšî(de)* (*collocatis*), aber *i mę kütsǫ* (*colloco*) etc. Nun hat das ganze Gebiet der französischen Schweiz heute *ts* oder Fortentwickelungen desselben, aufser

[1] Das ungeheure Montblanc-Massiv bildet keine sprachliche Scheidewand!

[2] Schuchardt: 'Vielleicht sind die alten ethnographischen Demarkationslinien doch nicht so gänzlich verwischt worden' (*Klass.* p. 28). Haag spricht sich viel positiver aus (*Sieben Sätze über Sprachbewegung*): 'Fast sämtliche Sprachgrenzen fallen mit politischen Verkehrsschranken, alten und neuen, zusammen.'

[3] Ich schreibe *tš* und *ts* aus alter Gewohnheit, sehe aber die Laute als einheitlich an. Unser *tš* entspricht ganz dem it. $c^{i,e}$.

[4] Oder soll ich sagen: das Stadium des Anfanges der Bewegung aufbewahrt hat?

dem Berner Jura und einem Teil des Kantons Neuenburg. Wäre umgekehrt der Laut *ts* älter als *tš*, so würde die Erklärung der Verbreitung dieses letzteren Lautes über zwei Kantone, die politisch wohl nie zusammengingen, grofsen Schwierigkeiten begegnen. Unsere begründete Annahme, dafs *ts* jünger ist, legt aber die Lösung nahe, dafs dieser Laut von Frankreich (Auvergne etc.?) aus sich über Genf, Wallis, Waadt und Freiburg ausdehnte, in das Greyerzerland, das nur einen nördlichen Zugang hat, erst später eindrang und die neuenburgischen und bernischen Juratäler überhaupt nicht erreichte. So hat die Lauterscheinung nicht die scharfe, in dieser Arbeit oft zitierte Dialektgrenze zwischen La Ferrière und Les Bois übersprungen, sondern hüben und drüben wurde der alte, einst ganz Mittel- und Ostfrankreich angehörende Laut *tš* bewahrt. Dafs die Béroche, der Teil des Kantons Neuenburg, der an die Waadt grenzt, und der am Ufer des Sees liegt, die Bewegung *tš* = *ts* mitmachte, läfst sich leicht durch die waadtländische Nachbarschaft erklären, besser noch dadurch, dafs die Landschaft einst zum freiburgischen Estavayer gehörte. Das ist vielleicht ein Fingerzeig für die Datierung der Erscheinung.

Das wäre ein unvollkommener Versuch, das Alter und die Ausbreitung einer Lautgrenze zu bestimmen. Ich bin überzeugt, dafs, wenn wir einmal über die Chronologie der Lautgesetze, die in den Mundarten wirkten, besser orientiert sind, wir uns viel leichter in dem Wirrwarr unserer einzelnen Lautgrenzen zurechtfinden werden. Je mehr die philologische Arbeit fortschreiten wird, desto besser werden wir verstehen, warum die Spracherscheinungen an dieser und nicht an jener Linie stehen blieben. Den *points fortuits* von G. Paris wird ihr zufälliger Charakter immer mehr abgestreift werden.

In dem Verhältnis, wie sich die politischen Verkehrsschranken verändern, erleiden auch die Dialektgrenzen Umformungen. Im allgemeinen haben sie seit dem Mittelalter die Tendenz, zu verflachen, sich zu Zonen zu verbreitern. Der Flufs Lech, den übereinstimmend Schmeller, Piper, Bremer als Dialektgrenze zwischen dem Schwäbischen und Bayerischen angeben, ist seit etwa 100 Jahren nicht mehr die bayerische Staatsgrenze, er bildet kein grofses Verkehrshindernis mehr. Daher ist diese einst sehr scharfe Scheide heute zu einer unsicheren, breiten Grenzzone geworden.[1] Die beiden schönen Studien über lat. *c* und *g* vor *a* im Provenzalischen, die Paul Meyer *Rom.* XXIV, 529 und *Rom.* XXX, 393 ff. veröffentlichte, zeigen, dafs früher *tš* die Tendenz hatte, sich nach Süden auszudehnen (*Rom.* XXIV, 561), während heute umgekehrt *ca, ga* nach Norden wandern. So ist das Bild der alten Demarkationslinien vielfach getrübt worden.

[1] Siehe Wrede, *Ethnographie und Dialektwissenschaft* S. 37.

Wie wünschenswert wäre es, wenn wir über das Alter jeder wichtigen Lauterscheinung und ihre alten und neuen[1] Grenzen besseren Aufschlufs erhielten! Wie vieles haben uns noch die Archive zu sagen! Eine Menge von Vorfragen wären zu erledigen, bevor an eine endgültige Lösung der Frage über die Existenz oder Nichtexistenz der Dialekte gedacht werden kann: die Besiedelungsverhältnisse sind noch vom gröfsten Dunkel umhüllt, doch wird vor allem die onomastische Forschung vieles aufklären; über die Art, wie sich der Lautwandel über eine Gegend ausdehnt,[2] wissen wir noch recht wenig, das kann in der lebenden Mundart zur Genüge erforscht werden; die zeitliche Aufeinanderfolge der Lautübergänge mufs durch das Studium der alten Dokumente und das Zusammenhalten der einzelnen Erscheinungen Licht bekommen; über die Scheidung der Sprachveränderungen nach ihrer relativen Wichtigkeit sollten brauchbare Prinzipien aufgestellt werden; der Zusammenhang der Geschichte und der Sprache mufs wiederhergestellt werden.

Und wie viele andere Probleme, denen wir nur ahnend gegenüberstehen, warten hier noch auf Kritik. Vielfach ist z. B. aufgefallen, dafs die Isophonen auf der Karte gewöhnlich einen horizontalen Verlauf[3] nehmen. Hängt dies damit zusammen, dafs z. B. auch der Ölbaum durch eine west-östliche Linie begrenzt wird? Rührt mit anderen Worten die Lagerung der Lautgesetze in horizontalen Schichten davon her, dafs Menschen, die unter gleichen klimatischen Verhältnissen arbeiten, leichter in gegenseitigen Verkehr treten als mit ihren nördlichen oder südlichen Anwohnern?

Vorurteilslose Prüfung hat mich also zum Schlusse gebracht, dafs sowohl den Dialektgrenzen als den Dialekten selbst die reale Existenz nicht abgesprochen werden darf. Damit bin ich von dem grundsätzlichen Standpunkt, den ich früher einnahm, erheblich abgewichen. Ich erblicke darin keinen Grund zu einem Vorwurfe. Würde die Wissenschaft fortschreiten, wenn sie sich nicht bewegte und mit ihr diejenigen, die sich nicht auf den starren Felsen flüchten, dem so oft mit Unrecht der Name Prinzip gegeben wird? Mein hochverehrter Lehrer G. Paris würde, wenn er uns nicht entrissen worden wäre, meinen Argumenten mit guten Gründen geantwortet, aber mein Vorgehen entschieden gebilligt haben.

---

[1] Die Sprachatlanten zeigen uns nur den ungefähren Verlauf der letzten Grenzen.

[2] Die Zentren- oder Wellentheorie ist wiederum — eine Theorie.

[3] Dieses Prinzip wird zwar oft genug durchbrochen. Aber die Ausnahmen bestätigen vielleicht die Regel; die Richtung Portugals läfst sich durch die Küste, diejenige des Frankoprovenzalischen durch die süd-nördliche Lage der Juraketten erklären.

Anhang I.

Zum Ortsnamen Château-d'Oex.

Vorläufig halte ich daran fest, daſs *Ogoz* und *Oex* zwei Formen desselben Namens sind. Die Bezeichnung von Hisely: *Castrum in Ogo,* die Morel (Mitteilung vor der geschichtsforschenden Gesellschaft der franz. Schweiz, 1901) in keinem Dokument wiederfand, wird kaum erfunden sein. Auch Morel versucht übrigens, in dem etymologischen Teile seiner Mitteilung den gemeinschaftlichen Ursprung beider Wörter nachzuweisen. Seine Herleitung vom deutschen *ouwia* = Aue, die er nur schüchtern vorbringt, ist ohne weiteres abzulehnen. Auch mir scheint die Sache wenig klar. Schwierigkeit macht besonders das Nebeneinander von *Oex* und *Ogoz.* Das erste ist jedenfalls die mundartlich korrekte Form, das zweite hat etwas Gelehrtes an sich. An Ort und Stelle spricht man *tsaϑi d'ẹ,* und die Waadtländer pflegen vorzugsweise Château-d'Oex mit *ẹ* zu sprechen. Möglicherweise hat der Name des Dorfes Enney, in Mundart *ẽnẹ,* nahe bei Gruyères, denselben Ursprung, trotz der deutschen Bezeichnung Zum Schnee und urkundlichem *es Nex,* was auf *in nive* schlieſsen lieſse.

In der angeführten Urkunde von 929 wird das Land Ogoz *pagus Ausicensis* genannt, aus welchem ein *Ausicum* zu abstrahieren erlaubt ist. Eine ähnliche Form, die nicht mit Jahn *Ausorensis,* sondern mit Morel *Ausocensis* zu lesen ist, kommt im Lausanner Cartularium von 1228 vor. Zu diesem Adjektiv paſst vortrefflich die älteste Form von Ogoz: *Osgo* (1040). Der Schwund des *s* vor dem stimmhaften Laute *g,* über den sich Morel verwundert, bereitet gar keine Schwierigkeiten. Die Bezeichnung *Ausicensis* macht die Etymologie *Hochgau* unmöglich, denn ein vorhandenes *Hochgau* wäre niemals zu *Ausicum,* sondern zu irgend einem mit *altus* beginnenden Worte latinisiert worden, und die deutsche Bezeichnung der Ortschaft: *Oesch,* mit langem *œ,* wäre kaum entstanden, wenn die deutsche Bezeichnung *Hochgau* die ursprüngliche wäre. *Ausicum* scheint mir nun für die romanischen Formen nicht zu genügen. Solche Proparoxytona behalten im Freiburgischen und Waadtländischen den Endvokal, vgl. *-aticu* = *-adzo* und Wörter wie *manicu* = *mãdzo* etc. Die romanischen urkundlichen Formen sind in zeitlicher Reihenfolge: *Oit, Oyz, Oix, Oyez, Eix* (!) [1115], *Castrum de Heix* [1171], *Castrum Doix* [1289], *Castrum de Uys* [1272], *Castrum de Oyes* [1503], *Chastel d'Aix* [1509]. Aus diesem Wirrwarr scheint mir folgendes hervorzugehen: Der Name schloſs ursprünglich mit einem Zischlaut; die Formen mit *e* sind nicht zweisilbig, sondern enthalten einen Diphthong oder Triphthong, dessen Aussprache man durch dieses *e* graphisch zu stützen suchte. Alle diese Formen scheinen auf *Osc* oder *Ausc* zurückzuführen, das zu *Ueis*—*Üeis*—*Eis*—*E* wird,

wie *noctem* in denselben Patois über **nueit* zu **nüẹ* und zu *nẹ* vorrückte.[1]

Ausicum ist für mich ein latinisiertes *Osgo*, dieses ein ursprünglich deutscher Name. Die Einsilbigkeit des romanischen Namens weist eher auf ein früh synkopiertes deutsches Wort als auf ein lateinisches oder keltisches. Die lateinischen und keltischen Wörterbücher bieten auch für *Ausicum* keinen Anhaltspunkt.

Der deutsche Name *Oesch* hat wohl denselben Ursprung und ist, so mifslich es erscheint, von den vielen *Oesch* genannten Ortschaften der deutschen Schweiz zu trennen, die auf *atisc* = umzäuntes Saatfeld zurückgehen. *Atisc* oder *ezzisc*[2] mit Lautverschiebung und Umlaut können den romanischen Formen *oix* etc. nicht zugrunde liegen. Vielleicht darf man an ein aus dem Verbum *ausjan* = leeren (ausreuten?)[3] bezogenes Adjektivum denken. Das Land wäre zunächst als ein *Ödes* bezeichnet worden.

Anhang II.

Liste der Einzelkarten, welche der Übersichtskarte zugrunde gelegt wurden:

I.	Lat. bet. *a* in freier Stellung .	(Typus *nasu*)
II.	Lat. bet. *a* in gedeckter Stellung	(„ *as'nu*)
III.	*-ariu*	(„ *operariu*)
IV.	Pal. *-ariu*	(„ *falcariu*)
V.	Lat. bet. *ẹ* in freier Stellung. .	(„ *mel*)
VI.	Anlautendes *cl-*	(„ *clave*)
VII.	Pal. *-atu*	(„ *manducatu*)
VIII.	Pal. *-are*	(„ *collocare*)
IX.	*a* + Yod	(„ *facere*)
X.	*a* + *l*	(„ *sale*)
XI.	*c*, *g* vor *a*	(„ *campu*, *galbinu*)
XII.	*-rt-*, *-rd-*	(„ *porta*, *corda*)
XIII.	*pede*, *focu*	
XIV.	*die lunæ* ~ *lunæ die*	
XV.	*-ellu*	(„ *cultellu*)
XVI.	*ẹ* + *s* Kons.	(„ *testa*)
XVII.	Auslautendes *-a*	(„ *ala*, *vecla*)
XVIII.	Auslautendes *-u* (*-o*)	(„ *cubitu*, *ploro*)
XIX.	Auslautendes *-e*.	(„ *fratre*)
XX.	*-st-*	(„ *costa*).

---

[1] Vgl. altfranzösisch *buscu* = *bois*, **loscu* = *lois*, und im Patois *nausea* = *nyēxə* über **nüēxə*. *Toxicum* existiert leider nicht.

[2] Diese Etymologie schlug Gatschet auch für Château-d'Oex vor, *Ortsetymologische Forschungen*, p. 6.

[3] Cfr. *Schweiz. Idiotikon* I, 549: *Agros vastare et inanire*, das Land verwüsten und erösen.

Bern. L. Gauchat.

Kleine Mitteilungen.

Zu den mhd. Substantiven mit dem Suffix -ier.

S. 315, Zeile 6 von unten ist zu lesen: meist nur noch doppelgipfliges i, statt: meist noch ... — S. 344 unter C ist 'Abstrakten' durch 'Konkreten' zu ersetzen. — S. 345 unter E ist zu lesen: Von Konkreten oder Abstrakten auf -ier weitergebildet.

Zu S. 341/342: Die Subst. *chrigîrre* und *kroyerre* samt Varianten sind nicht, wie ich bisher annahm, verschiedenen Ursprungs. Sie leiten sich alle vom Zeitwort *krîieren* ab, das nun im Mhd. nach ostfrz. Weise in der vortonigen Silbe die Vokale *i*, (*ie*), *e*, *o* oder *ö* zeigt. Wenn dazu im Mhd. zwischen diesen Vokalen und der Endung *ieren* öfter *i* oder *j, g, ij, y, ig* eingeschoben wird, so soll damit entweder ein ostfrz. parasitisches *i* zu dem vortonigen Vokal oder ein Gleitlaut zwischen Vokal und Endung, vielleicht auch manchmal beides ausgedrückt werden. Mnld. *crai-, crei-eeren* neben *cri-eeren* (*croi-eeren* ist hier nicht belegt) verlangt dieselbe Erklärung. — Bezüglich des vortonigen Vokals vgl. das S. 328 zu *schevalier* usw., *tzovælier* Gesagte und ferner modern ostfrz. Formen, die ich in Hornings *Ostfrz. Grenzdialekten* fand, wie crǫvay', cravey' = crevée; nǫtgœ̃ = nettoyer; prǫme, -er'; munei = mener; dazu mhd. prisent, prosent und andere Wörter in Kassewitz' Diss. S. 98, losument = logement, ebd. S. 45; malîe = ofrz. *me(s)lîe aus *me(s)liee, sonst me(s)lee; mnl. maleie. Zahlreiche niederl. Beispiele bringt endlich Salverda de Grave in der *Tijdschr. v. Ned. Taal- en Letterk.* XXI 63—65 und in der *Romania* XXX 100—102, § 1, 2.

Theodor Maxeiner.

Zur Sprache Bürgers.

I. In Bürgers Ballade 'Der wilde Jäger' lautet Str. 32:

Das Grausen weht, das Wetter saust,
Und aus der Erd' empor, huhu!
Fährt eine schwarze Riesenfaust,
Sie spannt sich auf, sie krallt sich zu;
Hui! *will sie ihn* beim Wirbel *packen*,
Hui! steht sein Angesicht im Nacken!

Der Zusammenhang läſst vermuten, daſs hier *will packen* für das Präsens steht. Diese Vermutung wird bestätigt durch eine Stelle aus Bürgers Bearbeitung von Shakespeares Macbeth II, 2 (*Bürgers*

sämtliche Werke in vier Bänden, herausgeg. von Wolfgang von Wurzbach. Leipzig, Max Hesses Verlag. Bd. 4, S. 150):

Banko. Seinen Malcolm also will der König zum Prinzen von Cumberland und Reichsnachfolger erklären?
Rosse. So *will es verlauten.*

Bekanntlich steht auch im Englischen, besonders provinziell, *to will* nur für das einfache Zeitwort. So heifst: *'I'm thinking this will be your daughter* : Ich denke, das ist Ihre Tochter.' Die Vermutung, dafs Bürger sich hier dem Sprachgebrauch Shakespeares angeschlossen hat, bestätigt sich nicht, da die Stelle zu den selbständigen Zusätzen Bürgers gehört. Der Dichter folgt vielmehr der deutschen Volkssprache, in der es auch heifst: 'Das will wohl so sein' für: 'Das ist so!'

II. Frau Schnips, Str. 1:

Frau Schnipsen *hatte Korn im Stroh*
Und hielt sich weidlich lecker.

Joseph Kehrein, *Volkssprache im Herzogtum Nassau,* Weilburg, Druck und Verlag von L. E. Lanz, 1862, S. 240, verzeichnet also sprichwörtlich aus der Gegend von Diez: 'Korn im Stroh haben, d. i. reich sein.'

Northeim. R. Sprenger..

Zu Schillers 'Wallenstein' und 'Macbeth'.

Wallensteins Tod I, 2, V. 40:

Terzky (tritt ein). Vernahmst du's schon? Er ist gefangen, ist
Vom Gallas schon dem Kaiser ausgeliefert!
Wallenstein (zu Terzky). Wer ist gefangen? Wer ist ausgeliefert?
Terzky. Wer unser ganz Geheimnis weifs, um jede
Verhandlung mit den Schweden weifs und Sachsen,
Durch dessen Hände alles ist gegangen —
Wallenstein (zurückfahrend). Sesin doch nicht? *Sag' nein, ich bitte dich!*

Zu dem 'Sag' nein' verweisen Herausgeber auf Goethes Götz von Berlichingen V, 4. Sz.: *'Er hat seinen Bann gebrochen. Sag' nein!'* Hier bedeutet aber 'Sag' nein!' soviel wie: 'Leugne es, wenn du kannst!' während Wallenstein sehnlichst wünscht, dafs Terzky sein Wort zurücknehmen möchte. Eine Parallelstelle findet sich in Schillers Übertragung von Shakespeares Macbeth II, 9 (V. 825 ff.):

Macduff.
O Banquo! Banquo! Unser König ist ermordet!

Lady.
Hilf Himmel! Was? In unserm Haus?

Banquo.
Entsetzlich,
Wo immer auch — Macduff! *Ich bitte dich,*
Nimm es zurück und *sag', es sei nicht so!*

Bei Shakespeare lautet die Stelle II, 3, V. 90 ff.:

Banquo.

O Banquo, Banquo,
Our royal master's murder'd!

Lady Macbeth.

Woe, alas!
What in our house?

Banquo.

Too cruel anywhere.
Dear Duff, I prithee, contradict thyself,
And say it is not so.

Unzweifelhaft hat diese Stelle Schiller vorgeschwebt, als er die Verse in Wallensteins Tod niederschrieb.

Northeim. R. Sprenger.

Mambres Angelsächsisch.

Das in Cockaynes seltenen *Narratiunculae* (vgl. Wülker, *Grundriſs* § 605) zuerst abgedruckte Denkmal ist genau ediert mit kritischer Abhandlung von M. R. James *Journal of theolog. studies* II (1901), 572. F. Liebermann.

Mittelenglische Handschriften.

M. R. James, *The Western manuscripts in the library of Trinity College, Cambridge; a descr. catalogue III: class O* (Cambr. 1902).

Tho. Gale (1635—1702), der Herausgeber mittellateinischer Historiker und des Johannes Scotus, und sein Sohn Roger stifteten die Handschriften der Klasse O.

O 1, 13; 1, 57; 1, 77; 2, 13; 2, 47; 5, 31; 7, 20; 7, 23; 8, 1 f.; 8, 23; 8, 31; 8, 35 f.; 9, 6; 9, 28; 9, 32; 9, 37 ff.; 10, 21; n. 1491—4. Engl. Rezepte, Botanik, Alchymie, Medizin, Astronomie, 14.—15. Jh.

O 1, 29. Religiöse Abhandlungen, 15. Jh. z. T. nach Grosseteste. Ein Stück ed. Perry, EETS.

O 1, 74. Isidor, Engl. 15. Jh. Dann *Declaracyoun of byleve.*

O 2, 13 f. 149. Fragment des *Bevis of Hampton,* differing from print.

O 2, 30 f. 131. *Glosae in Anglo-Saxon* über einer im 9. Jh. geschriebenen *Regula Benedicti.*

O 2, 45 aus Cerne. F. 4. 'Louerd Ihesu Crist, ich đe bidde for đe vif wunde and đe diet đat đu đoledest in đare holie rode, đat đu turne mine sweuenes to blisse and to gode. Amen amen. So mote hit beo for đare swete holie rode'. — f. 351 Sprichwörter in lateinischen Versen mit mittelengl. Übersetzung.

O 3, 58. Engl. carols with music (ed. Maitland and Rockstro).

O 5, 2; 15. Jh. *Romance of Generydes;* Lydgate's *Book of Troy; Siege of Thebes.*

O 5, 4 f. 5; 15. Jh. A tract in Engl. and Latin on composition: 'In how many maners schalt thou bygynne to make Latyn.' F. 80 Dictionary (ed. Wülcker).

O 5, 6; 15. Jh. *Sidrake translated owte of Frenche;* Übersetzer: *Hewe of Campedene* (vgl. Ward, *Cat. of romances* I, 903). — 'Dictes': *Sedechias was the first philosopher. — Tract of good governaunce* ... aus *Gyles* [Egidius].

O 5, 26, c. 1375. Astrologie: 'þe book of Albakucii, interpr. by John of Spayn'; 'Willyam Englisch'; 'Albumasar of þe domes of astronomye' usw.

O 7, 26. Gospels in Wycliffite version, 14./15. Jh.

O 7, 31; 15./16. Jh. Schmutzblatt: Carol : Be mery all with one accord and be ye folowers of Chrystys worde.

O 7, 47; 15. Jh. Walter Hilton's 'Scala perfectionis: þat þe innere havynge of man chulde be like unto þe uttre' und 'Temptationes euadendae: Ilke man and ilke woman þat be þe grace of Good.'

O 8, 26; 14./15. Jh. Rich. v. Hampole De contritione: I say þat no man is assoyled of any prest.

O 9, 1; 15. Jh. Life of seint Kateryne; ... of James the Apostell; ... of the Virgin. — The Brute (Caxton's).

O 9, 38; 15./16. Jh. Note book of a Glastonbury monk. f. 17 Tryumphe (of K. Henry VI): And as towchynge tydynges of thys contre, the kyng came unto Parys from Seynt Denys 2. December. f. 18 b Poem on gardening [hieraus ediert; vgl. *Archiv neu. Spra.* CV, 88]. f. 21 Hawks (Rel. ant. I, 27). f. 22. 63 b Hymns (Furnivall, *Hymns to Virgin,* EETS p. 91. 126). f. 23—28 Balladen: a) Who sayth soth he schall be schent; b) By a foreste syde walkynge as y wente; c) And ever more thanke God of all; d) Hyre and se and say not all; e) Conveyd by lyne ryzt as a rammys horne; f) Beware the blynd ettyth many a fly. f. 48 b Whatever thow say, avyse the welle (Furnivall, *Babees book,* 356 EETS). f. 70. 86 b Engl. Sprichwörter.

O 10, 34. Brute chronicle: Here may a man here Engelande was first callede, ... *endet* (Rouen) was sette in ... governaunce (durch Heinrich V.). F. Liebermann.

Südenglische Wörter über Landwirtschaft um 1208.

H. Hall, *The Pipe roll of the bishopric of Winchester for* 1208/9, druckt die lateinischen Abrechnungen von 36 Fronhöfen in und um Hampshire mit manchem für damals selten oder gar nicht bezeugten Vulgarausdruck bäuerlichen Lebens: *alico* (*alichon*) *bascat* (*basket*) *berebrettus* (ags.), *bertona* (*barton*) *bila* (Mühlsteinstütze) *bokettus* (*bucket*) *bruere* (*brier*) *civerus* (*kiver*) *clatus* (*claie*) *cuva* (*tub*) *dignarium* (*dinner*) *drasca* (*draff*) (*e*)*schina* (*chine*) (*e*)*stica* (*stick of eels*) (*e*)*strica* (gestrichen Maſs) *forura* (*fur*) *fausarz* (Hacken) *flado* (*flawn*) *gruel*(*lum*) *gorla* (Schnur) *gutter*(*ia*) *hasp*(*us*) *hoia* (*hoe*) *hog*(*g*)*ettus* (zweijährig Schwein oder Schaf) *hopa* (*hoop,* 1/8 *quarter*) *inhocg* (Sonderkultur — Gehege auf Gemeinfeld) *inka* (Mühlsteinzapfen) *kivillus* (*cheville*) *latta* (*lath*) *maellus* (Eber) *marl*(*a*) *mancorn* (*mang*-[Misch]*korn*) *morbois* (Abholz) *mullo* (Heuschober) *pochia* (*pouch*)

potfalda (Einstellen von Bauervieh in Herrschaftshürde) *pot(ta) punfalda pinfold rung(us* eines Mühlrades) *sauserius* (*saucer*) *sclata* (*slate*) *tasc(h)a* (Akkordarbeit) *tina* (ndd. Tine) *tranchea, trancheia* (*trench*) *vesciae* (*vetch*) *warra* (*yare,* Wehr). Hier steht p. 12 *falda wiscanda,* gewifs richtig, erklärt: 'Hürde aus Ruten zu flechten'. Das Wort ist offenbar identisch mit *fald weoxian* des *Gerefa* 10. 13 (meine *Gesetze der Angelsa.* I, 454). Mit Recht also ahnte Pogatscher (dort Sp. 2 r) die Bedeutung 'flechten' und Verwandtschaft mit *wicker;* die Übersetzung 'wischen, reinigen' mufs fallen. Vielleicht ist *whisket* (Strohkorb) verwandt. F. Liebermann.

Schottische politische Lyrik um 1295.

George Neilson macht mich auf eine Stelle im *Chronicon de Lanercost* (geschr. um 1347) aufmerksam, die ein Zeugnis über schottische Lyrik aus dem Jahre 1295 enthält. Der Chronist war ein Minorit von Carlisle und schildert, wie die schottische Regierung (manus regia) englische Geistliche in Schottland auswies; laicos etiam a domibus propriis extrusit, et bona eorum inventa sub saysina regia sigillavit aut taxavit. Und nicht blofs die Regierung habe solche Feindschaft gegen die Engländer bekundet: sed et mordax lingua quorundam malorum, qui manu nocere non poterant, aut non audebant, *lyricas* componentes camenas irritationibus et abominationibus plenas, in blasphemiam illustris principis (Eduard I.) et in ignominiam suae nativae gentis, quae etsi hic praetermittantur, tamen a memoria posterorum non delebuntur, cum superbia et oppressione praedicta nihil aliud portendebant nisi quod, sicut clamor filiorum Israel in Ægypto pervenit ad Altissimum, viditque afflictionem eorum et descendit ut liberaret eos, ita nunc evenerit istis in diebus nostris (*Chronicon de Lanercost* 1201—1346 e codice Cottoniano nunc primum typis mandatum, von Joseph Stevenson, Edinburg 1839, p. 166).

Bei dieser Gelegenheit sei auch auf die Erklärung der bekannten schottischen Spottverse über die Belagerer Berwicks (1296, bei Pierre de Langtoft und Robert of Brunne) hingewiesen, die G. Neilson gegeben hat (*Peel, its meaning,* Edinb. 1894, p. 10 f.): 'Picket him and diket him, in skorn sciden he' geht auf a great ditch 80 feet in breadth and 40 feet deep, den Edward um die belagerte Stadt zog (Hemingburgh, *Chronicon. ed H. C. Hamilton,* London, 1848, II 99).

A. B.

Me. bellen 'to swell'.

Dieses Wort ist bisher eine crux gewesen. Murray im Oxforder Wb. sagt von dem Worte: 'Of doubtful origin; apparently repr. OE. *belȝan;* pa. pple. *bolȝen* to swell, be proud or angry = OHG. *belgan* to swell; the total loss of the guttural presents difficulties, but occurs also in ME. *boln-e(n)* a. ON. *bolgna,* Dan. *bolne* to swell.' Ekwall in seiner Dissertation *Shakespere's Vocabulary, Its etymological Elements,* Upsala 1903, S. 7, vermutet eine 'confusion between OE.

belȝan and *bellan*.' Nun bedeutet aber ae. *belȝan* zwar ursprünglich 'to swell', aber nur die Bedeutungen 'to swell with anger, to be angry, to enrage oneself' etc. sind belegt; und ae. *bellan* bedeutet 'to bellow, roar, bark' etc. Die Erklärung ist meiner Ansicht nach sehr einfach. Im Nordischen finden wir das Adj. [urspr. Partiz.] *bolginn* 'geschwollen' und das davon gebildete Verb. *bolgna* 'schwellen'; letzteres wurde aber lautgesetzlich zu *bolna,* und die Grundform *bolginn* wurde unter dem Einflufs der synkopierten Kasus (vielleicht auch des Verbs) öfter zu **bolinn* (vgl. aschw. *bulin, bolin*). Nord. *bolna* finden wir im Englischen als Lehnwort wieder (me. *bolnen* 'to swell', später auch *bollen,* siehe Murray I, S. 973, meine *Scand. Loan-words,* S. 16). *bolginn* finden wir auch als Lehnwort im Englischen wieder, aber durch den Einflufs der synkopierten nord. Kasus und vielleicht auch des Verbs *bolna,* engl. *bolnen,* ist das *g* hier weggefallen;[1] im Orrmulum lautet das Wort *(to-)bollenn* 'swollen', neben welchem auch das einheimische entsprechende Wort *bollȝhenn,* das 'angry, wrathful' bedeutete, auftritt; *(i)bollen* 'swollen' ist nun verschiedene Male im Me. zu finden, ist aber keineswegs als ursprüngliches Ptz. Prät. zu *bellen* aufzufassen. Es ist nämlich zu bemerken, dafs *bellen* viel später auftritt als *(to-)bollen*: der einzige me. Beleg bei Murray stammt aus dem Jahre 1320 (Sir Beves). Es scheint mir nun vielmehr ganz natürlich, dafs zu dem Ptz. *(i)bollen* (nord. Lehnwort) ein Infinitiv *bellen* neugebildet wurde, hauptsächlich nach dem Muster von dem gleichbedeutenden me. *swellen* Inf.: *(i)swollen* Ptz. Prät. — Beiläufig möchte ich eine interessante prinzipielle Frage aufwerfen, die die Schwierigkeit der Aussonderung der nordischen Lehnwörter im Englischen und die eingehende Mischung der beiden Sprachen hinlänglich beleuchtet: ist das so entstandene me. *bellen* ein nordisches oder einheimisches Wort? Am besten rettet man sich wohl aus der Schwierigkeit, indem man *bellen* für eine hybride Bildung hält, aber durchaus zutreffend finde ich auch diese Bestimmung nicht.

Upsala. Erik Björkman.

Trajano Boccalinis Einflufs auf die englische Literatur.

(Ein Nachtrag zu *Archiv* CIII, 134.)

In der italienischen Literatur des 14. und 15. Jahrhunderts läfst sich eine ausgeprägte Neigung zum Katalogisieren, zum Registrieren und Einschätzen bedeutender oder wenigstens auffallender Persönlichkeiten bemerken. Satiriker und Panegyriker gefallen sich in gereimten und meist herzlich trockenen Aufzählungen von Zeitgenossen und Verstorbenen nach dem Muster der *Trionfi* des Petrarca und führen fast immer auch eine Reihe von Dichtern der Vergangenheit und Gegenwart in ihren Listen auf. Solche literarische Stellen, welche

[1] Vielleicht haben wir es mit dem nord. Worte Owl and Night., 145 (*iholȝe*) mit bewahrtem *g* zu tun; es könnte aber das ae. Wort mit der nordischen Bedeutung sein.

sich nur sehr allmählich durch Nachrichten über das Leben der katalogisierten Reimer, durch Urteile über ihre Werke beleben, finden sich in der *Leandreide* eines unbekannten Dichters des ausgehenden 14. Jahrhunderts, ferner in der *Fimerodia* des Jacopo del Pecora (ca. 1395), in Stefano Finiguerris (fl. 1422) beiden Satiren *La Buca del Monteferrato* und *Lo Studio d'Atene*. Des Gambino d'Arezzo *Idioti* (ca. 1450) sind in ihren ersten Kapiteln voll scharfer Ausfälle gegen seine lieben Landsleute und gehen erst im zweiten Teil in ein Lobgedicht auf Italiens berühmte Männer über, während der etwa gleichzeitige Giovanni Gherardi da Prato in seinem Visionsgedichte *La Philomena* ohne satirische Absichten über die heimischen Dichter Musterung hält.

Antonio Fregoso (fl. 1515) hat den von ihm beurteilten Schriftstellern bereits einen festen Wohnsitz im Tempel der Minerva angewiesen, und an dessen Stelle tritt sodann zu Anfang des 16. Jahrhunderts der Parnass; die Reise nach dem Berg der Musen bleibt fortan eine geläufige Form der literarischen Kritik, das Erlebte und Geschaute wird mit dem malerischen Sinn der Italiener wiedergegeben, aber der Endzweck dieser reimenden Literarhistoriker, beispielsweise des Filippo Oriolo (flor. 1531), bleibt es immer, mehr oder weniger witzige Ausfälle gegen zeitgenössische und verstorbene Jünger Apollos anzubringen.

Dann bemächtigte sich Cesare Caporali (1531—1605) dieses Motivs und gab ihm eine neue, entscheidende Wendung: die *Avvisi* und der *Viaggio di Parnaso*, die *Vita, Esequie ed Orti di Mecenate* dieses Satirikers wissen von einem wohlgeordneten Reiche Apollos auf dem Musenberge zu erzählen, das mit der Erde in regem Verkehr steht, Botschaften aus der irdischen Welt empfängt und Antworten an sie ergehen läſst. Caporalis drolliger und fruchtbarer Einfall hat bekanntlich das Gefallen eines Gröſseren, des Cervantes, erregt und ist für dessen *Viaje al Parnaso* Muster geworden.[1]

Der Ursprung des Motivs der Parnaſsreise und der Botschaften vom Parnaſs ist also auf literarischem Gebiet zu suchen, und erst als es auf diesem Boden vollkommen ausgereift war, machte sich's ein politischer Schriftsteller für seine Zwecke dienstbar, Trajano Boccalini, der zu Beginn des 17. Jahrhunderts seine berühmten *Ragguagli di Parnaso* schrieb und durch diese Meisterleistung der Einkleidung eine weite Verbreitung sicherte.

Einfach genug ist der Grundgedanke seiner in ungebundener Rede abgefaſsten 'Relationen vom Parnaſs' und eines verwandten Werkes desselben Verfassers, der *Pietra del paragone politico:* Apollo erscheint als Herrscher eines Reiches, in welchem nur die auserlesensten Geister aller Zeiten und Völker Bürgerrecht erwerben können,

[1] Über die Vorläufer des Caporali hat Beneducci eingehend, aber nicht ohne einige Flüchtigkeiten in seinem *Saggio sopra le opere del Boccalini, Bra 1896,* gehandelt.

und mit diesen seinen Getreuen hält er über die Ereignisse der neuesten Zeit Gericht. In erster Linie widmen die *Ragguagli* den politischen Verhältnissen Italiens ihre Aufmerksamkeit und richten namentlich gegen die Spanier erbitterte Angriffe; daneben hat aber Boccalini auch literarische und wissenschaftliche Kapitel.

Über den Erfolg der Werke des Italieners und über ihre Nachwirkung in Deutschland hat P. Stötzner in dieser Zeitschrift (CIII, 107—147) eingehend und wohl abschließsend sich verbreitet; die Spuren der *Ragguagli* in den anderen europäischen Literaturen verfolgt der Verfasser nur nebenher, und so mögen einige Nachträge zu seinen Zusammenstellungen hier Platz finden.

Unter den italienischen Nachahmern Boccalinis ist einer der interessantesten Fabio Franchi, welcher Lope de Vega in einem *Ragguaglio al Parnasso* feierte[1] und seine Bewunderung des Meisters in die Form eines von Apollo erlassenen Dekretes kleidete, worin die lebenden Dichter angewiesen werden, sich Lope in allen Stücken zum Vorbild zu nehmen. Andere italienische Schüler Boccalinis führt Beneducci in seiner genannten inhaltreichen Schrift an.

Von den Franzosen hätte Boileau nicht unerwähnt bleiben sollen mit seinem satirischen *Fragment d'un dialogue contre les modernes qui font des vers latins*[2]; auch *Le Parnasse reformé* von G. Gueret (Paris 1671), ein Werk, das ich nur dem Titel nach kenne, gehört wohl hierher.

Für die englische Literatur wurde das Motiv der Botschaft vom Parnafs durch Thomas Scott gewonnen, einen Prediger, der sich mit Boccalini in seinem fanatischen Hafs gegen die Spanier begegnete und wegen einer politischen Flugschrift aus England hatte flüchten müssen. Er veröffentlichte zu Utrecht folgendes Werk:

Newes from Pernassus. The Politicall Touchstone, Taken from Mount Pernassus: Whereon the Governments of the greatest Monarchies of the World are touched. Printed at Helicon 1622. 4°.

Das Buch ist eine Nachahmung der *Ragguagli;* vier Jahre später erschien die erste Übersetzung einer Auswahl aus dem Hauptwerk Boccalinis unter dem Titel:

The New-found Politicke ...; wherein the Gouernments, Greatnesse, and Power of the most notable Kingdomes and Common-wealths of the world are discouered and censured. Together with many excellent Caveats and Rules fit to be observed by those Princes and States ... which have reason to distrust the designs of the King of Spain ... translated into English. London, F. Williams, 1626. 4°.

M. Florio und W. Vaughan teilten sich in diese Arbeit, welche erst nach dreifsig Jahren durch eine vollständige Übertragung verdrängt wurde:

Advertisements from Parnassus, with the politick Touchstone; put into English by H. Carey, Earl of Monmouth. London 1656. fol.

[1] In: *Essequie poetiche alla morte di Lope de Vega.* 1636.
[2] *Œuvres complètes de Boileau, pp. Gidel. Paris 1870—1873.* 8°. III, 235.

Dieses Buch wurde dreimal neu gedruckt (1669, 1674 und 1706), aber schon zwei Jahre vor der letzten Auflage war ihm eine neue, 'für die gegenwärtigen Zeiten bearbeitete' Übersetzung an die Seite gestellt worden:

Advertisements from Parnassus; newly done into English, and adapted to the present times. London 1704. 8⁰.

Thomas Scott hatte sich durch die politischen Abschnitte in Boccalinis Werk anregen lassen, durch jene glänzenden Satiren auf die spanische Herrschsucht, in welchen der Italiener sein Bestes gab. Fast alle späteren Nachahmungen knüpfen jedoch an die wissenschaftlichen und literarischen Kapitel der *Ragguagli* an, führen also das Motiv näher zu seinem Ausgangspunkt zurück, den wir ja in den versifizierten Literaturgeschichten und Schriftstellerkatalogen der Italiener des 14. Jahrhunderts fanden.

Vielleicht ist hier eine Zusammenstellung der jüngeren englischen 'Berichte vom Parnafs' nicht unwillkommen. Einmal sind es fast durchweg frische, freche und lustige Reimereien, die wir hier verzeichnen können; dann erblicken wir in den vorgetragenen Urteilen über zeitgenössische Dichter ebensoviele keineswegs unparteiische, aber doch sehr wertvolle Dokumente für die literarischen Strömungen und Fehden ihrer Zeit, und endlich beweist die über zweihundert Jahre sich erstreckende Liste von Gelegenheitsgedichten die Lebensfähigkeit und Ergiebigkeit der aus höchst bescheidenen und prosaischen Anfängen herausgewachsenen Form des Gerichtstages auf dem Parnafs.

1637. Sir John Suckling: *A Session of Wits.* Beg.: *'A Session was held the other day'.*

Häufig gedruckt, zuletzt in: *The Poems, Plays and other Remains of Sir John Suckling. Ed. by W. C. Hazlitt. London 1892.* 8⁰. Vol. I, p. 6.

1645. *The Great Assises Holden in Parnassus by Apollo and his Assessovrs. London 1645.* 4⁰.

Wahrscheinlich von George Wither. Die Satire ist vorwiegend gegen die Zeitungen gerichtet: den 'Mercurius Britanicus', 'Mercurius Aulicus', 'The Poste', 'The Spye' usw. Neudruck der Spenser Society, No. 40.

ca. 1664. *The Session of the Poets, to the Tune of Cook Laurel.* Beg.: *'Apollo concern'd to see the Transgressions.'*

In: *Poems on Affairs of State ... With some Miscellany Poems. The Sixth Edition. London 1710.* Vol. I, 206. Auch in dem Ms. 14090 der k. k. Hofbibliothek in Wien (fol. 269); vgl. *Beiträge zur neueren Philologie. Jakob Schipper zum 19. Juli 1902 dargebracht. Wien 1902,* p. 416 ff.

Das Datum des Gedichtes folgt aus der Bemerkung (in Strophe 3), dafs Davenant vor kurzem *'That damnable Farce, The House to be Lett'* geschrieben habe; dieses Stück kam wahrscheinlich 1663 zur ersten Aufführung. In der nächsten

Strophe heifst es ferner, ein *'Play Tripartite'* sei nahezu vollendet, die gemeinsame Arbeit Cliffords, Spratts und eines Herzogs; der Hinweis geht natürlich auf Buckinghams berühmtes *Rehearsal* (begonnen 1663, vollendet 1665, aufgeführt Dez. 7, 1671).

Über die alte Ballade *Cook Laurel* (richtiger *Cock Lorrel*) vgl. Chappel, *Popular Music of the Olden Time* I, 160.

1676. *A Tryal of the Poets for the Bays, in Imitation of a Satyr in Boileau.* By the Duke of Buckingham, and the Earl of Rochester. Beg.: *'Since the Sons of the Muses grew numerous and loud.'*

In: *The Works of George Villiers, Duke of Buckingham. The Fourth Edition. London 1721.* 8⁰. I, 151. Rochester allein zugeschrieben in *The Works of Rochester, Roscommon and Dorset* etc. *London 1731.* 8⁰. I, 133, und in *The Works of the British Poets. By Robert Anderson.* VI, 410.

Die Bemerkung 'in Nachahmung Boileaus' kann nicht zutreffen; sie wurde wohl von den Herausgebern der Werke Buckinghams hinzugefügt, welche sich des oben erwähnten *Fragment d'un dialogue* des Franzosen erinnerten. Aber diese Satire wurde von dem zartfühlenden Dichter niemals veröffentlicht, ja nicht einmal niedergeschrieben, da mehrere seiner persönlichen Freunde sich hätten getroffen fühlen können. Erst Brossette, der einmal den Entwurf des geistreichen Scherzes von Boileau vortragen gehört hatte, schrieb ihn nach dem Gedächtnis nieder, und er erschien zum erstenmal in seiner Ausgabe der Werke des Dichters (1716).

Das Datum des *Tryal of the Poets* ist zu erschliefsen aus der Bemerkung, Lee habe mit einem seiner drei Stücke Erfolg gehabt (*'he had once hit in thrice'*); nun ist die Reihenfolge seiner ersten Dramen diese: *Nero* 1675, *Sophonisba* 1676, *Gloriana, or, The Court of Augustus Caesar* 1676. Auf letzteres Stück, in welchem Ovid eine Hauptrolle spielt, bezieht sich folgende Zeile in der vorliegenden Satire: *'He* (Apollo) *made him* (Lee) *his Ovid in Augustus's court'.* Die Klage über George Etheredges *'long seven years' silence'* in Z. 20 des Gedichtes führt uns auf dasselbe Datum: zwischen 1668 (*She Wou'd, if She Cou'd*) und 1676 (*The Man of Mode*) hatte dieser Dramatiker in der Tat nichts erscheinen lassen. Endlich kamen der *Don Carlos* Otways und Settles *Ibrahim,* welche als Neuheiten Erwähnung finden, eben im Jahre 1676 zur ersten Aufführung.

1696. *The Session of the Poets, holden at the foot of Parnassus Hill, before Apollo, July the 9th, 1696. London 1696.* 8⁰.

Gegen Tom D'Urfey and Tom Brown.

1719. John Sheffield, Duke of Buckinghamshire: *The Election of a Poet Laureat in 1719.*

The Works of the British Poets. By Robert Anderson. Vol. VII, 367.

1722. *Advice from Parnassus. 1722.* 4°.
Boccalini unter den auftretenden Personen.

1723. *A Monthly Packet of Advice from Parnassus. London 1723.* 4°.
Zeitschrift; verspricht einen Bericht über die Kandidaten für die Unsterblichkeit, sobald sie diese Welt verlassen, und macht sich anheischig, vorauszusagen, wie lange ihre Schriften sie überleben werden.

1724. *The Session of Musicians.*
Die Musiker jener Zeit bewerben sich bei Apollo um den Lorbeer, den schliefslich Händel davonträgt. Vgl. Davey, *History of English Music. London 1895.* p. 387.

1730. *A New Session of the Poets for the Year 1730.*
Vgl. *The Roxburghe Ballads,* Vol. VIII (ed. J. W. Ebsworth), p. 287.

1752. *Proceedings at the Court of Apollo. London 1752.* fol.

1788. *A Trip to Parnassus; or, the judgment of Apollo on dramatic authors. London 1788.* 4°.

1811. Leigh Hunt: *The Feast of the Poets.*
Poetical Works. London 1860. p. 194. Hunt nimmt geradezu Bezug auf die alten Sessions, z. B. auf Buckingham-Rochester.

1837. Leigh Hunt: *Blue-Stocking Revels; or, The Feast of the Violets.*
Poetical Works. London 1860. p. 202. Auf die dichtenden Frauen.

Wie begreiflich, wurde die bequeme Form der satirischen Preisbewerbung mit leichten Änderungen auch auf nichtliterarische Gegenstände angewendet. In den *Poems on Affairs of State* (II, 156) und in der bereits genannten Handschrift der Hofbibliothek No. 14090 (fol. 419 b) steht mit dem Datum 1687 *The Lovers Session, In Imitation of Sir John Sucklings Session of Poets.* Der ungenannte Verfasser läfst hier unter dem Vorsitz der Venus über eine ganze Reihe stadtbekannter Weiberjäger Gericht halten und schliefslich die schönste Frau dem häfslichsten und ältesten Mann zusprechen, weil er reich ist.

Ein würdiges Gegenstück zu dieser gereimten Bearbeitung des Londoner Stadtklatsches ist die *Session of Ladies* des Wiener Manuskriptes (fol. 427 ff. und 431 ff.), in welcher die angesehensten Damen der Gesellschaft ihre Ansprüche auf einen ganz sonderbaren Adonis vor Cupido als Schiedsrichter geltend machen. Dafs es in den beiden zuletzt genannten Gedichten nicht ohne arge Zotenreifserei abgeht, wird jeder glauben, der nur einmal einen Blick in die Sammelbände der Restaurationszeit geworfen hat.

Wien. Rudolf Brotanek.

'The Pickwick Controversy'.

Wie allen Lesern der *Posthumous Papers of the Pickwick Club* in Erinnerung sein dürfte, knüpft dieser langwierige wissenschaftliche

Streit an die berühmte antiquarische Entdeckung Mr. Pickwicks an, der bei Cobham einen uralten Stein mit der geheimnisvollen Inschrift:

†
BILST
UM
PSHI
SM
ARK

fand. Die Inschrift, welche zahllose gelehrte Abhandlungen hervorrief, harrt noch ihrer Lösung; denn die Erklärung eines Mr. Blotton, der sie als *Bill Stumps his mark* las und sich auf die Aussage des ehemaligen Besitzers, daſs der Stein zwar alt sei, die Inschrift aber von ihm herrühre, berufen hatte, fiel der verdienten Verachtung anheim (vol. I, chapt. XI).

Die ergötzliche Geschichte hat ihr Seitenstück in der naturwissenschaftlichen Endeckung eines neuen elektrischen Lichtphänomens durch einen Privatgelehrten, der nachts von seinem Zimmer aus die Blendlaterne Mr. Pickwicks im Garten erblickt, die prosaische Erklärung seines Dieners, es seien Diebe, verwirft, selbst in den Garten eilt und durch einen wohlgezielten Faustschlag Sam Wellers den unumstöſslichen Beweis für die elektrische Natur des mysteriösen Lichtes erhält, dessen wissenschaftliche Beschreibung ihm dauernden Ruhm sichert (vol. II, chapt. X).

Es wird mit diesen heiteren Satiren derselbe Faden weitergesponnen, der sich durch die ganzen Entdeckungsfahrten der Pickwickier hindurchzieht und gleich zu Anfang aufgenommen wird in der denkwürdigen Sitzung, in welcher Mr. Pickwicks Abhandlung '*Speculations on the Source of the Hampstead Ponds, with some Observations on the Theory of Tittlebats*' vorgelesen wird. An eine literarische Quelle für die antiquarische Entdeckung zu denken, könnte leicht als eine Fortsetzung der Satire aufgefaſst werden. Solche Abtrumpfungen verstiegener Weisheit durch den natürlichen Mutterwitz sind so alt als die Art der Wissenschaft, die hier dem Spotte anheimfällt, und die Exemplifikation dieses Motivs durch solche Geschichtchen ist selbstverständlich jederzeit als unabhängiger Einfall möglich; gehören doch solche rätselhafte Inschriften noch heute zum eisernen Bestande populärer Unterhaltungsblätter in ihrer 'Rätselecke'.

Gleichwohl ist wenigstens die Möglichkeit einer literarischen Anregung für den antiquarischen Scherz vorhanden. Seine Voraussetzung ist ein in weiteren Kreisen verbreitetes Dilettantisieren mit wissenschaftlichen Entdeckungen, hier also speziell antiquarischer Art, dem sich auch privatisierende wohlhabende Angehörige des Bürgerstandes in ihren Muſsestunden ergeben. Dieses allgemeinere Aufkommen antiquarischer Liebhabereien auſserhalb gelehrter Kreise ist aber nicht unbegrenzt alt; wir dürfen es wohl mit der Zeit der Rückkehr zur alten Poesie, die gleich auch literarische Fälschungen (Macpherson, Chatterton) zeitigte, und mit dem Erwachen der Ro-

mantik in Verbindung bringen. Als klassische Ausprägung der Figur eines dilettantischen, aber begeisterten antiquarischen Liebhabers erscheint uns da Walter Scotts 'Antiquary', der würdige Mr. Oldbuck, der auch als Charakter einer gewissen Ähnlichkeit mit Mr. Pickwick nicht entbehrt. Darauf allein wäre freilich nichts zu geben. Im 'Antiquary' erscheint aber das gleiche Motiv mit der Inschrift zweimal; nur entferntere Ähnlichkeit zeigt das Motiv von der Schiffskiste mit der Inschrift '*Search, No. I*' (Search ist der Name des Schiffes), welche als Wink zum Suchen einer weiteren Schatzkiste aufgefaſst wird, bis die Erklärung durch den Bettler Edie gegeben wird (vol. II, chapt. III und XXIII). Ganz übereinstimmend dagegen ist eine frühere Szene. Mr. Oldbuck zeigt seinem Gaste den ihm gehörigen Platz, wo sich Reste eines Walles und Grabens befinden, und erklärt ihm, er halte diesen Platz für den Ort, wo sich der letzte Kampf Agricolas mit den Kaledoniern abgespielt habe. Zur Bekräftigung beruft er sich auf einen dort gefundenen Stein, der das eingehauene Bild eines Opfergefäſses und die Buchstaben A. D. L. L. trägt, die als *Agricola Dicavit Libens Lubens* zu deuten seien. Die Aufklärung folgt seiner Erzählung auf dem Fuſse, denn der Bettler Edie, der dazugekommen ist, berichtet, daſs er vor etwa zwanzig Jahren mit anderen Arbeitern hier Erdarbeiten ausgeführt habe. Einer der Maurer hieb bei der Hochzeit Aiken Drum's, die damals abgehalten wurde, in einen Stein einen Schöpflöffel (*for Aiken was ane o' the kalesuppers*[1] *o' Fife*) und die vier Buchstaben aus: *A(iken) D(rum's) L(ang) L(adle)* (vol. I, chapt. IV).

Da der 'Antiquary' 1816 erschien, also nur zwanzig Jahre vor dem Beginn der Veröffentlichung der 'Pickwickier', liegt bei dieser schlagenden Ähnlichkeit die Vermutung nahe, Dickens habe diese Szene gekannt und sei in unbewuſster Erinnerung daran zur Abfassung seiner antiquarischen Entdeckungsgeschichte angeregt worden. Sollte diese Vermutung nicht zutreffen, so bliebe die Parallele als Beweis, wie nahe sich literarische unabhängige Erfindung oft kommen kann, doch interessant; ein Zusammenhang dürfte aber wahrscheinlicher sein. O. Jiriczek.

Etymologien.

1. Ne. *loop* 'Schleife'.

In der eben erschienenen Schluſslieferung von vol. VI des N. E. D. (*Lock-lyyn*) vermag Bradley keine Etymologie von ne. *loop* 'Schleife, Schlinge' zu geben. Skeats Zusammenstellung des Wortes mit aisl. *hlaup* 'Lauf' verwirft er mit Recht, meint aber, dessen frühere[2] Vergleichung mit ir. gael. *lub* s. 'loop, bow, staple, fold, noose', v. 'to bend, incline' verdiene wohl Beachtung. Auch ich bin dieser Ansicht

[1] *kail, kale* = cabbage; also broth made from greens. *Kalesupper o' Fife*, a term applied to Fifeshire people, noted for their love of broth, or 'kale' (s. Glossar zu Guy Mannering in der Border Edition).

[2] Im groſsen *Etymol. Dict.*, 2nd ed.

und möchte ne. *loop* sowie ir. *lub* zu der bekannten, weitverzweigten german. Wurzel **sleup* 'schliefen, schlüpfen' stellen, die man schon als idg. in lat. *lūbricus* 'schlüpfrig' und lit. *slùbnas* 'schwach' erkannt hat, vgl. Kluge, *Etym. Wtb.*, unter *Schleife* und *Schlupf,* Franck, *Etym. Woordenb.*, unter *sloep, sloop(en), slop* und *sluipen,* Skeat, *Concise Etym. Dict.*, unter *lubricate, slip* und *slop.*

Was zunächst das anlautende *s* der Wurzel betrifft, so ist über dies Präfix ja in den letzten Jahren mehrfach gehandelt worden; ich verweise auf meine Abhandlung in den *Idg. Forsch.* XIV, 341. Der Vokalismus von *loop* macht ebenfalls keine Schwierigkeiten, denn es verhält sich zu me. *loup* (phonet. = *lūp*) gerade wie ne. *droop* zu me. *droupe,* worauf schon das N. E. D. hinweist. Wegen der Lautentwickelung von *ūp* vgl. Luick, *Anglia* XVI, 500 ff.

Die vielfachen Verzweigungen der idg. Wurzel *(*s*)*leup* im German. sollen hier nach den verschiedenen Ablautsvokalen geordnet zusammengestellt werden, wobei ich das von Kluge, Franck und Skeat beigebrachte Material auf Grund der Wörterbücher ergänze und z. T. durch eigene Etymologien erweitere.

1) Die Wurzel *(*s*)*laup* liegt vor in dem v. got. *afslaupjan* 'abstreifen' = ae. *slíepan* 'to slip or put off or on', as. *slōpian* 'loswinden', *thurh-slōpian* 'durchschlüpfen lassen', mnd. *slōpen* 'schlüpfen, schleichen', nnl. *sloapen* 'schleifen, abbrechen', ahd. mhd. *slöüfen* 'schlüpfen (lassen), schieben, einhüllen, an- und ausziehen'; hierzu gehören die Subst. ae. *slíepa* m. (< **slaupja*) 'paste', ferner mnd. *slōpe* f. 'Schleife, Schlinge' = nnl. *sloop* f. 'Zieche', mh. *sloufe* f. 'Öhr, Öffnung, Kreis, Bekleidung, Hülse, Schote, Schlupfspur', endlich mnd. *slōp* n. (?) 'Schlupfloch' = ahd. mhd. *slouf* m. 'Öhr, Henkel, Kleid, Schlüpfen'.

2) *(*s*)*leup* erscheint nur in got. *sliupan* = ahd. *sliofan* 'schliefen, schlüpfen, gleiten'.

3) *(*s*)*lūp* in ae. *slúpan* = mnd. *slūpen,* nnl. *sluipen* dass., ferner in mhd. *slūf* m. 'Öhr, Henkel, Kleid, Entschlüpfen', wozu sich mnd. *sluperne, slūperich* 'schleichend', *slūp* in *slūp-hol* 'Schlupfloch', *-mörder* 'Meuchelmörder', *-reise* 'heimliche Reise', *-wacht* 'heimliche Wacht' = nnl. *sluip* in *ter sluip* 'verstohlen, heimlich' und die zahlreichen Zusammensetzungen mit *sluip-* (= mnd. *slūp-*) stellen. Hierher gehören vielleich auch e. *sloop,* nnl. *sloep,* ndd. *slūpe* f. 'Schaluppe' und wie ich glaube[1] me. *loup,* ne. *loop* 'Schleife, Schlinge, Schnur, Öse, Masche, Henkel, Türangel, Ring, Biegung, Krümmung', ferner *loop-hole* 'Guckloch, Öffnung, Schieſsscharte, Ausflucht', *to loop* 'mit Schlingen versehen, aufschürzen, aufstecken, sich winden', *loopy* 'verschmitzt', vielleicht auch *loop* 'Mauerassel' (wegen der Bedeutung vgl. unten).

4) *(*s*)*lup* in aisl. *slopp-r* m. 'weites, langes Überkleid, Mantel mit Ärmeln' = ae. *ofer-slop* n. 'surplice, slop', ne. *slop* 'loses Gewand',

[1] Ich sehe nachträglich, daſs schon 1882 Woeste in seinem *Westfäl. Wtb.* *slōpe* f. 'Schlaufe an der Tür' mit e. *loop* verglichen hat, jedoch ohne weitere Begründung und (wie es scheint) bisher ohne Nachfolge. Jedenfalls habe ich diese Zusammenstellung ganz unabhängig von ihm gefunden!

pl. *slops* 'Pumphosen, fertige Kleider, Bettzeug der Marine, Lederschuhe', weiter aisl. *slyppa* f. = *sloppr,* ae. *slyppe* f. 'paste, slime', *cú-slyppe, -sloppe* f. 'cowsclip', *ofer-slype* m. 'surplice', ndd. (Kiel) *sluppe* f. 'Überzug'; auch aisl. *slypp-r* 'waffenlos' (eigtl. 'ausgeschlüpft'?) dürfte hierher gehören. Zu ae. *sloppe* stellt sich me. *slop* (pl. *sloppes*) 'pool' = ne. *slop* 'Pfütze, dünnes Getränk, Ausgufs', *sloppy* 'nafs, schmutzig', ferner me. *slop* (pl. *sloppes*) 'gap', vgl. nnl. *slop* m. 'Schlupfwinkel, Bodenloch, Gäfschen'; das Mnd. bietet noch *sloppende* 'futilis', *slüpperich* (= mhd. *slupfer*[*ic*]) 'schlüpfrig', das ahd. *ki-slof* n. 'Schlupfwinkel', *slophāri, -izāri* m. 'Wandermönch', *slupfen, slüpfen* sw. v. 'schlüpfen' = ndd. *sluppen,* me. *a-slüppen* 'to slip away', das mhd. *slupf* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel, Schlinge, Strick (= ndd. *slup* 'Schleife') und *sluf* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel' (= ae. *slype*), endlich *sluft* m. 'Schlüpfen, Schlupfwinkel' = ndd. *slucht,* woraus nhd. *Schlucht.* Auch me. *slǭpe,* ne. *slope* 'Abhang' möchte ich mit Skeat und dem N. E. D. (cf. *aslope*) hierher stellen, während Schröer es mit *slip* und ae. *slīpan* (also Grundform **slāp, -e, -a*) verbinden will. Sicheren Aufschlufs dürften allerdings erst weitere me. Belege und die ne. Dialektformen geben.

Ne. *loop,* von dem wir ausgegangen sind, weist mit me. *loup* auf ein ae. **lúp,* resp. **lúpe,* **lúpa* hin und stellt sich am nächsten zu mhd. *slūf,* mnd. *lūp-,* nnl. *luip-.* Mit Skeat und dem N. E. D. der Bedeutung wegen ein *loop* I 'Schleife' und *loop* II 'Guckloch, Öffnung, Schiefsscharte, Ausflucht' zu unterscheiden, halte ich für unnötig, da die Bedeutungen von II sich ungesucht aus 'Schlupfloch, enger Weg' ableiten lassen, vgl. nl. *slop.* Desgleichen läfst sich *loop*[3] im N. E. D. 'Mauer-, Kellerassel' leicht als 'Schlüpfer' mit den beiden anderen verbinden. — Sollte nicht auch endlich ne. *lop,* ae. *loppe* 'Spinne' und ne. *lop,* schwed. *loppa,* dän. *loppe* 'Floh' hierher gezogen werden können, wenn man diese Tiere ebenfalls als 'Schlüpfer' fafst? Falk-Torp in ihrem *Etym. ordbog* stellen es allerdings zu mhd. nhd. *lupfen, lüpfen.*

2. Ne. *thump,* nhd. *stumpfen.*

Ne. *thump* 'stofsen', das bisher erst bei Spencer und Shakespeare belegt ist, kann natürlich nicht mit Skeat und Schröer zu skand. (isl. schwed.) *dumpa* gestellt werden. Es gehört einfach als *s*-lose Form zu hd. *stampfen, Stapfe, Stempel, Stumpf,* e. *stamp, stump,* gr. *στέμβω,* ai. *stamba,* lit. *stàmbras* etc., worüber man Kluge bei den genannten Wörtern und Franck, *Etym. woordenboek,* unter *stampen, stap*(*pen*) und *stomp* vergleiche. Dieselbe Bedeutung wie das e. Verbum zeigen übrigens nl. *stompen,* md. (hess.) *stumpen* und e. *stump* 'stofsen, anstofsen'. Dagegen sehe ich keinen Grund ein, warum man *stamp* und *stump* etymologisch trennen sollte, wie dies z. B. Skeat tut.

3. Ne. *shout,* schwed. *huta.*

Ne. *shout* 'schreien, lärmen', me. *schūten,* wird wohl richtig von Skeat zu aisl. *skūta* f., *skūti* m. 'Hohn, Spott' gestellt, das in der

Form *scout* 'spotten' als skand. Lehnwort ins Engl. gedrungen ist. Eine *s*-lose Nebenform der Wurzel **skūt* kann in mhd. *hiuzen,* 'sich erkühnen, erfrechen', *hiuze* 'munter, frech', me. *hūten,* ne. †*howt* 'schreien, lärmen, höhnen', schwed. norweg. *hūta* 'schreien, lärmen, bedrohen, scharf tadeln' stecken, die allerdings mit einer Bildung von der Interjektion *hū(t)* z. T. zusammengefallen sein dürften. Vgl. über diese Wörter das N. E. D. unter *hoot* und Ekwall, *Shakspere's Vocabulary* I (Upsala, 1903) S. 84, Anm. 3, der richtig e. *hoot*[1] und *howt* trennt. Schade stellt mhd. *hiuze* ansprechend mit Fick zu aslav. *kuditi,* gr. *κυδάζειν, κυδοιμός, κυδοιμεῖν* und skr. *kud* 'lästern, lügen', trennt davon aber mhd. *hiuzen, hūzen* 'zur Verfolgung rufen', *gehiuze, gehūze* 'Schrei zur Verfolgung, Lärm', als von der Interjektion *hiu, hui* abgeleitet. Zur letzteren gehören frz. *huer,* ne. *hue* 'Schrei', dän. *huie* 'heulen, rufen', schwed. *hojta* u. a., vgl. das N. E. D. unter *hue*[2] und Falk-Torp, *Etym. ordbog,* unter *hui.*

Kiel. F. Holthausen.

High and dry.

Die Angaben in den Wörterbüchern über *high and dry* befriedigen nicht recht, einmal, weil die Bedeutungsentwickelung nicht klar genug hervortritt, und dann, weil nicht alle Entwickelungsstufen belegt werden, sofern solche Belege überhaupt gegeben werden. Ich habe die folgenden vierzehn Beispiele gefunden, die ich so einteilen möchte:

I. *High and dry* im eigentlichen Sinne.

1) Man sagt es zunächst von Booten und Schiffen, die auf dem Strande liegen,

a) sei es, daſs man die Boote der Sicherheit wegen hoch hinauf aufs trockene Land gezogen hat,

Ainsworth, *Ovingdean Grange,* London 1861, 246: Three or four broad-bottomed boats were hauled up, high and dry, on the shingly beach, but there were no other evidences of any maritime calling on the part of the inhabitants. Vgl. auch Dickens, *David Copperfield,* Berlin, Asher, 18: There was a black barge, or some other kind of superannuated boat, not far off, high and dry on the ground, with an iron funnel sticking out of it for a chimney and smoking very cosily;

b) sei es, daſs die Schiffe oder Boote vom Sturm dahingetrieben worden sind,

Maxwell, *Stories of Waterloo,* London, o. J., 44: At a short distance from the vessel, which was now lying high and dry upon the sands, I observed something drift in with the tide,

Marryat, *Peter Simple,* ed. Loewe, Halle 1881, II, 69: They had all escaped unhurt: their boats being so much more buoyant than ours, had been thrown up high and dry.

---

[1] Dies ist = me. *hōten* < aisl. *hóta* und gehört zu got. *hwōta, hwōtjan.*

2) vom Strande selbst,

Byron, *Don Juan* II, 106: The beach which lay before him, high and dry.

3) von Schiffen, die sich auf einer Sandbank, Untiefe etc. festgefahren haben,

Besant and Rice, *By Celia's Arbour,* Tauchnitz, I, 259: The next moment we touched; then a desperate struggle to pull her through the mud; then we stuck fast, and, like the water flowing out of a cup, the tide ran away from the mud bank, leaving us high and dry, fast prisoners for six hours.

II. Im übertragenen Sinne.

4) Aus der Bedeutung von 1[a]) entwickelt sich: gesichert, unversehrt, wohlbehalten,

Dickens, *Pickwick,* Tauchnitz, I, 400: And at three o'clock that afternoon, they all stood, high and dry, safe and sound, hale and hearty, upon the steps of the Blue Lion,

Dickens, *Martin Chuzzlewit,* Berlin, Asher 137: In two minutes more he had paid his bill, which amounted to a shilling; was lying at full length on a truss of straw, high and dry at the top of the van, with the tilt a little open in front for the convenience of talking to his new friend; and was moving along etc., obgleich man in diesem Falle *high and dry* auch im eigentlichen Sinne nehmen könnte; denn wenn er *at the top of the van* und unter dem *tilt* liegt, so befindet er sich trotz des Regens *high and dry.*

5) Aus der Bedeutung von 3) ergibt sich: in ungemütlicher Lage, auf dem Trockenen,

Dickens, *Martin Chuzzlewit,* 460: (My master) Turns his back on ev'ry thing as made his service a creditable one, and leaves me, high and dry, without a leg to stand upon.

III. Der oft gebrauchte Ausdruck gibt dann Veranlassung zur Bildung eines neuen *high and dry,* welches die Verstärkung des einfachen *high* ist,

6) so zum Spotte häufig von der *High Church,*

Besant and Rice, l. c., I, 57 f.: He was a Churchman high and dry, of a kind now nearly extinct,

ib. II, 295: M. Broughton, the jolly old parson of the high-and-dry Church type,

7) sodann auch statt jedes anderen *high* im Sinne von *extrem,*

ib. II, 295: Mr. Pontifex, the type of the old high-and-dry Calvinist,

Disraeli, *Lothair,* Tauchnitz, II, 256: I wonder what religious school the Duke of Brecon belongs to? Very high and dry, I should think,

8) selten zur Verstärkung des *high* im eigentlichen Sinne,

Dickens, *The Chimes* in *A Christmas Carol* etc., Tauchnitz, 141: A man ... may heap up facts on figures, facts on figures, facts on figures, mountains high and dry, and he can no more hope etc.

Berlin. H. Willert.

Zur Geschichte und Benennung der Zigeuner.

Im Anschlufs an die Ausführungen von L. Wiener, 'Geschichte des Wortes Zigeuner' (*Archiv* CIX, 280 f.), möchte ich mir erlauben, auf eine interessante, meines Wissens bis jetzt noch nicht beachtete Stelle aufmerksam zu machen in einem alten Reisewerk: *Petri Bellonii Cenomani ... Observationes tribus libris expressae. Carolus Clusius Atrebas e Gallicis Latinas faciebat et denuo recensebat.* Antwerpen 1605.[1]

Die erste Auflage des Itinerariums erschien 1590, die Reise des französischen Gelehrten selbst dauerte von 1546—49.

Überschrift und Inhalt des 51. Kap. des zweiten Buches lauten folgendermafsen:

Errones illos quos vulgo Ægyptios appellamus, perinde in Ægypto inveniri atque in aliis regionibus.

Nullam regionem in universo orbe immunem esse existimo ab erronibus illis turmatim incedentibus, quos *falso nomine* Ægyptios et Bohemos appellamus: nam in Materea et Cairo, atque secundum Nilum, in plurimis Nili pagis magnas istorum turmas invenimus, sub Palmis desidentes, qui non minus *ab Ægyptiis,* quam a nobis *peregrini habentur.* Quoniam autem ex Wallachia aut Bulgaria oriundi, Christiani sunt, atque plurimas linguas callent. Itali eos Singani appellant. Istorum uxoribus (privilegio a Turcis impetrato) sese prostituere publice licet, cum Christianis, tum Turcis; ædesque habent in Pera, multis cubiculis instructas, quo quilibet libere ingredi potest, sine ullo Turcici magistratus metu; ubi continuo duodenæ ad minimum mulieres versantur. Hi errones per Græciam, Ægyptum et reliquum Turcarum dominium, *ferrariam artem exercent;* atque inter ipsos excellentes inveniuntur in ea re artifices. Ipsimet suos carbones excoquunt; et eos (ut intelleximus) qui ex ericæ sti(r)pitibus et radicibus parantur, ad eius modi opera omnium aptissimos esse censent; ferrum enim indurare creduntur.

Ein Irrtum oder gar eine Fälschung unseres Gewährsmannes ist, nach der genauen Beschreibung und den einzelnen Angaben zu schliefsen, nicht anzunehmen. Nur noch einige kurze Bemerkungen! Bemerkenswert ist das falso nomine Ægyptii, wozu man weiter unten vergleiche: qui non minus ... Rätselhaft ist mir, worauf sich die Behauptung gründet, dafs die Zigeuner aus der Walachei und Bulgarien stammen, vielleicht, weil sie Schutzbriefe der Könige von Ungarn bei ihren Zügen in Europa vorzeigten, oder schlofs er es aus ihrer Sprache, über die er sich freilich leider nicht äufsert? — Ihre ausgebreiteten Sprachkenntnisse werden auch sonst vielfach erwähnt. — Über die Prostitution vgl. Schwicker, *Die Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen,* Wien u. Teschen 1883, p. 28: Zigeuner-

[1] Erwähnt auch bei G. Meyer, *Neugriech. Studien* I, Sitzungsber. d. Wiener Akad. philos.-hist. Kl. CXXX, p. 39.



mädchen bevölkern zumeist auch die verrufenen Häuser, deren Inhaberinnen in der Regel ebenfalls dem braunen Volk angehören, und Paspati, *Ét. sur les Tchinghianés,* Cpel 1870, p. 23: Pour la plupart des Tch. ghiovendé (junge Mädchen, die als Tänzerinnen auftreten) et lubni, prostituée, sont synonymes, u. p. 426. — In mittelgriechischen vulgären Gedichten, wie dem 'Poulologos'[1] (Wagner, *Carmina Gr. medii ævii* 1874, p. 179), werden V. 18 *χαλκέας*, V. 27 *χαλκωματᾶ* als beleidigende Schimpfwörter gebraucht, was auf eine lange Anwesenheit der als Schmiede tätigen Zigeuner schliefsen läst. — Rätselhaft bleibt noch bei *Ἀτσίγκανοι* das *α*, wenn die von Wiener p. 295 gegebene Etymologie richtig ist; sollte vielleicht durch eine Art Volksetymologie doch *Ἀθίγγανοι* eingewirkt haben, mit dem es (trotz Miklosich[2] u. a.) etymologisch kaum identisch ist?[3]

München. W. Weyh.

Ein Landsmann Jasmins.

Der Verfasser des nachstehenden Gedichtes darf schon insofern eine merkwürdige Erscheinung genannt werden, als er, bald vierzigjährig, erst ganz neulich mit dem üblichen lyrischen Bändchen vor die Öffentlichkeit getreten ist. Er hatte bis jetzt nur hie und da einzelne Gedichte im Lokalblatt seines Wohnortes, Bilo-Nèbo-d'Agen (in offizieller Geographie: Villeneuve-sur-Lot, Lot-et-Garonne), und in der monatlichen Zeitschrift der languedocschen Feliber, der 'Escolo Moundino', drucken lassen. Sein Name ist Alban Vergne. Er

---

[1] Aus dem 14. Jahrh. nach Krumbacher, *Gesch. d. byz. Lit.*[2] p. 880.

[2] *Über die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europas* VI (Denkschr. d. Wiener Ak., phil.-hist. Kl., 26 [1877]), 55 f.

[3] Nachtrag. Vor kurzem erschien: M. J. De Goeje, *Mémoires d'histoire et de géographie orientales*, Nr. 3: *Mémoire sur les migrations des Tsiganes à travers l'Asie*, Leide 1903. Mit ausgebreiteter Belesenheit verfolgt der gelehrte Herausgeber der arabischen Geographen die Schicksale der Zigeuner seit ihren Auswanderungen aus Indien und weist nach, dafs schon im Anfang des 8. Jahrhunderts n. Chr. Zigeuner nach Syrien verpflanzt wurden, also vor den Toren des byzantinischen Reiches standen, und dafs, nachdem die an den Ufern des Tigris angesiedelten lästigen Zigeuner 834 nach langen Kämpfen besiegt waren (s. Th. Nöldecke, *Orientalische Skizzen*, B. 1892, p. 155), der gröfste Teil wieder an die Nordgrenze Syriens gebracht wurde. 855 griffen die Rum (Byzantiner) Aïnzarba an, das Zentrum dieser Zott-Ansiedelungen, bemächtigten sich der Zott und führten sie mit ihren Frauen, Kindern und Herden in die Gefangenschaft, in byzantinisches Gebiet. P. 73 f. bespricht Goeje die verschiedenen Etymologien von Tsigane und hält an der von Miklosich (a. a. O.) verteidigten Gleichstellung mit *Ἀθίγγανοι* fest. Freilich ist der Übergang von *ϑ* in *τσ* sehr schwer zu erklären. — P. 78 f. bespricht Goeje die neue Deutung Wieners (*Archiv* CIX 280 f.): La combinaison est ingenieuse, mais me semble manquer de solidité et ne pouvoir être soutenue en face de la dérivation proposée par Miklosich. — Das *α* liefse sich auch als sogenanntes prothetisches *α* erklären (s. A. Thumb, *Handbuch der neugriech. Volkssprache*, 1895, § 8, b; Hatzidakis, *Einleitung in die neugriech. Grammatik*, 1892, p. 325 ff.), ein Gedanke, den schon Koraïs, *Ἄτακτα* 4, p. 37 (bei Miklosich, a. a. O. p. 60/61) ausgesprochen hat.

war früher Schullehrer und ist dann zu kaufmännischer Tätigkeit übergegangen.

Was wir heute von ihm geben, ist anscheinend des Poeten freies Eigentum und nicht irgend einem in seiner Heimat gangbaren oder auch nur bekannten Balladenstoff entlehnt. In J. F. Bladés, durch Sachkunde und Vollständigkeit ausgezeichneter, dreibändiger Sammlung volkstümlicher Dichtungen aus der Gascogne und dem Agenesischen ist keine Spur eines ähnlichen Themas zu entdecken.

Vergne schreibt in der Sprache Jasmins, der Mundart von Agen. Ihre wichtigsten Abweichungen von der Sprache Mistrals, Roumanilles und Aubanels, dem néo-provençal classique, das sich beinahe, aber nicht völlig, mit der Mundart des untersten Rhonetales deckt, sind die folgenden:

In den meisten Wörtern, aber nicht ausnahmlos, entsprechen

	in Agenesischer Mundart	in klassischem Neuprovenzalisch
1. Laute.		
Protonisches	*ai*	*ei*
íu, ìu		dem triphthong *iéu*
	iè	*ié*
en, em (mit geschl. *e*)		*èn, èm*
anlautendes *b* (*bilo*)		*v* (*vilo*)
inlautendes *lh* (*familho*)	stummem	*h* (*famiho*)
auslautendes *l* (*anèl*)		*u* (*anèu*)
id. *n* und *r* fallen weg	(*cami, milhou*)	(*camin, meiour*)
ch und *j* werden wie im Französ. gespr.		
ch aus lat. *sc*	*couneche, pareche*	*counèisse, parèisse*
lat. *ct* wird *it*	*lèit* (*lacte*)	*la*
id. *c* vor *e* und *i* wird *ts*	*luts* (*lucem*)	*lus*.
2. Nominalflexionen.		
Alle Pluralformen haben finales *s*		
Pronom. der I. pers. sing.	*jou*	*iéu*
id. d. III. „ plur. (dativisch)	*li*	*ié*.
3. Verbalflexionen.		
Ind. präs. I. pers. sing. auf	*i*	*e*
„ perf. I. „ „ auf	*èri*	*ère*
„ „ III. „ „ auf	*èt*	*è*

Alle Partizipien der Vergangenheit (*-at, ut, it*) haben finales *t*, entgegen der bekannten Regel des klassischen Neuprov., das für die participia perf. das finale *t* des Altprovenzalischen abgeworfen hat.

Die languedocsche Abwandlung von *avé* und *èstre* und der Zeitwörter überhaupt ist im *Tresor dóu Felibrige* angegeben.

Das Gedichtchen, dessen Inhalt und Form zur beigesetzten deutschen (anonymen) Nachbildung angeregt haben, ist betitelt:

L'Anèl.

À la cando béurado
Ount méni moun troupèl,
À la cando béurado
Èi troubat un anèl.

Pèiro ni ciseluro
Nou n'en fan la bèutat,
Pèiro ni ciseluro,
Ni diamant encastat.

Tout l'or que lou coumposo
Nou peso gaire lourd,
Tout l'or que lou coumposo
N'a pas grando balour.

Mès un det de princesso,
Pèr i poudé passa,
Mès un det de princesso
A mancat lou cassa.

Lou rèi bouliò pèr fenno
— Mès 'co i' es defendut —
Lou rèi bouliò pèr fenno
La que l'abiò perdut.

Mès soun or, sa courouno,
Que cresiò tant presats,
Mès soun or, sa courouno
Soun estats refusats.

Car es moun adourado
Qu'abiò perdut l'anèl
À la cando béurado
Ount méni moun troupèl.

Der Ring.

Als ich zur klaren Tränke
Mit meiner Herde ging,
Fand bei der klaren Tränke
Ich einstmals einen Ring.

Nicht feingeschnitt'ne Steine
Zieren, was dort ich fand,
Nicht feingeschnitt'ne Steine,
Noch strahlender Demant.

Mit Gold auch ist das Reiflein
Gar wenig nur beschwert,
Das Gold, am schmalen Reiflein,
Hat nur geringen Wert.

Doch einer Prinzessin Finger,
Der sich hindurch gezwängt,
Doch einer Prinzessin Finger
Hätte den Ring zersprengt.

Der König warb um die Schönste,
Doch sie verschloſs ihr Ohr,
Der König warb um die Schönste,
Die jenen Ring verlor.

Sein Gold, ja selbst die Krone,
Die allerhöchste Zier,
Sein Gold, ja seine Krone
Vermochten nichts bei ihr.

Denn Sie, mein Stern auf Erden,
Verlor ja dort den Ring,
Wo ich mit meiner Herde
Zur klaren Tränke ging.

R.-B.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

The Scottish historical review, being a new series of the Scottish antiquary established 1886. Glasgow, MacLehose, 1903. Quarterly half a crown net. Nr. 1, October 1903. 112 p.

Diese Vierteljahrsschrift will die Literaturgeschichte mitberücksichtigen, u. a. aus Hss. alte Denkmäler abdrucken und Untersuchungen anglistischer Philologie bringen; sie verdient also die Teilnahme auch der Neuphilologen. Gleich der erste Artikel geht diese an: W. Raleigh (*The lives of authors*) charakterisiert scharf und in reizendem Stil Englands Schriftstellerbiographen seit Walton, mit besonderer Liebe für Aubrey und Ant. a Wood, bis 1781. Porträts der drei Genannten sind beigegeben. A. H. Millar (*Scotland described for queen Magdalene*) behandelt das 1538 gedruckte Buch, welches Jehan Desmontiers, der vielleicht einst in des Herzogs von Albany Diensten gestanden hatte, wesentlich nach Hector Boece, doch mit eigener Lokalkenntnis Ende 1536 französisch schrieb, im Auftrage Jakobs V. für dessen Braut, die Tochter Franz' I. Ein Nachtrag des Buches berichtet den Tod der Königin 1537. — J. T. T. Brown hält *the influence of John Lyly*, als Einführer klassischer Stoffe und des Dramas, auf die englische Literatur, besonders Shakespeare, für stark überschätzt durch den neuesten Herausgeber Bond und weist Vorstufen zum Euphuismus nach. — J. Edwards sammelt *old oaths and interjections* wie *Dahet, Goddot*.

Der Geschichte im engeren Sinne dient Andr. Lang: *letter from William Stewart to the Regent*, 5 *Aug.* 1569. Der Schreiber, in Edinburgh Castle gefangen, will sich vom Anteil an der Verschwörung gegen das Leben Morays reinigen und erbittet dessen Verzeihung; — umsonst: er ward zehn Tage später verbrannt. — T. G. Law möchte *Lislebourg*, den Namen für Edinburgh im Französischen und Diplomatenstil etwa 1550 bis 1600, erklären aus Leith, welchen Hafen die Franzosen für Edinburghs Eingangstor hielten und, wenn sie ihn von der Hauptstadt trennen wollten, *Petit Leith* nannten. — W. L. Mathieson zeigt *Hill Burton in error* und bessert an dessen schottischer Geschichte, wohl der jetzt verbreitetsten, mehrere Stellen, die das 17. Jahrhundert betreffen. — Dem Historiker wird am bemerkenswertesten erscheinen der erstmalige Druck durch James Wilson von *an English letter of Gospatric*, mit Übersetzung und Anmerkungen, zu denen auf p. 105 (*Scotland and Cumbria*) der anonyme Herausgeber die daraus für anglo-schottische Geschichte des 10. und 11. Jahrhunderts auftauchenden Probleme weitblickend und kenntnisreich nachträgt. (Diese Urkunde steht hier oben S. 275.)

Den Archäologen gehen mehrere Beiträge an. Zunächst Jos. Anderson: *Treasure trove.* Der keltische Goldschmuck, etwa vom 1. bis 5. Jahr-

hundert, 1897 an der Küste Londonderrys gefunden und vom British Museum für 600 Pfund erworben, ward im Prozesse, der 3114 Pfund kostete, der Krone (kraft deren Rechts auf Schatzfund) zugesprochen und von Edward VII. dem Irischen Nationalmuseum zu Dublin geschenkt. — D. H. Fleming behandelt *a cross slab at St. Andrews,* um 900, und R. C. Graham das grofsartige Sammelwerk Allens *Early Christian monuments of Scotland* [bis 1100], 1902. Beiden Artikeln liegen kunstgeschichtlich beachtenswerte Bilder von Steinkreuzen bei.

Unter den Kritiken erläutert G. Neilson bemerkenswert den von Poole herausgegebenen *Index Britanniae scriptorum* von Bale und betrifft anderes *History of commerce, The first prayer book of Edward VI, Prince Charles Edward Stuart,* Porritts *House of Commons before* 1832, Schottlands Heraldik, Lokal- und Adelsgeschichte.

Den Beschlufs machen Notizen über neueste Ausgrabungen, u. a. der Reste eines 1588 bei Mull gesunkenen Schiffes der Armada.

Berlin. F. Liebermann.

Journal of comparative literature. New York, McClure, 1903. Quarterly 3 M. for Germany. No. 1—3, 296 p.

Modern philology, a quarterly journal devoted to research in modern languages and literatures. Chicago, University Press, und Leipzig, Harrassowitz. Subscription Doll. 3, foreign Doll. 3.50. No. 1, 216 p.

Glasgow, New York und Chicago erscheinen durch obige Zss. als neue Zentren für unsere Studien. Was auf unserem Gebiete gearbeitet wird, gewinnt hiermit neue Leser. Aber werden wir finanziell mitkommen, wenn nicht unsere Seminardotationen erhöht, unsere Universitätsbibliotheken systematischer nach der neusprachlichen Seite hin ausgestaltet werden?

New York pflegt mit Vorliebe die internationalen Literaturbeziehungen. Die Hauptaufsätze gelten: Molière in Italien, hugenottischem Denken in England, den Precieusen am Hofe Karls I., dem Roman 'Monk' in der franz. Literatur, den Briefen eines englischen Humanisten. Die Herausgeber Woodberry, Fletcher und besonders Spingarn haben solch kosmopolitisches Interesse bereits in ihren eigenen Büchern betätigt und verdienen bei ihren ernsten Bestrebungen ernste Unterstützung.

'Modern philology' rezensiert nicht. Gottlob. Es wird gegenwärtig eher zu viel rezensiert. Wenn eine Zs. ein Spezialgebiet hat, z. B. Schottland oder internationale Literaturbeziehungen, so hat sie die Pflicht, die Erscheinungen auf diesem Gebiete zu verzeichnen. Aber wenn auf breitem Tische liegende Bücher halbdutzendfach besprochen werden, so ist es eine Kraftvergeudung, die zugleich den Verlegern das Aussenden von Rezensionsexemplaren verleidet. Chicago beschränkte sich daher mit Recht auf Originalforschungen. Im Eingangsartikel 'Chaucer and some of his friends' gibt Kittredge wichtige Funde über die Beziehungen von Deschamps und Clanvowe zu Chaucer. Flügel verfolgt die Ansichten deutscher Autoren in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts über England. A. C. Brown weist walisische Einflüsse bei Layamon nach und schliefst daraus auf eine stärkere Teilnahme von Wales an der Entwickelung der Arthursage, als man bisher glaubte. Hempl säubert das ags. Runengedicht von Hickes' Zutaten. Dies scheinen mir die gelungensten Beiträge. Sie allein würden genügen, um uns auf die nächsten Hefte gespannt zu machen. Was an deutschen Universitäten als streng kritische Methode bezeichnet und angestrebt wird, weht uns aus Chicagos neuer Zs. besonders kräftig ent-entgegen. Mögen unsere Bibliotheken uns den friedlichen Wettbewerb mit den amerikanischen Kollegen in weitem Umfang ermöglichen! A. B.

Hermann Reich, Der Mimus. Ein literar-entwickelungsgeschichtlicher Versuch. I. Band, I. Teil: Theorie des Mimus. XIII, 413 S. I. Band, II. Teil: Entwickelungsgeschichte des Mimus. S. 414—900. Berlin, Weidmann, 1903.

Man entschliefst sich nicht leichten Herzens, über dies grofs angelegte Buch mit kühler Kritik zu urteilen. So viel leidenschaftliche Hingabe und so unermüdeter Riesenfleifs, so viel Finderglück und so tapfere Selbständigkeit — man bewundert das alles und hat einen ästhetisch-moralischen Genufs an der Persönlichkeit, die lebensvoll hinter diesem Werk steht. Fast träumerisch sieht man zu, wie auf schmalen Fundamenten sich ein ungeheures Gebäude in die Wolken erhebt; und man möchte nicht an die Mauern tasten, damit der Bau nicht zusammenstürzt. Wir fürchten, vieles wird doch stürzen. Wir fürchten, es wird so gehen wie oft gerade bei Werken dieses Typus: die Fülle der Anregungen und der Einzelergebnisse wird von der Wissenschaft mit lebendigem Dank aufgenommen, der Stein aber, den der Baumeister zum Eckstein gesetzt, wird verworfen werden.

Mit grenzenloser Aufmerksamkeit ist Reich allen Spuren des antiken Mimus gefolgt und darf sicherlich von dem hohen Wartturm, den er aus hundert und aberhundert Zeugnissen (zumal aus der patristischen Literatur) errichtet, auf die kümmerlichen Hügelchen seiner Vorgänger und zumal des von ihm wegen seiner Beschränktheit verabscheuten Grysar herabblicken. Was wufsten wir bisher vom Mimus? Nun wird uns ein breites Bild seiner Rolle in der volkstümlichen (S. 50 f.) und gelehrten (S. 231 f.) Theorie gegeben; seine Beziehungen zur theoretischen Psychologie (S. 296 f.; Theophrast S. 307) und zur Kulturgeschichte (S. 319 f.) werden geistvoll entwickelt. Wissenschaftlich noch bedeutungsvoller ist der Beweis, dafs die 'mimische Hypothese' (S. 417 f.) als selbständige dramatische Kunstform ihre eigene Bedeutung und Geschichte hat — in der Tat eine ungeahnte Erweiterung unserer Kenntnisse von der Weltgeschichte des Dramas. Nun zeigt Reich die ungeheure Verbreitung dieses 'biologischen Dramas' in der antiken Welt (S. 738. 791. 829. 849) und sucht Grundlinien einer Geschichte seiner Weltwanderungen (S. 679. 694 f.) zu ziehen. Da ist nun ein Ausgangspunkt, den man wieder gern als zuverlässige wissenschaftliche Eroberung ansehen wird: der türkische Karagöz (S. 616 f.). Hier sind in Technik und Kostüm so spezifische Übereinstimmungen vorhanden, die geographische Übermittelung ist durch Byzanz so gut gegeben, dafs wir das türkische Puppenspiel wohl als Nachkömmling des echten griechischen Mimus (und nicht etwa der antiken Komödie S. 686 f.) ansehen dürfen. Dann aber fliegt der Mimus nach Indien (S. 694 f.), beherrscht das ganze Mittelalter mit seinen Jongleuren (S. 807 f.) und Hofnarren (S. 820), wird im Mysterium (S. 854 f.) christlich und im Fastnachtsspiel (S. 853) bürgerlich; das Pastoraldrama (S. 883 f.) ist sein Kind und Shakespeare (S. 860) sein Erbe, und so ist er schliefslich (S. 896) 'Grundlage der dramatischen Weltliteratur, soweit sie nicht klassisch oder klassizistisch ist.'

Das ist ein bifschen viel. Der arme, lang verkannte Sohn wird plötzlich zum Erben einer Weltherrschaft eingesetzt; und dazu genügen schwerlich die Dokumente, die er vorweisen kann.

Als Grundzug des Mimus erklärt Reich selbst wiederholt 'die burleske Ethologie und Biologie, die Schöpfung und Darstellung realistisch-humoristischer Typen und Figuren, vermittels deren ein reales Bild des Lebens sich gestalten läfst' (S. 504). Von hier aus entwickelt sich die einigermafsen technisch gefestigte Kunstform der Hypothese (S. 563 f.), die doch immerhin vorzugsweise negative Eigenschaften zeigt: keine Einheiten (S. 567), keine durchgeführte metrische oder prosaische Form (S. 570).

Sie soll im wesentlichen durch Philistion (S. 523 f.) geschaffen sein, den Reich deshalb (S. 879) neben Shakespeare stellt. Wissen wir nun aber wirklich so genau, dafs Philistion etwa im Scholasticus, dem Gelehrt-Verkehrten, einen ganz neuen Typus 'schuf' (S. 866) — so genau, dafs wir den grofsen Briten (S. 880) als den Philistion der modernen Zeit zu betiteln veranlafst wären? Ist wirklich dieser Typus in dem gleichen Sinne eine geniale Neuschöpfung wie etwa (immer auf gegebenen Grundlagen) der des Hamlet oder Othello? Aber Reich geht so weit, dafs er eine alte, auf den Namen des berühmten Mimendichters gehende Anekdotensammlung, den an sich übrigens sehr interessanten 'Philogelos' (S. 454 f.), alles Ernstes für eine 'Schöpfung' des Philistion oder für eine Ableitung aus dessen Schöpfungen hält! Und so wären denn die uralten, geradezu unvermeidlichen Witze etwa (S. 461, 18) von dem früher noch nie gestorbenen Sklaven eine datierbare Erfindung und Typen wie Anzengrubers übergescheiter Dümmling Nachkommen des 'genial erfundenen' (S. 471) Scholasticus.

Dies ist aber typisch für den Verfasser. Überall wird bei den Griechen die Originalität überschätzt und bei allen anderen — heifsen sie auch Shakespeare — heruntergesetzt. Es liegt ein Fall jener neu erwachten hochmütigen Gräkomonomanie vor, die gewifs noch einmal durch die Entdeckung ungeahnter Abhängigkeiten bestraft werden wird. Hamurabi ante portas!

Mir fällt bei diesem so plötzlich zu welthistorischer Gröfse aufgewachsenen Philistion eine sehr lehrreiche literarische Legende aus dem Norden ein. Rudolf Keyser, ein verdienter, aber chauvinistischer norwegischer Philolog, hatte die 'ethische und nationale Überzeugung', die isländische Prosaliteratur müsse aus seiner Heimat stammen. Diese Hypothese fand aber keinen anderen Nagel als einen ganz beiläufig genannten norwegischen Dichter Thorgeir Afrádskoll, der in einiger Beziehung zu der Sagaliteratur stand — und so machte Keysers Leidenschaft aus dem bedeutungslosen Namen den Schöpfer einer grofsen Literatur, ein Genie ersten Ranges. Dann kam Grundtvig, und Thorgeir wurde wieder ein unwichtiger Name.

Ich will nicht behaupten, dafs es ganz so mit Philistion stehe. Aber was wir von ihm wissen, und was Reich behauptet, das scheint mir in einem kaum weniger bedenklichen Mifsverhältnis zu stehen. Was beweisen denn die typischen Lobsprüche? Philistion war eben 'der Mimus' geworden!

Und nun ein Gegenstück. Die Alten behaupteten gern, Platon habe den Mimographen Sophron nachgeahmt; hiergegen wendet sich der Verfasser (S. 405. 410, vgl. 888) mit Entrüstung. Ich finde aber, was er von Ähnlichkeiten zugibt, würde mehr als genügen, den Platon zum Plagiator Sophrons zu machen, wenn es zufällig eben nicht der göttliche Hellene wäre! Für Sokrates wird ja (S. 358) ein breiter Einflufs des Mimus zugegeben; aus lang nicht so weit reichenden Übereinstimmungen.

Die Sache liegt eben so, dafs Reich trotz aller Kautelen 'mimisch' (S. 391. 504) und volkstümlich fortwährend verwechselt. Sokrates spricht wie ein Mann aus dem Volk, und um humoristisch zu sein, mufs man (gegen S. 380) noch nicht 'volkstümlicher Etholog', d. h. Mimus sein. Volkstümliche Motive sind natürlich auch im Mimus vertreten; deshalb aber kann z. B. die Verkleidung von Männern in Frauen (S. 649) für Abhängigkeit von dem griechischen Volksdrama nicht das geringste beweisen, denn die Balderlegende oder Hamarsheimt sind vom Mimus so unberührt wie Halms 'Wildfeuer' oder Gerstäckers 'Geschundener Raubritter' (aus dem Reich ein Musterstück von parodistischem Mimus machen könnte). Jede Kinderstube und jeder Negerkral kennt dies Spiel, das schon die altjüdische Gesetzgebung mit schwerer Strafe bedroht! Oder

ein volkstümlicher Typus wie der des Fressers reicht nicht etwa 'von den Anfängen des Mimus' (S. 303 Anm.) bis in die spätere Zeit, sondern beginnt viel viel früher in der Schwankmythologie aller Völker: Pushan oder Thor sind von der mimischen Auffassung des Herakles unabhängig. Wenn nun gar etwa ein unentbehrliches Requisit wie die Kiste in den 'Lustigen Weibern von Windsor' (S. 570) in direkte Abhängigkeit zu der Regie der alten Griechen gebracht wird, so möchte man doch Platen zitieren:

> Und durch die Fenster stecken sie das Haupt:
> Du weifst, das tun die Nubier auch; es ist
> Durch Tradition vielleicht auf uns gekommen.

Reich selbst sieht ganz und gar den Mimen entsprechende Szenen bei Homer (S. 329 Anm. 542; Demodokus singt gerade vor den Phäaken, wei. Mimodie lukrativer ist als Rhapsodie ... S. 547) oder in der Bibel (S. 4301 576 Anm.). Mit vollstem Recht; aber er zieht nirgend die Folgerung: sehr viel in der Eigenart des 'Mimus' ist gemeinmenschlich, unvermeidlich, ist, mit Reich (S. 43) zu sprechen, ein Postulat der Vernunft. Aber im Lauf der Arbeit beseitigt er, um recht viel Abhängigkeit herzustellen, auch noch die weniger spezielleren Kennzeichen der griechischen Volkskomödie. So hebt er (S. 327) hervor, der Mimus habe es nicht mit einzelnen Personen zu tun, was doch durch alle seine Zeugnisse von politischen Anspielungen widerlegt wird — und er selbst sieht doch einen Mimus in der Verspottung Julius Cäsars beim Triumphzug (S. 195). Oder die Mischung von Prosa und Arien erscheint (S. 570 f.) als charakteristisch, die 'rezitativen Mimen' der Inder (S. 737 Anm.) aber sollen doch direkt davon abhängig sein, obwohl die Cantica zunächst dort fehlen.

Das *πρῶτον ψεῦδος* ist eben, wie mir scheint, die Überspannung der geographischen Idee. Es gilt augenblicklich nicht als wissenschaftlich, mehrere Ursprungszentra anzunehmen für afrikanische Bögen oder mittelalterlichen Minnesang, für einen Mythus oder einen Witz. Sicherlich ist früher die völkerpsychologische Methode überspannt worden; dafs alle ethnologischen, mythologischen, literarischen Phänomene notwendige Durchgangsstufen jeder nationalen Entwickelung seien, behaupten heute nur noch die Extremsten unter den Folkloristen — denen freilich in der Mythologie Reich mit seiner kritiklosen Bewunderung des vortrefflichen Mannhardt (S. 500) nahe steht! Aber dafs es sich auf der anderen Seite, wie es neuerdings (wieder aus Gründen der Hellenodulie!) von Kaerst (Die antike Idee der Oekunane S. 9) formuliert worden ist, bei 'allen wahrhaft bedeutenden und wirksamen geschichtlichen Entwickelungen um einen eigenartigen, einmaligen historischen Prozefs' handle, das ist doch wieder eine doktrinäre Behauptung, mit der wir der alten Theorie von den sukzessiven Schöpfungsakten bedenklich nahe kommen. War wirklich die Beseitigung erst der weltlichen, dann der geistlichen Herrschaft in Japan von analogen Vorgängen der europäischen Geschichte bedingt? Bedarf wirklich die so natürliche Entstehung des Mysteriums im Okzident einer Erklärung, die für die Perser doch versagt? Ich denke, es geht hier wie in der Epidemiologie: hier Koch und die reine Infektionstheorie, dort Pettenkofer und das Grundwasser — und über beiden vermutlich die Wahrheit!

Wenn aber jene gefährliche Theorie zu der natürlichen Lust jedes Entdeckers am restlosen Aufgehen seiner Hypothese hinzukommt, dann können wir uns nicht wundern, wenn er mit diesem Trank im Leibe Helenen bald in jedem Weibe sieht. Dann geht die Kunst, charakteristische Phänomene zu charakterisieren, die sich (S. 437 f.) am Ardalio so glänzend bewährt, verloren; dann ist der Triumph der einst gerade von den klassischen Philologen verspotteten Hinweise der Schererschen Poetik auf primitive Verhältnisse (S. 477 Anm.) umsonst. Der für die Hellenen selbst (S. 235) gänzlich verschiedene Ursprungszentra angibt, glaubt in der Weltliteratur

überall, wo volkstümlich geredet, gehandelt, gedacht wird, 'die griechische Traube im Wein zu schmecken.' Und deshalb wird die ausgezeichnete, für die verschiedensten Gebiete an Ergebnissen überreiche Arbeit durch ihre Methode vielleicht doch noch ein wichtiges allgemeines Ergebnis haben: das, vor einer jetzt herrschenden Lieblingsdoktrin eindringlich zu warnen.

Berlin. Richard M. Meyer.

J. J. Ammann, Das Verhältnis von Strickers Karl zum Rolandslied des Pfaffen Konrad mit Berücksichtigung der Chanson de Roland. Wien und Leipzig, Kommissionsverlag von A. Pichlers Witwe u. Sohn [1902]. II, 382 S. Lexikon-8. M. 15.

Dieses Buch ist aus 17 Jahresberichten des Staatsobergymnasiums zu Krumau in Böhmen zusammengesetzt, die von 1885—1901 reichen. Nach einer Einleitung, worin durch Gegenüberstellung ausgewählter Abschnitte die Chanson de Roland, Konrads Rolandslied und des Strickers Karl charakterisiert werden, führt der Verfasser in sorgfältiger Gliederung S. 27—64 die Zahlen sämtlicher Verse des Roll. und des Karl auf, 1. die bei gleichen Reimwörtern völlig übereinstimmen oder die voneinander abweichen, wenn auch nur in Lauten oder Flexionsformen (z. B. *soumære* — *soumer*, *helet* — *helt*), 2. die verschiedene Reimwörter besitzen, wobei sogleich Erweiterungen und Kürzungen im Karl, die die enge Verbindung mit dem Roll. noch nicht lösen, angeschlossen werden. Eingefügt wird, um stilistisch abzurunden, um zu verdeutlichen, manchmal um neue Momente einzuflechten. Gern erweitert der Stricker am Anfang oder Ende von Abschnitten der Erzählung, wobei die Konradischen nicht immer eingehalten werden. Durch Zusammenziehen beschneidet er Aufzählungen, religiöse Partien, aber auch Gespräche und Detailschilderungen, was nicht durchweg zum Vorteil ausschlägt. Mangelhafte Reime, Wiederholungen, Hyperbeln, Unklarheiten bei Konrad geben für den Stricker gleichfalls zu Kürzungen Anlaſs. Nach diesen Gesichtspunkten sucht der Verfasser S. 65—94 das Fehlen jedes einzelnen Verses zu erklären. Den Schlachten widmet er auſserdem einen besonderen, eingeschobenen Abschnitt, in dem die Chanson herangezogen wird. Konrad gestaltet hier ziemlich frei, und was ihm miſsglückt ist, sucht der Stricker zu bessern, ohne dabei eine andere Quelle zu benutzen. Aus Eigenem schöpft er auch nach Ammann alle die Zutaten, die S. 95—126 in der Reihenfolge der Verse besprochen sind. Im Gegensatz zu den früher verzeichneten Erweiterungen will hier der Verfasser nur solche behandeln, denen ein neuer, eigener Gedanke des Strickers zugrunde liegt. Natürlich berühren sich aber beide Gruppen und decken sich die Anlässe zu den Einschüben beider Arten so ziemlich. 'Die gröſste Freiheit und Selbständigkeit zeigt Stricker in Kampfesszenen' (S. 96). Sie und die 'Paliganschlacht' werden denn auch wieder zusammenfassend durchgegangen, letztere auf Grundlage der Chanson. Ammann stöſst hier auf drei Stellen des Karl (1464—72 S. 97, 9967—77 S. 120 und 12139—44 S. 125), bei denen Benutzung einer anderen Quelle als des Roll. wahrscheinlich wird. Ihren Spuren geht er S. 127—283 nach und prüft dabei das Verhältnis des Karl zu den verwandten Darstellungen in der prosaischen Chronik von Weihenstephan und im Karlmeinet. Er sucht zu beweisen, daſs die Chronik eine Prosaauflösung des Karl, daneben aber in ihr direkt oder indirekt ein poetisches Leben Karls des Groſsen benutzt sei, das mehr als der Stricker bot und diesem zur Vervollständigung des Rolandsliedes diente. Bei diesen Auseinandersetzungen begegnen etliche unsichere Vermutungen, und während Ammann einerseits die von Dönges für jene erschlossene Quelle angesetzten Verse und Reime mit Recht zurückweist, findet er andererseits selbst Reimspuren in der Chronik, die ich für Täuschung halte (S. 138 ff.). Mir

scheint auch die S. 136 ausgehobene Stelle der Chronik gegenüber Strickers Karl 213 ff. nicht auf eine gemeinsame Quelle zu führen, sondern auf einem steigernden, vergröbernden Mifsverstehen des Karl durch die Chronik zu beruhen. Es läfst sich überhaupt mit ihr schlecht operieren, weil wir ihren Text und seine Geschichte leider immer noch nicht vollständig kennen. Unsicherheit lähmt auch die weiteren Erörterungen über die zweite Quelle des Strickers, die den Karlmeinet heranziehen, weil er nach Bartschs und Ammanns Meinung zur Wiederherstellung jener Quelle dienen kann. Nach Bartsch war sie eine etwas jüngere, ausführlichere Redaktion des Rolandsliedes, noch dem 12. Jahrhundert angehörig, die für den Karlmeinet in einer niederrheinischen Bearbeitung, gleichfalls noch des 12. Jahrhunderts, verwertet wurde. Die zweite Redaktion des Roll. ersetzt, wie wir sahen, unser Verfasser durch ein Leben Karls, was sich wegen des Charakters der Erweiterungen und Fortlassungen und wegen der Zuspitzung des Erzählten auf den Kaiser empfehlen würde; meint auch, dafs der niederrheinische Bearbeiter neben diesem Leben Karls noch Konrads Roll. vor sich gehabt habe; im übrigen aber nimmt er Bartschs Hypothesen an, wenn er auch gegen Einzelheiten hier und da gute Einwände erhebt. Mit Recht denkt er auch skeptischer als Bartsch über die Möglichkeit, unter den obwaltenden Verhältnissen den Wortlaut der angenommenen Redaktion oder des Lebens Karls wiederherzustellen, lehnt nur leider nicht ausdrücklich die Gültigkeit des Beweises ab, den Bartsch durch die Konstruktion altertümlicher und ungenauer Reime zu führen vermeint, hier und anderwärts. Hoffentlich ist jetzt jedermann überzeugt, dafs solche Reime sich überall bilden lassen, auch für Gedichte, bei denen von einer Grundlage des 12. Jahrhunderts keine Rede sein kann. Auch der Formelhaftigkeit gewisser Reime, Wendungen und Gedanken, die aus der Situation hervorgehen, hätte der Verfasser sich erinnern und in solchen Fällen nicht gleich auf eine gemeinsame Quelle schliefsen sollen. Z. B. scheint mir dieser Schlufs gewagt, wenn bei sonst ganz abweichendem Wortlaut im Karl Marsilies zu seinen Vasallen sendet, *daz si dar quæmen zehant,* und es nachher heifst *und quâmen, dâ er in beschiet,* dagegen im Karlm. *und zo eme dar quemen — so quamen zo eme de helde goett* (S. 167). Karl 1285 ff. neben Karlm. 428, 33 ff. sprechen die abweichenden Reime und Ausführungen gegen eine gemeinsame Quelle neben dem Roll., und dem gegenüber haben die übereinstimmenden, aber formelhaften Bindungen *getouft* : *verkouft* (*verkocht* : *gedocht*) und *erlôste*: *getrôste* (*ze troeste* : *erloeste*) bei obenein abweichenden Gedanken kein Gewicht. Ganz verfehlt sind die Darlegungen S. 154 ff., weil im Karlm. 399, 59 ff. weder von der Rhone die Rede ist — *der Grunde* = *diu Gerunde* die Garonne — noch von einer untergrabenen Stadt (*stat* = Stelle; vgl. 400, 40. 401, 25). So gilt mir denn — und im Vorwort spricht nachträglich auch der Verfasser weniger sicher — Bartschs zweite Quelle des Stricker und Karlmeinet noch nicht für ausgemacht. Was ich aber soeben streifte, das ist der Grundfehler der ganzen Untersuchung Ammanns: der Stricker bearbeitet das Rolandslied, um es zu modernisieren. Beginnt nun auch der Verfasser richtig mit der Vergleichung von Reim und Versbau, so kommt er doch über eine völlig äufserliche Aufzählung der Unterschiede nicht hinaus, behält die technischen Änderungen nicht im Auge, erschöpft ihre Folgen nicht und versäumt hier und anderwärts, Gleichartiges zusammenzufassen. Dadurch wären Wiederholungen vermieden und gröfsere Übersichtlichkeit erreicht worden. Was nützt es, wenn in dem Versregister S. 281—323 nachgewiesen wird, dafs, wo und wie jeder der 12206 Verse des Karl und der 9094 des Roll. taxiert worden ist? Klarer, fafslicher wird das Ergebnis dadurch nicht, und W. Grimm hatte schon recht, wenn er schrieb: ‘Eine Vergleichung, die jede geringe Abweichung anmerken wollte, würde mehr verwirren als aufklären.’

Noch weiter geht die äufserliche Behandlung im zweiten Teil, wo der sprachliche Fortschritt in den hundert Jahren zwischen Konrad und dem Stricker an den Lauten und Formen und dem Satzbau vergleichend aufgewiesen werden soll. Das hat seine Bedenken wegen des verschiedenen Dialektes der Gedichte, die sich erst recht voneinander entfernen, wenn man, was Ammann tut, mit Bartsch die verkehrte Handschrift zugrunde legt. Böser noch ist, wenn Dinge miteinander verglichen werden, deren Gestaltung im Belieben der Herausgeber liegt. Z. B. *Paligân* : *Pâligan*, *wiltu* : *wiltû*, *sô* : *so*, *ôwê* : *owê* als Beispiele 'quantitativer Abschwächung', die aber mitunter den Krebsgang gegangen sein müfste. Neues für die Sprachentwickelung lernen wir selbst aus den brauchbaren Stücken dieses Abschnitts nicht.

Gern hätte ich dem Herrn Verfasser Günstigeres über eine Arbeit gesagt, an die er so viele Jahre und so viel unverdrossene Mühe gesetzt hat. Er hätte sie vielleicht auch noch anders geformt, wenn er nicht dazu verurteilt gewesen wäre, sie stückweise drucken zu lassen und mithin auf dem einmal eingeschlagenen Wege bleiben mufste. Inzwischen sind auch andere Interessen in ihm wach geworden, nicht zum Schaden: denn ich kann nicht umhin, zu gestehen, dafs er mir als Herausgeber und Förderer der Volksschauspiele des Böhmerwaldes lieber ist.

Berlin. Max Roediger.

Gustav Albert Andreas, Studies in the idyl in German literature.

Publ. by authority of the board of Augustana college. Rook Island, Ill. Lutheran Augustana Book Concern 1902 (Augustana library publications N. 3). 96 S.

Auf eine flüchtige Durchsicht der idyllischen Dichtung im Altertum folgt eine unselbständige Skizze derselben im deutschen Mittelalter und endlich eine ausführlichere der Hirten- und Schäferdichtung seit Opitz. Das Buch gipfelt in einer Würdigung von Gefsner, Maler Müller und Vofs, an der doch höchstens die Beobachtung ungewollter Verse bei dem Schweizer Theokrit (S. 44) und die Vergleichung eben mit seinem griechischen Vorbild (S. 46, 54) Neues bringen. Dankenswert sind die beigegebenen biographischen Tabellen, selbst die erste, statistische, obwohl Vollständigkeit für Werke des 17. und 18. Jahrhunderts mit idyllischen Elementen natürlich nicht zu erreichen ist. — In der Schreibung von Eigennamen ('Meyer Helmbrecht' S. 15, 'Ehrich Schmidt' S. 29) und Büchertiteln (25; 49, 2; 62, 1) sind einige Flüchtigkeitsfehler nicht ausgemerzt. R. M. M.

Ewald A. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache.

Berlin, E. Felber, 1901 (Literarhist. Forschungen herausg. von Schick und v. Waldberg, XX). XV, 338 S. 8. M. 5.

'Goethes Denkweise im Spiegel seines typischen Wortschatzes' schlägt der Verfasser selbst als Untertitel dieses ergebnisreichen Buches vor. Damit wäre in der Tat Ziel und Methode klarer angekündigt als mit der jetzigen, etwas unbestimmten Überschrift. Denn es handelt sich um den Nachweis, dafs Goethe einer Reihe alltäglicher Worte durch persönliche Umprägung höheren geistigen Inhalt verliehen hat, und dafs sich diese Worte, als lebendige Erzeugnisse seiner organischen Denkweise, zu einer Begriffskette und inneren Einheit zusammenschliefsen.

Bouckes Arbeit knüpft also an die wertvollen Untersuchungen R. M. Meyers (Archiv Bd. XCVI und G.-J. 14) und O. Pniowers (G.-J. 19) an, unterscheidet sich aber von ihnen nach Umfang und Verfahren. Nicht nur wird hier im grofsen und mit Berücksichtigung sämtlicher (?) nach-

weislich Goethischen Wortprägungen versucht, was dort in kleinerem Maſsstabe unternommen worden: es wird zum erstenmal eine der wichtigsten Beobachtungen für die Erkenntnis der sprachlichen Vorgänge, es wird die Grundtatsache des Bedeutungswandels für den Sprachgebrauch eines einzelnen Schriftstellers in Betracht gezogen und nutzbar gemacht.

Da jede sprachliche Schöpfung das Werk einer Persönlichkeit ist und auch der Wandel der Bedeutung stets von einer Persönlichkeit ausgeht — gleichviel, unter welchen Bedingungen dann das Sprachgut der Einzelseele in den allgemeinen Besitz übernommen werde —, bedarf weder die Wahl der Aufgabe noch die Wahl ihres Gegenstandes irgend der Begründung. Der wortgewaltigste deutsche Dichter, der 'nach der sprachlichen Seite hin selbst einen Thesaurus linguae bildet, der als Idealtypus der Gesamtsprache, als Urquell und Vollendung zugleich dienen kann', muſste der geeignetste sein — schon um der Fülle der Beispiele willen, schon weil sich aus seinen Werken, wie nicht annähernd bei irgend einem anderen Schriftsteller, ein 'Individualvokabular' zusammenstellen läſst, mehr aber noch, weil dies Individualvokabular zugleich den Reichtum und die Tiefe seiner Kultur spiegelt, weil es einen Mikrokosmos für sich bildet, von dem aus auf den Makrokosmos der Gesamtsprache als Spiegel der Gesamtkultur die berechtigtsten, belehrendsten, fruchtbarsten Schlüsse möglich sind.

Das Buch zerfällt, abgesehen von Einleitungen, Nachträgen, Register usw., in zwei Teile. Im ersten wird 'der individuelle Wortschatz' Goethes in drei Gruppen je um einen Zentralbegriff gesammelt und bis ins feinste gekennzeichnet; im zweiten der Verlauf des Bedeutungswechsels innerhalb solcher Sphären, seine Ursachen und besonderen Bedingungen theoretisch dargelegt. In beiden bewährt sich glänzend des Verfassers Sinn und Geschick für stilistische Forschungen, wie ihn denn Anlage und Studium gleicherweise zur Tätigkeit auf diesem zwischen Philologie und Ästhetik sich hinziehenden Arbeitsfelde berufen. Von dem Inhalt der einzelnen Abschnitte noch so gedrängten Bericht zu geben, ist unmöglich — und wohl auch überflüssig, da sich kein Mitstrebender die eingehende Beschäftigung mit den hier gelösten und — den hier aufgeworfenen Fragen kann ersparen wollen. Darum seien — um dem Buche genugzutun und allenfalls zu unversäumtem Gebrauche anzureizen — nur einige Vorzüge des neuen Verfahrens besonders hervorgehoben.

Boucke kommt nicht bloſs vermöge seiner weiter und höher gesteckten Ziele über die früheren Untersuchungen der Sprache Goethes hinaus, er berichtigt und ergänzt sie auch vielfach in dem, was sie allein im Auge hatten, in der eigentlichen Deutung der Worte. Denn erst durch die Vereinigung zu Wortkreisen und Wortketten ergibt sich die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des einzelnen Ausdrucks und damit sein genauer Vorstellungsinhalt an jeder gegebenen Stelle. Zum Beispiel läſst sich der Begriff 'Beschränkung, Einschränkung' auf fünf Entwicklungsstufen verfolgen. 1) In dem Aufsatze 'Nach Falconet und über Falconet' im Werther, im Clavigo hat er vorerst nur 'die Bedeutung eines Eingeengtseins, einer Fesselung durch kleine Verhältnisse, die Widerwärtigkeiten des Lebens', es liegt ihm 'noch die Hüttenromantik Werthers oder vielmehr, um die Urquelle nicht zu übergehen, Rousseaus zugrunde'. 2) Aber schon zwei Jahre später ist das Prinzip der Beschränkung in seinem ganzen Ernst und in seiner umfassenden Bedeutung ausgesprochen in einem Briefe an Frau von Stein vom 22. Juli 1776: 'Es bleibt ewig wahr: Sich zu beschränken, Einen Gegenstand, wenige Gegenstände recht bedürfen, so auch recht lieben, an ihnen hängen, sie auf alle Seiten wenden, mit ihnen vereinigt werden, das macht den Dichter, den Künstler — den Menschen.'. Weitere, etwas verschiedene Färbungen erhält dann der Begriffskreis, wenn 3), ungefähr von 1800 an, die Beschränkung — nicht

auf Personen, sondern auf Zustände bezogen — als 'Bedingung' d. h. 'bedingendes Hindernis' erscheint, oder wenn 4), ungefähr seit 1805, was vorher 'zu höheren Zwecken' lehrhaft gewendet wurde, nur mehr als typische Bezeichnung eines behaglich-kleinbürgerlichen Daseins verwertet wird. Die letzte Wandlung endlich 5) gehört der negativen Sphäre an, wo beschränkt = borniert, enggeistig, als Kennzeichen der Menge dem Streben des Dichters, sich weise zu beschränken, 'sich an den Grenzen der Menschheit zu resignieren', tadelnd entgegengestellt ist.

Solcher Art wird hier die Methode folgerichtiger Vergleichung — deren einzige Brauchbarkeit Ref. in Vorlesungen über 'Vergleichende Stilistik' schon vor längerem erprobt hat — wieder einmal überzeugend angewandt und empfohlen. Sie ermöglicht es zudem allein, stets die 'prägnante' Bedeutung zu scheiden von der Goethen natürlich ebenfalls geläufigen 'generellen'. Und ein Hauptverdienst Bouckes liegt nun darin, dafs er so klar scheidet, auch in Fällen, wo sich die 'individuelle' Schattierung nicht darbietet, wo sie nur eingeborener Empfindlichkeit für die leiseste Steigerung des Farbentons, nur einem sicheren Gefühl für valeurs, sich offenbart. Manchen möchte vielleicht bedünken, die Grenze des Erlaubten werde in der Deutung hie und da überschritten, so wenn Boucke den Lieblingsworten des Altersstiles 'unschätzbar', 'inkommensurabel' einen merkwürdigen, feierlichen Klang zuspricht. Aber man lese und lebe sich in diese Goethischen Vorstellungskreise nur erst völlig hinein und erwäge, dafs die Atmosphäre, die ein Wort umschwebt, begrifflich gefafst, leicht gröblich gefafst erscheint, weil sie vorher nicht erkannt, nur empfunden wird. Vortrefflich ist dies kaum Fafsbare gelegentlich in Beispielen dem Leser vermittelt — etwa an den Verwendungsweisen des vielgebrauchten 'leidenschaftlich'. Man füge, heifst es S. 70, in Sätzen wie: 'Die Sorge für ihre Tochter gab genugsame Beschäftigung'; 'Wohlwollen lag seinem Charakter zugrunde'; 'Nichts konnte mich aus meiner Einsamkeit hervorrufen' — zu den Substantiven Sorge, Wohlwollen, Einsamkeit das Attribut 'leidenschaftlich', um den veränderten Charakter der Sätze und die Beseelung der Abstrakta zu empfinden. Läfst sich mit einfacheren Mitteln Belehrung und Anregung verbinden? Und immer wieder tritt der Verfasser zeitweilig zurück, um über dem einzelnen die Verhältnisse des Gesamtbildes nicht aus dem Auge zu verlieren, immer wieder klärt er von seinen Ergebnissen geistvolle Allgemeinbetrachtungen ab über den ganzen Stil Goethes, den er auf das glücklichste schildert 'als ein beständiges Auf- und Abwogen, ein Heben und Senken, Begrenzen und Erweitern, als einen Organismus, dessen Oberfläche in stetig atmender Bewegung scheint, weil eine innewohnende lebendige Kraft in immerwährendem Gestaltungsdrange sich die Ebenbilder ihrer Ideen formt und mit starker Hand nach aufsen treibt'.

Was das Buch im übrigen, besonders in den sieben Abschnitten des theoretischen Teils bietet, davon mögen wenigstens die Kapitelüberschriften Zeugnis geben. Eine beim ersten Lesen schwer zu bewältigende Fülle von weiterführenden Ideen verbreitet da Licht — nicht ohne zugleich Streiflichter nach allen Seiten zu werfen! — über den Bedeutungswandel und seine Ursachen; über die Rolle der Intensität, der sinnlichen Kraft, der Konkretisierung in diesem Vorgange; über typische Anschauungsweise und Sprachtheoretisches aus Goethes Werken und zum Schlusse über die Nachwirkung der Sprache Goethes im Wortschatz anderer Schriftsteller, zeitgenössischer und späterer, wie F. H. Jakobi, Novalis, Grillparzer, Hebbel usw. Es wäre des Ausschreibens kein Ende, sollte von all dem auch nur das Beste berührt werden, wie z. B. die feinen Beobachtungen an Euphemismus (197) und Vitalität (198), die Gegenüberstellung der sprachschöpferischen Art eines Goethe und Jean Paul unter dem landwirtschaftlichen Bilde der intensiven und extensiven Beurbarung; die

Charakteristik des sogenannten poetischen Wortvorrats mit seiner 'Scheinprägnanz' (219 f.) u. ä. m. Nicht verschwiegen bleiben darf aber eine Forderung des Verfassers von grundsätzlicher Wichtigkeit, die sein Buch an sich schon erhebt, sofern es uns Goethe, Blatt für Blatt, aufs neue enthüllt als einen Geist, der aus dem Zentrum seine Radien nach der Peripherie schiefst, als ein 'Talent, das sich (nach eigenem Bekenntnis) nicht stufenweise entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig aus einem Mittelpunkte sich nach allen Seiten hin versucht'. Es ist die Forderung, Goethes Leben und Schaffen nicht stets in Epochen zu gliedern, vielmehr, weil die Gesetze des Wachstums auch den Gang der Analyse bestimmen, den Kreis, den seine Wirksamkeit erfüllt, einmal anders abzuteilen: in Segmenten, die alle aus dem Zentrum hervorwachsen.

Und nun zum Schlufs, nach gebührend und gern gespendetem Preise, nur eine Ausstellung — eine Bitte! Die Bitte, es möge für die zu erwartende zweite Auflage ein Buch, das Stilfragen so verständnisvoll erörtert, auch selbst stilistisch tadellos eingekleidet werden. Wie gut der Verfasser zu schreiben versteht, wo er sich gut zu schreiben die Mufse vergönnt, erweisen die Anführungen oben. Aber sollte man nicht, was man kann, immer können wollen? Und der gediegene, mit dem Dichter zu sprechen, tüchtig-regsame Inhalt verdiente eine gleichmäfsig durchgebildete, von unnütz belastenden Fremdwörtern, unklaren Sätzen, schiefen Bildern gereinigte Form, verdiente sie schon deshalb, weil diese Geschichte der Goethischen Worte, die wirklich eine Lebensgeschichte im kleinen ist, auch aufserhalb des Ringes der Fachgenossen sich Freunde erwerben und so im engeren und im weiteren die Erziehung an Goethe und zu Goethe hinan könnte fördern helfen.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Mieſsner, Wilhelm: Tiecks Lyrik. Berlin, Felber, 1902. X, 106 S. (Literarhist. Forschungen, hrsg. von Schick und von Waldberg, XXIV.)

'Die drei Hohepriester der Romantiker waren Tieck, der Dichter, Fr. Schlegel, der Theoretiker, und Schleiermacher, der Prediger' (Ziegler, *Geist. u. soz. Strömungen des 19. Jahrh.*, Berlin 1899, S. 36), und mit dem Dichter beschäftigt sich Mieſsner in der vorliegenden Arbeit, und zwar soll seine Untersuchung zeigen, 'wie weit das Hervorheben der formalen Seite bei Tieck den Inhalt beeinträchtigt' (S. IX). Zu diesem Zwecke behandelt der Verfasser in einem ersten Paragraphen die Motive der Lyrik Tiecks (T.s Lyrik innerhalb seiner Dichtung — Lovellton — Natur — Gedichte über die Kunst — Scherzgedichte) und in einem zweiten die dichterischen Ausdrucksmittel (T. als Phantasiedichter — Metaphern — Licht und Farben — Klangwirkungen). Referent möchte bezweifeln, ob das eine richtige Gliederung ist; die chronologische hätte den Vorteil gehabt, auch für den Lyriker T. ähnliche 'Manieren' zu unterscheiden, wie es Heine (Romantische Schule) für den Novellisten T. so prächtig getan hat. Vielleicht hätte die Analyse einzelner typischer Dichtungen T.s ein klares Bild des Poeten gegeben, das Zerrissene der Darstellung Mieſsners wäre sicher vermieden worden. Sowohl das kurze Programm des groſsen Romantikers: Mondbeglänzte Zaubernacht ... (Aufzug der Romanze) als besonders das Eingehende im 'Neuen Herkules am Scheidewege' unter dem Titel 'Der Autor' (Schriften XIII, 267):

Wenn dir die neue Zeit nicht gefällt,
So gedenk' der braven alten Welt ...

sind eine bessere Einführung in die lyrische Welt Tiecks als die verzettelten Bemerkungen Mieſsners. Professor Witkowsky in Leipzig bereitet eine Volksausgabe von Tieck vor; was wird er von der Lyrik bringen?

Bei der Lovellstimmung, die entschieden gut charakterisiert ist, vermiſst man den Hinweis darauf, daſs T., als er das Buch schrieb, von dieser Stimmung vollständig frei war (Brief an Solger. Nachgelassene Schr. I, 342).

T.s Dichtung schillert in den verschiedensten Farben, seine geistige Physiognomie scheint zuweilen proteusartig zu wechseln. Mieſsner hat alle Elemente von T.s Kunst gestreift, ein scharf umrissenes Bild des Sängers, der 'trunken war von lyrischer Lust' (Heine), ist leider nicht daraus geworden. Das Verhältnis zwischen T. und dem Schiboleth der Romantiker, dem Philosophen Jakob Böhme, hat Mieſsner trefflich klargelegt, weniger hat er den gewaltigen Gegensatz zwischen T. und Nicolai beachtet, den Kampf der Phantasie und des Gemüts gegen die ausschlieſsliche Anwendung des Verstandes in allen Lebenslagen.

'Wie der Riese Antäus unbezwingbar stark blieb, wenn er mit dem Fuſse die Erde berührte, und seine Kraft verlor, sobald ihn Herkules in die Höhe hob, so ist auch der Dichter stark und gewaltig, so lange er den Boden der Wirklichkeit nicht verliert; er wird ohnmächtig, sobald er schwärmerisch in der blauen Luft umherschwebt' (Heine). Mieſsners Kapitel über T.s Stellung zur Natur zeigt das recht anschaulich. Bei T. sind wir bald im ewigen Mai, ein Trillieren von Millionen Vögelein, ein ewiges Duften der holdesten Blümlein, daſs man in der Tat ganz zergeht in einem holdseligen, unbeschreiblichen Gefühl. Bald steigen seine Lieder flüsternd aus der Nacht uralter Wälder — er hat das Wort 'Waldeinsamkeit' geprägt —, bald wehen sie über Heiden und Klüften, bald rauschen sie um den düsteren, schilfbewachsenen Bergsee. Sie belauschen:

> Der Quellen Getöne,
> Der Blümelein Schöne (Frühling und Leben)

und trotzdem bleibt das Ganze nur eine schemenhafte Mondscheinromantik mit all dem schauerlichen, bizarren und dämmerigen Spuk, weil 'die Überhäufung der Belebung der toten Auſsenwelt oft genug gezwungen ist, weil sie gesucht ist' (S. 36):

> Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
> Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrückt. (An Novalis.)

Leider vermögen wir dem Poeten nicht immer in diese gestaltlose mystische Unendlichkeit zu folgen.

Durchweg gut ist der zweite Teil der Arbeit, 'Ausdrucksmittel', geraten. 'Seit meiner frühesten Jugend ist dies eines meiner gröſsten Leiden, daſs ich nur selten meinen Launen gebieten kann, in Träumen, Plänen und oft unfruchtbaren Studien lebe und dann plötzlich wie im Sturm arbeite,' schrieb T. an Fr. v. Raumer (Lebenserinnerungen u. Briefwechsel II, 77 ff.). In bewuſster und berechtigter Reaktion gegen den Rationalismus verfiel T. in das andere Extrem und feierte wahre Orgien der Phantasie:

> Alte Märchen weiſs er, schöne;
> Er ist selber wie gewoben
> Aus den reinsten Phantasien,
> Von dem Lichte ausgeboren. (Aufzug der Romanze.)

Mieſsner hat recht verständig dargelegt, wie sich die Flamme der Poesie bei T. niemals vom Rauch der Unklarheit gereinigt hat. Aus diesem Kardinalübel, an dem die T.sche Muse krankt, resultieren alle übrigen. Die Konkretisierung des abstrakten Gedankens ist im letzten Grunde die Quintessenz des ganzen künstlerischen Schaffens, die symbolisierende Metapher ist die Kunst im Kleinen. Klarheit, Richtigkeit und Bestimmtheit sind die Forderungen, die die echte Metapher erfüllen muſs. Nun ist kein Poet bilderreicher als T., aber seine Metaphern sind oft so extravagant wie seine Phantasie (Grüner Blitz!). 'Das Herz fordert ein Bild

von der Phantasie, wenn es sich erwärmen soll, aber diese (T.s) Poesie gibt keine Bilder, sondern schwebt in einer gestaltlosen Unendlichkeit' (Körner an Schiller in einem Briefe vom 19. 12. 1801).

Interessant ist auch das Kapitel 'Klangwirkungen'. Wir sprechen gar oft von musikalischen Versen — ganz England ist des Lobes voll über die wunderbaren harmonisch-musikalischen Verse Swinburnes —, unser Ohr ist für den Wohlklang ebenso empfänglich; den Spielereien der Romantiker stehen wir aber ziemlich gleichgültig gegenüber, denn 'wir hören nicht alle dasselbe, und eine andere Stimme kann leicht eine andere Wirkung hervorbringen' (S. 90).

Das S. 95 als Beispiel eines Wortspiels angeführte 'Liebe mufs aus dem luft'gen Duft sich lenken etc.' ist eher als Typus der Alliteration zu fassen. — Das Echo, das von Miefsner kaum erwähnt wird, wirkt manchmal ganz eigentümlich, so im Aufzug der Romanze:

> Hör', Echo du, im Tale drunten — unten,
> Baumzweige über meinem Haupte droben — oben! etc.

Klangwirkungen der grausigsten Art wirken auf unsere Nerven in den 'Zeichen im Walde', einem Gedicht, das einer eingehenden Besprechung würdig gewesen wäre. Haften ihm ja alle Mängel und Vorzüge T.schen Geistes in einer Weise an, dafs man es geradezu als Typus seiner lyrischen Schöpfungen bezeichnen kann.

So übertrieben die Romantiker à la Tieck Klangwirkungen schätzten, sie sind gewifs ein mächtiger Faktor der poetischen Wirkung. Klang und Rhythmus machen das Gehör willig und lenken es leichter auf das innere Sinnbild hin. Das scheint mir auch einer der vielen Berührungspunkte zu sein, welche Romantik und Moderne verknüpfen. Verschiedenfach hat M. auf solche Beziehungen hingewiesen, gern hätten wir darüber ein zusammenfassendes Kapitel gesehen. Die Romantik war fin de siècle entstanden, das Revolutionäre und ganz Subjektive war ihr Prinzip, ebenso wie bei den Modernen. — Ludwig Thoma zaubert wirklich die Seele der Landschaft auf die Leinwand, T. hatte im 'Sternbald' zuerst davon geträumt. 'Die Romantik ist auch heute noch mitten unter uns, und Romantiker ist jeder, der wie Nietzsche den einzelnen und sein geniales Ich auf den Thron setzt oder wie Friedrich Wilhelm IV. das Mittelalter wieder in die moderne Welt einführen will oder wie Richard Wagner alle Künste, wie Nietzsche Kunst und Wissenschaft, wie Ludwig II. von Bayern Kunst und Leben in einem Ozean zusammenfliefsen und sie alle in wildem Wirbel durcheinander taumeln läfst' (Ziegler, S. 55). Helle, Luft und Licht, das ist es, was wir am meisten nötig haben; denn verhängnisvoll liegt uns der Hang zur Mystik im Blute — wie hat T. darunter gelitten? —, und von allen Wegweisern, die uns die Vergangenheit unserer Rasse und unseres Volkstums gibt, folgen wir diesem am liebsten und meistens zu unserem Schaden.

München. M. Oeftering.

Erich Petzet, Platens dramatischer Nachlafs. Aus den Handschriften der Münchener Hof- und Staatsbibliothek hrsg. Berlin, B. Behr, 1902. (Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jahrh., hrsg. von A. Sauer, Nr. 124.) XCVII, 193 S.

Zweck und Wert der mustergültigen Veröffentlichung seien mit des Herausgebers eigenen Worten gekennzeichnet: 'Wir erhalten in dem dramatischen Nachlafs, der vom Jahre 1806 bis 1832 reicht, neue und charakteristische Einblicke in das gesamte Werden und Wachsen des Dramatikers, der nach dem bekannten Ausspruch Goethes "der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben": von den kindlichen Märchenstücken der Knabenzeit anfangend, über das tönende Jambenpathos nach dem

Muster Schillers und der französischen Klassiker hinweg zur Schicksalstragödie mit ihren spanischen Trochäen, von da aus zur Nachahmung Calderons und der beweglichen Freiheit der Romantiker, dann aber wieder, im polemischen Gegensatze dazu, unter der nie ganz verlorenen Einwirkung Goethes zu der erhabenen Formenstrenge der Antike, an deren abgeklärten Schönheitsidealen sein rastlos ringendes Streben schliefslich den festen Richtpunkt findet.' Somit werden diese dramatischen Plateniana zusammen mit den epischen, die bereits für den Druck in Vorbereitung sind, eine Ergänzung bilden zu der unverkürzten Ausgabe der Tagebücher von Laubmann und Scheffler und der von Scheffler in Aussicht gestellten Sammlung sämtlicher Briefe von und an Platen.

Der vorliegende dramatische Nachlafs umfafst zwölf Nummern: Szenarien, Entwürfe, kürzere und längere Bruchstücke und das völlig abgeschlossene Drama in Trochäen 'Die Tochter Kadmus'. Petzet eröffnet seine Einleitung durch eine sehr dankenswerte Übersicht der dramatischen Dichtungen Platens insgesamt, ordnet dann den Stoff entwickelungsgeschichtlich in vier Gruppen und behandelt innerhalb der Abschnitte das Kleinste wie das Beträchtlichste mit der gleichen, keine Mühe scheuenden, kenntnisreichen Liebe und Sorgfalt. In jedem Falle stehen ihm die geeigneten Mittel wissenschaftlicher Analyse zu Gebote, werden Anlehnungen und Berührungen mit Hilfe der vergleichenden Methode sicher erkannt, bleibt der Bezug auf das ganze Lebenswerk vor allem mafsgebend und das Urteil bestimmend. Wer freilich Goethes Vorurteil für den Dramatiker Platen aus derselben Quelle herleitet wie sein Vorurteil gegen den Dramatiker Kleist, dürfte dies und jenes zu günstig eingeschätzt finden und nicht immer zustimmen, wenn das blofs Gewollte bereitwillig als ein nur durch innere Kämpfe, Lebensumstände u. dgl. Verhindertes bewertet wird, wenn der Herausgeber z. B. in dem knappen Entwurfe der Iphigenie in Aulis (S. LXXX) 'das Ideal der Einfachheit bei gröfstem innerem Reichtum ... der intensivsten Verinnerlichung bei spannender und organischer Handlung' erreicht sieht, 'soweit es nur je einem der Gröfsten erreichbar war'. Aber solche gelegentliche Vorliebe entspringt ja nur aus Liebe zum Gegenstand und bringt also, wo doch dem Leser alles Erforderliche zu eigener Beurteilung vorgelegt wird, in die verdienstlichen Ausführungen keinen falschen, nur einen persönlich liebenswürdigen Ton. Dafs unter den vielen blofs mittelbar wertvollen Funden dieses Ausgrabungsfeldes den opferwilligen Bearbeiter zuweilen auch ein künstlerisch schätzbares Bruchstückchen erfreut und belohnt hat, erweise die Stelle aus dem Lustspiel 'Gevatter Tod':

> Leidet Gott, so hat er wohl
> In einer Schmerzenslaune diese Welt erdacht
> Und diesen grofsen Sternenhimmel ausgestreut
> Wie sprühende Funken seines Zorns.

Freiburg i. B. R. Woerner.

Tardel, Hermann: Studien zur Lyrik Chamissos. Bremen 1902. 64 S.

Mit Chamisso, dem oft wie der Sturmwind wütenden, oft wehmütig ernsten und dann wieder wie Äolsharfen hinschmelzenden Dichter, beschäftigt sich das vorliegende Büchlein, dessen Verfasser den Quellen und Wandlungen der Stoffe eingehend nachspürt. Er hat neun Gruppen von Gedichten herausgegriffen und mit knappen Worten die Geschichte jedes einzelnen Gedichtes geschrieben. Diese historische Betrachtungsart ist äufserst interessant, sie eröffnet uns einen Blick in die Rüstkammer des Poeten; nur müssen wir uns dabei immer Goethes Wort vor Augen halten, dafs wir 'nicht allein den Stoff von aufsen empfangen, auch fremden Gehalt dürfen wir uns aneignen, wenn nur eine gesteigerte, wo nicht

vollendete Form uns angehört'. Schon Tardels im wesentlichen historische Aneinanderreihung der Stoffe zu der 'objektiven' Lyrik Chamissos läſst deutlich erkennen, daſs der Dichter recht oft eine Umformung nach künstlerischen Prinzipien vermissen läſst, daſs 'das freie Schalten und Walten mit einem Stoffe ihm nicht jederzeit zu Gebote stand' (S. 6).

Ein wahres Lied, das alle Herzen rührt, entsteht in dem Augenblick, wo der Dichter, wundersam vom Selbsterlebten ergriffen, seinen Empfindungen im Gedichte Luft macht, und da dieser eigentlichen, subjektiven Lyrik in der Anlage des Büchleins kein Platz zugewiesen wurde, so fehlen in den 'Studien' gerade Chamissos schönste Gedichte (Das Schloſs Boncourt, Die Löwenbraut etc.). Dem so viel gerühmten Salas y Gomez hätte aber doch wohl ein Plätzchen eingeräumt werden dürfen, nimmt es doch den ersten Rang unter der mehr objektiven Lyrik Chamissos ein. S. 7 meint Tardel, daſs die schon von Walzel (Einleitung p. 12 Anmerkung) bemerkte stoffliche Gemeinschaft des 'Waldmann' mit Paul Bourgets Roman 'Le Disciple' nicht aufgeklärt sei. Hier ist seine Neugier wenig angebracht. Mir erschien von vornherein ein Zusammenhang irgendwelcher Art sehr fraglich zu sein, und ein Brief des Herrn Paul Bourget, der in meinem Besitz ist, verneint dies rundweg. — Das von Tardel beim 'Riesenspielzeug' (S. 8 Note 1) erwähnte Gedicht von Fr. Güll findet sich in 'Kinderheimat in Liedern', Volksausgabe, Gütersloh 1875, S. 22, und trägt den genauen Titel 'Vom Bauern und Riesentöchterlein'. Es ist offenbar nach Chamissos Vorlage gedichtet; der Anfang ist recht neckisch, und der Schluſs enthält dieselbe Belehrung des Vaters an die Tochter:

Und wär', mein liebes Töchterlein,
Zum Spiel der Bauer bloſs,
Du würdest nicht gewachsen sein
Wie ich, so stark und groſs.

Vgl. dazu auch Ferd. Lepckes Statuette 'Das Riesenspielzeug' und A. Hengelers Gemälde in der Mappe der photogr. Gesellschaft.

Die Gruppe der Napoleongedichte, die Chamissos Stellung zu dem Imperator veranschaulichen, läſst sich inhaltlich mit den vier Schluſsversen des 'Neuen Diogenes' resümieren, wo aus dem Munde eines biederen Steinmetzmeisters dem Gewaltigen die Worte entgegentönen:

Ich brauche nichts; die Hände mein
Genügen noch, mich zu ernähren;
Laſs mich behauen meinen Stein
Und deiner Gnade nicht begehren.

Zu der dort angegebenen Napoleonliteratur wäre vor allem noch nachzutragen: Holzhausen, Paul: Heine und Napoleon (Frankfurt a. M. 1903) und desselben Verfassers Arbeit: Napoleons Tod im Spiegel der zeitgenössischen Presse und Dichtung (1902). Und ganz besonders: Gaehtgens zu Ysentorff: Napoleon I. im deutschen Drama (Frankfurt a. M. 1903) und B. Shaw: Der Schlachtenlenker (*Neue deutsche Rundschau* 1903, Juli, S. 737—769).

Bei den Korsikagedichten wäre ein Eingehen auf die vielfachen Berührungspunkte zwischen Chamisso und C. F. Meyer angezeigt gewesen. Es ist immerhin interessant, wie hier der geborene Franzose, den die groſse Revolution aus dem Lande getrieben und zum Dichter in der Adoptivsprache gemacht hatte, mit dem groſsen Schweizer Poeten zusammentrifft, der durch die Wucht der Ereignisse von 1870 aus einem Dichter in deutscher Sprache zu einem deutschen Dichter geworden ist. Neues bringt vielleicht ein Vortrag Kuttners, gehalten in der Sitzung der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen (11. Nov. 1902), der im *Archiv* erscheinen soll.

Erwähnung verdient bei der Ahasver-Lyrik auch der sehr ergötzliche Ahasver von Baumbach (Lieder eines fahrenden Gesellen).

Der Kronprinz von Preufsen schrieb einmal an Chamisso: 'Wo haben Sie das Goethesche Deutsch her? Manche Franzosen haben wohl ein Herz für Deutschland und seine Sprache gewonnen, aber nie hat irgendeiner es dem Besten gleich oder darüber hinaus getan in der Sprache.' Schade, dafs in dem Rahmen der kleinen Arbeit Tardels diese Frage keine Beantwortung finden konnte. Wir wären darauf doch recht gespannt gewesen, ebenso auf die Analyse des Adagio tiefsinniger Trauer, das Chamissos Lieder durchzittert, und dann wieder auf das Allegro seines grotesken Humors.

München. M. Oeftering.

Joseph Görres als Herausgeber, Literarhistoriker, Kritiker im Zusammenhange mit der jüngeren Romantik dargestellt von Franz Schultz. (Palaestra XII.) Gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung. Mit einem Briefanhang. Berlin, Mayer u. Müller, 1902. X, 248 S. 8.

Von der Parteien Gunst und Hafs verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Dies 'geflügelte Wort' Schillers wird auf zahlreiche Gröfsen der Geisteswelt und Geschichte bezogen; Görres gehört zu denjenigen, auf die das Dichterwort im vollsten Mafse zutrifft. In seinen Jünglingsjahren Revolutionär und Republikaner, im reifen Mannesalter feuriger Vorkämpfer für Deutschlands Wiedergeburt und Einheit, in späteren Jahren entschiedener Parteigänger der katholischen Kirche, wird er naturgemäfs im zweiten Abschnitt seines Lebens, wo er aufser dröhnenden Weckrufen auf politischem Gebiete dem Gesamtvolke noch durch wissenschaftliche Forschungen zu nützen und zu dienen beflissen war, der stärksten Anerkennung teilhaftig, während man bei seiner Frühzeit über manches hinwegzusehen oder mit jugendlicher Unreife nach Möglichkeit zu entschuldigen, wo man unmöglich beistimmen kann, gezwungen ist. Seine letzte Phase hat ihn zwar einem grofsen Teil seines Volkes entfremdet, ihm aber im katholischen Lager die Geltung eines überirdischen Schutzgeistes für Wissenschaft und Kunst eingebracht, wovon die 1876 begründete Görres-Gesellschaft Zeugnis ablegt.

Damit ist ein bedeutender Einflufs dieses Feuergeistes auf Gegenwart und Zukunft gesichert, und es ist kein unfruchtbares Beginnen, sich in das eigenartige Wesen dieser kraftvollen, lebendig fortwirkenden Persönlichkeit zu vertiefen, deren innerer Entwickelungsgang noch immer soviel Seltsames und Rätselhaftes bietet. Schultz ist nun in diese geheimen Gründe so tief eingedrungen wie schwerlich ein anderer vor ihm. Er hat sich vielleicht nur zu sehr in alle kleinen Einzelheiten hineingedacht, so dafs er, wenn die von ihm angekündigte 'erschöpfende moderne Biographie grofsen Stils' Wahrheit werden soll, vielen Ballast wird über Bord werfen müssen. Auch damit bricht er vielleicht einer Arbeit 'grofsen Stils' im vorhinein die Krone weg, dafs man bei genauerer Einsicht in das Wesen eines Mannes wie Görres doch zu sehr der Schwankungen, Unklarheiten, Unzulänglichkeiten innewird. Wenn man, mit allen Kenntnissen der Jetztzeit ausgerüstet, an Görres, wie Schultz es tut, beständig den strengen Mafsstab heutiger Wissenschaftlichkeit anlegt, so werden die Leistungen und bleibenden Ergebnisse seiner ganzen Lebensarbeit auf ein Mindestmafs hinuntergebracht — und so sehr man die Gewissenhaftigkeit, Unvoreingenommenheit und Wahrheitsliebe des Verfassers gegenüber seinem Erwählten rühmen mufs — wenn in der Tat so wenig Wertvolles und Bleibendes in Görres' literarhistorischer Tätigkeit gefunden werden kann,

verdiente dann diese Tätigkeit eine so umfangreiche, jeder Einzelheit nachspürende Behandlung? Wenn S. 135 'geringe wissenschaftliche Fruchtbarkeit', S. 159 'wissenschaftliche Unreife', S. 162 'Unfruchtbarkeit als literarhistorische Forschung' auf Görres angewandt wird, wenn es S. 160 von ihm heifst: 'so mengt Görres' alle möglichen Dinge 'zu einem unklärbaren, gärenden Sud zusammen', oder S. 161 'so schwankt er vom Falschen zum Wahren tastend hin und her', S. 191 'aus dem persischen Metrum ist Görres nie klug geworden', 'Görres war eine unrhythmische Natur', wenn S. 164 von seinen 'phantastischen Schlüssen', S. 165 von seinen 'Fabeleien' die Rede geht und gar S. 177 von 'Fabeleien', die 'so verstiegen und widerspruchsvoll wie haltlos und erzwungen' sind: so hätte Schultz es begreiflich machen müssen, woher ein so schlecht angelegter Kopf die Verwegenheit nahm, nicht nur über die Tagesbegebenheiten zu reden, sondern auch ohne die geringsten Vorkenntnisse fast in alle Geistesgebiete, historisch-philosophisch-religiöse wie naturwissenschaftlich-medizinische, hineinzupfuschen. Zwar die meisten strengen Urteile von Franz Schultz ergehen lediglich über seine Sagen- und Mythenforschung; aber ebenso streng mufs man über die Volksbücher und vielleicht noch strenger über die Volks- und Meisterlieder urteilen. Nur auf Grund einiger Heidelberger Handschriften, deren mangelhafte Beschaffenheit auch damals einem geschulten Blick ohne weiteres einleuchten mufste, ohne jede Rücksicht auf gedruckte Sammlungen, deren auch damals manche bei nur einiger Umschau mit leichter Mühe zu finden waren, nach Erscheinen des Wunderhorns eine derartige Sammlung zu veröffentlichen, dazu gehört ein wahrhaft kindliches Verkennen.

Schultz führt S. 150 bis 152 mehrere Beispiele vor, in denen Görres die Lesarten der Handschrift verschlimmbessert hat; ebenso schlimme Fälle lassen sich anführen, in denen er handgreiflichen Unsinn seiner Vorlage belassen hat, obschon gerade kein aufserordentlicher Verstand, noch besondere Schulung dazu nötig war, das Richtige zu treffen — wenn schon keiner der zahlreichen Drucke, die das Richtige bieten, zu bequemer Verfügung bei der Hand gewesen sein soll. Bei Liederanfängen wie 'Hertzlieb thut mich erfreuen die fröhlich Sommerzeit' (Görres S. 35), 'Verhüllt hab ich mein Habermus' (S. 61), 'Wie schöne freut sich der Meyen' (S. 100) sollte wohl jeder stutzig werden.

Wenn Schultz mehrfach Görres' Abhängigkeit von anderen richtig hervorhebt und gelegentlich dabei sogar eine geflissentliche Verschweigung der ausgenutzten Quellen durch Görres sich zu verraten scheint, so mufs dieser noch mehr in der Wertschätzung sinken. Bisweilen allerdings geht Schultz in seinem Aufspüren von Vorbildern zu weit und nimmt Beziehungen an, die vielleicht eher dazu dienen sollen, seine Belesenheit zu zeigen, als dafs für Görres irgend etwas dargetan würde. Die Zusammenstellung eines Briefes von Görres mit Goethes Werther (S. 4, Anm. 4) besagt gar nichts, ebensowenig der Hinweis auf das alte Lied 'Papiers Natur ist Rauschen' bei Gelegenheit eines Satzes, in dem Görres den Naturzustand preist, wo 'den Lumpen kein Papier abgeprefst wird' (S. 146, Anmerkung).

Wie demnach in der Arbeit von Schultz der Gehalt an Sachlichem nicht immer gebilligt werden kann, so läfst auch die Darstellung und Ausdrucksweise bisweilen zu wünschen übrig. S. 113 'ungezwungenerer', S. 121 'unbedingtesten', S. 172 'tingieren' lassen sich unschwer durch besser gewählte Wendungen ersetzen. Von einer gewissen Nachlässigkeit zeugen Ausdrücke wie 'bei der Gründung eines Organs, den Jahrbüchern' (S. 53), 'in ihrer Uferlosigkeit und da ... die Tagespolitik sie durchkreuzte' (S. 84). Häfslich ist es auch, wenn das Wort 'natürlich' zu häufig in kurzen Zwischenräumen wie S. 221, 222, 224 gebraucht wird. Der auffälligste Stilfehler bei Schultz liegt in seinen Relativsätzen. Nicht nur

werden solche von ihresgleichen abhängig gemacht und vielfach unübersichtlich durcheinander geschoben, sondern die Relativa werden auch in vielen Fällen von den Worten, auf die sie sich beziehen, durch mehrere Substantiva, dazu womöglich eins oder das andere von gleichem Geschlecht mit jenem voraufgehenden Beziehungswort, so weit getrennt, daſs man erst überlegen muſs, worauf sich das Relativum eigentlich bezieht. So: S. 25 zu 26 'Verständnislosigkeit für Geschöpfe des Dichters, die'; S. 83 Z. 3 'Plan', Z. 6 darauf bezüglich 'der', dazwischen sechs Substantiva, wovon zwei Maskulina Singularis; S. 104 'Stelle des Trithemius über Wesen, Tun und Treiben des Faustus Sabellicus, der'; S. 119 Mitte 'Aufsatz' von seinem Relativum 'der' durch drei ganze Linien getrennt u. dgl. m.

Wie das bei der Sammlung, der die Schrift eingereiht ist, bei den Gelehrten, die mit ihrem Namen für die Palaestra bürgen, bei der Schule, aus welcher Schultz hervorgegangen ist, nur selbstverständlich erscheint, stellt sich diese 'gekrönte Preisschrift der Grimm-Stiftung' den Anforderungen, die bei solchen Preisarbeiten erhoben werden, entsprechend als eine lobenswerte Probe tüchtigen Könnens, gediegenen Fleiſses, sicherer Methode dar. Ein Bedenken, das nicht sowohl dieser einzelnen Schrift, als vielmehr dem wissenschaftlichen Betriebe gegenüber geltend gemacht werden könnte, wozu jedoch Schultz mit seiner Schrift auch vielleicht Anlaſs gibt, mag erlaubt werden vorzubringen: ob nicht Stolz auf gründliche Schulung dazu verführen kann, Methode nur um der Methode willen zu treiben und somit Arbeiten der Öffentlichkeit vorzulegen, die zunächst nur als Probestücke für eine besondere Schule zu gelten beanspruchen dürften. Daſs jedoch Schultz gegen die Gefahr, welche mit einseitiger Überspannung literarischer Methode verbunden ist, seinen Sinn keineswegs verschlossen hält, Beweis dessen liefert seine treffliche Rezension des groſsen Buches von Herrmann über Goethes kleine Lappalie 'Das Jahrmarktsfest von Plundersweilern', *Archiv* CIX (1902), S. 391 bis 401, eines Buches, dessen Verfahren und Arbeitsweise vielfach an die Art unseres F. Schultz erinnert, und wodurch er vielleicht beeinfluſst worden ist, eines Buches, worin bei sehr groſsen Vorzügen, seltenem Scharfsinn, vielseitiger Sachkenntnis, peinlicher Sorgfalt die Klippen wissenschaftlicher Hypermethodik nicht alle glücklich vermieden sind — wie Schultz an dem fremden Buche sehr wohl bemerkt hat, und woraus er für die Zukunft eine Lehre ziehen möge.

Friedenau. A. Kopp.

Karl Detlev Jessen, Heinses Stellung zur bildenden Kunst.

(Palaestra. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hrsg. von A. Brandl und E. Schmidt. XXI.) Berlin, Mayer u. Müller, 1902. XVIII, 225 S. M. 7.

Von diesem Buche sind die ersten 45 Seiten schon 1901 als Berliner Doktordissertation erschienen. Die Fortführung der Arbeit, mit neu hinzugekommenem Vor- und Nachwort, erstreckte sich bis in den September 1902. Der Verfasser war inzwischen nach Amerika, Cambridge-Mass., zurückgegangen. Diese besonderen Umstände sind einer einheitlichen Abrundung des Gebotenen nicht günstig gewesen; insbesondere lieſs sich die anfangs gleich festgelegte Richtung des Weges im Fortschreiten der Arbeit nicht mehr abändern. Indessen, da es sich im wesentlichen um eine Untersuchung handelt, der wir doch jeden Schritt nachzugehen haben, so können wir leicht darüber hinwegsehen, daſs wir hier und da auf sachliche oder formelle Wiederholungen treffen.

Heinse war ein Dichter, der die Dinge um sich her als bildender Künstler erfaſste und seine gesamte Schriftstellerei darauf einrichtete, der

Kunst zu dienen und ihr den Eingang in das deutsche Publikum zu erobern. Sein Ardinghello und seine Hildegard von Hohenthal sind die beiden deutschen Musterromane für bildende Kunst und für Musik. Nachdem für seine Musik-Bestrebungen bereits etwas geschehen war, erscheint es als ein guter Gedanke Jessens, Heinses Stellung zur bildenden Kunst systematisch zu untersuchen, d. h. wissenschaftlich die Fragen zu beantworten: Was wufste Heinse von der Kunst? und worin war sein Kunstverständnis von dem seiner mitstrebenden Zeitgenossen verschieden? Der Verfasser hat auf diese Gesichtspunkte hin die Werke, die Briefe und die ungedruckten Schriften des Nachlasses durchgenommen, die ihm bezeichnend erschienenen Stellen gesammelt und sie in ein ordnungsgemäfses System gebracht. Er hat ferner, meist sich an Heinses eigene Auseinandersetzungen mit Winckelmann, Lessing, Herder, Kant, Goethe usw. anlehnend, die Eigenart Heinsescher Kunstanschauung und ihre Verschiedenheit von der seiner Zeitgenossen umschrieben. Seinen Stoff bewältigte er in der Weise, dafs er zuerst Heinses Kunstbemühungen vor seiner Reise nach Italien betrachtete, dann die italienische Reise folgen liefs, die Rückreise wieder für sich allein nahm und zuletzt mit allgemeineren Nachklängen den Schlufs machte. Natürlich brachte Italien und Rom dem Dichter manche Abänderung, Berichtigung und Vervollkommnung seiner früheren Kunstauffassung ein, ohne dafs freilich diese selbst ihm gänzlich sich ins Gegenteil verkehrt hätte. Für Jessen wäre es daher vielleicht doch bequemer gewesen, Heinse von vornherein auf der Höhe seiner in Italien gewonnenen Kunstanschauungen zu zeigen und das Frühere als Aufstieg zu der Höhe hinzuzukonstruieren. Nimmt man indessen die vom Verfasser vorgezogene Art als gegeben hin, so wird man mit der Ausführung, d. h. mit der Verbindung oder Gegenüberstellung der Materialien, wohl zufrieden sein. Aus der anfangs zerstreuenden Vielheit derselben gewinnt man doch zuletzt eine allgemeinere Anschauung über Heinse. Er war und blieb ein selbständiger, künstlerisch sehr stark empfindender Mann, der, auf Winckelmann fufsend, schon Wege ging, die Goethe von ihm unabhängig ebenfalls einschlug, und der neben der Schätzung der Antike und der Renaissance doch auch das Organ besafs, die niederländisch-deutsche Kunst verständnisvoll zu lieben. Goethes Verhältnis zur Kunst ist vielleicht idealer, Heinses künstlerisch-glutvoller und umfassender. Darin liegt es, dafs den künstlerisch begabteren Romantikern bei Heinse wohler zu Mute war als bei Goethe. Nur noch nach einer Richtung hin könnte die Untersuchung weiter ausgedehnt werden: nämlich aufzuweisen, wie Heinse in seinen Werken selber als bildender Künstler verfuhr, statt Marmor und Farbe allein der Sprache sich bedienend. Gottfried Keller erscheint oft als Maler, wo er dichtet, und Arnold Böcklin ebenso als Dichter, wo er malt. Beispiele stehen aus Literatur und Kunst aller Jahrhunderte zur Verfügung. Wenn man sich bei Heinse die wunderbare Badeszene oder das glühende römische Künstlerbacchanal vorstellt, dann könnte man auf Augenblicke vergessen, dafs ein Dichter diese Bilder geschaffen hat: das Werk eines Malers tritt dem geniefsenden Auge gegenüber.

Das Künstlerbacchanal ist auch dadurch merkwürdig, dafs seine Gestalt im Deutschen Museum von 1785 eine andere ist als die im Ardinghello, entweder früher abgekürzt oder später erweitert. Das Verhältnis hat Ähnlichkeit mit dem von Jessen erbrachten Nachweis, dafs nur aus der ursprünglichen, im Nachlafs Heinses aufbewahrten Niederschrift einzelne Stellen des Ardinghello ihre Erklärung finden. Dieser Nachlafs, den Frankfurt a. M. besitzt, ist von Jessen mit grofsem Gewinn für seine Arbeit ausgebeutet worden. Die genaue Beschreibung, die er gibt, bildet einen wichtigen Anhang zu der Untersuchung. Auch zahlreiche Äufserungen, die Jessen aus der Masse des Nichtgedruckten aushebt, sind will-

kommen. Jedem werden z. B. Heinses Bemerkungen über Lessing beachtenswert sein. So hat das Buch in vielerlei Hinsicht guten Inhalt und darf, zumal als Erstlingsschrift, freundlich begrüfst werden.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Fr. Hebbel, Sämtliche Werke. Histor.-krit. Ausg. bes. von R. M. Werner. Zweite Abteilung: Tagebücher. I. Bd. 1835 bis 1839. Berlin, Behr, 1903. XVIII, 433 S. M. 3, geb. M. 4.

Wenn die 'Sophienausgabe' von Goethes Werken durch das Zusammenwirken vieler Hände, das freilich unvermeidlich war, von jener Einheitlichkeit viel verloren hat, der eine 'monumentale' Ausgabe doch nicht eigentlich entbehren sollte, so hat die klassische Gesamtausgabe von Hebbels Schriften den Vorteil, Einem Manne verdankt zu werden. Natürlich, wie er eben Einer ist, teilt R. M. Werner auch der höchst notwendigen neuen Edition der 'Tagebücher' seine Eigenart mit: im Vorwort die überflüssige und nicht glückliche Verteidigung seines Heros gegen Heyses Ausspruch, der (S. XIII) nun einmal der Hebbelgemeinde ein Dorn im Auge ist, aber gerade durch das Studium der Tagebücher schwerlich widerlegt wird, oder die ebenfalls anfechtbare und hier jedenfalls entbehrliche Heruntersetzung Lichtenbergs (S. XII); im Text die Genauigkeit; in den Anmerkungen reichhaltige Hinweise auf die Werke, den 'Rubin' (S. 139, 316, 408), die 'Julia' (S. 291), den 'Diamant' (S. 308), 'Gyges' (S. 309, 312), 'Maria Magdalena' (S. 310, 339), die 'Ditmarschen' (S. 350, 363), das Märchen (S. 370) und vor allem die 'Judith' (S. 291, 315, 338, 389, 393, 408, 409, 417).

Natürlich fehlt auch den Anmerkungen die Subjektivität nicht. Die Voraussage der Unterblichkeit halte ich gleich gegen W.s erste Bemerkung (S. 3) allerdings für stolze Zuversicht, und für Ironie höchstens in der Art des Ausdrucks. Wenn der Einflufs Rahels (S. 280) hübsch aufgedeckt wird, so hätte wohl auch Charlotte Stieglitz (S. 353) mehr als diese eiskalte Notiz verdient — Charlotte, die gewissen Figuren Hebbels so merkwürdig nahe steht, und an deren ungerechter Beurteilung durch den Dichter sein Herausgeber nicht mitschuldig zu werden brauchte.

Wir erhalten viel Neues, und auch die illuminatistischen Zeitungsausschnitte aus München sind wichtig. — Die Geschichte des letzten Markgrafen von Ansbach (S. 157) hängt vielleicht mit der zusammen, die Goethe in den 'Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter' zu der Novelle von der Sängerin Antonelli umgeformt hat.

Berlin. Richard M. Meyer.

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volkstümlichen Lieder. 4. Aufl., neubearbeitet von Dr. Karl Hermann Prahl. Leipzig, Engelmann, 1900. VIII, 348 S. M. 9.

1857 entwarf Hoffmann ein Verzeichnis jener volkstümlichen Lieder, die gegenwärtig noch gesungen werden, fügte Noten über Entstehungs- und Verbreitungsgeschichte hinzu und liefs es im *Weimarer Jahrbuch* drucken. 1859 und wieder 1869 veranstaltete er eine vermehrte Sonderausgabe. Dieses nützliche Nachschlagebuch erscheint nun hier in neuer Bearbeitung, welche dem bereinigten Alten viel Neues hinzufügt und noch etwas mehr hätte hinzufügen können, wenn Prahl die germanistische Bibliographie vollständig beherrschen würde. — Wenig befriedigt das Vorwort. Die Äufserung, dafs 'ein organischer Unterschied zwischen Kunstlied und Volkslied nicht bestehe', kommt mir vor wie die Behauptung, dafs kein Unterschied zwischen Berg und Ebene bestehe, weil es allmähliche Übergänge zwischen beiden gibt. Wer nicht herausmerkt, dafs z. B.

Schillers 'Ideal und das Leben' und 'Der liebste Buhle, den ich han', stilistisch genommen, anderen Welten angehören, dem ist schwerlich zu helfen; der kann auch ein Klavier für ein Hackbrett anschauen. S. IV übersieht Pr. den Unterschied, ob ein Gelehrter den Verfasser eines Gedichtes ermittelt, oder ob das singende Volk ihn kennt. Ebenda wird das 'Zersingen' beim Volkslied zu sehr betont; wenn es auch häufig vorkommt, so ist es doch bei demselben ebensowenig notwendig wie bei einer Bauernjoppe die Zerrissenheit. An der Einteilung zwischen volkstümlichem Lied und Volkslied hält Pr. gleichwohl fest: 'Kunstlieder werden fortwährend zu volkstümlichen, d. h. Lieblingsliedern grofser Schichten unseres Volkes, und diese wieder zu Volksliedern, d. h. im "Volke" gesungenen.' Demnach käme es nur darauf an, ob sie von 'grofsen Schichten unseres Volkes' oder ob sie vom 'Volke' gesungen werden. Dies Rätsel ist mir zu spitzig, es wäre denn, dafs unter 'Volk' das gesamte deutsche Volk zu verstehen ist; dann aber schmilzt der grofse Bestand unserer Volkslieder zu einem kleinen Bruchteil zusammen. Schliefslich verzweifelt Pr. selber an seinen Aufstellungen und hält es für das 'beste, die heute gebräuchliche Terminologie, die nur Verwirrung anrichtet, ganz fahren zu lassen': wo bleibt aber dann der Titel des ganzen Buches?! — Statt Volkspoesie will er die 'mündlich überlieferte Dichtung' sagen und der (kunstmäfsigen) 'Schriftdichtung' gegenüberstellen; später spricht er auch einmal — leider nur so im Vorübergehen — von 'gedächtnismäfsiger Überlieferung', über die ich schon 1897 in einem eigenen Kapitel der altdeutschen Passionsspiele (S. CCLXXXVII) gehandelt habe. Heute möchte ich noch einen Schritt weitergehen und, soweit es die Entstehungsweise der Volkspoesie überhaupt (nicht blofs der Volkslieder) betrifft, auf ein anderes Kriterium, das allerdings mit dem genannten eng zusammenhängt, hinweisen. Die Kunstdichtung ist nur Produktion: die Schöpfung des Dichters wird in Schrift oder Druck festgelegt und beharrt. Die Volkspoesie ist überwiegend Reproduktion: jeder, der ein Gedicht aus dem Gedächtnisse singt oder spricht, schafft es nach und ändert bewufst oder unbewufst mehr oder weniger, je nach seiner Auffassung und Gefühlslage. Die Volkspoesie ist fortwährend im Flufs. Eine Reihe anderer Merkmale wächst daraus hervor.

Innsbruck. J. E. Wackernell.

R. Garnett, English literature, an illustrated record in four vols. Vol. I: From the beginnings to the age of Henry VIII. London, Heynemann; New York, Macmillan, 1903. XV, 368 p. 16 sh.

Das prächtig ausgestattete Werk will den Leser mit den älteren englischen Autoren in möglichst persönliche Fühlung bringen. Es will zeigen, not only who the writer was and what he wrote, but what he looked like; perhaps at various ages; where he lived, what his hantwriting was, and how he appeared in caricature to his contemporaries. So sagte sich der Verleger und sorgte für eine Fülle Illustrationen, die sich mit denen in Wülkers Literaturgeschichte naturgemäfs vielfach decken, aber noch weit zahlreicher und schärfer sind. Der Verfasser des Textes zu diesem ersten Bande aber fand sich vor die schwere Aufgabe gestellt, für readers of general culture die Ergebnisse einer wissenschaftlichen Forschung zu verarbeiten, die noch im lebendigsten Flufs, voll Lücken und so gut wie nirgends abgeschlossen ist. Es bedurfte des seltenen Geschicks von Dr. Richard Garnett, um dem Verleger und der Philologie zugleich zu dienen, und selbst er deutet in seiner Vorrede an, dafs ihm manche Beobachtung und Enthüllung zu spät zugekommen sei, um sie noch zu nützen.

Unter solchen Umständen ist bei der Besprechung nicht auf einzelne wissenschaftliche Fragen der Hauptton zu legen, sondern auf die Gesamt-

auffassung des historischen Zusammenhanges und auf die Darstellung der Charaktere. Nach beiden Seiten hat Garnett sehr Lesenswertes geboten. Ich hebe hervor, was er über das Nachleben des Sachsengeistes im Gegensatz zu den Normannen sagt. Mit Durchbrechung der chronologischen Folge stellt er im III. Kapitel Layamon und Ancren riwle, popular poetry des 13. Jahrhunderts und Langland zusammen; er schlägt die Brücke mit einer psychologischen Begründung, die einen richtigen literarhistorischen Kern hat: Speaking broadly, the character of the English literature which derives from Norman sources may be described as secular, gay, bright, and even in its graver form occupied with the things of the world; while the purely English strain of literature is for the most part austere and religious (S. 85). Unter den Charakteren ist der Chaucers von Garnett mit der gröfsten Liebe gezeichnet. Garnett sieht in ihm die Verbindung des Normannen und Sachsen zum Engländer und rühmt zugleich that perennial freshness which is perhaps the most extraordinary of his attributes; er sei frisch und anregend geblieben bis Spenser und Dryden, Keats und William Morris; this can only denote great simplicity of character, and a spontaneity of utterance remarkable in one so rarely visited by poetical inspiration in its purest form, the lyrical (S. 176). Die Beispiele mögen genügen, um darzutun, wieviel geschichtliches und literarisches Denken Garnett von vornherein zur Arbeit mitgebracht hat; gewisse Hauptprobleme hatten ihn offenbar durch Jahrzehnte beschäftigt; was er jetzt darüber niederschrieb, ist die reife Frucht eines auf Poesie gerichteten Gelehrtenlebens.

Von den unzähligen Einzelfragen, die zur Besprechung locken, kann ich hier nur auf eine, allerdings ziemlich wichtige eingehen, nämlich auf die nach dem Ursprung der Moralitäten. Garnett bemerkt darüber, die Moralität sei entsprungen durch Einführung allegorischer Figuren in die Mysterien- oder Mirakelspiele (S. 235), und Pollard hat kürzlich in der Neubearbeitung der Cyclopaedia von Chambers dasselbe behauptet. Ich glaub's nicht. Die Einführung allegorischer Gestalten in die geistlichen Spiele ist den englischen Fassungen, die wir in Handschriften des 14. und 15. Jahrhunderts besitzen, noch durchaus fremd, während uns bereits 1378 eine voll ausgeprägte Moralität — vom Paternoster — bezeugt ist. Sobald aber die Allegorie in geistliche Spiele eindringt, namentlich im Digby-Spiel von der hl. Magdalena aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, ist sie dem Moralitätentyp von Caro, Mundus und Belial so enge und zum Teil unpassend nachgebildet — was haben Pride, Wrath, Envy mit der Verführung der Magdalena zu tun! —, dafs vielmehr das umgekehrte Verhältnis, Beeinflussung der späteren geistlichen Spiele durch die Moralität, anzunehmen ist. Ferner besteht das Wesen der Moralität nicht so sehr im Vorkommen von Allegorien als in der Gruppierung: Mensch zwischen Vertretern des Guten und des Bösen hin und her bewegt. Der weifse und schwarze Engel taten es ebenso wie die Hauptlaster und Kardinaltugenden. Diese Kombination ist aber allen Mysterien innerlich fremd und lediglich aus der Psychomachie des Prudentius und anderen Erbauungstraktaten herzuleiten. Endlich waren die geistlichen Spiele von dem Klerus und den Zünften getragen, was auf ihre ganze Ökonomie bestimmend wirkte, reich dekorierte Bühnenbilder ermöglichte, eine Schar von Darstellern zur Verfügung stellte und durch deren dilettantischen Charakter jede feinere Weiterbildung ausschlofs; die Moralitäten aber lagen immer, wie sich aus der beschränkten Zahl der Sprecher und dem Zusammenlegen der Rollen ergibt, in der Hand professioneller Schauspielertruppen, die durch das Land wanderten, auf einem Gerüst im Freien oder in einem Wirtshaussaal mit Hinterzimmer spielten, ohne Dekorationen sich behalfen und in der starken Ausnutzung der Darsteller ein sehr fortschrittliches Element enthielten. Wären die Moralitäten aus den Mysterien

hervorgegangen, so stände ein so durchgehender Unterschied betreffs Spielerprofession und Spielweise unerklärlich da. Sind aber, wie ich glaube, die Moralitäten eine unabhängige Schöpfung der Spielleute, so rücken sie in eine Linie mit den ältesten Zwischenspielen. Wie das Interludium inter clericum et puellam eine Inszenierung der Geschichte von Dame Siriz ist und die Robin Hood-Spiele des 15. Jahrhunderts Inszenierungen von Balladen sind, so mögen die Moralitäten Inszenierungen von Erbauungsparabeln gewesen sein. Der Mime stellte dar, was ihm in den Weg kam und Interesse weckte. Er brauchte für jenes Interludium nur einen Wirtshausraum, für das Robin Hood-Spiel nur einen Platz im Freien neben einem Wasser; ähnlich hat er sich wohl die Geschichte von den Todsünden und ähnliche halb fromme, halb teuflische Themen eingerichtet. Dafs wir über Vermutungen nicht hinauskommen, solange die Anfänge der Moralität in Frankreich, ihrem wahrscheinlichen Heimatslande, nicht untersucht sind, darüber gebe ich mich keiner Täuschung hin; aber noch unsicherer ist ihre Herleitung von den Mysterien.

Berlin. A. Brandl.

Albert S. Cook, A first book in Old English. Grammar, reader, notes, and vocabulary. 3rd ed. London, Ginn, 1903. XIV, 330 p.

Das handliche Büchlein ist in dieser Neuauflage auf 8 M. verbilligt und dennoch mit einem neuen Kapitel versehen worden, das Proben des Got., Ahd., Alts., Afries. und Altn. enthält (S. 270—276). Bisher hatte es sich bereits ausgezeichnet durch ausgiebige Berücksichtigung der Syntax im grammatischen Teil (S. 88—107), durch eine Prosodie (S. 108—120), eine sehr nützliche Bibliographie (S. 235—244) und bei der Auswahl der Texte durch Heranziehung des Andreas (samt Quelle) und Apollonius. Das Glossar verweist bei jedem Wort auf den entsprechenden Paragraph der Flexionslehre und gibt vielfach auch einen sprachgeschichtlichen Kommentar. Das Ganze enthält so viel Praktisches, dafs es sich der Aufmerksamkeit jedes empfiehlt, der Ags. zu lehren hat. Im einzelnen wird sich einiges mit der Zeit noch klarer fassen lassen; namentlich bei der Lehre vom Palatalvorschlag: aus einer Betonung *scĕoh, scĕor* vermag ich mir angesichts des got. *skohs, skura* und me. *shoo, shour* keinen Reim zu machen. Auch wird uns die Weiterentwickelung der englischen Sprache, wie der Tabellenversuch S. 20 zeigt, immer mehr zwingen, neben dem Wests., das ja für die Lektüre der ags. Denkmäler im Vordergrunde steht, das Mittelländische voranzuschieben; mit '*eald, strictly ăld* > me. *old*' werden wir auf die Dauer nicht durchkommen. Aber vielleicht ist es unrecht, dies gerade hier bei der Anzeige einer Anfängergrammatik zu bemerken, die ohnedies schon nach den verschiedensten Seiten pädagogische Fortschritte aufweist.

Berlin. A. Brandl.

The Christ of Cynewulf, a poem in three parts: the advent, the ascension, and the last judgment, edited with introduction, notes, and glossary, by A. S. Cook. Boston, Ginn, 1900. CIII, 294 p.

Cook hat unser Verständnis des Crist bedeutend gefördert, besonders indem er zum I. und III. Teil die Quellen aufdeckte, dann in dieser Ausgabe durch die sorgsame Textdurchforschung, den reichen Kommentar, das nach Vollständigkeit strebende Wortverzeichnis und durch die Charakteristik des Dichters in der Einleitung. Dabei rollt er die ganze Cynewulffrage nochmals auf und zeigt überall eine selbständige, einbohrende Kritik.

Im folgenden sei hier nur die eine Frage näher untersucht, die auf

die Verfasserschaft des I. und III. Teils des Crist geht; denn dafs der II. Teil sicher von Cynewulf herrührt, stellen die Runen auf seinen Namen aufser Zweifel. Früher konnte man selbst die Abgrenzung dieser Teile bezweifeln; dem haben aber jetzt Cooks Quellenfunde abgeholfen: der Adventteil umfafst gewifs V. 1—439, der Himmelfahrtsteil 440—866, das jüngste Gericht 867—1693. Cook schreibt nun alle drei Cynewulf zu, trotz der von mehreren Seiten erhobenen Bedenken. Ohne weiteres sei eingeräumt, dafs die Komposition des Ganzen lose, die Sprache durchaus das mit anglischen Resten durchsetzte Spätwestsächsisch des Exeterbuches, die Korrektheit der Metrik der drei Teile ziemlich gleichförmig und eine Reihe Wendungen allen gemeinsam ist — letztere übrigens dem II. und III. Teil in weit mehr charakteristischer Weise (vgl. S. XXIV). Hätten wir einen sachlichen Anhaltspunkt noch so bescheidener Art, der für Cynewulfischen Ursprung von I, II und III spräche, so würde vom formalen Standpunkt kein Einwand zu erheben sein. Aber die Runen auf Cynewulfs Namen V. 797 ff. beweisen, da er sie in Juliana, Elene und Fata ans Ende setzte, nur seine Autorschaft für das Vorausgehende, also höchstens für I und II, und deren inhaltlicher Zusammenhang ist so gering, dafs das Zeugnis direkt nur für II gilt. In zweiter Linie erst kommen stilistische Kriterien in Betracht. Diese erlauben auch manchen Einwand speziell gegen Zuweisung von III an Cynewulf. Die Anspielungen auf das Heldenleben, die dem II. Teile in echt Cynewulfischer Fülle und Lebendigkeit eigen sind (vgl. besonders 668 ff. mit der lat. Quelle) und auch den I. noch vielfach beleben, fehlen im III. bis auf äufserliche Epitheta wie *dryhten, eorlas, mægenfolc, mægencyning* u. dgl.; die ganze Stimmung ist predigtmäfsig. — Während ferner in I und II noch die Variatio blüht, z. B. *sîde weallas, fæste gefôge, flint unbrǣcne* 5 f., oder *Marian, mægđa weolman, mǣrre mêowlan* 445 f., herrscht in III die Aufzählung vor, z. B. *sûþan and norþan, êastan and westan* 884 f., oder *engla ond dêofla, beorhtra ond blacra, hwîtra ond sweartra* 895 ff., besonders mit Adjektiven wie *heard gebrec, hlûd unmǣte, swâs ond swîdlîc, swêgdynna mǣst, ældum egeslîc* 953 ff. — Wie sich III zu II in bezug auf Bildlichkeit des Stils verhält, mag eine Zusammenstellung der Ausdrücke zeigen, die sie für den Begriff Gott verwenden, in alphabetischer Reihenfolge, damit die Vergleichung leichter sei.

II: sē ælmihtiga; æþeling (*viermal*); âgend lîfes, â. sigores, â. swegles. beorn; brega; brytta tîres. cyning (*mit folgendem* rodera rihtend, V. 797), c. alwihta, c. ânboren, c. beorht, c. clǣnra, c. engla, c. hêahengla, c. mægena, c. on ceastre, c. ûre, c. wuldres. dêma (*zweimal*); dryhten *allein* (*zweimal*), d. duguþa, d. êce, d. sôþ. êadfruma; êadgiefa. fæder *allein* (*viermal*), f. frumsceafta, f. on roderum, f. swǣse; feorhgifa; frêa mihtig; frêobearn godes (*zweimal*); fruma folca, f. fyrnweorca, f. herga, frumbearn. gǣstsunu godes (*zweimal*); god lifiende, g. meahtig, g. weoroda; godbearn (*dreimal*); goldhord mægena. hǣlend (*dreimal*); hǣlobearn; hâlig (*dreimal*); helm hâligra, h. heofonrîces, h. wera, h. wuldres; hlâford (*viermal*). lîffruma (*zweimal*). meotud (*dreimal, allein stets nur als Gen.*), m. meahtum swîđ. nergend sâwla. ord æþelinga (*dreimal*). rodorcyning; ryhtend rodera. sincgiefa. þêoden (*zweimal, allein nur als Gen.*), þ. engla, þ. þrimfæst, þ. ûre; þrym þrymma, þ. þrŷnesse, þ. wuldres. waldend (*zweimal, als Gen. V.* 635, *gefolgt von* godbearn 681), w. ealles (*dreimal*), w. engla, w. heofones, w. meahta, w. rodera; weard cyninga; wilgifa; waldor cyninga.

III: ælmihtig (*zweimal*); æþelcyning; âgend wuldres. cyning (*dreimal, als Gen.*), c. cyninga, c. heofena, c. heofonengla (*zweimal*), c. scîr, c. tîrmeahtig, sē sylfa c. dryhten (*achtzehnmal, immer allein, in allen Kasus*). fæder (*viermal*), f. ælmihtig; frêa (*sechsmal, in versch. Kasus*), f. ælmihtig. god alwalda (*zweimal*), g. heofonmægena, g. mihtig (*zweimal*), g. waldende (*zweimal*). hêahcyning; heofoncyning (*dreimal*). lîffruma. mægencyning; meotud (*neunmal, in allen Kasus*), m. mægencyninga. nergende. ordfruma êades. scyppend (*sechsmal, in versch. Kasus*), s. þîn;

sigedêma; sigemêce; sôþcyning sigora. þêoden (*zweimal*), þ. engla, þ. þrymfæst. waldend (*neunmal, in allen Kasus*), w. rodera, w. weoroda; weard folces, w. lîfes, w. rîces, w. sigora; wuldorcyning.

Das vereinzelte Vorkommen eines Wortes in zwei solchen Denkmälern beweist nichts; zumal bei dem typischen Charakter der ags. Poesie. Aber die Massen beweisen. II hat in 427 Versen 75 verschiedene Epitheta, III in 824 Versen nur 43 und dabei eine ermüdende Wiederkehr gerade der einfachsten Substantiva; das sieht wahrhaftig nicht nach Gleichheit des Verfassers aus. — Endlich hat III in metrischer Hinsicht nicht bloſs die schon von Sievers hervorgehobenen Schwellverse, sondern auch eine von II sehr abstechende Vorliebe, sich mit Hebung auf Fürwörtern zu begnügen (*sînum* V. 907, *mîn* 1433, *unc* 1459, *þînre* 1473, *mê* 1512 u. ö.); eine gehäufte Partikelbetonung solcher Art wie in den Versen 1430 f. (*þat ic þurh þâ wære þê gelîc, and þû meahte mînum weorþan*) ist wohl nirgends in sicheren Cynewulf-Werken zu beobachten. All das zusammen bestärkt mich in der Ansicht, daſs III nicht von Cynewulf, sondern von einem schwächeren und späteren Dichter herrührt. Zu derselben Ansicht ist inzwischen auf Grund der Artikelverhältnisse auch Barnouw gelangt (*Kritische Untersuchungen über den Gebrauch des best. Art. u. des schw. Adj.*, Leiden 1902, S. 161—175).

Wenn aber III abgezweigt wird, so fällt das gewichtigste Argument, das bisher für den ursprünglichen Zusammenhang von II und I vorgebracht wurde, daſs nämlich das dreifache Kommen Christi der Gesamtgegenstand der Dichtung sei. (Das lebhafte '*Nû*', womit II einsetzt, ist bei erbaulichen Gedichten der Ags. nicht bloſs ein möglicher, sondern ein beliebter Eingang; vgl. Grein-Wülker II 273, 280, 316, III 208.) Daſs in stilistischer und metrischer Hinsicht kein besonderer Unterschied auffällt, spricht noch lange nicht für Gleichheit des Verfassers. Die lyrische Haltung von I, wo die weitaus meisten Absätze (11) mit *êala* beginnen, läſst sich mit dem Betrachtungston von II, wo *êala*, wie bei Cynewulf überhaupt, nicht ein einziges Mal vorkommt, schwer zu einem einheitlichen Werke zusammendenken. Was aber direkt vor-Cynewulfischen Ursprung von I wahrscheinlich macht, ist ein sprachliches Moment, das allerdings erst nach dem Erscheinen von Cooks Buch durch Barnouw herausgefunden wurde: der Artikel fehlt vor schw. Adj. + Subst. in I noch ungleich häufiger als in II und in den sicheren Cynewulf-Werken überhaupt. I bietet 15 solche Formeln, vielleicht 16; II, obwohl etwas länger, nur 3; Juliana, fast doppelt so lang, nur 4; Elene, mehr als dreimal so lang, nur 9. Bei I ist der starke Ziffernabstand, bei Cynewulf die ziemliche Gleichförmigkeit beachtenswert.

Bestimmter als jemals möchte ich daher in Crist drei verschiedene Gedichte von verschiedenen Autoren sehen und I vor Cynewulf, III nach Cynewulf ansetzen.

Betreffs der anderen Cynewulffragen, die Cook mit behandelt, kann man sagen: alles Material, das Cook mit bewundernswertem Fleiſse und Wissen herbeigeschleppt hat, wird sich fruchtbringend erweisen, wenn auch bei der Formulierung der Schlüsse manche Möglichkeit noch zu berücksichtigen wäre. Möge die allseitige Behandlung, die Cook seinem Denkmal gewidmet hat, viele Nachahmer finden!

Berlin. A. Brandl.

Charles Plummer, The life and times of Alfred the Great; being the Ford lectures for 1901. With an appendix. Oxford, Clarendon press, 1902. XII, 232 p.

Der gelehrte Erklärer des Bæda und der Angelsächsischen Annalen bringt in diesen Vorlesungen, deren gedruckte Form er John Earle, sei-

nem einstigen Lehrer, widmet, weit mehr als die auf wenigen Seiten zusammenstellbaren äufseren Tatsachen, die man von Alfred weifs. Vielmehr nimmt Quellenkritik ein Viertel des Werkes und davon allein Asser vierzig Seiten ein. Dieser sei ursprünglich echt, aber stark interpoliert; Florenz selbst habe Assers Inhalt, den er einer nur vereinzelt unseren Text übertreffenden Hs. entnahm, logischer disponiert, nicht etwa einen besser angeordneten Asser benutzt. Bei Asser könne wohl die häufige Anrufung von Augenzeugen Verdacht erregen, nicht aber Fränkisches in Sprache (*vasallus, indiculus, comes, senior*) oder Nachrichteninhalt. Einige Doppelwörter in unserem Assertext waren einst Glossen; ein Einschub darin war einst Randnote; dieser fügt als Korrektur ein die (um 974 erfolgte) Erhebung der Gebeine des h. Neot, vor welcher Zeit also der korrigiert werden sollende Assertext schon existierte. Auch benutzte schon der Annalist in Chester-le-Street, der uns im *Simeon von Durham* erhalten ist, Ende des 10. Jahrhunderts den Asser. Wir lesen im verderbten Assertext von Jerusalems Patriarchen *Abel* als Alfreds Korrespondenten; Plummer emendiert: *ab El[ia III]*. Assers Worte: Alfred *dedit mihi Exanceastre* bedeuten vielleicht den Wunsch, den Bezirk um 877 der Aufsicht eines keltisch redenden Bischofs zu unterstellen, nicht schon die Schaffung einer Diözese. Unechte Interpolationen im Asser sind die Stellen, die berichten, Alfred habe anfangs tyrannisch regiert, Brote anbrennen lassen und Oxford gegründet. (Vgl. eine andere Oxforder Fälschung des 16. Jahrhunderts, Asser betreffend, in meinen *Gesetzen der Agsa* I, S. XXXVI.) Belesen in den Quellen des frühen Mittelalters und daher auch aus blofsem Stilgefühl befugt, die Identität eines Autors zu retten, der Keltologie nicht fremd und für die Geschichte von Wales erfolgreich bemüht, bemerkt Verf., wie Asser, als Kelte stets östlich blickend, Süden 'rechts' und Norden 'links' nennt, unter *Britannia* Wales und unter *Germania* Norwegen versteht. (Dieses Wort notierte ich aus anderen Wallisern, *Mon. Germ.* 27, 443 Z. 1.) Asser zitiert Gregors *Cura pastoralis*, zu deren Übersetzung er Alfred half, und wendet einen Gedanken aus der Vorrede zu dieser Übersetzung auf die Übertragung von Gregors *Dialogi* an. Wo er sich inhaltlich mit den Angelsächsischen Annalen deckt, ist aus rein philologischen Gründen sein Latein die Übertragung, nicht etwa das Original derselben. — Auch die Kritik der sonstigen Quellen trägt eigene Frucht, so die des Wendover; der Brief Fulks von Rheims an Alfred begegnet Zweifeln; das angelsächsische *Leben Neots* ist weit jünger als Ælfric. Die Erzählung im *Simeon*, Alfreds Matrosenschar sei 885 überfallen *cum dormiret*, entstand aus Verderbnis des Asserschen *cum domum iret;* dafs Alfred nach Jerusalem Almosen sandte, berichtet Wendover aus blofser Verderbnis des *Indea* (Indien) der Agsä. Annalen zu 'Jud[a]ea'. (Die Beherrschung Britanniens wird nach der Legende von Cuthberht dem Alfred versprochen: dieses Streben der Dynastie von Wessex war erst unter Eadgar alt genug, um sich eine so ehrwürdige Bestätigung anzumafsen.) Alfreds Gröfse scheint in seiner Zeit nur wenigen, vielleicht nur der Umgebung aufgegangen; im 12. Jahrhundert ist die Erinnerung an seine wahre Gestalt erstorben. (Vgl. meine *Gesetze* I, p. XLIII. Zu Alfreds Rolle in späterer Pseudohistorie vgl. meine *Leges Angl. s. XIII. in Londoniis coll.*, S. 16 ff., die ihm ein Unterrichtsgesetz unterschieben, vielleicht aus Alfreds durch Malmesbury zitierter Vorrede zur Pastoralübersetzung.)

Geboren sei Alfred 848, gestorben wahrscheinlich 900. Mir scheint gegen Pl. unmöglich, dafs Alfred seine Bekleidung mit Konsularinsignien verwechselte mit einer Königskrönung, oder dafs Papst Leo IV. von einem Gürtel und von römischem Titel schrieb, aber ein Diadem und eine englische Würde meinte.

Eine Scheidung Aethelwulfs von Osburh verwirft Pl. als unnütze Hypothese. Alfred konnte der Mutter die Gedichte *recitare*, d. h. 'laut

vorlesen' und nicht 'auswendig hersagen'. Judiths Heirat mit dem Stiefsohn glaubt Pl. nicht. Im Testament Alfreds betreffen die Verträge mit den Brüdern nur Privatgut, nicht die Thronfolge. Zu 871 wird die Zeitfolge der Schlachten und die Lage von Ashdown bestimmt; der geographischen Vorstellung hilft eine Karte mit Erklärung der Ortsnamen des 9. Jahrhunderts. Buttington (891) liege auf der Grenze von Salop und Montgomeryshire. Die Krankheit, an der Alfred litt, sei Blasenstein mit Mastdarmvorfall.

Für jede Einzelfrage wird man gern nachschlagen in den praktischen Indices dieses fleiſsigen Sammlers und Verbinders der Einzelheiten, die er aus verständnisvoller Quellenlektüre und aus urteilsfähiger Verwertung von Monographien, darunter recht vielen deutschen, schöpft.

Aber der Hauptwert des Bändchens besteht in den feinsinnigen literarischen Bemerkungen über Alfreds Schriftstellerei und die aus ihr erschlossene Sinnesart des Königs. Die Übersetzung der *Cura pastoralis* sei das früheste, die der *Soliloquia* das späteste der Werke; ihre Vorreden seien Prolog bezw. Epilog für des Königs gesamte literarische Tätigkeit. Freiere Behandlung sei kein sicherer Beweis für gröſsere Übung oder spätere Entstehung eines Werkes. Doch setzt er die Gesetze nur aus diesem Grunde später als den Anfang der nach 887 beginnenden Übersetzerarbeit und daher: 'wohl kurz vor 892 oder kurz nach 896'. Zu Gesetze, Einl. 49, 7, zitiert er als Parallele Orosius 48, 32, wie er denn oft lehrreich Stellen der Werke untereinander oder mit Geschichtstatsachen vergleicht. So könne Alfreds Kriegskunst aus Lektüre stammen; p. 155, 162 f. Dem Kriegsdienst der Mönche und der Priesterehe sei Alfred abgeneigt. Die Bæda-Übersetzung sei, trotz Mercischer Sprache des Archetypus, Alfredisch und falle zeitlich zwischen Orosius und Boethius. Ihr Stil experimentiere bisweilen bewuſst mit der Sprache nach lateinischem Muster. Zum Boethius lieferte vielleicht zuvörderst (nach Malmesbury) Asser eine Glosse (wie Notker eine hochdeutsche), die Alfred erst in Prosa übersetzte, um letztere dann in Verse zu bringen. Alfreds Autorschaft am Prosa-Psalter stützt Plummer durch eine Parallele zu den Angelsächsischen Annalen p. 149 und durch einen Anhalt dafür, daſs Malmesbury den Pariser Psalter als Alfredisch meinte. Die Angelsächsischen Annalen hält Plummer von Alfred 'inspiriert': ohne neue Argumente. Die zahlreichen Anmerkungen bergen manche feine Beobachtung: Bædas Stil sei beeinfluſst von Gregors *Dialogi*; p. 170.

Die *Appendix* ist des Verfassers Oxforder Predigt nach Königin Viktorias Tode, worin er sie mit Alfred vergleicht. Fruchtbarer ist im Text der Vergleich Alfreds mit Karl dem Groſsen.

Berlin. F. Liebermann.

Björkman, Erik, Scandinavian loan-words in Middle English. Part II. (Studien zur englischen Philologie, hrsg. von Lorenz Morsbach. XI.) Halle, Max Niemeyer, 1902. M. 5.

Erfreulicherweise ist auf den ersten Teil dieses Buches (vgl. *Archiv* CVII, 412 ff.) ziemlich rasch der zweite gefolgt, so daſs es nun abgeschlossen vorliegt. Er behandelt diejenigen skandinavischen Lehnwörter, welche nicht durch lautliche Kriterien als solche festzustellen sind, ferner die allgemeinen Fragen, welche sich bei diesen Entlehnungen ergeben: nach der dialektischen Herkunft der Lehnwörter und nach der Weiterentwicklung der skandinavischen Laute. Vorangeschickt ist eine historische Darstellung der Dänenniederlassungen, die wohl besser an der Spitze des ganzen Werkes stünde. Bei der Untersuchung des hier vorgelegten Materials zeigt sich, daſs nur die lautlichen Kriterien volle Sicher-

heit geben, von den übrigen aber die geographische Verbreitung im Mittelenglischen noch am ehesten Schlüsse erlaubt, wenn sie auch niemals völlig zwingend sind. Hier kommt also B. auf das weniger dankbare Gebiet, wo die Grenzen vielfach verschwimmen und die Entscheidung schwer wird. Jedenfalls mufsten aber auch diese Fälle in seinem Buch Aufnahme finden, um das Bild vollständig zu machen.

Bei Besprechung der allgemeineren Fragen vermisse ich die Erörterung eines Punktes, der gewifs von Interesse ist: in welchem Umfang die Lehnwörter über das Gebiet der eigentlichen Dänenniederlassungen hinausgedrungen sind, also auch den Südwesten, das alte westsächsische Gebiet, und den Südosten, Kent, erobert haben. Unzweifelhaft ist dies manchmal geschehen: ein Wort wie me. *greithen* kommt in allen Dialekten vor, und besonders gilt dies wohl von den Lehnwörtern, die schon in der altenglischen Zeit in die Literatursprache eingedrungen waren, wie *ȝriþ*, und offenbar durch sie über ganz England verbreitet wurden. Aber die Zahl dieser Fälle scheint nicht bedeutend zu sein, und es wäre von Interesse, einen Überblick über sie zu gewinnen. Allerdings müfsten für eine solche Studie die lebenden Mundarten sehr stark herangezogen werden, was aufserhalb des Themas Björkmans lag. Einen kleinen Versuch in dieser Richtung habe ich, von einer Bemerkung Kluges angeregt, *Angl. Beibl.* VIII, 39 ff. unternommen.

In manchen Einzelfällen hätte ich wieder schärfere Kritik an der Hand der Lautgeschichte gewünscht.

S. 243 ist me. *hōsten* vb. 'husten' und *hōste* sb., d. h. nach dem sonstigen Brauch B.s me. *họ̄sten* und *họ̄ste*, angesetzt, und danach wäre Abstammung sowohl aus ae. *hwóstan* als an. *hósta* möglich. Aber in Wirklichkeit sind die Verhältnisse anders und sehr schwierig. Diese Wörter führen zu ne. *hoast*, gesprochen *hōᵘst*, dessen *oa* mindestens im Substantiv zum erstenmal 1622 auftaucht (vgl. NED. s. v.), zu einer Zeit, wo das Wort auch in der Schriftsprache noch gebräuchlich gewesen zu sein scheint. Die ne. Form setzt somit me. *hǭst* voraus. Daneben nur mufs es auch ein *họ̄st* gegeben haben, das sich in dem heutigen schottischen *huist* spiegelt (NED. s. v.). Somit scheint die Ableitung von me. *host* sowohl von ae. *hwóstan* als auch von an. *hósta* ausgeschlossen; auch letzteres, denn an. *ó* ergibt sonst me. *ọ̄* (S. 296). Das ist doch höchst auffällig! Der Tatbestand erinnert an Fälle wie *post, host, coast* u. dgl., wo ein offenes romanisches *o* vor *st* im Englischen durch *ǭ* wiedergegeben wurde. Gibt es im Bereich des Skandinavischen eine Form, welche auf ähnliche Weise me. *hǭst* ergeben haben kann? Eine andere Möglichkeit wäre folgende. Auch in den nordischen Sprachen sind lange Vokale vor mehrfacher Konsonanz gekürzt worden. Kam nun etwa das Wort mit *ŏ* ins Englische und erfuhr dann *hŏ-sten* die übliche Dehnung des *ŏ* in offener Silbe? Kurzes *ŏ* konnte sich allerdings auch im heimischen Wort entwickeln (vgl. Morsbach S. 82), aber vor ihm wäre das *w* kaum geschwunden, und das Ergebnis wäre wohl **hwoast* gewesen. Auf diese Fragen mindestens hätte B. kommen sollen, vielleicht auch zu Antworten vorzudringen vermocht.

S. 299 findet er meine Ansetzung von me. *cǭpe* für me. *cope*, ne. *cope* 'handeln' (*Archiv* CVII, 323), 'somewhat doubtful': die neuenglische Lautung *ōᵘ* könne sowohl me. *ou* als *ǭ* wiedergeben, und ebenso seien in vielen Dialekten diese zwei Laute zusammengefallen. Aber die Schreibung *cope* ist von Lydgate an häufig belegt (NED. s. v.), und in der Zeit vom 15. bis zum 17. Jahrhundert, wo me. *ǭ* und *ou* in Schrift wie Lautung auseinandergehalten werden, kann sie nur me. *cǭpe*, nicht *coupe* bedeuten!

Es berührt mich seltsam, dafs die Hinweise, die sich aus den graphischen und lautlichen Erscheinungen des Früh-Neuenglischen ergeben, noch

immer häufig übersehen, ja beiseite geschoben werden. Ist das nicht ein Rest aus jener Zeit, wo man über der ziemlich gleichbleibenden Schreibung innerhalb des Neuenglischen die lautlichen Unterschiede zwischen dem 16. und dem 19. Jahrhundert völlig verkannte, und ist dieser Rest von Buchstabengrammatik unserer englischen Sprachwissenschaft würdig? Damit soll Björkman persönlich kein zu starker Vorwurf gemacht werden, wohl aber der Richtung, von der er sich manchmal beeinflufst zeigt.

Kehren wir wieder zu seinem Werk im allgemeinen zurück, so mufs ich durchaus mein schon über den ersten Teil ausgesprochenes Urteil bestätigen: wir haben ein tüchtiges Buch vor uns, das ein wichtiges Kapitel der englischen Sprachgeschichte in angemessener Weise behandelt und eine sichere Grundlage für weitere Forschungen bietet. Durch die dem zweiten Teil hinzugefügte Inhaltsübersicht und sehr ausführliche Register ist es auch leicht benutzbar geworden.

Graz. **Karl Luick.**

A. B. Gough, The Constance saga (Palaestra XXIII). Berlin 1902. 84 S. 8.

Gough läfst hier seinen Emare-Studien eine Untersuchung des ganzen Cyklus von Versionen folgen, welche sich wie die me. Emare-Romanze an die (von Professor Suchier nach der Heldin der verbreitetsten Version so genannte) Constance Saga anschliefsen.

Naturgemäfs zerfällt die ganze Abhandlung in zwei Teile: 1) Das gegenseitige Verhältnis der literarischen Versionen (S. 2—34), 2) die Beziehungen der Saga zur Geschichte (S. 34—83). Absichtlich beiseite gelassen wird die Erörterung der mythologischen Bedeutung der Saga.

Im ersten Teil kommt er zu dem Ergebnis, dafs der nordgermanische Märchentypus A die Vorlage des italienischen B einerseits, des baltisch-russischen C andererseits war, und versucht dann (S. 9) eine Rekonstruktion der Original-Märchenversion an der Hand der einzelnen Varianten. Hierauf stellt er diejenigen gemeinsamen Züge der verschiedenen literarischen Versionen zusammen, die nach seiner Ansicht zweifellos ursprünglich sind, und stellt so fest, dafs der literarische Originaltypus α^* sich, von einigen Plus- und Minuszügen abgesehen, eng an den Märchentypus A anschliefst (S. 11). Die weitere Gruppierung nach gemeinsamen Zügen ergibt, dafs α^* in zwei Untergruppen β^* und γ^* zerfiel: β^* (Suchiers 'type de l'ermite') mit den Versionen Of_1 und VM, γ^* mit MB, Mk, En, Ml, Tr, Da, Em, Hu und Vi. Die übrigen, schon von Suchier als Mischversionen erkannten Texte ordnen sich diesen beiden Gruppen ein (HC, Ys, Pec, Bu im ganzen zu β^*, Ol, Pen zu γ^*). γ^* wiederum zerfällt deutlich in zwei Typen: δ^* (Suchiers 'type du sénateur') und γ^*, deren jeder mehrere, in den auf S. 13 gegebenen Stammbaum eingezeichnete Untergruppen enthält. Im zweiten Hauptteil sucht Gough zu beweisen, dafs Typus β^* in Beziehung zur Offa- und Thrytho-Saga steht, Typus γ^* eine Form der Aella-Saga ist. Bei entschiedener Abweisung der Hypothese eines historischen Zusammenhanges mit Constantin II. von Schottland und Aulaf Cuaran von Northumbrien läfst er andererseits die Frage offen, ob schon das Original α^* der Constance Saga, welche indessen 'undoubtedly of Anglian origin' (vgl. S. 8) sei, mit einer der beiden anderen Sagas identisch war (vgl. S. 45 und S. 81).

Es sei mir gestattet, zu dieser Inhaltsskizze noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Auf S. 11 sagt Verfasser bei der Erörterung jener Originalzüge, die sich nur in der einen oder der anderen der beiden Hauptgruppen β^* und γ^* finden: 'Thus the hands are cut off as a punishment ... only in β'. Das Wesentliche ist nun meines Erachtens nicht, dafs die Hände

als Bestrafung abgeschnitten werden, sondern vielmehr die Verstümmelung an sich. Diese aber findet sich auch in ε^*, der einen Untergruppe von γ^*, und gehörte sicher γ^* an, wie denn die Weglassung dieses Zuges in δ^* von Herrn Gough sehr feinfühlend und treffend aus dem Charakter der Version δ^* erklärt wird. — Der Stammbaum, der sich schon auf S. 13 findet, wäre als Resultat der ganzen Erörterung über das gegenseitige Verhältnis der literarischen Versionen am Schlufs derselben besser angebracht gewesen. Die Gruppierung dürfte im allgemeinen richtig sein, wenn auch im einzelnen manches noch genauer bestimmt sein könnte, so z. B. das gegenseitige Verhältnis der drei Hauptversionen Of_1*, HC und VM der β^*-Gruppe. Gough leitet alle drei unmittelbar von β^* ab. Nun stehen aber Of_1 und *HC zusammen in einer ganzen Anzahl charakteristischer Fälle auf der einen Seite der Hs. VM auf der anderen gegenüber. So fehlen in VM im Gegensatz zu Of_1 und *HC die Züge 3, 17, 18, 19 und die Anspielungen auf Northumbrien, dagegen fehlen umgekehrt in Of_1 und *HC gegenüber VM Zug 21 und die Erwähnung der karolingischen Abstammung der Heldin; ebenso gehen Of_1 und *HC zusammen in der Angabe des Zeitpunktes der Verstümmelung (vor der zweiten Verbannung) gegen VM (vor der ersten!). Es ist demnach die Folgerung zu ziehen, dafs Of_1 und *HC eine gemeinsame Vorlage hatten, die erst ihrerseits aus derselben Quelle β^* schöpfte wie VM. — Bei der Aufstellung der Züge, die dem mutmafslichen literarischen Original zuzuschreiben sind (S. 12), haben meiner Ansicht nach die Züge 18 (die Heldin heiratet einen englischen König) und 19 (dieser kämpft gegen die Schotten) auszuscheiden. Dem letzteren gegenüber verhält sich auch Verfasser selbst zweifelhaft (vgl. S. 14 oben). Aber man wird beide nicht als Originalzüge betrachten können, da sie in der Gruppe β^* teilweise (VM), in der Gruppe ε^* vollständig fehlen, also auch γ^* nicht zuzuschreiben sind trotz Goughs Versuch (S. 18), dies zu tun. Ebenso findet sich die Beziehung auf Northumbrien nur in Of_1 und der Gruppe δ^*. Und so kann man eine Verbindung mit der historischen Tradition (Aella und Edwin, Offa und Cynethryth) mit Sicherheit nur für δ^* und jene, β^* untergeordnete, Version, welche die gemeinsame Vorlage von Of_1 und *HC war (s. o.), feststellen. In Anbetracht dessen scheint mir die oben citierte Ansicht des Verfassers von dem zweifellos englischen Ursprung der Constance Saga noch des Nachweises zu bedürfen.

Im übrigen sind Goughs Ausführungen sehr ansprechend und zum Teil aufserordentlich scharfsinnig. Besonders wertvoll und zuverlässig wird seine Arbeit dadurch, dafs er (mit Ausnahme von HC und einer unbedeutenden Prosaversion [1]) überall die Texte selbst heranzieht, die einschlägige Literatur stets kritisch benutzt, gelegentlich sogar recht erhebliche Berichtigungen anbringt und sein Urteil vorsichtig und wohlerwogen abgibt. Wenn Verfasser im Schlufswort bescheiden sagt, er habe wenig mehr getan, als 'to follow up some of the clues given by Suchier', so kann er andererseits desselben Dankes, den er mit diesen Worten seinem grofsen Mentor zollt, auch von seiten der anglicistischen Forschung sicher sein, der seine mühevolle und sorgfältige Abhandlung ein lichtvoller Führer auf den zum Teil recht dunklen Pfaden sein wird, welche unsere Saga im Laufe der Zeit eingeschlagen hat.

Allenstein. M. Weyrauch.

---

[1] Version Co wird noch im Appendix besprochen, so dafs auch die Anmerkung 1 auf S. 48 gestrichen werden kann. Weitere Corrigenda wären: S. 5, Z. 3 l. Hu statt πu; S. 5, Z. 11 Followed statt Folowed; S. 8, Z. 2 is statt in; S. 30, Z. 11 writing statt writting; S. 46, Z. 9 v. u. le statt la; S. 67, Anmerkung 1, Z. 5 would statt wold.

Max Grofs, Geffrei Gaimar. Die Komposition seiner Reimchronik und sein Verhältnis zu den Quellen (V. 819—3974). Strafsburger Diss. Erlangen, Junge, 1902. VI, 136 S.

Fleifsig und gewissenhaft geht Verf. Vers für Vers bis zum Jahre 975, fast ganz die Hälfte der Reimchronik, durch. Sehr häufig bessert er Martins und besonders Hardys Text durch Bevorzugung der bisher fälschlich unter den Strich verbannten Varianten, oft auch durch freie Konjektur. Doch auch wo der Text feststand, korrigiert er in recht vielen Fällen Martins Übersetzung. (Auch 2660 bessere: 'er [der Schänder; vgl. 2676] sterbe! Wenn die Schändung verstohlen geschah, will ich sterben', wie der lateinische Roman aus derselben Quelle sagt: *si mea sponte actum fuerit,* p. 336. Dieser Lateiner, ein Mönch, der York kennt, von einer erst dem 12. Jahrhundert geläufigen stilistischen und homiletischen Bildung, verwechselt den Northumbrerkönig Aella von 866 mit dem gleichnamigen Heiden und macht, wohl daher, das von den Dänen eroberte Angelnreich des 9. Jahrhunderts zu einem heidnischen: ein fürs 11. Jahrhundert wohl noch nicht denkbarer Fehler.) Grofs bestätigt, dafs Gaimars Quelle ein nördlicher Zweig der Angelsächsischen Annalen war, der zunächst zu E. vor dessen Peterborougher Interpolation, aber doch bisweilen dem älteren Ast DE näher stand (vgl. *Archiv* CIV, Anzeige Plummers). Er beweist dies buchstäblich hundertfach, wie er denn auch über 150 Beispiele bringt für Reimfüllsel. Wem dient letztere Genauigkeit? Die erstere begrüfst vielleicht der Historiker dankbar, der sein Gewissen beruhigen will, dafs er fürs 7. bis 9. Jahrhundert nichts aus der Chronik lernt. Aber dieser hätte doch lieber die sehr kurze Tabelle vor sich gehabt, auf der deutlich abzulesen wäre, wo Gaimar Eigenes oder aus anderen Büchern nicht Nachgewiesenes enthält. Hierzu gehören einige hagiologische Stücke; nur ein Teil davon kann zurückgehen auf die von Grofs erwähnte Heiligenliste (die sich anschliefst an die von mir edierten *Heiligen in England;* hierher kann Vers 1408 stammen). Unter den Sagen behandelt Grofs ausführlich die von Gormund, weniger die von Havelok. Die von Northumbriens Fall scheint mir erfunden zur Entschuldigung der Niederlage. Und dafs sie einen historischen Kern enthalten 'mufs', sehe ich nicht. Schon Palgrave nämlich (dann Keary *Vikings*) bemerkt, wie auch das Westgotenreich der Sage nach fällt, weil ein in seiner Gattenehre vom König beleidigter Edler zur Rache Fremde ruft. Und nicht vor 1100 hatte man den neuen, nicht nationalen Ursprung der erst um 1050 genannten *butsecarlas* so völlig vergessen, um einem Angeln von 866 den Namen *butsecarl* und das Amt der Seewache gegen Piraten mit Gaimars Quelle andichten zu können. Da auch der Lateiner den Ehemann *Seafar* nennt, eignet dieser Zug wohl der Quelle.

Grundsätzlich übergeht, wie Grofs ebenfalls in breitester Ausführlichkeit zeigt, Gaimar Sternerscheinungen und Kirchengeschichtliches. Dennoch trifft das Gesamturteil nicht zu, er wolle unterhalten, nicht unterrichten. Es kann sich zwar berufen auf jene Sagen. Aber sie sind doch mit der Hauptmasse des Stoffes nicht verschmolzen und haben sie nicht beeinflufst. Diese ist vielmehr eine Übersetzung von so eintönigen, trockenen Notizen, dafs deren Zweck nur gewesen sein kann, anglo-normannischen Adel, der unfähig war, Englisch oder Lateinisch zu verstehen, zu unterrichten über die Geschichte des neuen Vaterlandes; der Reim sollte die Speise schmackhafter machen. Seinetwegen allein irrt Gaimar absichtlich von den Annalen ab und hilft sich mit stereotypen Zusätzen dürftigster Erfindungsgabe. Dagegen einen Roman schreiben will er offenbar nicht. Jene Reimnot, Gedankenlosigkeit, historische Unwissenheit und arge Flüchtigkeit im Übersetzen — mehr wohl als Unkenntnis des Angelsächsischen, die sich aber auch belegen läfst — verschulden man-

chen Schnitzer im Inhalt.[1] Z. B.: Hinter Northumbrischer Geschichte vermerken die Angelsachsen den Tod Karls (d. Gr.); Gaimar schreibt: *Carle murust Ki Cumberlande avait eut*, vermutlich weil zu seiner Zeit diese Nachbarprovinzen Northumberland und Cumberland politisch verbunden waren. Einst meinte ich so Ungeheuerliches durch Emendation beseitigen zu sollen (*Deutsche Zeitschr. Gesch.* VII E 11, wo mehreres über Gaimar); aber jetzt finde ich dank Grofs ähnliches in Masse.

Aus den eigenen Zusätzen Gaimars bestätigt Grofs dessen Kenntnis von und Anteil an Lincolnshire (siehe zu 2582). Aber für dessen Persönlichkeit lassen sich vielleicht einige Züge mehr gewinnen: Stolz auf Tapferkeit der Franzosen zeigt Vers 3286; wenn der Dichter durch einen Kometen Könige, die Leibeigene quälen, bedroht werden läfst (1444), so billigt er damit die bauernfreundliche Politik der *Leis Willelme* 29; wenn er Priester in der Schlacht nur zum Beten erscheinen läfst (1087), so folgt er den Canones gegen Waffentragen des Klerus; an regulierte Chorherren war er so gewöhnt, dafs er zu 827 von *chanoines de abeies* faselt (2321); auf dem Yorker Stuhl safs für ihn allezeit ein Erzbischof; für angelsächsische Diözesen nennt er Kathedralen, die erst unter den Normannen ihr Zentrum wurden, setzt also Salisbury statt Sherborn. Die Ankettung von Büchern, für England hier vielleicht zuerst erwähnt, darf demgemäfs zwar nicht auf Gaimars blofses Zeugnis den Angelsachsen beigelegt werden, erschien aber 1150 nicht neu. Wenn er von Aelfred dem Gr. sagt, dank den vom Papst erhaltenen Reliquien *jamès par armes ne murrad*, so schwebt ihm Unverwundbarkeit aus der Sagenwelt vor. Wenn Eadward I. Mercien erwirbt, weil die Schwester es ihm nach Gaimar vermacht, so spiegelt dies wohl den Anspruch Wilhelms des Eroberers auf England aus dem Willen Edwards des Bekenners; die Thronfolge, erklärt Gaimar, sei zu seiner Zeit klarer als einst (2317); er meint, schon seit alters folge der Prinz *si com son pere devisa* (1572). Den Bretwalda macht er zum Lehnsherrn (2300); und die formelle Aufkündigung von Lehnstreue und Homagium erzählt er schon zu 860 (2683). Aus der Anarchie unter Stephan kennt er den Zustand: *En icel tens tel ert la lei: Ki force aveit, si feseit guere, A son veisin toleit sa terre* (2020). Gaimars niedrige Stufe als Geschichtsforscher ergibt sich aus der Vernachlässigung Baedas, den doch seine vier Zeitgenossen, die das 7. Jahrhundert schildern, fleifsig lesen. Doch neben den Angelsächsischen Annalen, die er zitiert als 'Buch von (d. h. angelegt zu) Winchester' (wie auch m. E. als 'Codex zu Washingborough', einem Besitztum Peteroroughs; vgl. *Neues Archiv ält. Dt. Gesch.* XVIII, 239), benutzt er einen mit Symeon von Durham gleichen lateinischen Text. Denn dreifache Übereinstimmung in zehn Versen (2542) mit Symeon kann nicht blofs aus zufälligem Reimfüllsel sich erklären; zu a. 937 bemerkt auch Grofs die Ähnlichkeit. Aber auch Alfreds Lesestudium mag daher kommen. Auf Florenz von Worcester können zurückgehen Vers 1277, 1292 (*en nofisme an = anno nono*), 1380, 1733. Gar zu oft, glaube ich, weist Grofs, was E fehlt, jenem verlorenen Annalenzweige zu, auch ohne dafs andere Zweige eine Spur bewahrt hätten. Umgekehrt wurde Gaimar benutzt durch Bromtons Kompilation, was Grofs fleifsig bestätigt. Dafs um 1150 eine amtliche Reichschronik zu Winchester lag, im Kerne mit den Angelsächsischen Annalen identisch, dafür reicht eines Gaimar Zeugnis nicht aus: er konnte leicht derartiges kombinieren. Aelfred nennt er, in bezeichnender Unklarheit, Veranlasser oder nur Besitzer der Annalen, nie Verfasser (3451, 2337). Er kannte sie verbunden mit Alfreds *Leis;* der einzige Annalenkodex, der auch diese Gesetze enthält, bietet aber einen anderen Text, als welchen Gaimar benutzte; vgl. mein *Gesetze der Angels.* I, S. XXIV 2.

---

[1] Die Mercier heifsen *Mercen(n)eis* nur durch den Gen. plur. auf *-na*.

In so treuer Arbeit hat Grofs sich um Gaimar verdient gemacht, dafs wir hoffen, er werde die stofflich und poetisch weit wertvollere zweite Hälfte auch behandeln und, wozu ihn seine philologische Kenntnis befähigt, das ganze Denkmal abschliefsend herausgeben. Bei jener oder dieser Arbeit könnte er leicht aus seinen vielen Einzelforschungen die für Geschichte und Literatur wichtigen Ergebnisse übersichtlich herausziehen.

Berlin. F. Liebermann.

Gustave Michaut, Les Époques de la Pensée de Pascal. Deuxième Édition revue et augmentée. Paris, A. Fontemoing, 1902.

Als der Verfasser dieses Buches im Jahre 1896 im sechsten Fasciculus der *Collectanea Friburgensia* den kritischen Text der 'Pensées de Pascal' veröffentlichte, schickte er seiner Ausgabe eine Einführung von 55 Seiten voraus und fügte eine chronologische Tafel hinzu, welche die Daten vom Jahre 1618, dem Hochzeitsjahr der Eltern Pascals, bis zum Todesjahre Pascals, 1662, enthält. Einen zweiten Anhang bildeten die 'Notes bibliographiques' im Umfang von etwa 10 enggedruckten Quartseiten, endlich folgten noch ein Avertissement, in dem sich der Herausgeber über seine Ausgabe verbreitete, und ein Übersichtsplan über die verschiedenen Gruppierungen der Pensées nach Étienne Périer und Sainte-Beuve, nach Madame Périer, nach Faugère und nach Molinier.

Diese Einführung erscheint hier in vermehrter, zum Teil umgeänderter Form und in handlicherer Gestalt wieder.

Das Buch zerfällt jetzt in zwei Hälften von annähernd gleichem Umfang. Die erste Hälfte entspricht der *'Introduction'* von 1896, doch ist eine übersichtlichere Einteilung in Kapitel und Abschnitte vorgenommen worden, und der Text selbst hat teils Änderungen, teils erweiternde Umarbeitung erfahren. In umfangreichen Anmerkungen findet man eine Reihe von Ergänzungen und Zusätzen, und es scheint in der Tat, dafs Michaut die seit 1896 erschienene Literatur über Pascal gewissenhaft ausgenutzt hat. Die umfangreichsten Erweiterungen des Buches gegenüber seiner früheren Form sind die sechs Appendices, die den Umfang eines kleinen Buches für sich in Anspruch nehmen.

Appendix I enthält das Tableau chronologique, von dem oben die Rede war, es ist aber über das Todesjahr Pascals hinaus bis zum Jahre 1897 fortgeführt worden und gibt in diesem neuen Teil, der 'chronologie posthume pour servir à l'histoire des œuvres de Pascal' ein Verzeichnis der seit 1663 erschienenen Ausgaben und Abhandlungen, die sich auf Pascal beziehen. Das letzte Datum in der Chronologie lautet 1897—19, was man nicht verstehen kann, und die erste Zahl ist das Datum 1617; in der Ausgabe von 1896 war 1618 als das Jahr der Vermählung von Pascals Eltern angegeben. Inhaltlich stellt sich das jetzige 'Tableau chronologique' als eine Verschmelzung der früheren Chronologie und der auf diese folgenden 'Notes bibliographiques' dar. Leider sind nun aber die bibliographischen Angaben des alten Verzeichnisses auch nicht entfernt mit Vollständigkeit in dies neue Verzeichnis herübergenommen worden, und man sieht nicht recht, von welchem Gesichtspunkt der Verfasser sich bei der Auswahl, die er getroffen hat, hat leiten lassen. Wenn Michaut seine 1896 erschienene Arbeit in neuer Form zugänglich machen wollte, und dies ist gewifs nur zu begrüfsen, so hätte er die neue Fassung so einrichten sollen, dafs man nun nicht mehr nötig hätte, beide Bücher nebeneinander benutzen zu müssen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn der Verfasser eine dritte Auflage in diesem Sinne umarbeiten möchte.

Appendix II enthält einen Abdruck der von Arnauld d'Andilly herrührenden 'Traduction d'un Discours de la Réforme de l'homme intérieur' des Cornelius Jansenius. Nach dem Ausspruch des Dom Clémencet trug

die Lektüre dieser Schrift viel zur Erhöhung der Frömmigkeit in der Familie Pascal bei — lorsque Dieu commença à y répandre ses bénédictions. Der Discours gehört also offenbar zu jenen religiösen Schriften, die man in Pascals Familie auf Anregung der Freunde La Bouteillerie und Deslandes mit Eifer las.

Einzelne Teile dieses Diskurses sind die Abhandlungen 'Des voluptés de la chair', 'De la curiosité', 'De l'orgueil'. Im Appendix III macht uns Michaut mit dem berühmten 'Augustinus' des Jansenius näher bekannt. Kann man Pascal nicht verstehen, ohne die Jansenistische Lehre zu kennen, und diese nicht, ohne vom 'Augustinus' wenigstens eine Vorstellung zu besitzen, so wird man dem Verfasser der vorliegenden Pascalstudie dafür Dank zu wissen haben, daſs er den Leser in einem besonderen Abschnitt mit diesem im allgemeinen wenig gekannten Werk vertraut macht.

Der vierte Appendix, 'Quelques Plans des Pensées', entspricht im wesentlichen dem 'Plan des Pensées' auf S. LXXXVIII ff. der früheren Fassung.

Der fünfte Appendix behandelt die 'Rhétorique' Pascals.

Der sechste und letzte Appendix enthält kritische Bemerkungen zu fünf neueren Arbeiten über Pascal, zu: Brunschvicg, Pensées et opuscules 1897, 1900 [2]; Lanson, Artikel 'Pascal' in der Grande Encyclopédie; Giraud, Pascal l'homme l'oeuvre l'influence 1900 [2]; Boutroux, Pascal 1900; Hatzfeld, Pascal 1901.

Ein alphabetischer Index bildet den Schluſs des ebenso lesbaren als lehrreichen Buches. Es wäre zu wünschen, daſs das Werk mit dazu beitrüge, das Interesse moderner Leser einem Autor immer mehr zuzuwenden, mit dem man nie in geistige Berührung tritt, ohne sich bereichert zu fühlen und zu eigenem Nachdenken angeregt zu werden. — Einer besonderen Bemerkung bedürfen noch die künstlerischen Beigaben. In der Ausgabe von 1896 hatte der Verfasser in groſsem Format die Totenmaske Pascals en face und im Profil reproduziert. In das neue Buch ist nur das bedeutend verkleinerte Profil aufgenommen worden, daneben aber bringt der Verfasser als Zugabe noch die Reproduktion des bekannten Jugendbildnisses, von dem allerdings das in Petit de Jullevilles Literaturgeschichte (IV 1 nach pag. 588) wiedergegebene Kupfer Edelincks eine unverhältnismäſsig bessere Vorstellung gibt. Vor dem Titel ist das Abendmahl von Phil. von Champaigne reproduziert. Einer der Jünger zeigt Gesichtszüge, die denen Pascals nicht unähnlich sind. Eine Anmerkung auf S. VIII gibt näheren Aufschluſs über dieses merkwürdige Zusammentreffen.

Greifswald. F. Heuckenkamp.

F. Gohin, Les transformations de la langue française pendant la deuxième moitié du XVIIIe siècle (1740—1789). Paris, Belin, 1903. 8° de 400 p.

Jusqu'en 1740 environ, les puristes, continuateurs de Vaugelas, soutenaient avec obstination que la langue française, telle que l'avaient faite les grammairiens et les grands écrivains du XVIIe siècle, devait être considérée comme fixée et ne pouvait admettre aucune modification: cette doctrine était partagée par un bon nombre d'écrivains. En 1789, la Révolution allait violemment jeter dans la circulation un grand nombre de termes nouveaux et de métaphores jusqu'alors inconnues. Entre les deux dates, s'opèrent dans la langue des transformations pacifiques, et d'autant plus intéressantes, dues aux progrès des sciences, à la diffusion de la 'philosophie', aux théories des encyclopédistes et des néologues, et à d'autres causes encore.

'Prétendre immobiliser la langue littéraire et la langue usuelle — dit

excellemment M. Gohin, p. 221 — c'était oublier que, si la syntaxe admet une fixité parce qu'elle est comme la logique de la pensée, les mots sont la pensée même et que la vocabulaire suit et subit les variations des sentiments et des idées.' Les *philosophes*, pénétrés de *l'esprit classique*, n'avaient aucune raison de toucher à la syntaxe consacrée; mais ils voulaient faire des mots du vocabulaire, augmentés, ordonnés rationnellement par familles, définis avec rigueur, un instrument de conquête et de domination; d'autres influences se joignirent à la leur, et le vocabulaire fut, en effet, modifié d'une façon considérable. Ce sont ces modifications qu'étudie M. Gohin dans un livre solide, clair et attachant, qui est une excellente contribution à l'histoire de la langue française.

Ce livre est divisé en deux parties: à la fin, un lexique méthodique, où les mots et les métaphores dont la langue s'est enrichie pendant la période étudiée sont (non pas tous, sans doute, mais au moyen de spécimens nombreux et caractéristiques) classés et étudiés avec un grand soin; — au début, une longue introduction qui, sous ce titre particulier: *Doctrines et Tendances*, passe en revue les théories et l'histoire des néologues, l'aide prêtée aux néologues par l'Académie française, la façon dont se sont créées les métaphores nouvelles, l'extension des sens des mots, les emprunts à l'ancien français, au langage populaire, aux langues techniques et aux langues étrangères.

Résumer d'une façon claire et utile un travail aussi copieux et aussi précis à la fois demanderait trop de place, et je me garderai de l'entreprendre. Je me contenterai de signaler dans le première partie ce qu'on ne s'attendrait peut-être pas à y trouver: de bonnes analyses du style de quelques grands écrivains du XVIII[e] siècle (notamment de J. J. Roussseau, p. 108 et suiv.); de fines remarques sur les rapports du mot propre et de la métaphore (p. 114) ou sur les extensions abusives du sens des mots (p. 122). En songeant aux déclarations tapageuses de Victor Hugo:

> Je suis un bonnet rouge au vieux dictionnaire ...
> Je nommai le cochon par son nom; pourquoi pas?

on remarquera les timides tentatives qui ont été faites par certains poètes pour mêler la langue familière à la langue noble (p. 156), le succès bruyant mais éphémère de la langue poissarde (p. 153), et finalement le triomphe de tendances nouvelles (p. 175): 'La langue populaire prend racine dans la langue noble qui se désagrège peu à peu; elle s'y développe comme la végétation puissante qui s'épanouit dans les ruines d'un palais abandonné et qui menace de les envahir.' En voyant quelle large place le vocabulaire français a faite aujourd'hui aux termes techniques, notamment aux termes d'art, et combien le style des écrivains récents se pique d'être pittoresque, on s'intéressera aussi vivement aux efforts que fait le XVIII[e] siècle pour revenir aux traditions du XVI[e] et pour inaugurer celles du XIX[e]. Encore vers 1780, Saussure croyait devoir expliquer les mots *glacier* et *chalet* (p. 201): on a fait du chemin depuis.

Dans la deuxième partie, on sera frappé par des expressions qui nous paraissent aujourd'hui nouvelles et qui n'ont pas moins d'un siècle et demi d'existence. On remarquera surtout d'intéressantes monographies (*égaliser, impasse, inhabileté, instable, souvenance, ragissement ...;* ou, pour ce qui concerne la signification des mots, *âge, aventure, caprice, costume, conséquent* ...) On notera les caractères saillants de la langue du XVIII[e] siècle: l'abondance des adjectifs devenus substantifs, les participes présents employé adjectivement, les substantifs abstraits, les verbes actifs employés comme neutres, etc.

Relevons, en terminant, quelques inadvertances ou quelques fautes d'impression particulièrement fâcheuses, comme il ne pouvait pas ne pas y en avoir dans un ouvrage de ce genre.

Les p. 44 et 45 donnent deux listes de mots qui prétendent se compléter l'une l'autre: *inactif* est dans les deux. — P. 49, l'omission d'un *que* et son remplacement par une virgule a introduit un non-sens dans une citation de Voltaire: 'C'est ce malheureux usage qui a un peu appauvri la langue et qui lui a donné plus de clarté *que* d'énergie et d'abondance.' — P. 95 n., une autre omission, celle de *moins*, a fait commettre un solécisme à Desmatis: 'Il en est beaucoup *moins* qui puissent ...' — P. 109 et 110, au lieu de: 'les reproches que Julie adresse à Wolmar (*Nouvelle Héloïse*, Part. II, liv. XV)', il faut lire: '... adresse à Saint-Preux ..., lettre XV.' — P. 157, *or* a été répété indûment dans ce passage: 'or, dans cinq vers des *Géorgiques* de Delille il relève *soc, traîneaux, rateaux, claie, van, madrier;* (or,) pourquoi n'est-on choqué d'aucun de ces mots?' — P. 168, le mot *décadence* de la ligue 20 s'est assimilé le mot *décence* employé par Rousseau l. 23: 'La déc(ad)ence, non moins sévère dans les écrits que dans les actions, ne permet plus de dire en public que ce qu'elle permet d'y faire.' — P. 72, il manque un chiffre II au sous-titre devant: 'les *dictionnaires*.' — P. 186, l. 20, le mot 'deuxième' manque dans: 'la moitié du siècle.' — P. 374, au mot *montre*, il faut: 'eût ... paru.'

A la p. 229, M. Gohin écrit: 'Sont précédés d'un astérisque les termes du *Lexique* qui n'ont pas été adoptés ou ne sont plus admis par l'usage'. Or, je vois precédés d'un astérisque *chuchotage, politiqueur, poursuiveur, tourmenteur, tresseur, trouveur, modifiable, partageable, diapré, brumeux ...;* je m'en tiens exprès aux premières pages du lexique, sans quoi j'aurais encore à citer *anti-constitutionnel* et bien d'autres du même genre, qui figurent dans un dictionnaire manuel de 1902 (celui de Larive et Fleury) et qui paraissent très usités. D'ailleurs, au mot *activer*, qui est aussi precédé d'un astérisque (p. 248), M. Gohin lui-même écrit: 'Admis par Ac. 1798, supprimé 1835. Est très employé aujourd'hui, bien que l'Académie ne l'ait pas rétabli dans son dictionnaire'. Si le mot est 'très employé', que signifie l'astérisque? Est-il dû à ce que l'Académie a l'air de le proscrire encore? mais alors pourquoi un astérisque devant *fonctionner* et *gauchement*, dont tout le monde use et qui ont été enregitrés par l'Académie en 1835? Pourquoi n'y en a-t-il pas, au contraire, devant *compassionner* ou *tempéramenteux*, que l'Académie ne connaît pas et dont je ne vois pas qu'on se serve beaucoup?

P. 304, M. Gohin étudie les 'verbes actifs qui s'emploient d'une manière neutre', et met dans sa liste *s'avertir* et *se résoudre*. Peut-on dire que ces réflechis actifs sont employés d'une manière neutre, parce qu'ils ne sont pas suivis d'un complément indirect?

Le livre de M. Gohin se termine par deux index qui seront fort utiles: celui des auteurs cités dans la première partie, et celui des termes cités dans le lexique.[1] Comme le lexique ne reprend pas tous les mots étudiés dans la première partie, il est fâcheux que cet index ne renvoie pas à la fois aux deux parties.

Montpellier. **Eugène Rigal.**

Prof. Dr. O. Thiergen, Methodik des neuphilologischen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1902. VI, 183 S.

Das Buch mutet einen etwas seltsam an. Wer es auf seinen allgemein klingenden Titel hin zur Hand nimmt, findet bald, dafs dieser Titel nicht recht zutreffend ist; es fehlt ein Zusatz wie: 'auf Grund der fremdsprachlichen Lehrbücher von Boerner und Thiergen,' ohne welchen man natürlich eine neuphilologische Methodik im allgemeinen, höheren Sinne er-

[1] Le mot *objet* est à la p. 292, et non à la p. 291.

wartet. Eine solche aber wird meines Erachtens in dem Buche nicht geboten.

Der Verfasser bestimmt zwar sein Werk in erster Linie für Anfänger und Anfängerinnen im neuphilologischen Studium resp. Lehrfache, aber selbst für solche Benutzer enthält das Buch des längst Bekannten und fast Selbstverständlichen so viel, als ob sie vorher keine volle höhere Schule absolviert hätten, ja, als ob ihnen kaum das durchschnittliche Mafs von gesundem, praktischem Menschenverstande zuzutrauen wäre. Was in fast jeder französischen oder englischen Grammatik oder in Leitfäden der Literaturgeschichte oder in anderen gewöhnlichen, bei jedem angehenden Neuphilologen vorauszusetzenden Hilfsmitteln steht, füllt nicht wenige Seiten des Buches. Selbst einige Bilder nach Hölzel und nach Rahn (A travers Paris et la France), wie sie vielfach bei Sprechübungen zugrunde gelegt werden, haben nebst daran geknüpften Sprechübungen und Vokabularien (p. 77—99) Aufnahme gefunden. Über sechs Seiten (p. 50—57) enthalten Auszüge aus Nagels französisch-englischem etymologischem Wörterbuche. Hier hätten doch blofse Hinweise oder ganz kurze Proben genügt.

Der Verfasser, welcher, wie wir erfahren, vor kurzem wieder in Paris gewesen ist, teilt uns (p. 13—16) auch seine ‘Sprachbeobachtungen’ mit. Wir sind es schon gewöhnt, dafs in Programmabhandlungen und Broschüren Fachgenossen, die einige Monate Urlaub in England oder Frankreich zugebracht haben, ihre fast immer vom Zufall abhängigen und lückenhaften Erfahrungen und Beobachtungen vor die Öffentlichkeit bringen. Was sollen aber solche Dinge in einer Methodik?

In der Vorrede heifst es, dafs die Methodik des neuphilologischen Unterrichts nichts anderes sein solle ‘als die Ausführung der Bestimmungen der neuen Lehrpläne vom Jahre 1901, Bestimmungen, die, wenigstens für die neueren Sprachen, von der Hand eines Meisters herrühren.’ Den letzten Teil dieser Behauptung wollen wir in aller Bescheidenheit und Zurückhaltung auf sich beruhen lassen, aber dafs die Methodik eines Unterrichts nur die Ausführung der von der vorgesetzten Behörde darüber erlassenen Bestimmungen sein soll, kann wohl kaum des Verfassers Ernst sein. Erkennt er keine bleibenden, in dem Wesen des Lehrgegenstandes selbst begründeten Gesetze an? Und sind nicht die jeweiligen und meist mehr äufserlichen Bestimmungen der Behörden ziemlich häufigem Wechsel unterworfen?

Während die mir vorschwebende allgemeine neuphilologische ‘Methodik’ über dem ‘Methoden’streit stehen würde, nimmt der Verfasser mit seiner sogenannten ‘vermittelnden’ Methode (die aber zur ‘direkten’ gehört, siehe p. 43) entschieden Stellung auf der Seite der Reformer und füllt wiederum nicht wenige Seiten mit Ausführungen, die nach dem nun zwanzigjährigen Reformkampfe den Reiz der Neuheit verloren haben und für diejenigen, die von ihrer Richtigkeit nicht überzeugt sind, durch die unverdrossene Wiederholung nicht überzeugender werden. Auf solche Methodenfragen, die in zahllosen Schriften mehr als genügend erörtert worden sind, hier noch einmal einzugehen, ist überflüssig und wäre vielleicht der kaum sich anbahnenden Beruhigung der Gemüter nicht dienlich. Wohl aber wird man sich nicht verhehlen können, dafs, wenn jeder wie der Verfasser verfahren wollte, wir zwar leicht eine ganze Bibliothek von speziellen Methodenbüchern, aber keine Methodik im eigentlichen Sinne erhalten würden. — Soviel um zu zeigen, warum das Buch einen etwas befremdlichen Eindruck auf den Leser macht, und dafs sein Titel nicht ganz zutreffend gefafst ist.

Was im übrigen den Inhalt betrifft, so werden nacheinander die Vorbereitung des Neuphilologen auf seinen Beruf, seine Arbeit, die verschiedenen Lehrmethoden vom Maîtresystem bis zu der vermittelnden Methode,

wie der Verfasser sie versteht, und der Lehrgang besprochen (in Aussprache, Rechtschreibung, Lesen, Sprachfertigkeit, Wortschatz, Grammatik, Synonymik und Etymologie, Lektüre, Entwickelung der Sprache, Land und Leute, Literaturgeschichte, Lernen und Rezitieren von Gedichten, Reden etc., Stil- und Aufsatzübungen). Zwar geht der Verfasser meist nicht sehr in die Tiefe und kümmert sich im allgemeinen wenig um Bedenken und Zweifel, wie sie besonders in Methodenfragen manchem aufsteigen können, aber die frische, muntere Art, wie der Verfasser seine Ansichten und Ratschläge vorbringt, wirkt anregend und hilft über manche Mängel des Werkel hinweg, und der ratbedürftige und ratsuchende Anfänger wird neben vielem ihm schon Bekannten doch auch eine Anzahl praktischer Winke finden, die ihm von Nutzen sein können.

Schlieſslich seien noch einige Kleinigkeiten erwähnt, die sich bei einer neuen Auflage leicht verbessern lassen. Wendungen wie: 'nur durch diesen Wink wird ein echt französisches Lesen und Sprechen erzeugt' (p. 34), oder: 'wir besehen uns eine jener Industriestätten, wie sie nur in England zu finden sind' (p. 46), oder: 'man glaubt nicht, wie dieses Mittel die Schüler anregt' (p. 66) sind dem Verfasser öfter, aber wohl nur in der Eile mit untergelaufen.

Weshalb sollte man in flüchtiger Rede nicht in *verre de vin* das *de* wie *d'* sprechen (p. 34)? In *tasse de thé*, welches vom Verfasser mit *verre de vin* unterschiedslos zusammengestellt wird, liegt die Sache anders: ein *e* zwischen gleichen oder verwandten Konsonanten verstummt nicht ganz. Darauf hätte hingewiesen werden können. — In betreff der Aussprache des *i* (ebenda) scheint mir die Angabe, dieser Vokal werde lang gesprochen, wenn er den Ton trägt, nicht zutreffend. Richtiger hieſse es wohl: das französische *i*, ganz gleich ob lang oder kurz, hat stets die Qualität oder Klangfarbe des langen geschlossenen *i* (wie in Miete). Ebd. Das *eu* soll z. B. vor *r* stets offen sein. Es hieſse deutlicher: vor auslautendem *-r* (*peur*), denn in Fällen wie *heureux* träfe die Regel nicht zu. Die an der betreffenden Stelle angeführten Laute oder Lautgruppen (*r*, *gle*, *ve*, *vre*) sollten ausdrücklich als Wortschlüsse bezeichnet werden. — Unter den stimmlosen Lauten (p. 36) fehlt durch ein Versehen *f*. — Wenn englisch anlautendes *th* (p. 39) nur in den der Aussprache nach einsilbigen Fürwörtern, Adverbien und Konjunktionen stimmhaft sein soll, warum ist es dann in *thither* stimmhaft? Man begegnet in Lehrbüchern dieser unzutreffenden Regel öfter. Die englischen Wörter, welche anl. *th* stimmhaft haben, sind sämtlich alte Demonstrativa. Danach wäre die Regel abzuändern. — Auf p. 39 spricht der Verfasser vom Haupt- und Nebenton. Seine Aussprachebezeichnung z. B. in *lă'titū'dĭnă'rĭən* läſst uns aber vergeblich einen klaren Bezeichnungsunterschied zwischen Haupt- und Nebentonsilbe suchen. — Von der Regel, daſs im Französischen der Ton im einzelnen Worte fast immer auf der letzten vollen Silbe liegt, werden (p. 44 Anm.) kurzweg *toujours*, *jamais* und *beaucoup* als Ausnahmen genannt. Aus dieser lakonischen Angabe könnte man entnehmen, daſs nur diese drei Worte den Ton auf die erste Silbe nehmen können, oder gar, daſs diese drei den Ton immer auf der ersten Silbe haben müssen? Auch hier wäre gröſsere Genauigkeit erwünscht.

Die Gesprächsmuster, p. 68—75, in denen der Lehrer vielfach recht kurz fragt, während der Mund der Schüler in erstaunlicher Weise überflieſst, und p. 121—140, wo vorwiegend das Umgekehrte der Fall ist, würden durch eine dies berücksichtigende Umarbeitung an Wahrscheinlichkeit gewinnen. — In der Skizze (p. 141 ff.) der Entwickelung der französischen Sprache, wie sie der Verfasser seinen Schülern in der obersten Klasse der neunjährigen Realanstalt französisch vorträgt, finden sich Wendungen wie: *cette langue adorable* (d. h. das Französische) oder: *notre 'oui'*, die zwar unverkennbar auf eine französische Quelle hinweisen, dem

deutschen Oberprimaner aber doch befremdlich klingen müssen. Solche kleinen Unachtsamkeiten ließen sich leicht beseitigen. Auch der entsprechende englische Abschnitt wäre hier und da noch verbesserungsfähig, z. B. p. 144: *Agricola only completed;* p. 145: *From the conquest of the country by the Normans, the Anglo-Saxon language disappeared;* und in sachlicher Hinsicht erscheint anfechtbar p. 147: *we are glad that this language* (d. h. das Englische) *opens to us the doors of every well-bred man in all parts of the world* (!?).

Gewinnen würde das Buch meines Erachtens auch, wenn darin nicht so oft und deutlich durch die Hinweise auf des Verfassers Lehrbücher sozusagen pro domo gesprochen würde, und vor allen Dingen, wenn der in diesem Werke überflüssige Anhang mit dem im großen und ganzen doch nur zur Empfehlung des betreffenden Buches dienenden Abdruck eines Vortrages des Herrn Oberlehrer Dr. Cossack (Dresden, Ges. f. neuere Philologie) über 'Ein Jahr Erfahrungen mit dem Lehrbuch der englischen Sprache von Boerner-Thiergen' ganz fortbliebe.

Nur wenige Druckfehler habe ich mir angemerkt: p. 50 frz. *naturer* mit natürlichen Eigenschaften begabt; p. 115 Hannover (englisch nur ein *n*); Caesar statt Cæsar; p. 147; Englisches Reallexikon von Klepper? p. 153: Samuel Jonson statt Johnson; p. 161: Irishmann statt -man.

Berlin. G. Tanger.

C. Steinweg, Schluſs! Eine Studie zur Schulreform. Halle a. S., Max Niemeyer, 1902. 48 S. 8.

Der Verfasser dieser Broschüre geht von dem wohl allgemein als richtig erkannten Grundsatz aus, daſs in der Schule keine Disharmonie der einzelnen Teile das Ganze stören dürfe, daſs alle Fächer untereinander im Zusammenhange stehen und nach einem Hauptziele streben müssen. Er macht auf die Gefahr aufmerksam, die den anderen Fächern, besonders dem Deutschen, erwächst, wenn in den neueren Sprachen mit einem solchen Hochdruck gearbeitet wird, daſs in der französischen und englischen Stunde von O II an Deutsch überhaupt nicht mehr gesprochen werden soll, und auf die Schwierigkeiten, die aus dieser Art des Unterrichts für Lehrer und Schüler erwachsen. Wollte aber die Universität den von den Reformern aufgestellten Forderungen willfahren, dann würde sie zur Handlangerin der Schule werden (S. 14).

Danach wendet sich der Verfasser einigen Hauptfragen des neusprachlichen Unterrichts zu und sucht im Hinblick auf das Ganze der Schule darzutun, wo die Reform segensreich wirken kann, wo aber nicht. Bei der Aneignung und Befestigung des Wort- und Phrasenschatzes spricht er über die Verwendung von Bildern und Lauttafeln und zeigt, daſs man nicht zu ängstlich bestrebt sein solle, die Muttersprache auszuschlieſsen, und jeder wird ihm recht geben, der aus eigener Erfahrung gesehen hat, zu welchen scherzhaften Miſsverständnissen es oft in der Schule kommt, wenn man die Schüler die Bedeutung einer unbekannten Vokabel will selber finden lassen, und welche Zeit gespart wird durch einen kurzen Hinweis auf das deutsche Wort. Auch die Methode Gouin und Bärwald, Neue und ebene Bahnen, werden gestreift, und es wird in verständiger Weise darauf hingewiesen, daſs man zugleich mit dem Wortklang auch das Schriftbild geben und sich anfangs an die Dinge der nächsten Umgebung halten soll. Schreib- und Leseübungen müssen mit dem gesprochenen Wort Hand in Hand gehen, und selbst das reine Vokabellernen braucht nicht langweilig und geisttötend zu sein.

Den hohen Wert der Sprechübungen erkennt der Verfasser voll an; denn sie allein und nicht der rein wissenschaftliche und grammatische Betrieb können die Beweglichkeit und Sauberkeit in der Lautbildung er-

zeugen. Sie müssen sich aber vorzugsweise an die Lektüre anschliefsen, um die sich alles zu drehen habe. Das rein Technische gehöre nicht in die Schule; denn was solle von den hunderttausend Dingen dem Schüler geboten werden, und der Zweck der Schule sei doch nicht, künftige Maschineningenieure oder Baumwollenindustrielle vorzubilden. Der Zweck der Konversation sei, den Schüler zu einem Urteil über das Gelesene zu führen, und wenn er dann noch seinem Standpunkte entsprechende Prosa oder schlichte Poesie inhaltlich wiedergeben und sich über die allergewöhnlichsten Tagesereignisse verständlich machen könne, so sei unsere Aufgabe hinsichtlich des Sprechenkönnens gelöst.

Das Studium der Grammatik ist auf der Schule für eine gedeihliche Spracherlernung ebenso notwendig wie in der Kunst ein eifriges Betreiben von Anatomie und Zeichnen. Der Verfasser zeigt in sehr klarer Weise (S. 32 f.) an einzelnen Beispielen (Konjunktiv, Präposition à u. a.), wie eine richtige Beschäftigung damit geistbildenden Wert haben und wie der Lehrer durch ein logisches Vorgehen den Inhalt der Regel zu innerer Anschauung bringen kann.

Mit Recht weist der Verfasser darauf hin, dafs eine stilistisch-musterhafte Übersetzung in die Muttersprache in den meisten Fällen sich wegen Mangel an Zeit von selber verbiete, dafs ein Übersetzen aber öfter als Kontrolle einzutreten habe. Aus dem blofsen Lesen könne man sich nicht genügend vom rechten Verständnis überzeugen. Auch das Übersetzen in die fremde Sprache sei nötig, da man an einer fremden Sprache alle Übungen vornehmen müsse, die zu ihrer Erlernung führen. Wenn die Lektüre allgemeine Geistesbildung mit besonderer Berücksichtigung der von uns national verschiedenen Anschauungs- und Gefühlsweise geben solle, so müsse sie auch die Kulturgeschichte mehr als die politische betonen; Beschreibungen von Paris und London aber geben uns keinen Begriff französischer oder englischer Eigenart, und ebenso wenig sei das der Fall bei technischen Büchern. Passende Chrestomathien, die ihren Stoff nicht aus Scheunen und Ställen zusammenfegen, seien auf der Unterstufe nötig, da man nicht gut gleich mit einem Schriftsteller beginnen könne. Sie sollten der Art der betreffenden Anstalt angepafst sein und auch in den Oberklassen neben der Lektüre des Schriftstellers Verwendung finden, da sie Beispiele bringen für Literaturgebiete, die nicht alle während eines Schulkursus zur Behandlung kommen können (S. 47).

Für die Lektüre wünscht der Verfasser, dafs trotz einer gewissen Freiheit der Selbstbestimmung, die dem Lehrer bleibt, doch eine gewisse Lektüre fest bestimmt werde, damit, wie im Gymnasium der Schüler von Cornel über Cäsar und Cicero zu Virgil und Horaz und von Xenophon über Demosthenes zu Homer und Sophokles geführt werde, er auch hier ein stufenweises Vorschreiten auf das Ziel der Anstalt finde.

Die kleine Broschüre mit ihrem reichen Inhalt und vorurteilsfreien Urteil sei jedermann aufs wärmste empfohlen.

Berlin. Ad. Müller.

Scholl, Dr. Sigmund, Guillaume Tardif und seine französische Übersetzung der Fabeln des Laurentius Valla. (Programm des k. Gymnasiums.) Kempten, 1903. 22 S. 8.

Das Neue dieses Aufsatzes beschränkt sich auf einige wenige Seiten, welche die kleinen Änderungen nachweisen — hauptsächlich Erweiterungen in Erzählung, Charakteristik und Motivierung —, die Tardif am Texte Vallas vornimmt: kleine Beobachtungen und Bemerkungen, deren Veröffentlichung sich etwas anspruchsvoll gibt. H. M.

Rousseau, Du Contrat social, nouv. édition avec une introduction et des notes explicatives par G. Beaulavon. Paris, Soc. nouv. de librairie et d'édition, 1903. 336 S. 8. Fr. 3.

Die erste *édition classique* des *Contrat social*. Sie gibt den Text der großen Ausgabe von Dreyfus-Brisac (Paris, Alcan, 1896) wieder, begleitet ihn mit Anmerkungen, welche den schwierigen Wortlaut deuten und den Gedankenzusammenhang erklären, und läßt ihm eine umfangreiche *Introduction* (S. 3—102) vorangehen, die Rousseaus politisches System, Ursprung und Wirkung seiner politischen Lehren in sehr kundiger Weise darlegt. Der Verfasser, Gymnasiallehrer in Caen, ist auch in der deutschen Rousseau-Literatur bewandert. Er hat eine sehr brauchbare Ausgabe geliefert.

H. M.

Voretzsch, Prof. Dr. Carl, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache zum Selbstunterricht für den Anfänger. Zweite Auflage. Halle, Niemeyer, 1903. XVI, 278 S. 8. M. 5.

Kaum zwei Jahre sind verflossen, seit dieses Elementarbuch zum erstenmal in die Welt gesandt worden ist. Die Gediegenheit seines sprachgeschichtlichen Inhalts, der neben lehrhafter Zusammenfassung gesicherter Forschungsresultate auch viel persönliche Forschung birgt, fand allgemeinen Beifall (cf. *Archiv* CVIII, 255—59); das didaktische Geschick des Verfassers trat augenscheinlich zu Tage, aber die induktive Methode, die er befolgt, begegnete Bedenken und Widerspruch. Das Buch hat diese siegreich überwunden. Daß es, in seinen Grundlagen unverändert, im einzelnen unter Berücksichtigung der Fachkritik verbessert, vor Ablauf von zwei Jahren in zweiter Auflage erscheint, beweist, daß viele die hier dargebotene Führerhand ergriffen haben, und ist ein erfreuliches Zeichen dafür, daß die sprachgeschichtlichen Studien nicht vernachlässigt werden.

H. M.

Adolphe Zünd-Burguet, Méthode pratique, physiologique et comparée de Prononciation Française. Paris 1902. 72 S. Dazu ein Heft Illustrationen.

Um mit dem *livret d'illustrations* zu beginnen, so ist davon nur Rühmliches zu sagen. Es enthält so gute Abbildungen vom Kehlkopfe und vom weichen Gaumen, wie man sie kaum in irgend einem phonetischen Lehrbuche findet. Außerdem bietet es dreizehn Tafeln mit zusammen sechsundzwanzig Momentphotographien des Kopfes einer jungen Pariserin, welche die einzelnen Vokale und Konsonanten artikuliert, so daß man eine sehr deutliche Anschauung von den verschiedenen Kiefer- und Lippenstellungen erhält. Den Anblick namentlich der letzteren erachte ich als äusserst lehrreich für alle, die sich eine gute Artikulation des Französischen aneignen wollen; es wird jeder, der z. B. frz. *i* nicht sauber hervorbringt, durch einen Vergleich seines im Spiegel wahrgenommenen Lippenbildes mit der Illustration sofort erkennen müssen, worin seine fehlerhafte Aussprache ihren Grund hat. Am Schluße findet man noch einmal auf Tafel 18 alle bei der Artikulation der Vokale und Vokalabstufungen eintretenden Mundstellungen (es sind nur die Lippen photographiert) in übersichtlicher Weise vereinigt. Eine erhebliche Ungleichheit ist mir zwischen Abbildung 5 und 54 aufgefallen, wo doch derselbe Laut artikuliert wird: die erstere entspricht für die Kieferlage nicht der Beschreibung im Text S. 3; die letztere ist die richtige.

Etwas weniger befriedigt hat mich der Text. Die Beschreibung der einzelnen Artikulationen ist zwar im allgemeinen zutreffend, klar und faßlich, auch fehlt es nicht an einigen guten praktischen Winken, doch ist auch manches zu bemerken, was man nicht gut heißen kann. Bei

der Behandlung des *a* ist es störend, dafs hier, wie freilich auch sonst bei französischen Phonetikern, das helle *a* als offenes, das dunkle *a* als geschlossenes bezeichnet wird. Wenn man Thudichum glauben sollte, und das scheint Zünd-Burguet zu tun, so wäre das Gaumensegel bei hellem *a* höher gezogen als bei dem anderen, und dann würde allerdings eine grofse Berechtigung zu obiger Bezeichnung vorliegen, allein abgesehen davon, dafs dies doch problematisch ist (nach meinen Beobachtungen wenigstens steigt das Gaumensegel bei dem einen *a* ebenso hoch wie bei dem anderen), wird man es gewifs als praktischer und anschaulicher erachten dürfen, die Mundöffnung zum Einteilungsgrunde zu machen, also das *a* in *âme* ein offenes, das *a* in *salle, part* ein geschlossenes zu nennen. Wenn übrigens bezüglich der Artikulation des offenen *a* gesagt wird (S. 5): *le voile du palais est modérément abaissé sur la partie postérieure de la langue*, so kann diese Ausdrucksweise leicht zu einer schiefen Auffassung führen; man mufs meines Erachtens von der Ruhelage des Gaumensegels ausgehen und sagen, es hebe sich etwas, und das gleiche gilt auch von dem S. 6 Bemerkten. Dafs bei der Besprechung des kurzen offenen *o* kein Beispiel mit betontem *o* wie *école, homme* angegeben ist, beruht wohl nur auf einem Versehen. Unter den Aussprachefehlern von Ausländern, welche zu den meisten Lauten registriert sind, finden sich einige, welche mit meinen Beobachtungen nicht übereinstimmen, z. B. wenn es heifst, dafs die Deutschen das *a* in *part* wie langes offenes *e* auszusprechen die Neigung haben.

Berlin. Schultz-Gora.

Französisches Übungs- und Lesebuch für Mädchenlyzeen und verwandte Lehranstalten. Von Johann Fetter und Rudolf Alscher. V Teile in 4 Bänden. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1902.

Die Errichtung humanistischer Lehranstalten für das weibliche Geschlecht auch bei uns ist nur noch eine Frage der Zeit, Realschulkurse für Mädchen haben schon längst ihre Lebensfähigkeit und selbst die Notwendigkeit ihres Bestehens durch fortwachsende Besuchsziffer nachgewiesen. Gerade für diese Anstalten ist es von allgemeinem Interesse, zu beobachten, wie in den Nachbarstaaten des Deutschen Reiches die Aufgabe der nspr. Vorbildung erfüllt wird. Ein treffliches Bild für das Frz. in Österreich gibt das vorliegende Unterrichtswerk von zwei erfahrenen Wiener Schulmännern, das durch seine Anlage und die Behandlung des Stoffes zu den guten Lehrmitteln zu zählen ist. Die Pensen sind auf fünf Jahre verteilt, Band I umfafst das erste und zweite, die drei folgenden je ein weiteres Lehrjahr.

Von Anfang an fällt auf, dafs die Verfasser sich eine vielseitige, sorgfältige Durchdringung des Stoffes haben sehr angelegen sein lassen, dafs das Augenmerk nicht ausschliefslich, auch nicht vornehmlich, unter Einbufse an grammatischer Gründlichkeit, auf Sprachfertigkeit gerichtet ist. Dagegen ist das Bestreben der Verfasser unverkennbar, die Schülerin durch vielseitige, formale und sachliche Verarbeitung des Pensums gleichmäfsig zur sprachlichen Herrschaft über einen Lesestoff wie zur sicheren Erkenntnis seiner grammatischen Erscheinungen zu führen. Das Lesestück mufs nach Anlage des Werkes von Anfang an in fünf bis sieben verschiedenen Behandlungen durchgearbeitet werden; es folgen gleichmäfsig aufeinander: Lecture — Exercice de mémoire — Exercice oral (formal: Laute, Flexion) — Exercice oral ou écrit (sachlich: Erläuterung des Lesestoffes oder schriftliche Beantwortung von Fragen aus seinem Bereich) — Exercice récapitulatif (Schlufsgespräch und Wiederholung mit freier Behandlung des umgebildeten Stoffes oder selbständige Aufzeichnung darüber). Wie lange diese Durcharbeitung fortzusetzen ist, unterliegt der Beurteilung des Lehrers, der nach der Beschaffenheit der Klasse bestimmen

wird, welche von diesen Übungen zur Erreichung seines Zieles die nötigste ist, und welche einer häuslichen oder privaten Beschäftigung anvertraut werden darf. Sicherlich ist diese fünf- bis siebenfache methodische Durchdringung des Stoffes vollständig bis ins dritte Lehrjahr fortzusetzen, wo erstens eine feste Grundlage bereits gewonnen sein muſs, zweitens die Sprachfertigkeit schon so weit gediehen sein muſs, daſs der gröſste Teil dieser Exerzitien in Kürze erledigt werden kann, drittens die Zunahme des Lesestoffes und seine vielfache Verarbeitung die Fortsetzung der elementaren Übungen wesentlich einschränkt. Bis zum Ende des dritten Lehrjahres, das mit der Elementargrammatik abschlieſst, haben daher die Verfasser die Arten der Verarbeitung von Lesestoff und Grammatik, zuletzt in vielfacher thematischer Behandlung, konsequent durchgeführt und zum Gebrauch für Schülerin und Lehrenden fertig gestellt. Denn auch für diesen fehlen von der ersten Lektion an nicht die Hinweise auf das, was jedesmal zu tun ist. Das Lehrbuch ist nicht zur Benutzung ohne Lehrer, d. h. zum ausschlieſslichen Selbstunterricht gedacht; doch kann die gut eingeführte Schülerin bald selbständig die methodische Durcharbeitung nach der Anweisung des Exercice oral bei jeder Lektion verfolgen lernen, dem Lehrer aber bleibt bei dem reichlich dargebotenen Arbeitsmaterial freie Hand, das nach dem Stande der Schülerinnen besonders Geeignete zur Übung zu nehmen, wenn er nicht das Durchexerzieren aller Arten der Übung für zweckmäſsig halten muſs.

Besonderen Wert haben die Verfasser darauf gelegt, das Lesebuch nicht zu einer Sammlung von Beobachtungen abstrakter grammatischer Spekulation zu machen. Freilich scheint ein propädeutischer Lautierkursus nicht ohne lange Aufzählungen durchführbar, wie es auch in diesem Unterrichtswerk der Fall. Dazu kommen Lauthieroglyphen und fremdartige Wortungetüme, dargestellt mit deutschen Lettern, zur Nachahmung der Aussprache. Aber diesen Cours préparatoire wird die Schülerin nur an der Hand des Lehrers durchmachen, der sie S. 2 pr°mjèrégsjèrßiß, dösjèmégsjèrßiß, tr^{u}asjèmégsjèrßiß bis S. 13 dusjèmégsjèrßiß sprechen lehrt. — Richtig wird S. 4 dumpfes e (e sourd) angenommen in l*e*, m*e*, t*e*, d*e*, c*e*; aber stumm soll es sein in ell*e*, donn*e*, un*e*, port*e*; le mat*e*lot (mătló), app*e*ler (ăplé); sogar S. 1 in la gar*e*, l'âm*e*, la lir*e*, die lă gār, lām, la līr bezeichnet werden; S. 4 wird le beurr*e* = bör mit sœu*r* = ßör zusammengestellt. Demgemäſs wird auch S. 3 pèr*e* mit pèr und ebenso mèr, frèr, sèt, ferner frès, mètr, rèn, rōs, sogar nòtr, wòtr, überall mit Übergehung des dumpfen e, bezeichnet. Der Name Auguste erscheint als ógüßt; hier wie bei donn*er*, das richtig mit donn*ez* und donn*é* zusammengestellt wird, vermiſst man eine Hauptregel über die Betonung. Wo hat pr°mjèrégsjèrßiß den Ton? -oi und -oy erscheinen nur als -^{u}a, -oin nur als -^{u}ẽ, also bois = b^{u}a, royaume = r^{u}ajōm, employer = ãpl^{u}ajé; loin = l^{u}ẽ, moyen = m^{u}ajẽ. S. 6 ist bei -ui, -uy essuyer = éßi^{ü}jé verdruckt. Ist also der Lautierkursus wohl verbesserungsfähig, so verdient die Einführung in das sprachliche Material durch die Übungen des Exercice oral wegen ihrer Zweckmäſsigkeit, Klarheit und Kürze gelobt zu werden. Hierbei erscheinen Lesestoff und zugehörige Grammatik auf derselben Seite, doch getrennt wie Politik und Feuilleton. Auch unterscheiden sie sich von Anfang an durch den Gebrauch des Deutschen: der Lesestoff und seine sachliche Verarbeitung über dem Strich erscheinen von Anfang an nur in der Fremdsprache. Auch schon in der ersten Lektion, die die ersten Regeln deutsch enthält, ist gleich die französische Fassung daneben gedruckt, die in späteren Lektionen allein erscheint, sobald die Schülerin die grammatische Terminologie beherrscht. So kann die untere Hälfte der Seite, die grammatische Abschnitte mit Verdeutschungen enthält, oder ganze Regeln und erläuternde Noten in deutscher Sprache nach Bedarf hinzugezogen werden oder völliger getrennter Verarbeitung überlassen bleiben.

Zur Belebung ihrer formalen Behandlung steht jederzeit der zugehörige Lesetext zur Verfügung, in unmittelbarer Nähe.

Diese Texte sind gerade für die drei ersten Jahre recht gut ausgewählt. Man findet gerade, was nicht als bloſse Versuchsstation für Flexionsübungen geschlechtslos und so häufig auch gestaltlos passiert, sondern was im Bereich des Erkennens bei Schülerinnen dieser Altersstufe lebendiges Interesse erregt; zunächst immer wieder aus dem Bereich des Hauses und der Familie, dann leichtere Stoffe aus den Realien, Geschichtliches, Naturgeschichtliches, Gedichte und Lieder mit beigegebener Sangesweise. Die Erfahrung, daſs die Lesestücke der zwei ersten Jahre, die viele formale Übungen erheischen, der Schülerin nur einen kleinen Schatz von Vokabeln und Wendungen zuführen, veranlaſste die Anlage eines Abschnittes für kursorische Lektüre, ohne Kommentar und ohne Grammatik. Er bildet also eine notwendige Ergänzung der zwei ersten Lehrjahre, indem er die Schülerin mit einem gröſseren Wortschatz bereichert und weitere elementare Spracherkenntnis fördert.

Dem dritten Lehrjahre fällt die Erweiterung und der Ausbau der Flexionslehre zu, dem vierten und der ersten Hälfte des fünften die Syntax. Die an den ersten Lehrjahren beobachtete Methode gründlicher formaler und sachlicher Durcharbeitung der vorgeführten Stoffe tritt auch in diesen Bänden zu Tage. Auch hier ergibt sich, daſs die Verfasser sich die Sache keineswegs leicht gemacht haben, daſs sie nicht durch leichte Stoffe den eigentlichen Schwierigkeiten aus dem Wege gegangen sind. Hier konnten zusammenhängende Stücke nicht immer ausreichen, ohne in zu groſse Breite zu führen; hier waren Mustersätze mit bestimmten grammatischen Erscheinungen zulässig und förderlich. Auſser den bisher gewohnten Übungen am Stoff tritt auch die Übersetzung aus dem Deutschen in Mustersätzen und zusammenhängenden Stücken in ihr Recht. Hierbei sind auch die Anfänge stilistischer Studien und die Beobachtung der Ausdrucksweise, wenn auch in bescheidenster Form, vorbereitet, indem zu einem französisch gegebenen ersten Teil eines Lesestückes die Fortsetzung als Übersetzungsaufgabe aus dem Deutschen erscheint, dessen bestimmte Fassung, ohne undeutsch zu werden, zu der französischen Ausdrucksweise hinleitet. Auch kommen dabei mancherlei Fragen der Wortbildung, Orthographie, Orthoepie, Gallizismen, Phraseologisches zur Verhandlung. — Den Abschluſs des Unterrichtswerkes bilden nach dem vorgesteckten Ziel, im zweiten Teil des letzten Bandes, die 'Sujets de rédaction' in vier Abschnitten, nämlich narrations, descriptions, traduction de pièces de vers en prose, lettres. Die Auswahl auch dieser Stoffe verdient Anerkennung.

Von gröberen Druckversehen glaube ich die durchgesehenen Bände und Stücke freisprechen zu können; freilich überwog bei der Durchsicht das Interesse für die dargebotenen Stoffe und ihre Verarbeitung. Bd. I, S. 72, Stück 15 las ich 'des jeunes pouss*e*' statt 'pouss*es*'; Bd. II, S. 55: 'appe*llé*' statt 'appe*lé*'; Bd. III, Inhaltsverzeichnis 22: 'Exercice généra*le*' statt 'généra*l*'.

Im ganzen betrachtet gibt das Werk Zeugnis von dem gewissenhaften Bestreben der Verfasser, auch den Lehrzielen der Mädchenlyzeen einen gediegenen Lehrgang zu geben, der für wissenschaftliche Studien eine gute Vorschule bildet.

Charlottenburg. George Carel.

Kühn und Diehl, Französisches Elementarbuch für lateinlose und Reformschulen. Mit 33 Illustrationen. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing, 1903. XXIV, 318 S. gr. 8.

Die beiden Reformer, deren Namen in den Kreisen der neusprachlichen Lehrerschaft einen guten Klang haben, geben mit dem vorliegenden Buche den

ersten Teil eines einheitlichen Unterrichtswerkes für lateinlose und Reformschulen, wozu sie auch die höheren Mädchenschulen rechnen. Als Fortsetzung ist gedacht ein Lesebuch und eine Grammatik mit Übungen für die mittleren Klassen, welche beiden Bücher auch schon in Vorbereitung sind.

Das vorliegende Elementarbuch ist bei den Knabenschulen für die drei unteren Klassen VI, V, IV bestimmt, bei den Mädchenschulen für vier Jahreskurse. Es enthält einen sehr reichlichen Stoff für die Lektüre, nicht weniger als 124 Seiten, eine Elementargrammatik von 55 Seiten und drei Teile Übungen von 15, 18 und 18 Seiten.

Was zunächst den ersten Teil, den Hauptteil des Buches, betrifft, so freue ich mich sagen zu können, daſs die 140 Lesestücke, denen sich 10 Gedichte und einige Rätsel anschlieſsen, für das kindliche Alter der Schüler und Schülerinnen, die das Buch benutzen sollen, durchweg gut und zweckentsprechend gewählt sind. Sie sind von groſser Mannigfaltigkeit, behandeln alle für die Kinder in Betracht kommenden Gedankenkreise, gehen meist von französischen Verhältnissen aus und sind durch fast immer gute Abbildungen angemessen verdeutlicht. Kinderlieder, Anschauungs- und Sprechstoff über die Schule, Haus, Stadt und Land, Jahreszeiten wechseln mit Erzählungen und erdkundlichen Unterweisungen; für Liebhaber sind zweieinhalb Seiten Lautschrift und 16 Melodien (zum Teil nach Walter) beigegeben. Überall ist das Bestreben zu erkennen und zu loben, den Stoff in verschiedenartigster, anregendster Form, unter anderem auch in Gouinschen Reihen, zu bieten, überall ist die weise Beschränkung auf das Notwendigste sichtbar und rühmenswert.

Wenn so, wie es sich gebührt, der Lesestoff, zu dem ein Wörterverzeichnis von 39 Seiten am Ende des Buches gehört, den Grundstock des Ganzen bildet, so halten sich die Grammatik und der Übungsstoff in bescheidenen Grenzen. Von der Grammatik, die verständig und knapp gehalten ist, wird das jeder billigen; weniger von dem Übungsstoff, der nach meiner Meinung viel umfangreicher hätte sein können und müssen. Haben die Verfasser gefürchtet, daſs dann der Umfang des Buches zu sehr hätte anschwellen können, so hätte anderwärts gespart werden müssen; ich fürchte, 18 Seiten Übungen werden sich für ein ganzes Jahr Quartaunterricht praktisch unzureichend erweisen.

Auf die in einigen wenigen Fällen vielleicht besser anders zu fassende Form einiger Regeln will ich hier nicht eingehen; das erscheint mir angesichts des überaus günstigen Gesamteindrucks des Buches kleinlich und unangebracht. Ich will nur meinem Bedauern Ausdruck geben, daſs das Buch den Lehrplan der Berliner Realschulen, die das Französische erst in Quarta anfangen und in Tertia (also in zwei Jahren) den Stoff der Elementargrammatik bewältigt haben müssen, nicht hat berücksichtigen können. Für diese Schulgattung mit ihrem um zwei Jahre älteren Schülermaterial läſst sich das Buch leider nicht empfehlen; für jüngere Knaben und Mädchen wird es ausgezeichnete Dienste tun.

Berlin. Emil Penner.

P. Petrocchi, La lingua e la storia letteraria d'Italia dalle origini fino a Dante. Roma, Loescher & Co. 1903. 304 S. 8. Lire 4.

Policarpo Petrocchi, der bekannte Verfasser des besten italienischen Handwörterbuches, starb ganz plötzlich am 25. August 1902 morgens zwei Uhr am Schlage, während er in seiner geliebten Heimat Cireglio im Pistojesischen in heiterem Frohsinn einem ländlichen Feste beiwohnte. Den Lieblingsplan seiner letzten Lebensjahre, auf Grund der neuesten Forschungen eine Geschichte der italienischen Literatur für die gebildete Lesewelt und die höheren Schulen zu vollenden, hat er nur zum kleinsten Teile ausführen können. Was er schrieb, veröffentlicht in dem vorliegenden Bändchen sein Freund Mario Menghini.

Im Unterschiede von anderen ähnlichen Werken greift Petrocchi, ehe er mit seiner eigentlichen Aufgabe, der Darstellung der italienischen Literatur, beginnt, weit aus, um seinen Lesern eine etwas genauere Vorstellung von dem Mittelalter und besonders vom dreizehnten Jahrhundert zu verschaffen. Die Einleitung behandelt auf 87 eng gedruckten Seiten den Ursprung der romanischen Sprachen und Literaturen, die Kultur des Mittelalters und die mittelalterlichen Literaturen, die älter sind als die italienische, die altfranzösische und provenzalische, und dem Kapitel 'Delle origini della nostra letteratura', das auf Seite 192 beginnt, gehen andere sechs Kapitel voraus, welche die sozialpolitischen, politischen und kulturellen Verhältnisse Italiens im dreizehnten Jahrhundert eingehend zur Darstellung bringen. Nur noch das achte und neunte Kapitel liegen dann vor: Il dolce stil nuovo und Dantes Jugend.

Die Ausführungen sind treffend und lebendig, und viele Anmerkungen, denen auch gewöhnlich das Biographische mit überwiesen ist, geben über einzelne Punkte, über die dem gebildeten Leser mehr zu erfahren erwünscht sein könnte, weiteren Aufschlufs. Einzelne Versehen, Ungenauigkeiten und auch Wiederholungen sind auf Rechnung der Umstände zu setzen, unter denen das Büchlein veröffentlicht worden ist. Sie sind bei einer neuen Auflage, die der gediegenen Arbeit zu wünschen ist, leicht zu beseitigen. In Hinblick auf eine solche will ich einiges hervorheben.

Vor allem sind die angeführten Büchertitel einer neuen Durchsicht zu unterziehen. Sehr oft ist ungenau zitiert, so dafs nur der Fachmann wissen wird, um was es sich handelt. Es mag noch durchgehen 'Cfr. Novati *Origini*, n. *Storia d. lett. ital.* del Vallardi' (S. 25), weil diese Sammlung von Literaturgeschichten in Italien allgemeiner bekannt ist. Man liest aber S. 29 z. B. 'Cfr. Graesse, Madden, Oesterley'; S. 36 'Cfr. G. Carducci, *Dello svolgimento della letteratura naz.* I. p. 33 e seg.', wo mindestens noch *Opere* vor I eingeschaltet werden mufste; S. 40 'Cfr. Lanson, *Hist. d. la litt. franç.* e Gaston Paris, *La litt. franç. au moyen âge'*, beides ohne Druckort und Erscheinungsjahr; S. 67 nichts als 'Suchier'; S. 178 'Cfr. Louandre, *Les artes* (sic!) somptuaires'; S. 208 'Cf. *Codice diplomatico, fasc.* I.' usw. An anderen Stellen fehlt die wichtigste Literatur, z. B. S. 12 Anm. die italienische Übersetzung von Meyer-Lübkes Italienischer Grammatik, Turin 1901; S. 53 Wechsslers Buch über den Graal. Bei Marie de France S. 55 vermifst man Warnkes Arbeiten, bei Bertran de Born S. 69 Stimmings Ausgaben; bei Folquet von Marseille S. 71, Guillem Figueira S. 72 und anderen Trobadors fehlt jede Literatur, beim Renart fehlen die Arbeiten von Voretzsch. S. 77 war es besser, die den Lesern zugängliche italienische Übersetzung der Schrift Paris' in der Biblioteca critica della letteratura italiana anzuführen. Zur frankoitalienischen Literatur S. 195 ist nur Bartoli, I due primi secoli zitiert, usw. Von sonstigen Dingen, die mir aufgefallen sind, erwähne ich noch in bunter Reihe einige. S. 5 Anm. heifst es, das Korsische gliedere sich den mittelitalienischen Dialekten an, während es doch zum Sardischen gehört. Die fremden Kolonien in Italien sind in derselben Anmerkung etwas summarisch behandelt; von den albanesischen ist gar nicht die Rede. S. 14 vorletzte Zeile wird für *trova* ohne weiteres *tropat* als Grundlage angesetzt und so auch S. 62, ohne Schuchardts *turbat* Erwähnung zu tun. S. 15 Z. 1 fehlt *giuoco, giòco, cuoco còco* nach *lògo*. S. 17 Z. 7 steht *edēre* statt *ĕdere*. S. 40 Anm. 1 ist die Herleitung von *oil* aus '*hoc* e *il* (questo, quello)' unklar, ebenso S. 66 Anm. 1. S. 44 Anm. 1 ist *troubadour* provenzalisch genannt, während S. 62 das Richtige steht. S. 62 vorletzte Zeile l. *tensos* o *contensos*. Zu den Hauptformen der provenzalischen Dichtung ebenda und S. 63 hätte man gern etwas aus der reichen Literatur gewünscht. Ist es nicht zuviel gesagt, wenn es S. 64 von der Liebe des Ritters zur Dame heifst: 'Entrava insomma tra i patti nuziali, come nel secolo XVIII, il cavaliere servente'? Zu Dantes *prose di romanzi* S. 69 Anm. wäre

Literatur erwünscht gewesen. S. 70 Anm. fehlen dem provenzalischen Texte zwei Verse, und er enthält mehrere Druckfehler (z. B. ba*n*dor, pa*nes*). S. 78 Z. 21 ist vor san Pietro wohl *con* ausgefallen. Das längste Fablel (zu Anm. 1 S. 77) zählt über 1300 Zeilen. S. 80 fehlt Anm. 1. S. 81 und 82 steht Ho*n*dan statt Ho*u*dan. S. 84 Anm. 1 gehört als Anm. 2 nach S. 83. S. 113 vorletzte Zeile l. *Harzburg*. S. 117 Z. 22 tilge das Semikolon. S. 171 scheint die veraltete Ansicht vertreten zu sein, dafs sich die christliche Basilika aus der heidnischen entwickelt habe, während man sie jetzt aus dem römischen Wohnhause entstanden annimmt. S. 192 hätte die toskanische Cantilena giullaresca Erwähnung verdient. Das S. 196 Z. 7 ff. über den Trésor Gesagte ist unklar; es ist augenscheinlich etwas ausgefallen. Dafs die Kapitel über die italienische Politik erst in Florenz hinzugefügt seien, ist mir jetzt noch zweifelhafter geworden, nachdem der Beweis erbracht ist, dafs sie nicht, wie man bisher annahm, selbständig sind, sondern eine Übersetzung aus dem Liber de Regimine civitatum des Giovanni da Viterbo. S. 199 wohl *Mostacio* statt *Mostaico*. S. 203 Anm. wird die *Vinuta di lu re Japicu* noch für echt gehalten. Das durfte nach De Gaetanos Beweisführung (Catania 1898) nicht mehr geschehen. S. 209 Anm. 1 gehört nach S. 208 und der auf Ciullo bezügliche Teil der Anm. 1 S. 208 nach S. 209. Der Verfasser des Decalogo (S. 217) ist jetzt bekannt, es ist Cola da Perosa. Zu Pateg S. 217 fehlen Literaturangaben, ebenso S. 218 in Uguccione; die Proverbia quae dicuntur super natura feminarum sind gar nicht erwähnt, dagegen die unsinnige Frage Torracas, ob Uguccione mit Uguenzonus Brina, der 1167 in einer Urkunde vorkommt, identisch sei. Die neue Literatur zu Barsegapè (Keller, Salvioni) fehlt ebenda. S. 220 im Texte l. Z. 1 *caluçen*, Z. 4 *el*. S. 221 ist *lox* im Texte Z. 4 verkehrt mit *luce* übersetzt; es bedeutet *lode*, Lob. S. 229 in der Bibliographie l. 1896 statt 1869. Ich glaube nicht, wie es S. 232 heifst, dafs im Tesoretto an verschiedenen Stellen Prosastücke eingeschoben waren, die jetzt verloren sind. Das sagt Brunetto auch gar nicht. Ebensowenig ist nach meiner Ansicht der Schlufs des Tesoretto verloren gegangen. Er wurde gar nicht geschrieben. Die im Erscheinen begriffene neue Ausgabe der Documenti d'Amore von Egidi ist S. 235 noch nicht erwähnt, vielleicht, weil zu spät herausgekommen. Bei der Intelligenza S. 237 fehlt Gellrichs Ausgabe. Es ist nicht ganz richtig, dafs die Magliabechianische Handschrift Compagnis Namen trägt. S. 238 Anm. 2 sähe man gern etwas Literatur angeführt. S. 247 konnte De Lollis Aufsatz zu Chiaro Davanzati im Supplemento I des Giornale storico della letteratura italiana (1896) erwähnt werden. Als Beatricens Todestag wird S. 259 Anm. der 9. Juni, S. 276 Z. 3 der 19. angegeben. S. 261 Anm. 3 wird mit Unrecht bezweifelt, dafs auch die Schwester Dantes mit unbekanntem Namen seine Stiefschwester war. S. 263 im Text Z. 6 von unten ist vor *Dante* wohl *Che* ausgefallen. S. 264 letzte Zeile l. *N*omina. Das Vorhandensein einer Tochter Dantes mit Namen Beatrice, das S. 285 als sicher angenommen wird, ist mir auch nach der Entdeckung der neuen Urkunde durch Bernicoli noch zweifelhaft. Beatrice kann der Name von Dantes Tochter Antonia als Nonne sein. Denn nur Antonia ist bekanntlich in der Verkaufsurkunde vom 3. November 1332 erwähnt. Von der Teilnahme Dantes an der Gesandtschaft nach Rom bin ich nach wie vor nicht überzeugt — und damit breche ich ab, um nur noch den Wunsch hinzuzufügen, dafs es der Verbreitung des Büchleins nicht schaden möge, wenn es ein Torso geblieben ist.

Halle. Berthold Wiese.

Verzeichnis

der vom 26. Juli bis zum 18. Dezember 1903 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

Trübner, Dr. Karl, Wissenschaft und Buchhandel. Zur Abwehr. Denkschrift der deutschen Verlegerkammer unter Mitwirkung ihres derzeitigen Vorsitzenden, Dr. G. Fischer in Jena. Jena, G. Fischer, 1903. 128 S. 8.

Theorie und Praxis. Antwort auf Dr. F. Büchers Denkschrift 'Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft'; bearbeitet vom Vorstande des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. Hamburg 1903, in Kommission bei Staackmann in Leipzig. 169 S.

Scripture, E. W., A record of the melody of the Lord's prayer. (Reprint from 'Die neueren Sprachen' for January 1903.) Marburg, Elwert. 36 p.

Scripture, E. W., Recent researches on the voice. (Reprint from The medical record, February 1903.) New York, W. Wood. 10 p.

Fiedler, A., u. E. Hoelemann, Der Bau des menschlichen Körpers. Kurzgefaſste Anatomie mit physiologischen Erläuterungen für den Schulunterricht. 8. verm. u. verb. Aufl. Ausgabe A: Für die Hand des Lehrers. Dresden, Meinhold, 1903. VII, 156 S.

The American journal of philology. XXIV, 3, whole no. 95.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde, IX, 4 [F. Branky, Zu den unglücklichen Tagen des Jahres. — C. Adrian, Das Halleiner Weihnachtsspiel, Schluſs. — A. Housotter, Beiträge zur Volkskunde des Kuhländchens, II: Hochzeits-, Tauf- und Trachtgebräuche. — L. Mlynek, Die Salzschnitzereien der Wieliczkaer Bergleute. — Kleine Mitteilungen. — Literatur].

Festschrift zur Begrüſsung der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, dargebracht vom Kollegium der Oberrealschule in den Franckeschen Stiftungen. Halle, Waisenhaus, 1903. 92 S. M. 1,60. [E. Regel, 'The life and death of Mr. Badman', by John Bunyan, a kind of novel. — R. Hoyer, Über die angeblichen Interpolationen im Coronement Looïs. — M. Hobohm, Victor Hugos Nachahmungen des afz. Epos und ihre unmittelbaren Quellen.]

Haym, R., Gesammelte Aufsätze. Berlin, Weidmann, 1903. VII, 628 S. M. 12.

Bibliographie der vergleichenden Literaturgeschichte, herausgeg. von A. L. Jellinek. Bd. I, Heft 1—4. 78 S.. Berlin, A. Duncker, 1903.

Musatti, Prof. Eugenio, Leggende popolari, terza edizione con nuove aggiunte. Milano, U. Hoepli, 1904. VIII, 181 S. L. 1,50. (Manuali Hoepli, seria scientifica, No. 341.)

Blümner, H., Das Märchen von Amor und Psyche in der deutschen Dichtkunst. 26 S. (S.-A. aus den Neuen Jahrb. f. d. klass. Altertum etc. Leipzig, Teubner. Bd. XI.)

Altendorf, K., Ästhetischer Kommentar zur Odyssee. Gieſsen, Roth, 1904. VIII, 79 S. M. 1,50.

Berg, W., Die Erziehung zum Sprechen. Leipzig, Teubner, 1903. 55 S. M. 1.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie. XXIV, 10, 11 (Oktober, November).

Modern language notes. XVIII, 7 [E. W. Fay, The word for nightingale in the Romance languages. — K. Hechtenberg, The new German orthography. — E. H. Broades, The redcross Knight and Lybeaus desconus. — W. A. Read, Keats and Spencer. — H. S. Canby, Pamela abroad. — Reviews].

Die neueren Sprachen .. herausgeg. von W. Vietor. XI, 4 [X. Ducotterd, Die graphische Darstellung des *imparfait* und des *passé défini*. Berichte. Besprechungen. Vermischtes]. 5 [K. Haag, Konsonantenlänge im Schwäbischen. Berichte usw.]. 6 [E. H. Tuttle, On english *ch* and *j* and other similar sounds. Berichte usw.].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde .. herausgeg. von Ed. Hoffmann-Krayer und J. Jeanjaquet. VII, 2 [A. Rossat, Chants patois jurassiens. E. Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel und Verwandtes. G. Züricher und M. Reinhard, Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern. F. W. Sprecher, Volkskundliches aus dem Taminatal. — Miszellen. Bücheranzeigen]. 3 [A. Daucourt, Traditions populaires jurassiennes. E. Hoffmann-Krayer, Neujahrsfeier im alten Basel (Schlufs). F. W. Sprecher, Volkskundliches aus dem Taminatal (Schlufs). Bücheranzeigen usw.].

Modern philology. I, 1 [G. L. Kittredge, Chaucer and some of his friends. — E. Flügel, References to the English language in the German literature of the first half of the 16th century. — F. S. Schelling, Some features of the supernatural in plays of the reigns of Elizabeth and James I. — J. D. Ford, Old Spanish etymologies. — S. N. Hagen, Origin and meaning of the name Yggdrasil. — B. Matthews, The mediaeval drama. — A. C. Brown, Welsh traditions in Layamons 'Brut'. — O. F. Emerson, Some of Chaucer's lines of the monk. — E. J. Dubetout, Romanticisme et protestantisme. — G. Hempl, Hickes's additions to the runic poem. — J. W. Hales, Milton and Ovid. — F. N. Robinson, A variant of the Gaelic ballad of the mantle. — J. Goebel, The authenticity of Goethe's Sesenheim songs. — E. E. Hale jr., The influence of theatrical conditions on Shakespeare. — F. B. Gummere, Primitive poetry and the ballad. — H. Bradley, The intrusive nasal in nightingale. — L. Wiener, Songs of the Spanish jews in the Balkan peninsula].

The journal of English and German philology. V, 1 [G. Flom, The gender of Engl. loanwords in Norse dialects in America. — A. S. Cook, Paradise lost 3, 7. — O. E. Lessing, Motive aus Schillers und Grillparzers Meisternovellen. — W. S. Johnson, Translation of O. E. Exodus. — G. H. Gerould, The sources of 'Venice preserved'. — A. S. Cook, A dramatic tendency in the fathers. — C. H. Haudschin, Die Küche des 16. Jahrh. nach Fischart. — G. H. Howe, The artificial palate. — L. Chamberlain, A source of Tennyson's 'Bugle song'. — Reviews].

Pafzkowski, W., Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Berlin, Weidmann, 1904. VIII, 296 S. Geb. M. 3.

Heintze, A., Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. 2. Aufl. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. VIII, 266 S.

Müller, Max, Wortkritik und Sprachbereicherung in Adelungs Wörterbuch. (Palästra XIV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 98 S. M. 2,80.

Schweizerisches Idiotikon ... XLVII. Heft (Band V. Bogen 32—41). Bearbeitet von A. Bachmann und R. Schoch, H. Bruppacher, E. Schwyzer. Frauenfeld, Huber u. Co., 1903.

Diederich, Benno, Von Gespenstergeschichten, ihrer Technik und ihrer Literatur. Leipzig, Schmidt u. Spring, 1903. XII, 354 S. M. geb. M. 5.

Bötticher, G., und K. Kinzel, Altdeutsches Lesebuch. Halle a. S., Waisenhaus, 1903. VI, 192 S.

Dollmayr, H., Die Sprache der Wiener Genesis. Eine grammatische Untersuchung. (Quellen und Forschungen 94.) Strafsburg, Teubner, 1903. 110 S. M. 3.

Wolf, L., Der groteske und hyperbolische Stil des mhd. Volksepos. (Palästra XXV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 161 S. M. 4,50.

Pfeiffer, C., Die dichterische Persönlichkeit Neidharts von Reuenthal. Paderborn, Schöningh, 1903. 98 S.

Byland, H., Der Wortschatz des Züricher Alten Testaments von 1525 und 1531, verglichen mit dem Wortschatz Luthers. Berlin, Schwetschke, 1903. VI, 84 S. M. 5,50.

Leykauff, A., François Herbert und seine Übersetzung der Metamorphosen Ovids. (Münchener Beitr. XXX.) 721 S. M. 3,25.

Zachariae, F. W., Zwei polemische Gedichte (1754, 1755), herausgeg. von O. Ladendorf. (Deutsche Literaturdenkmale No. 127.) Berlin, Behr, 1903. 20 S. M. 0,80 (Subskriptionspreis M. 0,60).

Goethe, W. v., Achilleis. Für den Schulgebrauch herausgeg. von G. Klee. Leipzig, Freytag, 1903. 48 S. Geb. M. 0,50.

Eckermann, Gespräche mit Goethe. Ausgewählt und systematisch geordnet, sowie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von J. Ohquist. Leipzig, Teubner, 1903. 105 S. Brosch. M. 1.

Holzmann, M., Aus dem Lager der Goethe-Gegner. Mit einem Anhange: Ungedrucktes von und an Börne. (Deutsche Literaturdenkmale No. 129.) Berlin, Behr, 1904. 224 S. M. 3,50 (Subskriptionspreis M. 3).

Bölsche, W., Friedrich von Hardenberg, genannt Novalis. Mit zwei Bildnissen und einem Briefe als Handschriftprobe. Leipzig, Hesse, 1903. 47 S.

Witkowski, G., Ludwig Tiecks Leben und Werke. Mit zwei Bildnissen und einer Handschriftprobe. Leipzig, Hesse, 1903. 93 S.

Müller, Wilhelm, Unpublished letters edited by J. T. Hatfield. (Reprint from American journal of philology vol. XXIV, No. 2.) Baltimore, The Lord Baltimore Press, 1903. 28 p.

Stümcke, H., Hohenzollernfürsten im Drama. Leipzig, Wiegand, 1903. XIV, 305 S. M. 5,50.

Bischoff, H., Heinrich Hansjakob, der Schwarzwälder Dorfdichter. Eine literarische Studie. Mit einem Bildnisse Hansjakobs. Kassel, Weifs, 1904.

Stoeckius, A., Naturalism in the recent German drama with special reference to G. Hauptmann. (Columbia Univ. diss.) New York 1903. 56 S.

Bischoff, H., Richard Bredenbrücker, der südtirolische Dorfdichter. Eine literarische Studie. Stuttgart, Bonz, 1903. 86 S.

Jenewein, A. R., Das Höttinger Peterlspiel. Ein Beitrag zur Charakteristik des Volkstums in Tirol. Innsbruck, Wagner, 1903. M. 1,60.

Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht. Leipzig, G. Freytag, 1903. Die deutschen Romantiker. Für den Schulgebrauch herausgegeben von H. Spiefs. 246 S. Geb. M. 1,50. — Lyrische und epische Gedichte des 19. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch ausgewählt von M. Heinrich. 292 S. Geb. M. 1,80.

Tumlirz, K., Deutsche Schulgrammatik. 4. umgearb. Aufl. Leipzig, Freytag, 1903. VIII, 232 S. Geb. M. 3.

Siepmann's German Series. Elementary. London, Macmillan and Co., 1903. 8. Geb. Das edle Blut von Ernst von Wildenbruch edited by Otto Siepmann. Text 42 S., dann Notes, List of strong verbs, Vocabulary,

Words and phrases for *viva voce* drill, Sentences on syntax and idioms for viva voce practice, Passages for translation into German. 43, 135 S. 2 s.

Rübezahl von Ferdinand Goebel edited by D. B. Hurley, M. A. Lond. XI, 173 S. 2 s.

Beiblatt zur Anglia. XIV, 10, 11 (Oktober, November).

Shipley, G., The genitive case in Ags. poetry. Johns Hopkins Univ. diss. Baltimore, Lord Baltimore Press, 1903. 125 p.

Luick, K., Studien zur englischen Lautgeschichte. (Wiener Beiträge XVII.) XI, 217 S. M. 6,80.

Beowulf. Mit ausführlichem Glossar herausgegeben von M. Heyne. 7. Aufl., besorgt von A. Socin. (Bibliothek der ältesten deutschen Literaturdenkmäler, III. Bd.) Paderborn, Schöningh, 1903. VIII, 298 S.

Dahlstedt, A., The word-order of the Ancren riwle, with special reference to the word-order in Ags. and Mod. Engl. Sundsvall, Sahlins boktryckeri, 1903. 48 p. 4.

Gower, Selections from the 'Confessio amantis' ed. by G. C. Macauley. Oxford, Clarendon Press, 1903. LI, 251 S. 4 sh. 6 d.

Unna, J., Die Sprache John Heywoods in seinem Gedichte The spider and the flie. Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 44 S. M. 1,20.

Fest, O., Über Surveys Virgilübersetzung, nebst Neuausgabe des 4. Buches nach Tottels Originaldruck und der bisher ungedruckten Hs. Hargrave 205 (Brit. Mus.). (Palästra XXXIV.) Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 128 S. M. 4,50.

Hesser, R., Leben Shakespeares. Berlin und Stuttgart, Spemann, 1904. XII, 411 S.

Jung, H., Das Verhältnis Th. Middletons zu Shakespeare. (Münchener Beiträge XXIX.) Leipzig, Deichert, 1903. 98 S. M. 2,80.

Lohff, A., George Chapmans Ilias-Übersetzung. Berlin, Mayer u. Müller, 1903. 113 S.

Jonson, Ben, The alchemist, ed. with introduction, notes and glossary by Ch. M. Hathaway. (Yale studies, A. S. Cook XVII.) New York, Holt, 1903. VI, 373 p. $ 2,50.

Butchart, St. F., Sind die Gedichte 'Poem on pastoral poetry' und 'Verses on the destruction of Drumlanrig woods' von Robert Burns? (Marburger Studien zur englischen Philologie, Heft 6.) Marburg, Elwert, 1903. 60 S. M. 1.

MacClintock, W. D., Some paradoxes of the English romantic movement. (The decennial publications.) Chicago, University Press, 1903. 19 p.

Wolf, M., Walter Scotts Kenilworth. Eine Untersuchung über sein Verhältnis zur Geschichte und zu seinen Quellen. Leipzig, Fock, 1903. 77 S.

Shelley, Adonais, ed. with introduction and notes by W. M. Rossetti; a new ed. revised with the assistance of A. O. Prickard. Oxford, Clarendon Press, 1903. VIII, 162 p.

Ruskin, John, Praeterita. Ansichten und Gedanken aus meinem Leben, welche des Gedenkens vielleicht wert sind. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Th. Knorr. Zweiter Band. Straſsburg, Heitz, 1903. 320 S. Geb. M. 4.

British authors. Tauchnitz edition. à M. 1,60.

Vol. 3666—67: A. u. E. Castle, The star dreamer.
„ 3668: L. Merrick, Conrad in quest of his youth.
„ 3669—70: F. Moore, Castle Omeragh.
„ 3671: H. Harland, The cardinal's snuff-box.
„ 3672: E. Oe. Somerville a. M. Ross, All on the Irish shore.
„ 3673: A. E. W. Mason, Miranda of the balcony.
„ 3674: M. Pemberton, The gold wolf.
„ 3675: E. F. Benson, The book of the months.

Vol. 3676: Fl. A. Stael, In the guardianship of god.
„ 3677—78: G. Fr. Atherton, The conqueror.
„ 3679: I. Maclaren, His Majesty Baby and some common people.
„ 3680: P. White, The countess and the king's diary.
„ 3681: A. T. Guiller-Couch, The adventures of Harry Revel.
„ 3682: H. S. Merriman, Barlasch of the guard.
„ 3683: H. Mathers, Griff of Griffithscourt.
„ 3684: Letters from a self-made merchant to his son.
„ 3685: M. Betham-Edwards, Barham Brocklebank, M. D.
„ 3686—87: E. Th. Fowler, Place and power.
„ 3688: H. Hasland, The lady paramount.
„ 3689: R. Kipling, The five nations.
„ 3690—91: R. N. Cares, A passage perilous.
„ 3692—93: H. J. Weyman, The long night.
„ 3694: R. Whiteing, The yellow van.
„ 3695—96: F. M. Crawford, The heart of Rome.
„ 3697: J. K. Jerome, Tea-table talk and the observations of Henry.
„ 3698—99: H. G. Wells, Mankind in the making.

Kron, R., Verdeutschungs-Wörterbuch der englischen Umgangssprache. Für die Reise und den Gebrauch bei der Lektüre, sowie beim Studium von 'The little Londoner' und 'English daily Life'. Karlsruhe, Bielefeld 1903. 203 S. Geb. M. 2.

Sattler, W., Deutsch-englisches Schulwörterbuch, mit besonderer Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und der Realien, mit Zitaten und einem alphabetischen Verzeichnis der englischen Wörter. Leipzig, Renger, 1903. 1. Lief. S. 1—96. M. 2.

Thomas, N. W., u. G. Krueger, Berichtigungen und Ergänzungen zum 2. Teil von Muret-Sanders' Enzyklopädischen Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache. (Neusprachl. Abhandlungen, herausgeg. von Klöpper, XIII.) Dresden u. Leipzig, Koch, 1903. VIII, 81 S. M. 2,20.

Boerner, O., Neusprachliches Unterrichtswerk. Engl. Teil: Lehrbuch der englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache, unter Mitwirkung von Frl. M. Ziegler herausgegeben von O. Thiergen. Ausgabe D für Bürger- und Mittelschulen. X, 202 S. — Hierzu: Grammatischer Anhang. 44 S. — Ferner: Grammatik und Vokabular. 126 S. Geb.

Sonnenburg, R., An abstract of English grammar with examination-questions, partly compiled from Adams, Angus, Allen and Cornwell, Lathane, Morris, Murray, Smart, Webster, John Earle, and others. 5th edition revised. Berlin, Springer, 1903. IV, 112 S. M. 1,20.

Bergmann, F., Leitfaden für den englischen Anfangsunterricht. 2. umgearb. u. verb. Aufl. Bremerhaven, Vangerow, 1903. 200 S. M. 1,20.

Hönncher, E., Praktischer Lehrgang der englischen Sprache als Vorbereitung auf die englische Handelskorrespondenz zum Gebrauch an Handels- und Realschulen, kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsschulen, sowie zum Selbstunterricht für Kaufleute. 2., vollständig neu bearbeitete Auflage. Berlin, Simon, 1904. VIII, 468 S. Geb. M. 4.

Plate, H., Lehrgang der englischen Sprache. Erster Teil, Unterstufe. 79. Aufl., bearbeitet von G. Tanger. Leipzig, Dresden und Berlin, Ehlermann, 1903. XI, 271 S.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag, 1903:

G. Hooper, Wellington. In gekürzter Fassung für den Schulgebrauch herausgegeben von A. Sturmfels. XII, 159 S., 5 Karten. Geb. M. 1,60. Hierzu ein Wörterbuch. 46 S. M. 0,50.

W. E. Lecky, English manners and conditions in the latter half of the XVIIIth century. Für den Schulgebrauch herausgegeben von G. Hoffmann. IV, 136 S., 2 Karten und 1 Abbildung. M. 1,50.

Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. M. 1,20; Wörterbuch M. 0,40:

No. 46: Sheridan, The school for scandal, erklärt von H. Hartmann. XII, 121, 40 S.

No. 47: Hughes, Tom Brown's schooldays, by an old Boy, erklärt von C. Reichel. XX, 114, 29 S.

No. 49: Macaulay, Lord Clive, mit Einleitung und Anmerkungen von R. Köhler. XVIII, 146, 47 S. Dazu eine Karte von Vorderindien.

Romania ... p. p. Paul Meyer. XXXII, Juillet, no 127 [H. Suchier, Recherches sur les chansons de Guillaume d'Orange (premier art.). — E. Langlois, Notes sur le Jeu de la Feuillée d'Adam le Bossu. — J. A. Herbert, A new ms. of Adgar's Mary-legends. — F. Lot, La Mesnie Hellequin et le comte Ernequin de Boulogne. — Mélanges: G. P., *Or est venus qui aunera.* — A. Thomas, Sur un vers du Pèlerinage de Charlemagne (405). — E.-S. Sheldon, *Dehé, dehait.* — A. Delboulle, *Beltrer; Loure, Loerre;* Origine de mot *sabrenas* ou *sabrenaud.* — A. Thomas, *geline.* — P. M., *Avoir son olivier courant; Chanjon,* enfant changé en nourrice; Charme en vers français. — Comptes rendus: E. Oder, Mulomedicina Chironis (O. Densusianu). R. Weeks, Aïmer le chetif (E. Langlois). J. Tiersot, Chansons populaires recueillies dans les Alpes françaises. — Périodiques. Chronique].

Revue des langues romanes. XLVI 4 [Kastner, Les grands rhétoriqueurs et l'abolition de la coupe féminine. — L.-G. Pélissier, Documents milanais. — Sarrieu, Le parler de Bagnères de Luchon. — Bibliographie].

Gesellschaft für romanische Literatur. Erster Jahrgang 1902, 2 Bände (Dresden 1903; Vertreter für den Buchhandel: M. Niemeyer, Halle a. S.):

Band 1: Hervis von Metz, Vorgedicht der Lothringer Geste nach alten Handschriften zum erstenmal vollständig herausgeg. von E. Stengel. I: Text und Varianten, XI, 479 S. 8.

Band 2: La leyenda del Abad Don Juan de Montemayor publicada por Ramón Menéndez Pidal. LXXIII, 63 S. 8.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur .. herausgeg. von Prof. Dr. D. Behrens. XXVI, 1 u. 3 (der Abhandlungen erstes und zweites Heft). [J. Haas, Über die Anfänge der Naturschilderung im franz. Roman: J.-J. Rousseau, B. de St-Pierre, Chateaubriand. E. Stemplinger, Ronsard und der Lyriker Horaz. Schultz-Gora, Malherbe's 'et, rose, elle a vecu ce que vivent les roses, l'espace d'un matin'. K. Glaser, Die Maſs- und Gewichtsbezeichnungen des Französischen (I).] 2 u. 4 (der Referate und Rezensionen erstes und zweites Heft).

Revue de philologie française .. p. p. L. Clédat. XVII 3 [J. Désormaux, Mélanges savoisiens. J. Bastin, Remarques sur quelques verbes pronominaus. L. E. Kastner, Différents sens de l'expression 'Rime léonine'. E. Casse et E. Chaminade, Vieilles chansons patoises du Périgord. L. Clédat, Questions de phonétique française. — Compte rendu: Polentz, des propositions relatives (H. Yvon)].

Revue des études rabelaisiennes, I 2. Paris, Champion, 1903. 64 S. [A. Lefranc, Les lettres de Rabelais dans les collections Fillon et Morrison et notre fac-simile (5 Quartblätter Faksimile). — J. Boulenger, Etude critique sur les lettres écrites d'Italie p. Fr. Rabelais. — A. Lefranc, Un prétendu V^e livre de Rabelais (2. Artikel). — H. Vaganay, La mort de Rabelais et Ronsard. — Compte rendu; Chronique; Questions; Réponses].

Bulletin de la Société des Professeurs de langues vivantes de l'enseignement public. Première année 1903. — Les adhésions doivent être adressées accompagnées d'un mandat de 6 francs à M. Masquillier, Professeur au Lycée Rollin, 4 rue Lallier, Paris 9e.

Journal des demoiselles, revue bi-mensuelle, instructive et amusante, paraissant le 1er et le 15 chez Renger'sche Buchhandlung à Leipzig. Directeurs: Dr. Fr. Lotsch, prof. à l'Ecole de jeunes filles et à l'Ecole normale d'Elberfeld et E. de Sauzé, directeur de l'Ecole Berlitz d'Elberfeld. Ière année [1903]. Preis pro Sem. M. 3.

Aucassin et Nicolete, texte critique, accompagné de paradigme et d'un lexique par H. Suchier, 5ème éd. partiellement refondue, traduite en français p. A. Counson. Paderborn, Schöningh, 1903. X, 132 S.

Tobler, A., Bruchstücke altfranz. Dichtung aus den in der Kubbet in Damaskus gefundenen Handschriften (S.-A. aus d. Sitzungsberichten der k. preufs. Akademie der Wissenschaften, hist.-phil. Klasse vom 29. Oktober 1903). [1. Zwei Bruchstücke der Chanson de geste von Fierabras; 2. Ein Bruchstück eines Lebens der h. Maria aus Ägypten; 3. Verse über die wunderbare Geburt Jesu.]

Jordan, Dr. Leo, Peros von Neeles gereimte Inhaltsangabe zu einem Sammelkodex. Mit Einleitung und Glossar zum erstenmal herausgegeben (S.-A. aus 'Romanische Forschungen' XVI, 2. Heft, 1903. S. 735—756).

Wurzbach, Dr. Wolfgang von, Die Werke Maistre François Villons. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgeg. Erlangen, Fr. Junge, 1903. 186 S.

Langlois, E., Recueil d'arts de seconde rhétorique. Paris, Impr. nationale, 1902. LXXXVIII, 497 S. 4. (Aus der *Collection de documents inédits sur l'histoire de France.*)

Schulbibliothek franz. u. engl. Prosaschriften aus der neueren Zeit, herausgeg. von L. Bahlsen und J. Hengesbach. Berlin, Weidmann, 1903: Abt. I, 49. Bändchen: Leroux-Cesbron, C., Souvenirs d'un maire de village (extraits), avec avant-propos de M. René Bazin. Edition scolaire annotée p. H. Klinghardt, professeur au Gymnase de Rendsburg, officier d'académie. IX, 155 S. M. 1,60.

Franz. und engl. Schulbibliothek, herausgeg. von Otto E. A. Dickmann. Leipzig, Renger, 1903:

Band 139: Journal d'un interprète en Chine par le comte d'Hérisson, ed. Prof. Dr. A. Krause.

Band 140: Récits d'aventures et expéditions aus Pôle Nord par Jules Gros, ed. L. Harberg.

Band 142: Une famille pendant la guerre 1870/71 par Mme B. Boissonnas, ed. M. Banner.

Freytags Sammlung franz. und engl. Schriftsteller. Leipzig 1904: Mme E. de Girardin, La joie fait peur, comédie. Für den Schulgebrauch herausgeg. von Hermine Reinke; mit Wörterb. IV, 66 S. M. 1.

Gerhards französische Schulausgaben. Leipzig, R. Gerhard, 1903: No. 13: Mme Valentine Parise, Vieille fille ou une vie utile, für das ganze deutsche Sprachgebiet allein berechtigte Schulausgabe von Wilhelmine Fricke. I. Teil: Einl. und Text, VI, 98 S., geb. M. 1,50. II. Teil: Anmerkungen und Wörterbuch, 36 S., M. 0,40.

Bibliothèque française à l'usage des classes. Leipsic et Berlin, Teubner, 1903. Sandeau, Melle de la Seiglière, p. J. Delâge. 135 S., mit einem Heft: Notes et répétiteur, 75 S.

Lacomblé, E.-E.-B., Histoire de la littérature française. Leipzig, Teubner, 1903. 107 S.

Engelhardt, Otto, Huon de Bordeaux und Herzog Ernst. (Inauguraldissertation, Tübingen.) Witten, C. L. Krüger, 1903. 54 S.

Hentsch, Alice-A., De la littérature didactique du moyen âge s'adressant spécialement aux femmes. Cahors, A. Coueslant, 1903. XIV, 248 S.

Nève, J. Antoine de la Salle, sa vie et ses ouvrages d'après des documents inédits. Suivi du Réconfort de Mme du Fresne, du Paradis de la Reine Sibylle etc. Paris, Champion, 1903. 289 S.

Soelter, Otto, Beiträge zur Überlieferung der 'Quinze Joyes de Mariage', mit besonderer Berücksichtigung der Handschrift von St. Petersburg. (Inauguraldissertation, Greifswald.) Greifswald, J. Abel, 1902. 83 S.

Dressler, Arnold, Die Chantilly-Handschrift der 'Quinze Joyes de Mariage' herausgeg. und erläutert. (Inauguraldissertation, Greifswald.) Greifswald, J. Abel, 1903. XX, 49 S.

Fleig, Arthur, Der Treperel-Druck der 'Quinze Joyes de Mariage'. (Inauguraldissertation, Greifswald.) Greifswald, J. Abel, 1903. XXX, 48 S. 8. [Nachdem F. Heuckenkamp vor zwei Jahren die Editio princeps der *Quinze joyes de mariage* neu abgedruckt hat (Halle, Niemeyer, 1901), folgt hier auf seine Anregung eine Wiedergabe des Trepereltextes mit einer einleitenden Untersuchung über den Wert dieses Inkunabel-Drucks, dem trotz seiner Lücken und Fehler textkritischer Wert zuerkannt wird. Gleich der Untersuchung Fleigs stellen sich auch die Soelters und Dresslers als etwas umständliche Vorarbeiten zu einer kritischen Ausgabe der alten Satire dar, die uns Heuckenkamp hoffentlich bald liefern wird.]

Hamel, A.-G. van, L'album de Louise de Coligny. 24 S. (S.-A. aus Revue d'hist. litt. de la France. Paris, Colin. Band X.)

Langheim, Otto, De Visé, sein Leben und seine Dramen. Marburger Inauguraldiss. Wolfenbüttel, Angermann, 1903. 110 S. 4. M. 3.

Nyrop, Kr., professeur à l'université de Copenhague, Grammaire historique de la langue française, Tome IIème. Copenhague, E. Bojesen, 1903. VIII, 453 S. M. 8.

Tobler, Adolf, Vom französischen Versbau alter und neuer Zeit. Zusammenstellung der Anfangsgründe. 4. Aufl. Leipzig, Hirzel, 1903. IX, 174 S.

Plattner, Ph., Leitfaden der französischen Sprache I. Karlsruhe, Bielefeld, 1903. 228 S. Geb. M. 2,40.

Nicolay, W., Elementarbuch der französischen Sprache für Handels- und kaufmännische Fortbildungsschulen. 2. umgearb. Aufl. Wiesbaden, O. Nennich, 1903. XI, 187 S.

Boerner, Dr. O., Bemerkungen zur Methode des neusprachlichen Unterrichts nebst Lehrplänen für das Französische. Begleitschrift zu Boerners neusprachl. Unterrichtswerk. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1903. 59 S.

Kühn, Dr. K., La France et les Français, herausgeg. von ... Mit 50 Illustrationen, 7 Kartenskizzen, einem Plan von Paris, einer Karte der Umgebung von Paris und einer Karte von Frankreich. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1903. XVI, 292 S.

Kühn, Dr. K., und Diehl, Dr. R., Lehrbuch der französischen Sprache. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1904. XII, 226 S.

Weitzenböck, Prof. Georg, Lehrbuch der französischen Sprache. Leipzig, G. Freytag, 1904. II. Teil. A. Übungsbuch mit 25 Abbildungen, einem Übersichtskärtchen von Frankreich und einem Plan von Paris. 4. durchges. Aufl. VI, 196 S. M. 2,50. B. Sprachlehre. 4. durchges. Aufl. 90 S. M. 1,50.

Zünd-Burguet, Adolphe, Das französische Alphabet in Bildern. Schüler-Ausgabe zu: Méthode pratique, phys. et comparée de prononciation française. Deutsche Ausgabe. Marburg, Elwert, 1903. VI, 50 S.

Seelig, Prof. Dr. Max, Methodisch geordnetes französisches Vokabularium zu den Hölzelschen Anschauungsbildern. 5. Aufl. (13.—17. Tausend). Bromberg, F. Ebbecke, 1903. 149 S.

Peters, J. B., Materialien zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische. Für Oberklassen höherer Lehranstalten. 3. umgearb. Aufl. Leipzig, A. Neumann, 1903. VIII, 128 S. kl. 8. M. 1,50.

Pernot, Alfred, Enseignement par l'aspect. Méthode Pernot. Leçons de Choses et Grammaire. Esslingen-Allemagne, J. F. Schreiber [1903]. 143 S. Geb. M. 3.

Georgiadès, Georges, Vademekum. Die unregelmäſsigen Verba der französischen Sprache .. zusammengestellt nach Larousse und Littré. Wien und Leipzig, Franz Deuticke [1903]. 64 S. K. 1,50.

Toreau de Marney, E. A., Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographischen) Zeichen, nach neuer Methode zusammengestellt. Leipzig, E. Haberland, 1903. VII, 136 S. Geb. M. 2,50.

Rassegna critica della letteratura italiana pubbl. da E. Pèrcopo, F. Torraca e N. Zingarelli. VIII 1—4 [F. Torraca, 'Sopra Campo Picen'. G. Rosalba, Per Marc Antonio Epicuro. — Recensioni. Bollettino bibliografico. Annunzi sommari ecc.].

Società filologica romana:

Bullettino, Num. V (enthält u. a. Rajna, L'opera di G. Paris nella Société des anciens textes. F. Egidi, Un documento in volgare marchigiano del sec. XIV. Parisotti, Intorno alla leggenda di s. Giorgio). 47 S. L. 1,50.

Studj romanzi editi a cura di E. Monaci. I. in Roma, presso la Società 1903. 136 S. L. 6. [G. Bertoni, Le postille del Bembo sul Cod. Provenzale K. — S. Pieri, Appunti etimologici. — A. Parducci, La leggenda della nascita e della gioventù di Costantino Magno in una nuova redazione. — P. Toldo, Sulla fortuna dell' Ariosto in Francia. — V. Crescini, Ancora della voce *Garda*. — Notizie.] — Questi 'Studi romanzi' non sono che la continuazione degli 'Studi di filologia romanza' i quali hanno cessato la loro pubblicazione col fasc. 26.

Voſsler, Prof. Dr. Karl, Die philosophischen Grundlagen zum 'süſsen neuen Stil' des Guido Guinicelli, Guido Cavalcanti und Dante Alighieri. Heidelberg, C. Winter, 1902. VIII, 110 S.

Jordan, Dr. Leo, N. Machiavelli und Katharina von Medici (S.-A. aus 'Histor. Vierteljahrsschrift', 1903, 3. Heft, S. 339—356).

Bibliotheca italiana. Mit Anmerkungen in deutscher, französischer und englischer Sprache herausgeg. von A. Scartazzini. Davos, H. Richter, 1903. Erstes Bändchen: C. Goldoni, Un curioso accidente. Seconda ediz. rifatta e corretta da A. Scartazzini. 61 S. 8.

Pavia, Prof. Luigi, Grammatica spagnuola, sec. edizione riveduta. Milano, U. Hœpli, 1904. XI, 194 S. L. 1,50. (Manuali Hœpli, serie scientifica, No. 186.)

Hanſsen, Prof. Dr. Fr., Metrische Studien zu Alfonso und Berceo (S.-A. aus den Verhandlungen des Deutschen Wissenschaftlichen Vereins in Santiago, Band V). Valparaiso, G. Helfmann, 1903. 36 S. [I. Über den Rhythmus der Marienlieder Alfonso des Weisen. II. Zur Prosodie Berceos: Frage der Synaloephe, der Zweisilbigkeit von *rey, muy; die, dies;* zweisilbiges *dios.*]

Mendelkern, S., Russisches Elementarbuch in vier Abteilungen. Akzentuierte Texte nebst vollständigem Wörterbuch. Abt. III: Abriſs der wichtigsten Begebenheiten aus der russischen Geschichte. Leipzig, Haberland. S. 133—188. M. 0,75.

Teloni, B., Letteratura assira. Milano, U. Hœpli, 1903. XV, 267 S. und zwei Schrifttafeln. L. 3. (Manuali Hœpli, serie scientifica. No. 337 und 338.)



